FRANCKESCHE STIFTUNGEN

DFG

7. Sekundärliteratur

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.

Dalton, Hermann

Berlin, 1903

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downladed and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Visual Library

Daniel Ernst Jablonski

Hermann Dalton

B:99

Bibliothek der Missions-Anstalt
Francke'sche
Stiftungen
Halle (S.)

L. 99.


DANIEL ERNESTUS JABLONSKI
S. Theolog. D. S. Reg. Majest. Borussiæ à Consiliis
Sacris et Ecclesiasticis, Concionator Aulicus Primarius,
Unitatis Bohemorum in Polonia majori Senior,
Academiæ Scientiarum Berolinensis Præses,
Nat. A. S. R. MDCLX. d. 26 Novembr.

Daniel Ernst Jablonski.

Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin
vor zweihundert Jahren

gezeichnet von

Hermann Dalton.





Berlin.
Verlag von Martin Warneck.
1903.

B 99

Bibliothek der Missions-Anstalt
Francke'sche Stiftungen
Halle (S.)

Christliches Verlagshaus, Buchdruckerei, Stuttgart.

Dem späten Nachfolger Jablonskis

in der Stellung eines Oberhof- und Dompredigers

Herrn Generalsuperintendent D. Ernst Dryander

in herzlicher Liebe und Dankbarkeit
für so manche Stunde der Erbauung.

Ueber den erfolgreichen, unsre Zeit auszeichnenden Forschungen der christlichen Kirche während der ersten drei Jahrhunderte, ebenso der evangelischen Kirche im Zeitalter der Reformation ist die Geschichte unsrer Kirche nach dem dreißigjährigen Kriege stark in den Hintergrund der Betrachtung gedrängt worden. Und nun doch! Welch eine bedeutsame, ungemein fesselnde Zeit, deren langsam gereifte Früchte wir heute in Kirche und Staat genießen! Auf staatlichem Gebiet legt mit genialer Hand der Große Kurfürst die Grundmauern eines Baues, der vollendet das kläglich zusammengebrochene heilige römische Reich deutscher Nation als ein geeintes deutsches Reich unter Führung der evangelischen Hohenzollern neu erstehen läßt. Auf kirchlichem Gebiet vollzieht sich zu gleicher Zeit eine Wende, eine Art Nachreformation in der gesamten evangelischen Kirche von so tiefgehender, nachhaltiger Wirkung, daß wir sie heute noch zu spüren bekommen und unter ihrem Einfluß stehen. Wer unsre kirchliche Gegenwart richtig erfassen und würdigen will, hat sie in ihren Anfängen vor zweihundert Jahren kennen zu lernen. Da sind der Kirche der Reformation von ihrem unsichtbaren Haupte Aufgaben gestellt worden, an deren Lösung wir noch zu arbeiten haben.

Unter den auserwählten Rüstzeugen unsrer evangelischen Kirche an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts nimmt einen hervorragenden Platz die Persönlichkeit ein, deren fesselnde Gestalt die folgenden Blätter zeichnen wollen. Als Feldprediger unter dem Großen Kurfürsten ins geistliche Amt eingetreten, hat Jablonski in der hohen Stellung eines Oberhofpredigers noch die Huldigungspredigt bei der Thronbesteigung Friedrich des Großen gehalten. Wie kaum ein andrer unter den damaligen

Geistlichen war er befähigt und auch berufen, lebenslang mit unentwegter Treue und großem Geschick an der unsrer deutschen Kirche der Reformation im Lande der Hohenzollern gestellten Doppelaufgabe zu arbeiten, einmal dem unseligen Hader der beiden evangelischen Kirchen in dem gemeinsamen Hause der Reformation zu wehren und ihrer Union freie Bahn zu brechen, dann aber auch die vereinte evangelische Kirche stark und wacker gegenüber der siegreich vordringenden Gegenreformation zu machen, daß sie zum Schutz und Trutz der bedrängten und vergewaltigten Glaubensgenossen allüberall den ihr zugewiesenen Posten einer Vormacht der Kirche der Reformation auf dem Festlande einnehme und auch behaupte. Mit der Kirche seiner Zeit teilt ihr wackerer Sohn das Los, von uns Spätgebornen übersehen zu sein; seine Lichtgestalt ist für die meisten ins Dunkel der Vergessenheit selbst an der Stätte einer halbjahrhundertlangen reichgesegneten Wirksamkeit getreten. Der unmittelbar nach seinem Hinscheiden berufen und auch willig schien, die Züge des Vaters zu einem bleibenden Gedächtnis der Kirche festzuhalten, versäumte in seiner Gelehrtenstube die Zeit, vielleicht absichtlich, weil er der Persönlichkeit und auch dem Schauplatz ihrer Tätigkeit zu nahe stand. Den dann anbrechenden Tagen der Aufklärung gebrach das Verständnis für die von ihr abgelöste Zeit, auch die Lust, das mangelnde Verständnis zu gewinnen. Sie suchte und fand ihre Aufgabe auf andrem Gebiete; sie besaß nicht die selbstverleugnende Fähigkeit, sich liebevoll in eine ihr fremde Eigentümlichkeit und gegensätzliche Sonderart zu versenken. Als auch ihre Zeit im Gang der Geschichte vorüber und durch unsre evangelische Kirche und unser deutsches Volk eine neue, allbelebende Geisteserfrischung zog, da trat wieder vor das Gewissen der Wackersten in unsrem Volke die noch ungelöste Aufgabe der Wiedervereinigung der beiden Kirchen der Reformation. Der Eifer ihrer Durchführung war größer und auch berechtigter als die Lust, dem Leben der Glaubensmänner nachzuspüren, die ein Jahrhundert zuvor an dem gleichen schönen Werke gebetet und gearbeitet hatten. So blieb der treue Vorkämpfer der Union auch in den Tagen ihrer Einführung an seiner einstigen Wirkungsstätte vergessen.

In den letzten Jahren haben sich die Stimmen gemehrt, die auf Abtragung der Ehrenschuld drangen. Schwebel wies in seiner Geschichte der Stadt Berlin auf die Bedeutung des Mannes

hin und forderte ihre eingehende Schilderung. Der das Leben des Comenius geschrieben, der Dorpater Professor Kvacsala, sprach die wohlberechtigte Erwartung aus, daß die Akademie der Wissenschaften ihre zweihundertjährige Jubelfeier nicht ohne eingehende Darstellung des Mannes vorübergehen lassen werde, der den ersten Anstoß zu ihrer Stiftung gegeben, vierzig Jahre ihr tätiges Mitglied gewesen und auch in der trübsten, schwersten Zeit ihr die Treue bewahrt, daß er sie als Vorsitzender noch lebensfähig Friedrich dem Großen zu neuer Auferstehung übergeben konnte. Kvacsala selbst hat eine Reihe wertvoller Bausteine für eine Lebensbeschreibung des Enkels von Comenius geliefert. Professor Kleinert zeichnete in dem engen Rahmen, den die Realencyklopädie bietet, ein fein ausgeführtes, wohl getroffenes Bild der hervorragenden Persönlichkeit, dessen meisterhafte Ausführung den Wunsch nach einer eingehenderen Darstellung verstärkte, nicht beseitigte. Auch durch diese Zeichnung angeregt, sammelten sich in den letzten Jahren kirchengeschichtliche Studien über das achtzehnte Jahrhundert mehr und mehr um die lockende Gestalt, die es unwiderstehlich dem antut, der in treuer Liebe zu seiner evangelischen Kirche von der Notwendigkeit der ihr und uns gestellten und noch nicht gelösten Doppelaufgabe beseelt ist und mit dem sehnsuchtsvollen Wunsch der Mitarbeit an der Lösung dieser Lichtgestalt unsrer Kirche näher tritt. Und doch war ich zaghaft, mich an die so lange versäumte Lebensschilderung zu machen. Wird es nach zweihundert Jahren noch möglich sein, dem Manne auf all seinen Lebens- und Berufswegen nachzugehen, von welchem schon unmittelbar nach seinem Heimgang nur lückenhafte und reichlich mit Fehlern durchsetzte Mitteilungen verlauteten? Von den beschwerlichen und dann doch vergeblichen Fehlgängen beim Nachspüren ist nicht zu reden. Dem Unverdrossnen ist auch nach so langer Zwischenzeit doch noch gar mancher einsame Weg in entlegene Archive erfolgreich gewesen; er hat die Freude eines glücklichen Forschers genießen dürfen, die für viele erfolglose Bemühungen schadlos hält. Dazu grade bei Jablonski, dem durch Stellung und Befähigung eine so bedeutsame kirchenpolitische Rolle von den beiden ersten Königen in Preußen und ihren hochgerichteten Staatsmännern aus der Schule des Großen Kurfürsten zugewiesen war, die ungemein fesselnde Nötigung, sich mit der grade in jenen Tagen be-

sonders hochgespannten Wechselströmung zwischen Kirchen- und Staatspolitik der einzelnen Länder vertraut zu machen.

Ein Weiteres trat hinzu, das anfängliche Zagen zu überwinden. Fast ein halbes Jahrhundert war Jablonski Berliner Domprediger. Das Hauptteil seiner Lebensaufgabe fällt in diese Zeit; der einflußreichen Stellung am Dom als Hofprediger dankt er die tiefgreifende Wirksamkeit in Kirche und auch Staat. In der glänzenden Reihe der Hof- und Domprediger nun seit fast drei Jahrhunderten nimmt Jablonski einen hervorragenden Platz ein. Einem langjährigen Mitgliede der Domgemeinde, das den von Friedrich dem Großen errichteten Dom hat abbrechen, einen neuen Prachtbau hat aufrichten sehen, war es zum Einleben in seiner Gemeinde Bedürfnis, sich mit der Geschichte der Domgemeinde vertraut zu machen. Seltsamer, befremdlicher Weise besitzen wir noch keine Kirchengeschichte Berlins, auch nicht der Domgemeinde; ein empfindlicher Mangel, der das Heimischwerden in der Gemeinde, die Anhänglichkeit an sie erschwert. Grade eine eingehende Geschichte des Domes würde ein wertvoller Beitrag zur Geschichte unserer deutschen evangelischen Kirche bieten. Die Domgemeinde in der Reichshauptstadt ist — so will mich bedünken — zur Leistung dieses Beitrages verpflichtet. So soll ein einzelnes Blatt aus dieser Geschichte, das den Lebenslauf eines der bedeutendsten Prediger des Domes darzustellen versucht, das Scherflein eines Gemeindegliedes zur Leistung der Pflicht sein, vielleicht auch eine Anregung, daß jüngere Kräfte in der Gemeinde weitere Beiträge bieten. Denn auch einer evangelischen Gemeinde gilt der Wahrspruch, daß, wer eine Vergangenheit hat und sie in treuem, pietätvollem Gedächtnis bewahret, auf eine Zukunft hoffen darf.

Nun die vielen Blätter vor mir liegen, wäre es nicht zutreffender, sie unter der Bezeichnung ausgehen zu lassen: D. E. Jablonski und seine Zeit? Es würde mir anmaßlich erscheinen. Sie geben denn doch nur einen Ausschnitt der Zeit, in welche sein Leben fällt; sie schildern diese Zeit nur, insoweit Jablonski unter ihrem Einfluß steht, dank seiner Bedeutung auf sie einwirkt. Er lebte und wirkte in einer Zeit, in welcher die evangelische Kirche im Lande der Hohenzollern und unter der von ihnen angeregten aufquellenden Lebenskraft des jungen Staates berufen war, mächtig

in die Geschichte einzugreifen, in welcher er selber in hoher kirchlicher Stellung und durch das wohlverdiente Vertrauen seiner Könige herangezogen wurde, die Bedeutung der Kirche der Reformation im Leben der Völker zur Geltung zu bringen. Unseren Zeitgenossen ist das Bewußtsein dieser Bedeutung vielfach abhanden gekommen. Noch schmerzlicher berührt treue Söhne unserer evangelischen Kirche, daß weite Kreise unsrer Kirche wie unsres Volkes und zwar zur Rechten und zur Linken diese Einbuße für keinen schweren Verlust halten, der Volk und Kirche in den uns befohlenen Kämpfen verhängnisvoll werden kann. Den Einen ist in pietistischer Einseitigkeit die Bedeutung der Kirche der Reformation, ihre hohe Aufgabe mitten in der Welt entschwunden. Sie geben sich zufrieden mit dem persönlichen Verhältnis zu ihrem Heiland; ein kleiner Konventikel von Gleichgesinnten in enger Absonderung von der Welt genügt ihren bescheidenen Ansprüchen. Andre wieder, ob sie gleich Protestanten sich nennen, wollen außerhalb des Schattens unsrer Kirche der Reformation leben. Wofür die Väter unsres evangelischen Glaubens gelebt, gelitten, gestorben, ist ihnen fremd, gleichgültig geworden. Das haben sie alles als unnützen Ballast über Bord geworfen und sehen nun gelassen zu, wie die römische Kirche ihre Leute um sich schart, um wider unsere teuere evangelische Kirche anzugehen und Gewalt im deutschen Reich zu gewinnen. Was ist denn auch eine Kirche wert, welche die Heiligtümer ihres Glaubens preisgeben und ihre „Artikel göttlicher Majestät" und ewiger Wahrheit gegen ständig wechselnde Tagesmeinungen vertauschen will? Wahrlich, so war es nicht von dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern gewollt; sie dachten groß von ihrer evangelischen Kirche der Reformation und wiesen andre und höhere Zielpunkte dem Staate und dem Volke. So war es nicht gewollt von den besten Staatsmännern in Kirche und Staat in den Tagen unsres Jablonski. Die standen mit den Hohenzollern treu und unbeweglich fest in dem evangelischen Bekenntnis der Reformation und waren darum stark, treue und feste Wacht wider Rom und alle die zu halten, die unser gutes Bekenntnis der evangelischen Kirche anzutasten wagen.

Diese treue Wacht eines der tüchtigsten Hofprediger der Hohenzollern, eines der hervorragendsten Berliner Domprediger recht eingehend unter die Augen, aber auch vor das Gewissen unsrer heutigen

Domgemeinde und weiter unsrer deutschen evangelischen Kirche zu stellen, solch herzliches Verlangen nötigte, ausführlich von der Zeit und ihren kirchlichen Kämpfen zu reden, in welchen Jablonski sich als ein guter Streiter Christi bewähret hat. Wir sind der Nötigung willig und gern gefolgt. Möchten ihr auch willig und gern die folgen, die das Leben dieses frommen und getreuen Knechtes unsres ewigen Königs eine Weile betrachten wollen.

In der Sommerfrische des Reinthalerhofes
oberhalb Partenkirchen.
30. August 1902.

Inhalt.

Seite

I. Kindheit und Jugend.

1. **Die Herkunft** 3
   Die Brüderunität 3. — Amos Comenius 8. — Übersiedlung nach Lissa 11. — Peter Figulus 11. — Hofprediger in Danzig 15. — Comenius in Amsterdam 19.
2. **Der Knabe im Elternhause** 1660—1670 21
   a) in Nassenhuben. Das dortige Pastorat 22. — Geburt Daniel Ernst Jablonskis 24. — Die „Mutterschule" 25. — Orbis pictus 27.
   b) in Memel. Die reformierte Gemeinde daselbst 30. — Die „deutsche Schule" 32. — Tod des Vaters 35.
3. **Im Gymnasium zu Lissa** 1670—1676 37
   Lissa 37. — Der Rektor Samuel Hartmann 40. — Das Gymnasium 40.
4. **Auf der Hochschule in Frankfurt an der Oder** 1677. 1678 . . . 45
   Die Stadt und ihre Hochschule 45. — Die theologische Fakultät 51.
5. **Das Lehramt in Birsen** 1679 54
6. **In Oxford** 1680—1683 59
   Reise nach England 59. — Oxford 61. — Das Christ Church College 66. — Walton und seine Oxforder Mitarbeiter an der Polyglotte 68. — Jablonski befreundet sich mit der Kirche von England 72. — Der Dekan und Bischof Fell 73. — Verleihung des theol. Doktor an Hartmann 74. — 1681 tagt das Parlament in Oxford 75. — Bischof Compton in London 76. — William Beveridge 77. — Die „Gesellschaften" in London 78. — Jablonskis Übersetzung des Berichtes von dem Ursprung der gottseligen „Gesellschaften" 80.

II. Das erste Jahrzehnt im Amte 1683—1693.

7. **Feldprediger in Magdeburg** 1683—1686 85
   Berufung zum Feldprediger des Leibregiments der Kurfürstin 85. — Die reformierte Gemeinde in Magdeburg 87.
8. **Prediger und Rektor in Lissa** 1686—1691 90
   Die polnische Predigerstelle 90. — Wahl zum Rektor des Gymnasiums 91. — Die Einführung 92. — Schulschauspiele 93. — Die Verheiratung mit Barbara Fergushill 94. — Niederlegung des Amtes 97.

Seite

9. Hofprediger in Königsberg 1691—1693 100
Die reformierte Gemeinde in Königsberg 100. — Die Amtsbrüder 105. — Der Bau der reformierten Kirche 105. — Jablonskis Stellung in der Gemeinde 106.

10. Berufung nach Berlin und Abschied von Königsberg 1693 . . . 108
Kurfürst Friedrich III. 108. — Kurfürst Johann Sigismund und sein Anschluß an die reformierte Kirche 109. — Der Große Kurfürst 109. — Geheimrat Paul v. Fuchs lenkt die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf Jablonski 111. — Seine Berufung und Einführung als Hofprediger 113. — Die Anzugspredigt 114. — Abschiedspredigt in Königsberg 115. — Sein ferneres Wirken für die dortige Gemeinde 116.

III. Der Hofprediger in Berlin 1693—1741.

11. Berlin vor zweihundert Jahren 121
Der Große Kurfürst entscheidet sich für Berlin als Hauptstadt 121. — Die neue Festungsanlage 122. — Das Schloß 123. — Schlüter, Nering 124. — Der Lustgarten 125.

12. Der Dom und seine Gemeinde 127
Der Domhof 127. — Die alte Klosterkirche der Franziskaner 128. — Ihre Umwandlung 1536 in eine Domstiftskirche, dem dreieinigen Gott, der Jungfrau Maria, der heiligen Maria Magdalena und dem Märtyrer Erasmus geweiht 130. — Sie wird 1539 lutherische Domkirche, 1613 der sich bildenden reformierten Gemeinde zum bleibenden Eigentum übergeben 131. — Das Domkirchendirektorium 134. — Die damalige Größe der Domgemeinde 134. — Ihre geistliche Versorgung 135. — Die Gottesdienste der Domgemeinde 136. — Ihre Abendmahlsfeier 138.

13. Einleben in Berlin 139
Die Gemeinde ohne Pastorat 140. — Jablonski bezieht eine Mietwohnung auf dem Friedrich-Werder 141. — Kauf eines Hauses in der Klosterstraße 141. — Die Amtsbrüder am Dom 143. — Die Amtsbrüder der französischen Kolonie 144. — Die lutherischen Amtsbrüder 146. — Propst Spener 147. — Jablonskis Stellung zu Kurfürst Friedrich III. 150. — Die drei Waisenhäuser der Hohenzollern in Potsdam, Oranienburg und Berlin 150. — Des Kurfürsten Absicht eines Dom-Neubaues 151. — Bau und Einweihung der Parochialkirche 153. — Stiftung des Mons pietatis 155. — Die erste reformierte Domschule 156. — Das Joachimsthalsche Gymnasium 156. — Frühestes Regen der äußeren Mission in Berlin 158. — Verkehr mit Minister Paul v. Fuchs 162. — Dessen Patronatskirche in Malchow 163. — Die wissenschaftlichen Abende bei Spanheim 164.

14. Der Berliner Hof- und Dompredigter 166
a) Der Prediger. Jablonski auf der Kanzel 167. — Seine Predigtbegabung 168. — Veröffentlichte Predigtsammlungen und Einzelpredigten 169. — Die damalige Predigtkunst 170. — Jablonskis Predigtweise 171. — Predigtbeurteilung des Königs Friedrich Wilhelm I. 175.
b) Der Katechet. Der Katechet neben dem Prediger 176. — Die sonntäglichen Katechisationen im Dom 177. — Der Konfirmandenunterricht 178. — Der Heidelberger Katechismus 179. — Jablonskis Konfirmandenbüchlein 181.

Seite

c) Der Seelsorger. Spener als Seelsorger 182. — Die Domprediger und Jablonski als Seelsorger 183. — Die Kirchenzucht der Domgemeinde 185.

d) Der Theologe. Besuch in Jablonskis „Museum" 189. — Seine Bücherei 190. — Der Domprediger als Lernender 191. — Bentleys Torheit des Atheismus 192. — Jablonskis hebräische Bibelausgabe 194. — Verbindung von Katheder und Kanzel 197. — Jablonskis Druckerei 198. — Juden in Berlin 198. — Eisenmengers entdecktes Judentum 199. — Druck des Talmud 201.

15. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin 202

Friedrich III. in Königsberg 207. — Jablonski bei der Kurfürstin in Schönhausen und die Unterhaltung bei der Hoftafel 203. — Die Akademien der Naturphilosophen 205. — Vorbereitungen für die Berliner Akademie 206. — Leibniz 208. — Der Kurfürst bestätigt 1700 die Jablonskische Bittschrift wegen Errichtung einer Akademie 210. — Die äußere Mission in dem Arbeitsgebiet der Akademie 213. — Ebenso die Pflege der deutschen Sprache 215. — Die erste Einrichtung der Akademie 217. — Stiftungsurkunde der Akademie 219. — Leibniz betreibt die Gründung einer Akademie in Dresden und Wien 220. — Die Eröffnung der Akademie 223. — Friedrich Wilhelm I. und die Akademie 224. — Jablonski Vorsitzender der Akademie 226.

16. Unionsversuche 227

Die eine evangelische Kirche der Reformation 228. — Ihre Spaltung in Deutschland 229. — Der Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur reformierten Kirche 230. — Jablonskis Unionsgesinnung 231.

a) Die ersten Unionsversuche 232. — Jablonskis Unionsstudien 233. — Seine Denkschrift mit Unionsvorschlägen 234. — Die beiden evangelischen Kurstimmen Brandenburg und Hannover 235. — Leibniz und Molanus für eine Wiedervereinigung mit Rom 237. — Nach deren Scheitern für eine evangelische Union 239. — Jablonski in Hannover 242. — Das Collegium irenicum in Berlin 1703. — Die Flugschrift arcanum regium 246. — Erfolgloses Auseinandergehen des Friedenskollegs 249.

b) Unionsbestrebungen mit evangelischen Kirchen des Auslandes 249. — Versuche eines Zusammenschlusses der evangelischen Kirchen der Reformation 250. — Die Schweizer Bestrebungen 251. — Das dortige „Theologische Triumvirat" 252. — Pictet und Turrettini 255. — Neuenburg kommt an Preußen 256. — Die Versuche mit der Kirche von England 257. — Das Common prayer book 259. — Jablonski veröffentlicht eine deutsche Übersetzung davon 260. — Der Erzbischof von Canterbury nimmt dieselbe kühl auf 262. — Helmstedter Professoren billigen den Übertritt einer evangelischen Prinzessin zur römischen Kirche 262. — Großes Aufsehen deshalb in England 263. — v. Printzen fordert von den Domgeistlichen Gutachten über evangelische Kirchendisziplin 266. — Die Denkschrift Jablonskis 267. — In ihrem Anlaß Wiederaufnahme der Verhandlungen mit England, nun mit günstigeren Aussichten 269. — Raby, Robinson, Sharp 269. — Das Gutachten des preußischen Geschäftsträgers in London, Bonnet 271. — Seine Beurteilung von Jablonski 273. — Jablonskis Entwurf inbetreff Einführung des Bischofamtes 275. — Die günstige Aufnahme desselben in England 277. — Der Tod Friedrich I. 278.

Seite

c) Wiederaufnahme der Unionsverhandlungen 279. — Friedrich Wilhelm I. veranlaßt die Wiederaufnahme 279. — Jablonskis Unvorgreifliche Gedanken von der Union 281. — Seine vergebliche Reise nach Hannover 283. — Turrettinis „Wolke von Zeugen" 285. — Unionsbestrebungen aus Württemberg 287. — Das Corpus Evangelicorum in Regensburg 288. — Der Kampf um den Vorsitz daselbst 289. — Die 15 Friedensartikel Metternichs und das Conclusum des Corpus 291. — Neudruck von Calvins Brief an Luther 1545 293. — Neumeisters Flugschriften wider die Unionsbestrebungen 293. — Jablonskis Anteilnahme 296. — Scheitern der Verhandlungen 300.

17. Eintreten für bedrängte evangelische Glaubensgenossen im Ausland 302

Brandenburg Preußen wird nach dem Übertritt des Kurfürsten von Sachsen zur römischen Kirche evangelische Vormacht auf dem Festland 302. — Hohenzollernsche Kolonisationen flüchtiger ausländischer Protestanten 306.

a) Für die Evangelischen in Polen 309. — Vorübergehende günstige Stimmung für die Evangelischen 309. — Jablonski Senior der Brüderunität 311. — Beginnende Leidenszeit 314. — Stanislaus Leszcinski Gegenkönig 316. — Zerstörung Lissas 317. — Wirkung der Schlacht von Poltawa auf die Lage der Protestanten 318. — Jablonskis Schutzschrift für die Glaubensgenossen 319. — Generalsynode in Thorn 1712 324. — Politische Union der Dissidenten 325. — Friedrich Wilhelm I. schützt die Dissidenten 327. — Die Generalsynode in Danzig 1718 und 1719 329. — Geplanter, aber gescheiterter Kongreß in Braunschweig 331. — Das Thorner Blutbad 333. — Die Beschwerdeschrift des Primas von Polen und Preußens Erwiderung 334. — Jablonskis Geschichte des Sendomirer Vergleichs und Neumeisters Gegenschrift 336. — Dawider Jablonskis apologetisches Sendschreiben 339. — Jablonskis Fürsorge für die Evangelischen in Polen bis an sein Lebensende 341.

b) Für die Evangelischen in Litauen 342. — Die Personalunion Litauens mit Polen 342. — Boguslaw Radziwils Tod beeinflußt die Bedrängnis der Dissidenten 343. — Jablonski Vertreter der litauischen Dissidenten in Berlin 345. — Karl XII. in den baltischen Provinzen und Litauen 347. — Erneuerung der politischen Union mit den griechischen Dissidenten 348. — Gleichzeitig Verstärkung der Union mit den evangelischen Dissidenten auf Grundlage des Sendomirer Vergleiches 349. — Die Provinzialsynode in Keydany 349. — Vergewaltigung der Dissidenten in Litauen 351. — Ancuta und seine Schrift Jus plenum 352. — Jablonskis Gegenschrift Prodromus 354.

c) Für die Evangelischen in Ungarn und Siebenbürgen 356. — Vorgehen wider die Protestanten 357. — Das Blutgericht zu Eperies 357. — Mährische Flüchtlinge in Ungarn 358. — Comenius in Saros-Patak 359. — Bethlen Gabor 360. — Die Ragoczys in Siebenbürgen 361. — Franz II. Ragoczy 362. — Ungarn bei Jablonski 364. — Sein Verhältnis zu Ragoczy 366. — Seine Botschaft an England und im Haag 370. — Der Szatmarer Friede 375. — Ragoczy verläßt Ungarn 376. — Friedensverhandlungen in Utrecht 378. — Ausgang Ragoczys 379.

d) Für die Evangelischen in Böhmen 383. — Jablonskis Beziehungen zu Böhmen 383. — Leidenszeit der „Mußkatholiken" in Böhmen und Mähren 384. — Ihre Erweckung und Auswanderung aus der unwirtlichen Heimat 285. — Ansiedelung

Seite

auf dem Gute des Grafen Zinzendorf in Herrnhut 386. — Zinzendorf und die Brüdergemeinde 387. — Jablonski weiht Zinzendorf zum Bischof 388. — Sein Verkehr mit Zinzendorf 394.

18. Die Klement'schen Händel 394

Die Hinrichtung Klements 394. — Sein Verbrechen 395. — Jablonskis Beziehungen zu ihm und wie er mittelbar in die Händel gezogen wird 397. — Seine zeitweilige Amtsenthebung in Anlaß der Untersuchung wider Klement 400.

19. Fünfzig Jahre im „köstlichen Amte“ 1683—1733 **und ein halbes Jahrhundert preußischer Hofprediger** 1691—1741 405

Berlin wird Hauptstadt des neuen Königreiches 406. — Niederlegung der Festung 407. — Domumbau 408. — Der Lustgarten zu einem Paradefeld umgewandelt 409. — Jablonski erwirbt ein neues Haus 410. — Tod seiner Frau 413. — Seine Kinder 414. — Weitere Familienglieder 422. — Die Verleihung der Würde eines Doktors der Theologie 423. — Jablonski Konsistorialrat 424. — Seine Berufung ins reformierte Kirchendirektorium 425. — Jablonskis Verhältnis zu Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. 429. — Jablonski Religionslehrer des Kronprinzen 430. — Jahrhundertfeier der Zugehörigkeit der Hohenzollern zur reformierten Kirche 433. — Berliner Kirchenbauten unter den beiden ersten Königen 435. — Jablonskis unveröffentlichte Arbeiten einer evangelischen Kirchengeschichte in den slavischen Ländern und einer Abwehr der Jaworskischen Angriffe wider die evangelische Kirche 442.

20. Der Heimgang 450

Der Tod Friedrich Wilhelm I. 450. — Jablonskis Huldigungspredigt bei der Thronbesteigung Friedrich des Großen 450. — Festpredigt in Anlaß des Sieges bei Mollwitz 452. — Auf Himmelfahrt 1741 Jablonskis letzte Predigt 456. — Vierzehn Tage später sein Heimgang 456.

Anmerkungen 460

I.

Kindheit und Jugend.

---

1. Die Herkunft.

Im Sommer 1536 waren Boten der Brüderunität aus Leitomischl in Böhmen nach Wittenberg abgeordnet worden; als der angesehenste unter den dreien der ehrwürdige Senior Johann Augusta, als der jüngste Georg Israel, später der erste Senior der böhmischen Brüder in Groß-Polen. Sie waren für ihre Botschaft zu günstiger Zeit eingetroffen, ein paar Monate nach Abschluß der Wittenberger Konkordie. Auch sie bekamen den gerade herrschenden versöhnlichen Geist zu spüren. In einer Beratung mit Luther, an welcher auch Justus Jonas, Melanchthon und Cruciger teilnahmen, legten sie die Bekenntnisschrift ihrer Gemeinschaft vor, und wenn auch in zwei Punkten derselben keine Verständigung erzielt wurde, so sagte ihnen doch Luther in herzlicher Weise beim Abschied: es muß so sein; seid ihr die böhmischen, wir wollen die deutschen Reformatoren sein. In dem Begleitschreiben an die Senioren der Brüder in Mähren fügte er bei: Wir wünschen, daß unter uns durch Gottes Gnade wahre und reine Einheit herrsche. Deshalb beten wir für einander, daß es uns wohl ergehe.

Es war nicht das erste und einzige Mal, daß der deutsche Reformator mit Männern der Brüderunität in persönliche Berührung gekommen ist. Schon von den ersten Tagen seiner Lossage von Rom fesselte ihn in hohem Grade die starke evangelische Strömung in Böhmen, insbesondere die fest und einheitlich geschlossene, weit im Lande verbreitete Gemeinschaft der Brüder, die seit mehr wie einem halben Jahrhundert los von Rom ihr auf das Evangelium gegründetes, völlig eigengeartetes Gemeinwesen besaßen. Bereits 1522 waren Männer aus ihrer Mitte in Wittenberg gewesen, um eine nähere Fühlung mit Luther anzubahnen. Das Jahr darauf traf eine neue Gesandtschaft ein. Auch eine schriftliche Aussprache wurde angeknüpft; den Anlaß boten der vor kurzem erschienene hochbedeutsame Katechismus der Brüder und eine von dem Senior Lucas übermittelte Bekenntnisschrift nebst Apologie.

Trotzdem der Inhalt dieser Lehrzeugnisse Luther nicht völlig befriedigte, er zumal an den Äußerungen über die Sakramente ernsten Anstoß nahm — er hat ihn in seinem Büchlein „Vom Anbeten des Sakramentes“ unumwunden ausgesprochen —, zeigte er sich den Brüdern gegenüber damals schon und ein Jahrzehnt später, nachdem eine längere Zeit wechselseitiger Erkaltung einem regeren Verkehr gewichen war, den Brüdern gegenüber nicht so scharf abweisend, wie es wohl andren evangelischen, von seinen Ansichten unterschiedlichen Richtungen gegenüber seiner Natur eigen war. Die auffallende Nachsicht, eine zu Tage tretende fast väterliche Zuneigung ist begreiflich. In den schlichten, in frommer Einfalt glaubensstarken, in christlicher Zucht gestählten Männern traten ihm Sendboten einer evangelischen Gemeinschaft entgegen, die in ihrer Sonderart, in dem enggeschlossenen, festgegliederten, wohlgeordneten Gemeinwesen an die apostolische Zeit erinnerte und solch kostbares Gepräge durch eine lange, mit den Malzeichen des Herrn Jesu reichlich versehene Leidenszeit bewährt hatte.

Die „böhmischen Brüder“ sind die echten Söhne und Erben der durch Hus ins Leben gerufenen evangelischen Bewegung in Böhmen. In noch entschiedenerer Weise wie Hus selbst haben sie sich von Rom und seinen unevangelischen Menschensatzungen losgesagt, haben heilsbegierig und glaubensfreudig den Weg fortgesetzt, auf welchen „der Morgenstern der Reformation“, Wiclif, einst auch Hus gewiesen. Sie versenkten sich in das heilige Bibelbuch; das Evangelium ward der alleinige Grund ihres Glaubens, zugleich die treu eingehaltene Richtschnur ihres Wandels. Die strengere Richtung der Anhänger von Hus, die Taboriten, waren aufs Haupt geschlagen und vernichtet; die schlafferen Utraquisten hatten sich mit der römischen Kirche verständigt; eine tiefe Sittenverderbnis zumal unter der Geistlichkeit war eingerissen. Es duldete die Ernstgesinnten nicht mehr in der verweltlichten Kirche. 1457 war es bei ihnen zum völligen Bruch mit Rom wegen seiner argen und verderbten Lehre gekommen. Die in evangelischer Erkenntnis gereiften Leute begehrten und erhielten einen Bergungsort in der dem Könige gehörigen, unweit von dem uns Deutschen seit 1866 gut im Gedächtnis gebliebenen Nachod gelegenen Herrschaft Senftenberg. Die römisch-utraquistische Geistlichkeit war froh, die ihnen lästig gewordenen Bußprediger los geworden zu sein; auch in ihren Augen waren sie für eine Weile „Stille im Lande“. In einem weltverborgenen Dorfe der ausgedehnten Herrschaft, in Kunewald, waren die weltflüchtigen Leute angesiedelt; der Ort und seine Umgebung wurde starker Anziehungspunkt für die Gleichgesinnten weithin im Lande. Da haben sie, zunächst übersehen und unbehelligt von der weltlichen und auch kirchlichen Macht und von beiden Gewalten streng abgesondert, ihr Gemeinwesen auf Grund des Evangeliums ausgebildet. Von Streitigkeiten

über Glaubenslehren hielten sie sich fern; ihr ganzes Leben und Streben war auf das Praktische gerichtet, wie der Größten einer aus ihrer Mitte, Comenius, in viel späterer Zeit ihr ständig durchgeführtes Sinnen und Trachten treffend bezeichnet: Wir wollen lieber dem Glauben nachleben, als über den Glauben zanken. In ihrer Kirchenordnung richteten sie das dreifache Amt auf der Bischöfe, die sie aber in ihrem romfreien Gemeinwesen lieber Senioren nannten, der Presbyter, der Diakonen. Für ihren ersten erwählten Bischof war es ihnen möglich, die Weihe eines Waldenserbischofs zu erlangen, so daß in aller Folgezeit ihre Senioren und durch sie ihre Presbyter von all den evangelischen Gemeinschaften als ebenbürtige angesehen wurden, die auf die vermeintliche ununterbrochene apostolische Weihe der Bischöfe ein Gewicht legen. Strenge Kirchenzucht wurde von diesen geistlichen Vorstehern geübt, denen in jeder Gemeinde „Älteste" zur Seite standen. An der Spitze aller Gemeinden war die allgemeine Synode, anfänglich nur aus Geistlichen zusammengesetzt. Als aber die Zahl der Brüder wuchs und ein bedeutender Teil der Herrn aus dem Adel in Böhmen und Mähren sich ihnen anschloß, wurden auch Vertreter aus ihrer Mitte in die Synode aufgenommen. Manche Eierschalen, die anfänglich noch der Brüderunität anhafteten, beispielsweise die Ehelosigkeit der Priester, wurden allmählich abgestreift; manche Engherzigkeit der Lebensanschauung und auch Lebensführung wich im Laufe der Entwicklung und bei wachsender Ausbreitung. Die bei Gründung der Brüderunität wie eine Art evangelischer, weltscheuer Mönche anzusehen waren, lernten zu der streng beobachteten Forderung: Habt nicht lieb die Welt, noch was in ihr ist, auch das andere große Wort des Evangeliums beherzigen: Alles ist euer, ihr aber seid Christi.

Die zur festen Ordnung und Gliederung der Brüderunität wohl ausgenutzte Zeit unbehelligter Ruhe ging rasch vorüber. Die Zahl der Brüdergemeinden nahm in einem Grade zu, daß sie nicht mehr als Stille im Lande übersehen werden konnten. Die herrschende Kirche merkte, daß sich das Herz der Frömmsten und Besten im Lande von ihr weg und der Brüderunität zugewandt habe. Schätzte man doch um 1500 die Zahl der Brüder (Frauen und Kinder nicht mitgerechnet) in Mähren auf 70 bis 100 000, in Böhmen auf mehr als 11 000, die zusammen an 200 Gemeinden bildeten. Verfolgungen huben an, wenn auch zunächst nur vereinzelte, doch schon so weithin, daß man die Brüder spottweise „Grubenheimer" schalt, weil sie sich genötigt sahen, ihre Gottesdienste und Versammlungen in Bergklüften und auf entlegenen Waldlichtungen zu halten. Ihre innere Geisteszucht des Glaubens war nun schon genügend erstarkt, um vor Drangsalen nicht zurückzuschrecken. Bereits 1514 äußert Johann Augusta, den wir vorhin bei Luther in Wittenberg gesehen: „wir haben nicht so sehr zu befürchten, unsre Unität werde durch Verfolgung vernichtet werden,

als vielmehr dadurch, wenn wir, nach dem Beispiel anderer die christliche Freiheit übel mißbrauchend, in Ordnung und Zucht nachlassen und ausgelassenem Leben in uns Raum geben würden. Der Schmalkaldische Krieg wurde wie für die deutsche Kirche der Reformation so insbesondere für die Brüdergemeinde in hohem Grade verhängnisvoll. Die Häupter des Brüderadels verweigerten dem König Ferdinand nicht nur Heeresfolge; sie schlossen auch mit den Vertretern der Städte einen Bund wider den Kaiser. Der Ausgang der Schlacht von Mühlberg (1547) wirkte vernichtend auf die, welche den Bund in Böhmen geschloßen, in weiterer Folge vernichtend auf die Brüdergemeinden im Lande. Binnen sechs Wochen mußte von ihnen auswandern, wer nicht zur römischen Kirche zurücktrat. Viele der schwerbetroffenen Landesverwiesenen siedelten nach Mähren über, das fortan Hauptsitz der Unität ward. Andere zogen über die heimatliche Grenze und suchten bis im fernen Preußen, mehr noch im benachbarten Groß-Polen, einen Bergungsort, an welchem sie unbehelligt ihres Glaubens leben konnten.

Die arg verwüstende Gewitterwolke war vorübergezogen. Die Hälfte der Brüder hatte nun doch die unheilvolle Zeit in ihren alten böhmischen Heimsitzen überdauert, versteckt oder im Schutze von einzelnen Gliedern des Brüderadels, die nicht von den harten Maßregeln des Königs betroffen waren. Die Unität fing wieder an sich zu erholen, mälich zu erstarken. 1609 errangen sogar die böhmischen Protestanten Religionsfreiheit, durch den sogenannten Majestätsbrief*) feierlich verbrieft und versiegelt; aber die nun aufkommenden Jesuiten sorgten dafür, daß an Brief und Siegel sich spanisch-jesuitische Treulosigkeit hängte. Das Reich der Habsburger hat bekanntlich seitdem durch solch ein dem deutschen Wesen fremdes Verhalten, auf das wir im Laufe unsrer Erzählung wohl noch mehrmals stoßen werden, schwer gelitten; die argen Spuren solcher Leiden trägt das Reich heute noch — ja gerade heute wieder — an seinem Leibe. Schnöde und abgeseimte Verletzungen des Majestätsbriefes, in welcher argen Kunst die Söhne Loyolas von jeher Meister gewesen, blieben nicht aus; selbstverständlich auch nicht die Folgen in beiden Heerlagern. Die schwerste Folge, weil auch die Ursache all des späteren Leides der böhmischen Brüder, war jener Maitag (1618), an welchem die im Wortstreite erhitzten Protestanten in unbesonnenem Grimm die beiden Statthalter aus dem Fenster des Schlosses zu Prag warfen. Mit diesem schwarzen Tage hob der dreißigjährige Krieg an.

Die protestantischen Städte Böhmens zusammen mit denen in Mähren und Schlesien rissen die Regierung des Landes an sich und beriefen, als

---

*) Gindely teilt in seiner Geschichte der böhmischen Brüder (II, 447) den Wortlaut des Majestätsbriefes mit.

König Ferdinand zum römischen Kaiser deutscher Nation erwählet war, den der reformierten Kirche angehörigen Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Die Schlacht am weißen Berge entschied wider den „Winterkönig". Mit seinem Sturze brach die Brüderunität in Böhmen zusammen. Ihre Gemeinden wurden vernichtet, ihre Söhne und Töchter des Landes verwiesen, wenn sie nicht das Heimrecht durch Verleugnung ihres evangelischen Glaubens und Rückkehr in die römische Kirche sich erkaufen wollten. In dem schweren Gewissenskampf zwischen tiefwurzelnder Heimatliebe und evangelischer Glaubenstreue erlag damals gar manches Seelenleben. Der Pastor ward vertrieben; der römische Priester zog in die Kirche, freilich lange nicht in die Herzen seiner „Mußgemeinde". Nachdem ein fünftes und sechstes Geschlecht heraufgekommen und dahingezogen, schien die Erinnerung an jene unholde Zeit der vergewaltigten Gewissensfreiheit im Lande verschwunden. Aber es war wie in jener schönen Sage von der auf den Meeresgrund versunkenen Stadt, aus der dann und wann noch leises Glockengeläute an die Oberfläche dringt. Im geheimnisvollen, wundersamen Gange Gottes durch die Geschichte der Völker sind wir heute zu Zeugen aufgerufen, als ob die versunkene Kirche mit ihrem evangelischen Geläute wieder zum Tageslicht von unsichtbaren Händen emporgehoben werde. Der Kenner von Land und Leuten dort in Böhmen weiß, wie die Los-von-Rom-Bewegung zumal an solchen Orten festen Fuß faßt, deren Bewohner vor mehr wie einem Vierteljahrtausend gewaltsam in die römische Kirche zurückgetrieben wurden und daß gar mancher Neubau einer evangelischen Kirche als Auferstehungskirche einer einst vergewaltigten evangelischen Gemeinde sich erhebt.*)

Der päpstliche Nuntius Caraffa setzte bei dem Kaiser 1623 den Befehl an den Statthalter von Böhmen durch, die Unität zu vernichten, die Gemeinden auseinander zu sprengen, die Brüdergeistlichen aus dem Lande zu jagen. An diese grausamen Maßregeln reihten sich in rascher Folge die weiteren, daß auch die Gemeindebrüder Haus und Hof, ihr Vaterland verlassen mußten, daß bald auch der Brüderadel von dem gleichen harten Geschick der Landesverweisung betroffen wurde. Wie die böhmischen Brüder als eine auf Gottes Wort reformierte Gemeinde vor der Reformation bezeichnet werden können, so sind sie in die Geschichte unsrer evangelischen Kirche als ihre Erstlingsgemeinde eingetragen, die

*) Diese Zeilen sind gerade an dem Tage (11. Dez. 1900) niedergeschrieben, an welchem die eben gebildete evangelische Gemeinde in Klostergrab in Böhmen den Grundstein zu ihrer Auferstehungskirche legt. Die alte evangelische Kirche in Klostergrab fiel bereits am 12. Dezember 1617 dem zornigen Wüten des Prager Erzbischofs Lohelius zum Opfer; seine Söldnerscharen zerstörten und äscherten die Kirche ein. Es wird berichtet, daß noch heute die Glocken der römischen Ortskirche jeden Sonnabend zum feiernden Gedächtnis der Freveltat geläutet werden.

das gemeinsame Reformationslied: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, Laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben, nicht nur sangen, sondern auch als glaubensstarke Vaterlandsvertriebne bewährten, die edlen, frommen Vorläufer der Hugenotten. Die Brüder in Böhmen wanderten zumeist nach Polen; die in Mähren nach dem näher gelegenen Ungarn. Wie viele Tausende von Familien die Verbannung der Verleugnung ihres evangelischen Glaubens vorzogen, dürfte heute schwer zu ermitteln sein. Das Verlassen des heimatlichen Bodens, der Gräber ihrer Väter ist der Glaubensschar unendlich bitter angekommen, auch nicht leicht die Preisgabe von Gut und Erwerb, die sichere Voraussicht von Not und Elend in der Fremde, mitten unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges. Die harte, schwere Zeit ist der Gemeinde unvergessen geblieben; sie zittert heute noch in ihren Gottesdiensten in rührenden Tönen nach. Seit alten Tagen, man weiß nicht wie lange her, geht in den paar Gemeinden der Unität, die in der Provinz Posen alle Ungunst der Zeit überdauert haben, dem landesüblichen Kanzelgebet nach der Predigt an jedem Sonntag das Gebetswort voraus: „wir bitten für die Reisenden und zwar für die adlige Jugend, die sich in der Fremde befindet, für die studierende Jugend auf den hohen Schulen und für die Kinder der ganzen Gemeinde, die sich auf der Wanderschaft und im königlichen Kriegsheer befinden. Gott wolle die Reisenden in seinen gnädigen Schutz nehmen, sie auf allen ihren Wegen und Stegen durch die Wache seiner heiligen Engel behüten, Glück geben zu ihren Verrichtungen und sie zu seiner Zeit glücklich und gesund nach Hause bringen, damit wir nebst ihnen Ursache haben mögen, seinen heiligen Namen dafür zu loben und zu preisen. Das wolle Gott thun um Jesu Christi willen."

Unter den zahllosen Vertriebenen, die um ihres Glaubens willen dem heißgeliebten Lande ihrer Väter den Rücken wandten und aus der Heimat verstoßen in eine unbekannte Fremde mit all ihrem Elende zogen, war unbestritten der hervorragendste Johann Amos Comenius. Eine frommverklärte Lichtgestalt unter den böhmischen Brüdern, in der vor ihrem Untergang noch einmal hell aufleuchtet, was die Brüderunität im kostbaren Ringe unsrer evangelischen Kirche der Reformation auszeichnet. Er ist bis zu seinem Tode treuester Sohn der Unität geblieben. Die Gaben, die der Herr der Kirche dieser erstgebornen Tochter der Reformation in reichem Maße verliehen, treten in seiner hochbedeutenden Erscheinung noch einmal, man ist versucht zu sagen, zum letzten Male vor dem Niedergang in hoheitsvoller Schöne zu Tage. Er weiß, daß er an

das Sterbelager der Unität gestellt ist und zwar als ein priesterlicher Seelsorger seiner Brüder treu ausrichtend die Weisung unsres einigen Hohenpriesters: Tröste, tröste mein Volk. Er hat lebenslang und noch von seinem letzten Bergungsorte aus tief aus dem Evangelium geschöpfte, erbauungsvolle Trostworte an die in der Verbannung zerstreuten Brüder gerichtet. Sie sind weit über den nächsten Kreis, für den sie bestimmt, hinausgedrungen in die weite Welt der evangelischen Kirche und werden in ihr wohl nicht mehr verklingen. Die Kundigen werden an die Schrift des „senex Comenius anno aetatis suae 77“ erinnert, wie auf dem Titel der Schrift „Unum necessarium“ der Verfasser sich bezeichnet. Comenius ist in seiner Gemeinde eine Lichtgestalt, in der noch einmal alle Schönheit der untergehenden Brüderunität aufleuchtet und die in dem eignen schweren Geschick den Niedergang seines Volkes ergreifend widerspiegelt. Dabei zugleich der Prophet eines neuen Tages in dem Leben seines Volkes; der bis ins Sterben hinein unverbrüchlich die Hoffnung auf ein Wiederauferstehen der Unität festhält, so daß er von dem einen entschwundenen zum andren heraufkommenden Tage in dem Leben seiner Unität die Brücke schlägt und zwar auf dem Gebiete der Erziehung. Da wird er der Reformator der deutschen Schule. Sie ist ihm und alles, was er bahnbrechend für sie gewirkt, nur das notwendige Mittel, sein Volk religiös zu heben. Alle seine rastlose Arbeit auf dem Gebiet der Erziehung wurzelt tief in seinem religiösen Leben; er ist der umgestaltende Schulmann durch seine christliche Überzeugung und in ihrem Dienste. Kirche und Schule sind ihm nicht getrennte Gebiete, nicht zwei Mächte, die gleichgültig neben einander hergehen oder gar wie feindliche Brüder wider einander stehen. Der Pädagog will die Jugend gewinnen und erziehen, um durch sie in kommenden Tagen der Kirche wackere Männer zu bieten.

Comenius hat den bitteren Leidensweg der Verbannung getreulich und auch getrost mit seinen armen Brüdern eingeschlagen. Die grausame Verfolgung traf den jungen Bruderprediger besonders hart. Spanische Söldner sind in seine blühende Gemeinde Fulneck, einem Hauptsitz der Unität in Mähren, eingebrochen. Sie haben ihm sein Brüderhaus ausgeplündert, seine mühsam erworbnen Bücherschätze zerstört, druckfertige Handschriften vernichtet, ihn selbst von Haus und Hof vertrieben. Hochherzig gewährte Karl von Zerotin, unter dem Bruderadel der Angesehensten einer, dem Landesflüchtigen Herberge auf seinem Schlosse. Aber auch da ist nicht seines Bleibens. Die Häscher haben seine Spur ausgewittert und sind hinter ihm her. Er wandert weiter. Da stirbt ihm sein Weib und ein neugebornes Knäblein; ein paar Monate darauf sein andres Kind. Trotz all der Drangsale fortwährenden Umherirrens wird dem einsamen Witwer die Verlassenheit unerträglich. Zweiunddreißigjährig geht er 1624 eine zweite Ehe mit Maria Dorothea ein, der Tochter

des Seniors und Bruderpredigers Cyrillus, der vor fünf Jahren zusammen mit dem Administrator des Konsistoriums die Königskrönung Friedrichs von der Pfalz vollzogen hatte. In dem erhaltenen Ehevertrag läßt ein Punkt der Annahme Raum, als ob Comenius an etwa aufzunehmende Adoptivkinder gedacht, wenn ihm eigne in der Ehe versagt würden.*) In den nächsten paar Jahren sehen wir den Bruderprediger unter dem schützenden Dach eines andern angesehenen Gliedes des Brüderadels in Böhmen, auf dem unweit von Trautenau gelegenen Schlosse des Freiherrn von Sadowski, bei dem auch der Schwiegervater Cyrillus Zuflucht gefunden. Von da aus hat Comenius als ein heimlicher, unstäter Wanderprediger die zerstreuten Brüder aufgesucht, ihnen das Evangelium verkündigt, und wohin er nicht selbst dringen konnte, den armen Vertriebenen in tief erbaulichen Flugschriften ein Trosteswort des Glaubens zugerufen. Aber auch diese nicht gefahrlose, mühselige Arbeit wurde unmöglich gemacht. Die berüchtigten Liechtensteinschen Dragoner räumten gründlich unter den der Vernichtung preisgegebenen Brüdern in Böhmen und Mähren auf. Ein gottloser Hohn doch, wenn die Unterliegenden, die an Leib und Seele durch alle unmenschlichen Drangsale zu geschwächt waren, um mit den Unbeugsamen in die Fremde zu ziehen, ihre armselige Ruhe nur durch die Unterschrift erkaufen konnten, daß sie „vor Gott und der heiligen Jungfrau und allen Heiligen bekennen, ungezwungen, ungedrungen, freiwillig, von Grund ihres Herzens zu der alleinseligmachenden, uralten, römischen, katholischen Religion zurückgekehrt zu sein." Verhältnismäßig nur wenige fügten ihrem Gewissen solch Brandmal zu. Mehr wie dreißigtausend evangelische Familien, unter ihnen die Blüte und Kraft Böhmens und Mährens, verließen Haus und Hof und zogen um ihrer evangelischen Überzeugung willen in die Verbannung. Allein 185 alte, berühmte Adelsgeschlechter werden mit Namen aufgeführt, die alles preisgaben, um in der Fremde ihres Glaubens leben zu können. Der Jesuit Balbi, von all den Vorgängen erstaunter Augenzeugen, kann nicht begreifen, daß Böhmen überhaupt noch Bewohner habe. Am 29. Mai 1627 gewinnt es wirklich Ferdinand II. über sich, seinen Völkern in einem Erlaß kund zu tun, „daß fast das ganze Königreich zu der alleinseligmachenden katholischen Religion sich begeben habe." Selbst für die nicht wegzuleugnende Entvölkerung seines Landes bringt er in der gleichen schmachvollen Bekundung die elende Beschönigung vor, daß er darin „die beständige Treue der Einwohner sehe, die lieber ihr Vaterland verlassen, als Uns zuwider sein wollen." Wahrhaftig, die standhafte Treue der Auswandernden galt einem andern Herrn als dem von Jesuiten geknechteten Habsburger!

---

*) Vergl. Kvacsala, Johann Amos Comenius, S. 76.

Fürsorglich war Comenius bereits vor mehr wie Jahresfrist als Pfadfinder seiner verfolgten Brüder ausgezogen, ihnen eine Herberge zu suchen, wo sie im Frieden ihres Glaubens leben konnten. Sein Weg hatte ihn über Breslau, auch über Berlin nach Lissa geführt. Lissa gehörte zu dem weitausgedehnten, fast königlichen Besitz der alten, in Groß-Polen hochangesehenen und mächtigen Familie Leszcynski, die bereits vor nahe an achtzig Jahren, damals als die ersten in Anlaß des schmalkaldischen Krieges vertriebenen böhmischen Brüder nach Polen gezogen kamen, sich der Unität anschloß. Ihr gegenwärtiges Haupt, der fromme Graf Rafael, Palatin von Belz in Galizien, erklärte sich bereit, die armen Verbannten aus Böhmen und Mähren auf seinen weitausgedehnten Besitzungen anzusiedeln. Er wußte die tüchtige Kraft, den Gewinn für sein Land von Männern zu verwerten, die um ihres Glaubens willen alles dranzugeben bereit sind. Comenius blieb mit den Seinen in Lissa, wo er Lehrer der durch ihn zu hoher Blüte gelangenden Schule ward. Wir werden sie noch näher kennen lernen. Er war mit seiner Frau übergesiedelt; fraglich ist es, ob er damals bereits wieder eigne Kinder gehabt. Aber er brachte allem Anschein nach schon aus Böhmen einen angenommenen Knaben mit, der ihm lieb ward und lebenslang blieb wie ein eigner Sohn. Der Junge war im Jahre vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges geboren und bei seiner Aufnahme — wohl nach dem Tode des Vaters, den Comenius wegen seiner Frömmigkeit hoch schätzte — neun Jahre alt. Ungewöhnlich war eine solche Aufnahme wie an Kindesstatt in der Brüderunität nicht. In alten Tagen diente das „Bruderhaus" der Gemeinde, die Wohnung des Priesters, auch als Schule, in welcher ein Teil der aufgenommenen Zöglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, wohnten und dem Prediger für Hausarbeit zur Hand war. Peter Figulus[1])*) hieß der Pflegesohn, eines Bruderpredigers in Solnec wohl einziges hinterlassenes Kind. Der lateinische Name ist nicht Übersetzung des ursprünglichen Familiennamens, wie es in den Tagen des Humanismus vielfach in gelehrten Kreisen gebräuchlich war. In den schon das sechzehnte Jahrhundert hindurch währenden zeitweiligen Verfolgungen und Verbannungen zumal der Brüderprediger geschah es nicht selten, daß solche aus der Heimat vertriebene Geistliche mit veränderten Namen an einen andren Ort zurückkehrten und so eine neue Wirkensstätte fanden. Daß in der Familie das Töpfergewerbe (Figulus) vertreten gewesen und dies den Namen geboten, ist nicht ausgeschlossen. Denn in der ersten, kümmerlichen Zeit verdienten sich die Brüderprediger einen Teil ihres Unterhaltes durch ein Handwerk. Der einst versteckte Familienname ist Jablonski.

*) Beigefügte Ziffern weisen auf Anmerkungen am Ende des Buches hin.

Als die Zeiten der Verfolgung in der gesicherten Fremde längst vorüber, auch die andren Zeiten, in welchen die unter den wechselnden Kriegsläuften festgehaltene Hoffnung einer Rückkehr in die alten Heimsitze der Brüderunität dahinsank, da haben die Söhne des Figulus den angesehenen ursprünglichen Namen der Familie wieder hervorgeholt; einer der Brüder hat ihn dann zu hohem Ansehen in der neuen Kirche seiner Heimat gebracht.

Die nächsten Jahre nach der Übersiedlung konnte Comenius, zwar in großer, aufreibender Arbeit für die Neuordnung der Brüderunität und für die Schule, in verhältnismäßiger Ruhe in Lissa verbringen. Die Ruhe kam auch dem Pflegesohn in seinem Unterricht zu statten; ungestört und ununterbrochen förderte die Schule ihn bis zur Reife für die Universität. Ob er bald nach seiner Entlassung eine Hochschule besucht und welche, ist mir fraglich. Das Matrikelbuch in Frankfurt a. Oder weist seinen Namen nicht auf. Schwere Zeiten waren für diese nächstgelegene Universität angebrochen; grade in den Jahren, in welchen wir ihn dort vermuten könnten, mußte sie wegen des vor ihren Festungsmauern wütenden Krieges kümmerlich und notdürftig in Küstrin untergebracht werden. Vielleicht daß er, wie ein Vierteljahrhundert zuvor der Pflegevater, Herborn besucht? Aber die Hauptanziehungskraft dieser damals für reformierte Theologen bedeutenden Schule, Professor Alstedt, war wegen der Kriegswirren seit Jahren nach Weißenburg in Siebenbürgen übergesiedelt. Oder in Heidelberg wie auch Comenius einst? Unmöglich ist es nicht, daß in jenen den Studien in Deutschland so unholden Zeiten Figulus unmittelbar von der Schule aus in die Reisebegleitung des edlen Schotten John Dury eingetreten und das Versäumte nach Lösung des Verhältnisses auf auswärtigen Schulen nachgeholt. Sein noch vorhandnes, mir vorliegendes Stammbuch enthält eine Reihe von Eintragungen aus den Jahren 1643—46 aus Franecker, Gröningen, Saumur, Paris.

Sieben Jahre lang, von 1636—43, hat Figulus den begeisterten und begeisternden vorzeitigen Apostel einer Union zwischen den evangelischen Schwesterkirchen der Reformation als jugendlicher Mitarbeiter (amanuensis et commilito nennt ihn Dury) das Geleite auf seinen rastlosen Werbereisen kreuz und quer durch viele europäische Länder gegeben. Nach Ablauf dieser in hohem Grade anregenden, eine ausgedehnte Welt- und Menschenkenntnis fördernden Dienstreise ist er zunächst Arbeitsgenosse bei seinem Pflegevater, der 1642 mit der Familie für eine Reihe von Jahren nach Elbing übergesiedelt war. Eine einzige, wenn auch noch so willige und befähigte Arbeitskraft reichte für den überbeschäftigten Comenius nicht aus, zumal wenn es galt, dieselbe auch für Botschaften in die Ferne zu verwenden und ihr Zeit zu gewähren, sich auf den eigentlichen Lebensberuf vorzubereiten. Noch drei weitere junge Männer sehen

wir dem überbürdeten Senior der Unität helfend zur Seite, unter ihnen auch Paul Cyrillus, wohl ein Schwager des Pflegevaters.

Alsbald nach dem westfälischen Frieden siedelte Comenius mit den Seinen wieder nach Lissa über. Freud und Leid wechselten in dem heimgesuchten Hause. Kaum eingetroffen, büßt Comenius seine zweite Frau ein. Auch dieses Mal wieder hält es der Witwer nicht lange allein aus; bereits am 17. Mai 1649 ging er in Thorn eine dritte Ehe mit Johanna Gajusow ein. Dem Beispiele des Vaters folgte schon nach einem halben Jahre seine etwa zwanzigjährige Tochter Elisabeth; am 19. November*) wurde sie mit Figulus getraut. Es bestand wohl eine frühe aufgekommene Zuneigung und Liebe zwischen den Beiden, die unter dem gleichen Dache und unter der frommen Hut gleicher elterlicher Liebe groß geworden. Figulus war erst ein paar Wochen zuvor von seinem jüngsten mehrmonatigen Aufenthalt in Schweden im Auftrag und Interesse von Comenius zurückgekehrt und hatte kurz vor der Trauung von dem Pflegevater die bischöfliche Weihe zum geistlichen Berufe erhalten. An einen eignen häuslichen Herd konnte der junge Ehemann seine Frau noch nicht führen. Comenius hatte sich bei seiner Rückkehr nach Lissa ein Haus erworben, das auch dem jungen Ehepaar bescheidenen Raum bot. Nicht zu stillem Genieß. Schon bald nach der Hochzeit wird Figulus für ein paar Wochen nach Schlesien abgeordnet, dort die armen zersprengten Glaubensbrüder zu besuchen, die sich von der den Augsburger Religionsverwandten im westfälischen Frieden zugesicherten Duldung ausgeschlossen und neuen Gewissensquälereien preisgegeben sahen.**) Im folgenden Herbst (6. Oktober 1650) begleitet er den Schwiegervater, als derselbe auf dringende Einladung der verwitweten Mutter des noch unmündigen Fürsten Sigmund Ragoczi nach Ungarn geht, die Schule in Sarospatak nach den Grundsätzen seiner Pansophie neu zu gestalten. Während Comenius durch diese Arbeit ein paar Jahre in der Ferne festgehalten wird, kehrt Figulus schon nach zwei Monaten nach Lissa zurück. Trotz eifrigen Nachspürens verlieren wir ihn in den folgenden Jahren aus den Augen und begegnen ihm erst wieder 1654***) und zwar in Danzig als Hofprediger bei der verwitweten Reichsgräfin von Dönhoff.

---

*) In diesem Monat — nicht im Oktober — nach der zutreffenden Ausführung von Schulrat Sander in den Monatsheften der Com.-Gesellschaft III, 326.

**) So meldet Comenius seinem Freunde Dury, daß der Schwiegersohn von dieser Reise nichts andres zu berichten hat „praeter terrores per Pacem, quae derelictis et a Pace exclusis nihit praeter novas conscientiae carnificinas allatura metuitur; et prodromi non absunt (vergl. Korrespondence Jana Amosa Komenskeho. v. Praze. 1898. S. 139).

***) Von diesem Jahr bringt aus Danzig die Korrespondence Komenskeho (S. 194) einen Brief des Figulus an Hartlib.

Dorothea Sibylla von Dönhoff war nach ihrer Mutter genannt, einer Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Georg (1571—98), aus seiner dritten Ehe mit der anhaltinischen Prinzessin Elisabeth. Die im reformierten Glauben erzogene Mutter der Gräfin war an den ebenfalls der reformierten Kirche angehörigen Herzog Johann Christian zu Liegnitz und Brieg in glücklicher Ehe verheiratet; noch heute weiß man in Brieg von der leutseligen Herzogin als der „lieben Dorel".*) Seit 1648 war die Reichsgräfin verwitwet. Ihr Gemahl Gerhard von Dönhoff gehörte der uralten westfälischen Familie an, die bereits im 14. Jahrhundert nach Livland gekommen. Wie so manche baltische Familie — es sei an die Puttkammer und Maydel erinnert — in der polnischen Zeit sich an die reformierte Kirche geschlossen, so auch ein Teil der Dönhoffs, darunter Gerhard und sein Bruder Magnus Ernst, die beide nebst einem dritten Bruder um ihrer Verdienste willen vom Kaiser Ferdinand II. in den Reichsgrafenstand erhoben worden waren; zwei Jahre ehe Gerhard nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer polnischen Gräfin Opalinski, die Herzogin Dorothea Sibylla heiratete. Er war bei seinem Tode Palatin von Pomerellen, Kastelan von Danzig und Oberhofmeister bei der zweiten Gemahlin des Polenkönigs Wladislaw IV. So hochgestellte Herrschaften hatten damals ihren eigenen Hofprediger, zumal wenn ihre Stellung sie in Gegenden verwies, wo sie nicht sicher waren, Prediger ihres Bekenntnisses vorzufinden. Die junge Witwe mochte wohl in Brieg auf den Schwiegersohn des berühmten Comenius aufmerksam geworden sein, damals, als derselbe bald nach der Hochzeit seine böhmischen Brüder in Breslau und Brieg besuchte.

Seitdem jede Hoffnung auf eine Rückkehr aus der schwer getragenen Verbannung in die alte Heimat und zu den ursprünglichen Heimsitzen der Brüderunität geschwunden, und nun gar erst seitdem der westfälische Friede diese erstgebornen Söhne der evangelischen Kirche der Reformation von dem Schutz der Augsburger Religionsverwandten ausgeschlossen, hatten sich die preisgegebenen, schutzlosen Glaubensflüchtlinge der Unität unter Beibehaltung ihrer wohlbewährten Gemeindeordnung und Gemeindezucht immer enger an die reformierte Kirche angeschlossen, schier mit ihr verschmolzen. Ein starker Zug zu ihr hin war schon bei der ersten Berührung mit ihr zu Tage getreten, damals (1540) als der Bruderprediger Czerwenka in Straßburg mit Bucer und Calvin zusammen-

*) Vergl. Schmidt, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz, geborene Markgräfin von Brandenburg. Brieg 1838. — Über das Geschlecht der Dönhoff gibt ein Aufsatz von Bußе (in den Mitteilungen aus dem Gebiete der Gesch. Liv-, Est- und Kurlands VII, 281) einige Auskunft.

traf.*) Was an der Abendmahlslehre der Brüder Luther ernste Bedenken einflößte, das fanden sie, nur in größerer Klarheit und Tiefe in den Schriften Calvins ausgesprochen, als hochgehaltenes Kleinod in all den evangelischen Kirchen, die von Genf aus und auch vom Oberrhein her ihre Anregung erhalten. Was die Brüder weiter mächtig zu den Reformierten hinzog, war die bei ihnen in all ihren Heimgebieten so viel stärker betonte, fester an die apostolische Zeit sich anlehnende, dem weltlichen Regiment selbständiger und freier gegenüberstehende Gemeindeordnung und die durch sie verlangte und betätigte Gemeindezucht. Wesentlich gefördert wurde dieser zu einem engeren Anschluß an die reformierte Kirche drängende Zug durch das herbe Geschick, das die böhmischen und mährischen Brüder auseinandergesprengt und in andern evangelischen Ländern Schutz und Herberge zu suchen genötigt. Sie wurde ihnen warm und gastfreundlich zumeist in Ländern reformierten Gepräges gewährt. Fast nirgends in großartigerer Weise als in dem ihren alten Heimsitzen benachbarten Groß-Polen, und hier bei den reformiert gesinnten mächtigen Magnaten wie den Gorka, den Ostrorog, den Leszcynski. An achtzig Brüdergemeinden (79) wurden um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in diesem polnischen Landesteil gezählt. Die noch im Reformationsjahrhundert angeknüpften Unionsverhandlungen mit den Evangelischen Polens fanden einen bezeichnenden, in jenen bereits heiß entbrannten Kampfestagen zwischen den Brüdern aus dem gemeinsamen Hause ebenso schönen wie wohltuenden Ausdruck auf der wichtigen Synode zu Sendomir 1570. Weitere auf Grundlage des Sendomirer Vertrages gehaltene gemeinsame Synoden stärkten den Bund zwischen den Brüdern und den Reformierten des Landes. Die Vernichtung der Brüderunität in Böhmen und Mähren führte die armen Vertriebenen auf der Synode zu Ostrorog (1627) zu engster Verbindung mit der reformierten Kirche in allen Ländern, so daß die zersprengten Glieder der Brüderunität da und dort der reformierten Kirche sich anschloßen, und auch die Geistlichen der Brüderunität anstandlos und ohne vorausgegangnen förmlichen Übertritt in einer reformierten Landeskirche Anstellung erhielten. So konnte es in der Folge geschehen — wir werden es an dem Großsohn des Comenius erkennen — daß dieselbe Persönlichkeit gleichzeitig eine hohe geistliche Stelle in der reformierten Kirche Preußens und in der Brüderunität einnahm. Verwunderlich ist darum auch nicht, daß die reformierte Großtochter des Kurfürsten von Brandenburg einen Geistlichen der Brüderunität zu ihrem Hofprediger ernannte.

Eines besonderen Hofpredigers ihres Bekenntnisses wäre die verwitwete Reichsgräfin Dönhoff in Danzig, wo sie als Witwe bis zu ihrem

*) Den Bericht Czerwenkas über diese Begegnung gibt Gindely in den „Quellen zur Geschichte der böhmischen und mährischen Brüder" (Wien 1859) S. 35 ff.

Tode in der Vorstadt Neugarten wohnte, nicht benötigt gewesen. Wohl hatten frühe schon die Bürger der angesehenen Handelsstadt am Meere und mit ihnen der Magistrat offen und entschieden sich der urmächtigen Bewegung des deutschen Reformators angeschlossen und so treu und fromm zu ihm gehalten, daß nur Luthers Lehre ihnen als evangelisch galt. Man könnte fast sagen gilt; denn auch in unsren Tagen noch spricht der Geschichtsschreiber der lutherischen Kirche Danzigs von dieser Kirche nur als der evangelischen und rechtfertigt diese Bezeichnung, weil die Glieder des lutherischen Bekenntnisses in Danzig stets als die Evangelischen Danzigs bezeichnet worden seien.*) Aber weder Magistrat noch Bürgerschaft konnten und wollten auch nicht wehren, als Reformierte aus Polen an diesem für den Handel so günstigen Vorposten des Reiches sich niederließen, als Hunderte von fleißigen reformierten Holländern vor dem unbarmherzigen Wüten Albas in ihrem Vaterland nach Danzig flüchteten, als fast um die gleiche Zeit (1577) siebenhundert reformierte Schotten sich von der Stadt zu ihrem Kampfe wider den Polenkönig Bathori werben ließen. Diesen reformierten Zuzüglern von drei Seiten her konnte auf die Dauer ein Gottesdienst in ihrer Muttersprache und auch in ihrem Sonderbekenntnis in der bis dahin ausschließlich lutherischen Stadt nicht versagt werden. Ein andres noch kam hinzu. Ein nicht geringer Teil der Danziger Geistlichen war der reformierten Lehre, die sie in ihrer Studienzeit, häufig in Heidelberg, kennen gelernt, wohlwollend gesinnt und gaben dem auch auf der Kanzel Ausdruck; ein anderer Teil verkündete offen und auch ungehindert die reformierte Lehre in Kirche und Schule. So konnte es geschehen, daß, während 1577 nur ein Mitglied des Rates der reformierten Kirche angehörte, dreißig Jahre später ihre Zahl auf elf gestiegen war, daß kaum eine Kirche in Danzig gefunden wurde, in der nicht ein oder mehrere Geistliche der reformierten Lehre huldigten. Während des dreißigjährigen Krieges und von ihm beeinflußt war eine stark bemerkbare Wendung in dieser den Reformierten günstigen Strömung eingetreten; sie wurde aber am Reformationstage 1651 durch eine Erklärung des Königs von Polen zum Stillstand gebracht, der sich auf den von dem Großen Kurfürst beim westfälischen Friedensschluß erfolgreich verfochtenen Grundsatz stellte, die Reformierten den Augsburger Religionsverwandten zuzuzählen und damit ihnen im deutschen Reiche Rechtsbestand zu gewährleisten. Der König von Polen sprach in seinem Erlaß nur von „augsburgischen Lutheranern“ und von „augsburgischen Reformierten“ und forderte für alle Danziger Bürger auf kirchlichem Gebiete Gleichberechtigung und Eintracht. Damit waren die Reformierten in

*) Vergl. Schnaase in dem Vorworte zu seiner Geschichte der evangelischen Kirche Danzigs (Danzig 1863) S. VI.

Danzig feierlich anerkannt; zwei Kirchen, die Petri- und Elisabethkirche, in denen schon seit geraumer Zeit nur reformierte Prediger angestellt waren, wurden ihnen förmlich eingeräumt.

Nicht lange hatte Figulus die Hofpredigerstelle in Danzig inne. Am 18. April 1657 meldet er dem Senior Johannes Bytner in Lissa den Heimgang der „Fürstin", wie er sie in Erinnerung an ihre Herkunft nennt, und damit den Verlust seiner Stelle.*) Die nächsten Monate behielt er sie freilich noch inne und waltete des Amtes, wie er sich ausdrückt „bei Hofe", nach wie vor bis zu der erst am 11. Juli erfolgten Bestattung der Reichsgräfin.**) Noch vor der Beisetzung hatte Figulus dem polnischen Kammerherrn von Prönen die Zusage zur Übernahme der auf seinem eine Meile von Danzig gelegenen Gute Nassenhuben unbesetzten reformierten Pfarrstelle gegeben. Zunächst blieb Figulus mit Frau und Kindern in Danzig wohnen. Seit zwei Jahren nun schon währte der nordische Krieg Schwedens wider Polen; Danzig war in schwere Mitleidenschaft gezogen. Ausschlaggebend für das tollkühne Unternehmen des genial veranlagten Kriegsführers Karls X. — eines Neffen Gustav Adolfs, eines Sohnes des Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, der in der unglücklichen Schlacht am weißen Berge 1619 mitgefochten — war das unwiderstehliche Vorwärtsdrängen, die Herrschaft an der Ostsee in den Alleinbesitz Schwedens gelangen zu lassen. Wie in längst vergangenen Zeiten das Mittelländische Meer das großartige Wasserbecken gewesen, an dessen weit ausgedehntem Rande die Kulturvölker siedelten, welche den Gang der Geschichte der alten Welt bestimmten, so schien nun im siebzehnten Jahrhundert das Küstengebiet des „Baltischen Meeres" die auserkorne Walstätte zu sein, auf welcher die Völkergeschichte der neueren Zeit zur entscheidungsvollen Ausgestaltung gelangte. Der größere Nordrand dieses Wasserbeckens, die schwedische, finnische, baltische Küste, war bereits schwedischer Besitz; auf den südlichen Teil des

*) In dem mir handschriftlich vorliegenden Briefe kommt die beachtenswerte Stelle vor: Fatis cessit, eheu, heroina pia, sancta dixerim, Domina mea; atque sic, dum hanc coelestibus addixit collatricem meam, eadem cuncta gubernans juxta sapientissimum consilium suum Divina Providentia etiam me statione hac mea missum fecit. Redeo igitur, unde egressus sum, in sinum matris, proh dolor! afflictissimae Unitatis (es war nur wenige Monate nach der Zerstörung Lissas durch die Polen) ut illa recipiat quem amiserat. Als ob Figulus bei Übernahme der Stelle und in Anlaß derselben zeitweilig aus dem Verband mit der Unität ausgetreten wäre!

**) Die Großtochter des Kurfürsten von Brandenburg wurde in der Marienkirche zu Danzig in der Familiengruft des ebenfalls zur reformierten Kirche gehörigen Freiherrn von Güldenstern, des damaligen Kastelans von Danzig, beigesetzt. Die von Figulus bei diesem Anlaß gehaltene Predigt über Phil. 1, 23. ist im Druck erschienen.

baltischen Meeres waren unausgesetzt die begehrlichen Augen Schwedens gerichtet, zumal auf den Besitz der bedeutenden Handelshäfen von Memel, Pillau, Elbing, Danzig. Der Große Kurfürst hatte mit seinem Falkenauge durchschaut, daß am völkerverbindenden Meere festen Fuß fassen müsse, wer im Ringe der Völker entscheidungsvollen Sitz und Stimme haben wolle. Mit der zähen Kraft eines Adlers hielt er in seinen Fängen fest, was er in seinem Preußen, damals noch ein polnisches Lehen, am Meere besaß. Danzig, die blühende Handelsstadt, war ein schier vergessener, weit vorgeschobener Vorposten Polens, des mächtigen Reiches im Binnenland, das in unheilvoller Kurzsichtigkeit die hohe, unumgängliche Bedeutung des Meeres und einer eignen starken Flotte für eine Weltmacht, die es doch sein wollte, nicht zu werten verstand. Dies Übersehenwerden von dem Mutterland sagte der deutschgesinnten Stadt zu; sie erfreute sich dadurch einer größeren Selbständigkeit, als ihr ein andrer Schutzherr voraussichtlich zubilligen würde. Darum zog sie bei Ausbruch des Krieges vor, in der losen Verbindung mit Polen zu bleiben, als Schweden zuzufallen, das in der reichen Handelsstadt sich eine ergiebige Quelle für die ärmlichen Verhältnisse daheim erschließen wollte. Im Hafen lagen holländische Schiffe; die Festungstore waren geschlossen; in der näheren und weiteren Umgebung schwärmten schwedische Söldnerscharen umher und machten sie zum Wohnen unsicher. Auch der polnische Gutsherr von Nassenhuben scheint den für einen polnischen Kammerherrn nicht gefahrlosen Aufenthalt auf seinem ländlichen Schlosse gemieden zu haben.

Ein weiteres kam dazu, was Figulus zunächst noch mit seiner Familie in Danzig festhielt. Von den vier reformierten Geistlichen der Petrikirche in Danzig war der aus der Unität stammende Benjamin Ursin*) ein paar Wochen nach dem Tode der Reichsgräfin gestorben, bald darauf der zweite Geistliche von der in der eingeschlossenen Stadt wütenden Pest dahingerafft worden. Die beiden übrigen Geistlichen, aus Danzig und Beuthen gebürtig, waren der polnischen Sprache nicht mächtig, und so erklärte sich Figulus mit Zustimmung des Patrons willig und bereit, während eines halben Jahres zwei Wochenpredigten in der Kirche zu halten und auch bei Amtshandlungen den beiden belasteten Amtsbrüdern zur Hand zu sein. Er wechselte in Nassenhuben mit seinem lutherischen Kollegen, mit dem er — in jenen Tagen kein gewöhnlicher Fall — auf sehr freundlichem brüderlichem Fuß lebte, im sonntäglichen Gottesdienste ab, zu dem er dann alle vierzehn Tage hinausritt. Auch die kleine Gemeinde war zusammengeschmolzen; ein Teil hatte während der Kriegswirren an gesicherterem Orte Zuflucht gesucht. Als das halbe

*) Nach dem Matrikelbuch hat der zwanzigjährige Ursin von Lissa aus 1635 die Universität in Frankfurt bezogen; besuchte demnach gleichzeitig mit Figulus die Lissaer Schule.

Jahr der gebotenen Aushilfe vorüber war, kam ein Ruf an Figulus, mit Weib und Kind nach Amsterdam zu kommen. Auch für diese voraussichtlich längere Reise gewährte ihm der Patron den erbetenen Urlaub.

In Amsterdam hatte Comenius mit Frau und Sohn Daniel in dem Hause seines „Mäcens", wie er de Geer gern in Briefen nennt, eine gastliche Herberge für den Abend seines viel bewegten Lebens gefunden.*) Die Zerstörung Lissas durch die Polen 1656 hatte den damals schon 64jährigen ehrwürdigen Senior zum zweiten Mal in seinem Leben um Haus und Hof, um Hab und Gut gebracht. Mit den Seinen, mit Hunderten seiner Brüder war er von dem eingeäscherten Orte, der ihnen zu einer zweiten Heimat im fremden Lande geworden, weggezogen, arm wie ein Bettler und von Ort zu Ort unstät und flüchtig ziehend. Was er dieses Mal eingebüßt, davon gibt er dem Schwiegersohn in Danzig genauen Bericht; es war an die 3000 Taler wert. Und wenn es nur der eigne Verlust, die eigne Sorge gewesen wäre! Wie der Apostel Paulus trägt er Sorge für alle heimgesuchten Gemeinden. (2 Kor. 11, 28.) So wandert er nach Crossen, weiter nach Frankfurt an der Oder, wo er unter dem Schutz des Großen Kurfürsten bleiben will. Aber die Pest vertreibt ihn von da. Weiter geht es nach Stettin, nach Hamburg, wo ihn Krankheit längere Zeit festhält. Hier erreicht ihn ein Brief de Geers mit hundert Taler Einlage und der dringenden Bitte, zu ihm nach Amsterdam zu kommen.

de Geer ist eine ungemein fesselnde Persönlichkeit, nach mehr wie einer Seite in jenen trüben Zeiten eine hervorragende Leuchte, deren Licht und Wärme jahrzehntelang wohltuend auf Comenius und den Seinen geruht. Wir bringen es nicht über uns, stillschweigend an dem hochherzigen Gönner der schwergeprüften Familie vorüberzugehen. Aus altadligem Geschlechte in Brabant stammend, war der junge Ludwig de Geer — er war um fünf Jahre älter wie Comenius — früh nach den Niederlanden, die weit geöffnete Zufluchtsstätte der um ihres evangelischen Glaubens willen Verbannten, gekommen und hatte zuerst in Dordrecht, später in Amsterdam eine Waffenhandlung gegründet, in jenen Jahren des beginnenden dreißigjährigen Krieges unter fähiger, tüchtiger Leitung eins der einträglichsten Gewerbe. Rasch nahm das Geschäft un-

*) Professor van Toorenenbergen, der bis in sein hohes Alter von über 80 Jahren noch immer unermüdliche Forscher in der Reformationsgeschichte seines Vaterlandes, hat bei der 1892 in Amsterdam gehaltenen Comeniusfeier das schöne Wort gesagt, das auch hier in dem Augenblicke, wo der schier zu Tode müde gehetzte, in aller schwersten Heimsuchung — wie Comenius einst — so tief fromme Präsident Krüger eine Heimstätte gefunden, eine Stelle finden mag: Comenius heeft ons vaderland, van ouds de haven voor rampspoedigen, en Amsterdam inzonderheid, ocellus urbium, zooals hij het noemde, bij zijn leve eene rustplaats bereit.

gemein großen Umfang. de Geer bekommt Staatsaufträge für Kanonenlieferungen von seiten Hollands und Schweden. Auch in diesem nordischen Reich wird er ansässig, erwirbt Bergwerke, weiter die durch ihn berühmt gewordnen Eisenwerke von Finspong, die früher königlichen Kupferschmelzen. Schon ist er im stande, mit Gutheißung der Generalstaaten in holländischen Häfen auf eigne Rechnung eine Hilfsflotte auszurüsten, die in dem Kampfe Schwedens mit Dänemark den Ausschlag zu Gunsten Schwedens gibt. Er ist für Gustav Adolf der „Krupp" seiner Zeit. Man könnte ihn auch als des Schwedenkönigs und seiner Nachfolger „Fugger" bezeichnen; denn er hat mit freigebiger Hand große Summen dem durch die Kriege oft in schwere Geldnöte geratenen armen Lande dargeliehen. Und de Geer war mehr noch! Ein entschiedener Christ, reformiert von Hause aus, aber voll wärmster Unionsgesinnung, ein Freund von Dury und seinen unermüdlichen Friedensbestrebungen, ein Freund und Gönner von Comenius und seinen bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der Erziehung. Einen Teil der zahlreichen Comeniusschriften läßt er auf seine Kosten drucken, ebenso eine Bibelausgabe in polnischer, ja selbst der türkischen Sprache drucken und verbreiten. Da ist kaum ein christliches Unternehmen in der Nähe oder Ferne, das de Geer nicht mit ungezählten Summen zu fördern, keine Not, die er nicht zu lindern beflissen ist. Was hat er doch in Amsterdam und Schweden alles getan, um Arme zu versorgen, um Schulen und Gottesdienste zu unterstützen! 1652 war Ludwig de Geer gestorben. Unter den mancherlei wohltätigen Testamentsbestimmungen war seinem ältesten Sohn Lorenz auch die dauernde Fürsorge für Comenius und sein Werk aufgetragen. In Ausrichtung des väterlichen Willens hatte der in den gleichen frommen Bahnen wandelnde Erbe sein Haus den Flüchtlingen aus Lissa weit geöffnet. Bis an sein Lebensende, also noch dreizehn Jahre, genoß Comenius mit den Seinen großherziges und friedvolles Gastrecht dort an der stillen Kaisergracht, in dem durch die de Geers berühmt gewordenen huis met de Hoofden, das heute noch in seiner schlichten Größe unter den dichten Baumreihen der fern von dem Geräusch der lärmigen Großstadt so stillen Gracht den Wanderer fesselt, der um alle diese Dinge weiß.

Hier in der friedlichen Herberge edelster Gastfreundschaft hat der ehrwürdige Patriarch mit ungebrochener geistiger Kraft an der Vollendung seines Lebenswerkes gearbeitet und sein armes Volk in der Zerstreuung durch tief aus dem Evangelium geschöpfte Trostschreiben erbaut. Die Arbeit war noch so bedeutend, daß er neben dem Sohne einen weiteren Gehilfen bedurfte. de Geer willfuhr dem Wunsch und ließ den Schwiegersohn mit seiner ganzen Familie kommen. Am 28. Mai 1658 brach Figulus mit Weib und Kind von Danzig auf; sein Patron hatte ihm, auch

mit Rücksicht auf die noch immer gefährdete Lage in Nassenhuben, einen zweijährigen Urlaub gewährt. Treu hat Figulus dem Schwiegervater bei seinen Arbeiten zur Seite gestanden; er hat auch dem Schwager geholfen, wenn er Sonntags der kleinen Zahl von dorthin geflüchteten Unitätsbrüdern den Gottesdienst in ihrer Muttersprache und nach der heimischen Weise hielt. Eine von ihm in Amsterdam gehaltene und im Drucke veröffentlichte Predigt ist noch vorhanden. Es war das letzte Mal bei diesem langwährenden Besuch, daß Comenius seine Tochter und den, den er wie einen eignen Sohn lieb gehabt, gesehen.[2])

---

2. Der Knabe im Elternhause.

(1660—70.)

a. In Nassenhuben.

Mit dem Einzug des Sommers 1660 traf auch Figulus und seine Familie auf der Pfarre in Nassenhuben ein; am 19. Juni kehrte er aus Amsterdam zurück. Mit Kindern, so lautet eine kurze Notiz; wieviele es gewesen, ist nicht mehr zu ermitteln. Von dem ältesten, noch in Danzig 1654 gebornen Knaben, Johann Theodor, wird noch öfter die Rede sein (vergl. auch Anmerk. 2), von zwei andern Söhnen und einer Tochter bin ich auf leise Spuren gestoßen, ohne angeben zu können, ob sie damals schon geboren waren.

Nassenhuben, eine Meile südöstlich von Danzig entfernt, liegt in der ungemein fruchtbaren, von der Mottlau in weiten Schlangenwindungen durchzogenen Niederung, die wegen ihrer tiefen Lage nur den Anbau von reichen Ertrag gewährendem Sommergetreide und Wiesenkultur zuläßt. Vom Hochmeister in Marienburg war bereits 1425 hier für deutsche Ansiedler eine Pfarre errichtet worden, die in der Reformationszeit und bei dem Wechsel des Gutsherrn eine evangelische wurde. 1639 war das ausgedehnte Gut in den Besitz des aus den Niederlanden stammenden Edelmannes Gerhard v. Proenen gelangt, nach dessen baldigem Tode sein Sohn Christoph Heinrich, polnischer Kammerherr, das Erbe antrat. Drei anliegende Güter mit ihren wenigen Bauernhöfen waren der Gemeinde eingepfarrt: Hochzeit, Mutterstränz und Neuenhuben. Die Mehrzahl der Ansiedler waren Lutheraner, die ihren eigenen Pastor hatten und unterhielten. Der neue Gutsherr, der reformierten Kirche angehörig, stellte für sein Haus und die geringere Anzahl von Reformierten in der Pfarrei einen Geistlichen seines Bekenntnisses an; Figulus war der zweite in der Reihenfolge. Der Gehalt war kärglich; Figulus bekam anfänglich

noch weniger wie sein Vorgänger, wahrscheinlich in Folge der durch die jahrzehntelangen Kriegswirren entstandenen geldarmen Zeiten. Der Gutsherr — so meldet in einem mir vorliegenden Schreiben Figulus dem Senior in Lissa am 16. Juni 1657 — gibt 200 (poln.) Gulden, die Gemeinde ebensoviel, dazu noch 60 Gulden Tafelgeld, eine halbe Rute Holz und freie Wohnung (rechne ich richtig, so würde der Bargehalt etwa 250 Mark unsres Geldes entsprechen, allerdings mit wesentlich stärkerer Kaufkraft als heutzutage). Der lutherische Amtsbruder war in sofern günstiger daran, als sein Gehalt aus dem Ertrag von zwei Hufen Landes floß, die schon seit Gründung der Gemeinde der damals noch römischen Pfarre zugewiesen waren. Freilich die Bruderprediger hatten in langer Gewöhnung gelernt, sich auch an Wenigem genügen und vertrauensvoll ihren Vater im Himmel für sich sorgen zu lassen. Die Doppelgemeinde erwies sich auf die Dauer zu klein, um zwei Pastore zu unterhalten; es entstanden mancherlei Mißhelligkeiten in der Verwaltung; die Bauern kümmerten sich auch wenig um die theologischen Lehrunterschiede in den beiden Schwestergemeinden. Drum kam man nach dem Weggang von Figulus überein, daß welcher der beiden Geistlichen den andren überleben werde, der dann und sein Bekenntnis für alle Folgezeit Pastor der vereinigten Gemeinde sein solle. Der lutherische Geistliche starb zuerst; so blieb denn von da an bis 1815, in welchem Jahre die Gemeinde wie bis heute dem benachbarten Müggenhahl eingepfarrt wurde, Nassenhuben mit den drei andren Ansiedelungen eine reformierte Gemeinde. Während eines halben Jahrhunderts stand die Gemeinde in innigem Verband mit der Brüderunität; sie erhielt ihre Geistlichen von Lissa. Von Proenen hatte, als sein Pastor 1662 Senior der Unität geworden, um Aufnahme seiner Familie und auch der Gemeinde in die Unität gebeten. Es war die gewaltsame Zeit, in welcher kurzer Hand die Kirchenzugehörigkeit auch eines Gutsherrn als maßgebend für seine wenn auch nicht Untertanen so doch zugehörigen Bauern angesehen wurde, zumal in Polen. Erst 1709 bei dem fünften Nachfolger von Figulus wurde dieser Verband ebenso kurzer Hand gelöst wie früher geschlossen. Der neue Pastor, Fabritius aus Danzig, hatte sich in der reformierten Kirche zu Königsberg ordinieren lassen, in Lissa aber die Weihe seitens eines Seniors weder begehrt noch erhalten.

Das allmählich verfallene, 1844 abgebrochene Schloß der einstigen Gutsherrn lag in einer fast inselförmig abgerundeten weiten Ausbuchtung der Mottlau, die sich wie ein natürlicher Burggraben um den herrschaftlichen Bau mit dem ihn umgebenden Park wand. Von dem Schloß ist keine Spur mehr vorhanden, auch die bekannte letzte geborstene Säule sucht das Auge vergeblich. Wo jetzt ein reifender Acker steht, wies der Lehrer, dessen neugebautes stattliches Schulhaus im früheren Schloßgarten

steht, in einer Bodenfurche auf einen kleinen Rest hin, der zur Grundmauer gehört haben soll. Ein alter Stich*) zeigt uns den verschwundnen Bau; in einem an die Hauptseite sich reihenden Seitenflügel deutet ein Turmaufsatz auf die Stelle hin, wo im Innern die Schloßkapelle hergerichtet war, in der sich auch die Gemeinde allsonntäglich zum Gottesdienst sammelte. Denn die alte Kirche aus der katholischen Zeit war zumal durch wiederholte Überschwemmungen so baufällig geworden, daß sie abgetragen werden mußte. Unmittelbar an den Schloßgarten anstoßend, von ihm nur durch die hier schmale Mottlau getrennt, daß ein Turner versucht sein könnte, in beherztem Anlauf mit einem Springstock sich hinüber zu schwingen, liegt die aus neun Bauernhöfen bestehende Ansiedlung Hochzeit, in welcher nur ein paar Minuten von der Schloßkapelle entfernt das Pfarrhaus stand. Heute noch steht, können wir sagen; wenn auch nicht mehr als Pastorat — das ist nach Müggenhahl verlegt —, sondern im Innern umgewandelt, um zwei Bauernfamilien ein bescheidnes, ja dürftiges Unterkommen zu bieten. Der alte Holzbau ist noch in seinem Äußern erhalten, ein niedriges Erdgeschoß von 50 Fuß Länge, 30 Fuß Tiefe, auf dem ein schwerfälliges Dach aufsitzt, das heute noch mit den alten Ziegeln gedeckt ist. Außer den Dielen mit dem Eingang von der Längsseite und einem Seitenausgang in den Pfarrgarten, sind sieben Räume untergebracht gewesen, drei leidlich große Stuben, drei sehr beschränkte Kammern und die enge Küche; alle Räume niedrig, daß man bequem mit der Hand die stark hervorspringenden Deckbalken berühren kann. Dazu die Fenster klein und so spärlich angebracht, daß nur wenig Licht und Luft in die bescheidnen Räume dringen konnte.

Und nun doch! Auch auf diesem Pfarrhause ruht, wie auf so manchem alten Pastorate zumal auf dem Lande, bei aller offenkundigen Dürftigkeit und Beschränktheit eine anheimelnde Weihe. Wir wissen, welch' reiche Segensquellen aus unseren evangelischen Pfarrhäusern auf Land und Volk geflossen, seitdem unsre Väter des Glaubens — auch hierin der deutsche Reformator bahnbrechender Zugführer — die dem Evangelium widersprechende Menschensatzung des Zölibats durchbrochen und in getrauter Treue — auf Erden die beste Treue — die Pfarrfrau als von Gott zugewiesenen Lebens- und Berufsgehilfen an den warmen Herd des Pfarrhauses geführet. Wohl kaum ein andrer Stand hat dem Vaterland für Staat und Kirche und in jeglicher Berufsart eine so reiche Fülle hervorragender Söhne gestellt, wie sie aus unsren deutschen Pastoraten seit den Tagen der Reformation hervorgegangen. Das anerkennen unsre Geschichtsbücher, die Werke, die von deutscher Kunst und Wissenschaft und Literatur

*) In dem Programm der Danziger Petrischule 1862 ist er ebenso wie der Lageplan der Ansiedlung und das alte Pastorat in seiner heutigen Umgestaltung wiedergegeben.

Kunde geben. Auch das unscheinbare, mehr wie bescheidene, unter dem mächtigen Baum, dessen Krone das Dach überragt, so trauliche einstige Pfarrhäuschen dort in Nassenhuben, eigentlich in Hochzeit, hat seinen Zoll nach dieser Seite dem Vaterlande gezahlt. In den dürftigen Räumen erblickte vor anderthalb Jahrhunderten, am 26. November 1754, Georg Forster, des dortigen reformierten Pastors weithin, nicht nur in deutschen Landen, bekannt gewordener Sohn, das Licht der Welt. Die ersten zehn Jahre seines kurzen Lebens hat er friedlich und glücklich hier und in der Umgegend verbracht. Frühzeitig ernst, geistig ungemein regsam und höchst lernbegierig haben die Eindrücke der Landschaft seinen Sinn für die Natur in einem Grade geweckt, daß das Kind dem Vater in seiner reichen Muße den Anlaß gab, sich mit seiner genialen Begabung Naturstudien zu widmen. Der zehnjährige Knabe hat dann den für ein Jahr nach Rußland zu wissenschaftlichen Zwecken beurlaubten Vater begleitet, ist als achtzehnjähriger Jüngling wieder mit ihm auf Reisen gegangen, als er in den Jahren 1772—75 mit Cook die berühmte erste Erdumseglung in östlicher Richtung und erste südliche Polarfahrt unternahm, für den hochbegabten jungen Pastorensohn mit einem solchen Erfolge, daß in späteren Jahren kein Geringerer als Alexander von Humboldt bekannte, von ihm den entscheidenden Anstoß empfangen zu haben, um in derselben Richtung, nämlich durch vergleichende Betrachtung zu einer umfassenden einheitlichen Ansicht der physikalischen Beschaffenheit der Erde vorzudringen.

Nicht um die Geburtsstätte Georg Forsters zu sehen, sind wir ins ferngelegene Nassenhuben gewandert. Ein andrer Sprosse dieses gesegneten Pfarrhauses hat es uns angetan. Fast ein Jahrhundert zuvor, auch an einem trüben Wintertag des gleichen Monats — es war am 26. November 1660 — wurde der vor kaum einem halben Jahr aus Amsterdam heimgekehrten Pastorenfamilie ein Söhnlein geboren, das in der ein paar Tage später erfolgenden Taufe den Namen Daniel Ernst empfing.[3])

Unmittelbare Zeugnisse aus den frühesten Jahren des Knaben gehen uns ab. Auch in vertrauten Familienbriefen ist der herangereifte Mann, was ihn selbst betrifft, ungemein wortkarg; Lebenserinnerungen für Kind und Kindeskind wie wohl heutzutage zu einem wert gehaltenen Vermächtnis niederzuschreiben, dazu war man damals wenig aufgelegt und fehlte diesem Manne selbst im hohen Greisenalter die Muße. Und doch sind wir mittelbar nicht unberaten über die empfänglichen, für das ganze spätere Leben entscheidungsvollen Jahre. Des kleinen Daniel Mutter müßte nicht die treue Tochter des modernen Bahnbrechers in der Erziehungskunst gewesen sein, wenn sie nicht bei ihren Kindern und bei diesem Erstgebornen am eignen häuslichen Herde des stillen Pastorats die Grund-

sätze des Vaters zu sorgfältiger Anwendung gebracht hätte. Grade in den Jahren (um 1628), in welchen ihm seine Tochter Elisabeth geboren wurde, arbeitete Comenius an seinen grundlegenden Erziehungsschriften mit so angestrengtem Fleiße, als ob er eilen wollte, seinem jungen Weibe bei dem neugebornen Kinde die hohe Aufgabe ans Herz zu legen, die er der Mutter bei dieser Erziehung zuweiset. Wenn Jean Paul an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts in der bekannten Stelle der Levana die geistige Erziehung mit dem ersten Atemzuge des Kindes beginnen läßt, so rückt Comenius den Anfang noch höher hinauf und hebt den Einfluß der Mutter auf das noch werdende Kind hervor. Sie soll es in der keimenden Zeit schon auf Armen des Gebetes tragen, selber leidenschaftslos in großer Stille die wichtige Wartezeit verbringen.*)

Comenius läßt das Kind vier Schulen während seiner ersten vierundzwanzig Lebensjahre durchwandeln; für jede sind sechs Jahre angesetzt. Die erste Schule bis zum vollendeten sechsten Jahre ist die „Mutterschule"; für unsren Daniel gerade die Zeit seines Aufenthalts in Nassenhuben. In den Jahren — so prägt Comenius ein — wird der Grund zu allem gelegt, was wir im Leben lernen; mit weisem Bedacht soll er gelegt werden. Diese hohe Aufgabe vertraut er der Mutter an. Sie hat dem Kinde seine Muttersprache zu geben, wie sie ihm das Leben geschenkt. Ist doch die Sprache die Bildnerin unsres geistigen Lebens. Mit dieser bedeutsamen, bahnbrechenden Forderung des Reformators auf dem Gebiete der Erziehung ist eng verknüpft die andre reformatorische Weisung an die Mutterschule, auf dem naturgemäßen Wege der Anschauung die Erkenntnis des Kindes, seine Schulung nach allen Seiten hin zu

*) In seiner Geschichte der Pädagogik (II, 80) weist Raumer aus den didaktischen Schriften des Comenius auf ein paar auch für unsre Zeit beherzigenswerte Winke wider das Ammenunwesen hin, die wir hier wenigstens in ihrer lateinischen Verkleidung wiedergeben wollen. Er richtet an die Mutter die ernste Frage: genuino foetui tuo, quem intra tot mensium decursum sub corde gestasti, naturali sanguine nutrivisti, tandem lac subtrahere? Und fährt dann fort: et quidem tale, quod non in matrum, sed librorum usum Deus dedit. . . Multo conducibilius est infantili valetudini genuinae matris quam nutricis mammam sugere, quoniam in utero jam materni sanguinis adsueverunt nutrimento. Es sei gleich noch eine Stelle hier aus dem gleichen Werke angezogen zum Zeugnis, wie dieser Meister der Erziehungskunst auch für scheinbar Nebensächliches Auge und Ohr hatte. Comenius führt einen Kinderreim an, mit dem die Mutter sicherlich ihren kleinen Daniel in Schlaf gewiegt. O mi pulle, mi puelle, dormi belle, — Claude bellos tu ocellos, curas pelle. Ich bedaure, die Worte nicht in unsrer Muttersprache als ein Wiegenlied wiedergeben zu können. Leise erinnern die Zeilen an zwei deutsche Kinderliedchen: „Schlaf, Kindchen, schlaf" und das andre: „Schließe deine Guckäuglein zu." Aber der lateinische Wortklang ist — so bedünkt mich — reicher, inniger und auch einschmeichelnder für das Ohr eines Wiegenkindes.

wecken und zu fördern. Uns heutzutage sind diese Forderungen des Anschauungsunterrichtes geläufig, schier selbstverständlich; damals bedeuteten sie einen gewaltsamen Bruch mit dem Herkömmlichen. Von der Wiege weg, aus der Wohnstube führte die Mutter ihren kleinen, aufgeweckten Daniel hinaus in den Pfarrgarten, auf den Hühnerhof, in den Stall, in Küche und Keller und machte ihn aufmerksam auf alles, was sich in Gottes weiter Natur an das Kindesauge und Kindesgemüt herandrängte.

Fürsorglich hatte der Großvater für Hilfsmittel des Anschauungsunterrichts in Haus und Schule gesorgt. Wenn die langen, dunklen Winterabende kamen, wenn die Unbill des Wetters die Kinder in die enge, niedrige Wohnstube bannte, dann holte die Mutter den Orbis pictus ihres Vaters hervor, das weltberühmte Kinder- und Schulbuch, das — freilich in mancherlei Umgestaltung und gelungenerer bildlichen Ausstattung — seit einem Vierteljahrtausend ein Lieblingsbuch unsrer Kinderwelt geblieben. Das Buch ist in dem Jahre erstmals erschienen, in welchem Figulus Pastor in Nassenhuben geworden. Comenius drückt dem Verleger, Buchhändler Endter in Nürnberg, seine dankbare Freude aus, eine so richtige und saubere Ausgabe geliefert zu haben mit Figuren, durch deren Betrachten die Aufmerksamkeit erweckt, die Einbildungskraft befriedigt werde. Unsre heutigen Anforderungen an erläuternde Zeichnungen sind weniger bescheiden und geben sich nicht so rasch zufrieden. Die erste Ausgabe kenne ich nicht; ich besitze eine aus dem Jahre 1708 des gleichen Verlags, die sich auf dem Titelblatt als eine „verbesserte und mit ganz neuen, schönen und deutlichen Figuren versehene" rühmt. Aber auch diese verbesserten Holzschnitte wie roh und klobig in Zeichnung und Ausführung! Doch das verschlägt wenig für die, denen zunächst das Buch bestimmt ist. Wenn an unsrem goldnen Lebensmorgen der Kindermund „vogelsprachenkund" ist, dann fällt auch aus dem kleinen und doch so großen, tiefen Kindesauge ein Sonnenstrahl, der selbst eine armselige, stümperhafte Zeichnung lichtverklärt umspielt und sie dem glückseligen Kindergemüte verständnisinnig als ein Kunstwerk erscheinen läßt. Mit zwei treffenden Eingangsworten aus der Heiligen Schrift hat Comenius sein Kinderbuch ausgehen lassen: Gott der Herr brachte zu Adam alle Tiere auf Erden und alle Vögel unter dem Himmel, daß er sehe, wie er sie nennete. Und Adam gab einem jeglichen Tier und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen. (1 Mos. 2, 19. 20.) Und das andere Wort: wenn du in der Jugend nicht sammelst, was willst du im Alter finden? (2 Sir. 25, 5.) Da ist wohl kaum ein Gebiet des Wissenswerten auf Erden, das nicht in den 300 Bildchen und ihren deutschen und lateinischen Erklärungen gestreift wäre. Die beiden Sprachen gehen wie zwei gute Kameraden in gleichem Schritt und Tritt neben einander; das Buch sollte die Knaben schon

wenigstens in den Anfangsgründen mit den beiden Muttersprachen vertraut machen, denen sie sich in ihrem späteren Berufe gleichmäßig zu bedienen haben würden. Aber welch' ein barbarisches Latein zum Teil für Dinge, die den alten Römern unbekannt waren. Wie „spanisch" würden die Worte einem Cicero geklungen haben! Ein mälig schwindender Schatten davon ist uns noch in dem Apothekerlatein geblieben. Mit besonderer Lust mögen die Kinder im Pfarrhause das 70. Bildchen betrachtet haben mit der Überschrift Figulus und darunter „der Döpffer".*)

Auch in dem Kinderbuch des Orbis pictus begegnet uns schon in Wort und Bild Unterweisung der früh beginnenden religiösen und sittlichen Erziehung. Was Comenius den Eltern ans Herz legt, das hat die Tochter sicherlich bei ihrem Daniel beherzigt: „In der Taufe," so lehrt der große und fromme Erzieher, „geben die Eltern ihr Kind seinem Schöpfer und Erlöser zurück; nun ist es ihnen fortan ein anvertrautes Gut, für das sie zu beten und das sie frühe beten zu lehren haben. Zeitig lerne das Kind das Gebet des Herrn und den apostolischen Glauben." Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß „die Brüder" ihren Kinderkatechismus besaßen ein paar Jahre früher als Luther seinen kleinen Katechismus ausgehen ließ.**) Das Hauptgewicht legt Comenius bei dieser Unterweisung der Kinder auf das ständige Vorleben und gute, fromme Beispiel der Eltern. Er weiß gar wohl, welch' aufmerksame Beobachter Kinder sind, um welche Engel Wache halten, daß der zarten, empfänglichen Kinderseele kein Ärgernis widerfahre. Von Anfang an hat das Kind an der festgehaltenen Sitte der Hausandacht teil zu nehmen; im ersten Jahre schlafend in seiner Wiege, im andren auch noch traumumfangen auf der Mutter Schoß. Aber vom dritten Jahre an will Comenius, daß der sangesfrohe Trabant in den Choral der „kleinen, feinen Hausgemeine" mit einstimme. Die paar falschen Töne „auf eigne Hand" stören die Hausandacht nicht und Gott im Himmel hört auch auf den Psalm aus lallendem Kindermunde. Das Kirchenlied

---

*) Wir können nicht umhin, zum Beleg des Gesagten die Erklärung gerade dieses Bildchens und seines Beiwerkes unter Nennung der lateinischen Worte in Klammern und unter Beibehaltung der deutschen Schreibweise wenigstens in einer Anmerkung mitzuteilen. „Der Döpffer, sitzend über der Scheibe (rota), bildet aus Doon (argilla) Döpffe (ollas), Krüge (urceos), Dreyfstollen (tripades), Schüsseln (patinas), irdene Gefäße (testacea vasa), Ofenkacheln (fidelias), Sturtzen (opercula). Darnach härtet er sie im Brennofen (in furno) und gläset sie (incrustat) mit Glasur (lithargyro). Ein zerbrochener Dopf (fracta olla) gibt Scherben (testas).

**) Vergl. S. 2. Der Geschichtschreiber der Brüderunität in Herrnhut, Josef Müller, bietet in seiner gründlichen Schrift „Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder" auch den Text des 1523 erschienenen „Catechismus" (76 Kinderfragen).

war bei den „Brüdern“ hochgehalten im Haus und in der Gemeinde. Wie jene böhmischen und mährischen Abgeordneten dem deutschen Reformator ihre „Kinderfragen“ ein paar Jahre früher überreichten, als der kleine lutherische Katechismus ausging, so konnten sie auch bereits 1522 in Wittenberg Luther ihr Gesangbuch in deutscher Sprache vorlegen, zwei Jahre früher demnach, als das „Wittenberger Chorgesangbüchlein“ im Druck erschien. Der das Buch damals in Wittenberg überreichte, war Michael Weys, der neben eignen Liedern die Gesänge zusammengestellt und in unsre Muttersprache übertragen. Weys ist der Gründer der Brüdergemeinde in Fulneck, an der Comenius glückliche Jahre als Bruderprediger gestanden und die erste schwere Verfolgung erduldet. Die Gemeinde wie das Volk, zu dessen treuesten, frommsten Söhnen sie zählte, ist sangeskundig und sangesfroh seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag. In ihren innigen, tief evangelischen Liedern, meist im Mollton, den ein echtes Volkslied zumal unter den slawischen Stämmen bevorzugt, tönt wider und klingt an, was sie im Glauben erfaßt, in schwerer Verfolgung bewährt und in demütiger Ergebung unter des Herrn Wille erduldet. Ihre frommen Lieder haben sie als wertgehaltenes Kleinod mit in die Verbannung genommen. Da sind sie ihnen Trösteinsamkeit gewesen; in ihren Hausandachten durfte das Lied aus der Heimat und der heimatlichen Kirche nicht verklingen, auch nicht in Nassenhuben. Selbst unser neuestes brandenburger Gesangbuch hat noch ein paar Lieder aus dem alten Brüdergesangbuch übernommen.

So verstrichen dem kleinen Daniel die ersten, bedeutsamen sechs Lebensjahre in der von dem Großvater angeordneten „Mutterschule“, in der stillen Umfriedigung des Pastorats von Nassenhuben. Die nächste Umgebung bietet landschaftlich geringe Reize. In den Jahren erhebt das Kindergemüt keine Ansprüche darauf. Die Wohnstube, der Garten am Hause, Vater, Mutter und Geschwister sind des Kindes Welt und diese kleine Welt bietet ihm Reize und Genüsse, wie sie später die weite, weite Welt doch nur dem darreicht, der sich kindesfreudiges, jugendfrisches Gemüt bewahrt. Aber auch vor das Knabenauge schon trat lockend die Ferne. Vom Garten aus konnten die Pfarrkinder an warmen, hellen Tagen den hochragenden Turm der Marienkirche in Danzig im Abendsonnenschein widerglänzen sehen, von den andren zahlreichen Stadttürmen wie von einem Hofstaat umgeben. Und nun gar, wenn der Vater auch seinen kleinen sechsjährigen Knaben einmal mit hinüber in die reichbelebte See- und Handelsstadt nahm und, was er bis dahin von Handel und Wandel, von Schiffen und Meer nur in seinem Orbis pictus gesehen, dies alles mit einem Male leibhaftig ihm unter die Augen trat! Noch hatte in jenen Jahren der Hamburger Ratsherr Brockes den wie Dornröschen in tiefen und langen Schlaf versunkenen Sinn für fromme Naturbetrach-

tung nicht geweckt, noch nicht sein Lied vom „irdischen Vergnügen in Gott“ gesungen; aber wir gehen doch wohl kaum fehl, wenn wir den Vater bei der ihm in Nassenhuben gewordnen größeren Muße auch mit seinen Jungen die nahgelegenen Hügelreihen durchwandern lassen, zumal den Höhenzug Karthaus, der bis zu 700 und 800 Fuß aufsteigend den Blick über die weite Weichselniederung schweifen läßt bis dorthin, wo im blauen Duft der Ferne verschwimmend Elbing liegt, der Stadt, in welcher der Vater helfend Comenius zur Seite gestanden und die Mutter wohl schon die erste Zeit der bräutlichen Liebe verbracht. Irre ich nicht, so setzt sich der Höhenzug gleich einem Damm wider das Meer ununterbrochen nordwärts fort bis zu der wunderschönen Hügelkette mit ihren prächtigen Waldungen, die in Oliva und Zoppot ans Wasser reichen. Ein lockender Anziehungspunkt für den Vater. War doch in Oliva in der Zeit, da Figulus Pastor in Nassenhuben gewesen, der Friede geschlossen, durch welchen der Große Kurfürst sein Herzogtum Preußen endgültig aus der immer schwerer getragenen polnischen Vasallenschaft loslöste.

Mit dem Ende der „Mutterschule“ für den kleinen Daniel galt es auch für den Vater mit Weib und Kind aus dem Pfarrhause Abschied zu nehmen, in welchem er glückliche Jahre in ungestörter Ruhe verbracht, wie sie ihm bis dahin in seinem wechselvollen Wanderleben an demselben Orte nicht vergönnt gewesen. Er hatte wohl geglaubt, an diesem stillen Orte, in der unmittelbaren Nähe seines frommen, gleichgesinnten Patrons bis an sein Ende zu bleiben. Als er seinen Freund und Konsenior in Lissa in einem mir vorliegenden Brief um einen tüchtigen Nachfolger bittet, fügt er bei: „Ich möchte gern einen guten Menschen, welcher sowohl durch gesunde Lehre mit Eifer, als auch durch ein frommes Leben in Tugend den Zuhörern dort vorleuchte und, was ich in neun Jahren erbaut habe, in seinem esse erhalte. Es bedarf dort eines klugen, frommen, eifrigen Mannes. Es sind Bauersleute, aber nicht vom gewöhnlichen Schlage und zudem Lutherische und Reformierte vermengt und es ist mit einem lutherischen Kollegen zu leben. Aber ich habe an ihm einen Freund gehabt und wir lebten miteinander wie Brüder. Es lag mir nichts daran in geringfügigen Dingen von meinem Rechte um der Eintracht und des Friedens willen nachzulassen und wir lebten miteinander zur Erbauung des Volkes und der gegenseitigen Liebe. Und sicher hätte ich mich von jener Stelle nicht losgerissen, wäre nicht die Berufung nach Memel auf wunderbare und unerwartete Weise an mich ergangen.“

Welches die wunderbare, unerwartete Weise gewesen, vermag ich nicht aufzuklären. Auffällig ist jedenfalls, daß hier wohl zum ersten Male ein Senior der Unität in eine reformierte Pfarrstelle berufen ward und seine hohe Würde nach wie vor anstandslos beibehalten konnte. Wie bereits erwähnt, war 1662 Figulus zum Senior des böhmischen Zweiges er-

wählt worden. Die Bruderprediger waren unschlüssig geworden, ob noch ein Senior des Zweiges zu erwählen sei, der vom Stamme so grausam abgebrochen war, jetzt, nachdem jede Hoffnung auf eine Rückkehr in die alte böhmische Heimat, in die Ursitze der Brüderunität geschwunden und die Brüder sich mit den Reformierten in Groß-Polen und den Nachbarländern verschmolzen hatten. Der ehrwürdige Patriarch in Amsterdam, zeitlebens trotz bitterster Erfahrungen in ungebrochener Hoffnung des Glaubens ein Mann der Sehnsucht, setzte die Fortführung des böhmischen Seniorates durch. „So lange noch eine Möglichkeit ist, stand zu halten — so schrieb er der mit der Wahl betrauten Synode — müssen wir es gebrauchen, auf daß es den Schein nicht habe, als wollten wir Gott versuchen, der durch seine Wunder tot und lebendig macht."

Mit dem Antritt der lang verwaisten Stelle in Memel hatte es Eile. Mitten im Winter mußte Figulus die Zeltpflöcke seines Wohnens in Nassenhuben abbrechen. In grimmiger Kälte vertraute er sich und die Seinigen in Danzig einem Schiffe an, das die Fahrt in den fernen Norden noch wagen wollte, und traf mit dem Anfang des neuen Jahres 1667 in Memel ein, „glücklich deo clementer praesertim parvulos protegente", wie er einem Freunde in Lissa seine Ankunft meldet.

b. In Memel.

Nun mit Weib und Kindern im hohen Norden, auf dem am weitesten gegen Mitternacht vorgeschobenen Vorposten des deutschen Reiches und auch der deutschen evangelischen Kirche! Wie weit doch lag der von seinem Herrn ihm nun angewiesene Wohnort von dem sonnigen Böhmen und Mähren mitten im Binnenlande entfernt, wo des Figulus Wiege gestanden, die Brüderunität ihre ersten Heimsitze gehabt! Nun auch zum ersten Male weg aus dem polnischen Reiche, das den um ihres Glaubens willen Heimatvertriebnen wie zu einer zweiten Heimat geworden. Denn der Große Kurfürst hatte wenige Jahre zuvor sein Herzogtum Preußen von der Vasallenherrschaft Polens für alle Folgezeit losgelöst. Der schmale Landstreifen längs dem kurischen Haff von Königsberg etwa bis hinauf nach Memel ist wie der drohend ausgereckte Finger einer eisernen Hand anzusehen, die nicht mehr losläßt, was sie einmal ergriffen. Solche Hohenzollernart hat gerade der Große Kurfürst zuerst den erstaunten Völkern ringsum unter die Augen gestellt.

Memel, älter noch als Königsberg und auch für den Handel günstiger als der bevorzugte Herrschersitz der Herzoge von Preußen, weil unmittelbar am Meere gelegen, erlebte gerade in jenen Jahren eine anhebende Blütezeit. Der schwere Druck, den die Königsberger Bürger und Kaufleute als eifersüchtige Nebenbuhler der Handelsstadt im Norden aus-

zuüben verstanden, war durch das gerechte Regiment des nun selbständig waltenden Hohenzollern gehoben. Die günstige Lage der Stadt am völkerverbindenden Meere mit dem nahgelegenen Hinterlande, das bis tief nach Rußland hinein für den Absatz seiner Ware auf Memel angewiesen war, dazu dann noch die für den Handel so einflußreiche Einrichtung, daß der Große Kurfürst einen regelmäßigen Postenlauf von Memel über Berlin bis nach dem neugewonnenen Cleve einrichtete: alles trug wesentlich zum Aufschwung der Stadt bei. Schon seit einer Reihe von Jahren hatten sich wegen ihres Glaubens flüchtende Schotten als Kaufleute auch in Memel niedergelassen; noch bis zur Stunde nennt das Landvolk da und dort in Polen den Handelsmann einen Schotten. Auch aus Holland waren flüchtige Reformierte seit geraumer Zeit hier ansässig. In den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts lag eine schwedische Besatzung in der neben der Stadt von alten Zeiten her und von ihr nur durch den Burggraben getrennten Festung, von deren Offizieren ein gut Teil Schotten waren, die ebenfalls um des Glaubens willen die Heimat verlassen und unter Gustav Adolf Kriegsdienste genommen. Der Gouverneur der Festung, Oberst Franz Ruthuen (fraglich, ob der nach dem Klang des fremdländischen Wortes wiedergegebene Name richtig ist) hatte seinen eignen Hausgeistlichen, einen Schotten Deglarius. Der hat im Jahre 1631 den Schotten Littleson in seinem Hause auf der Schloßfreiheit mit seiner Landsmännin, der verwitweten Beatrix Schleuter, getraut; unter den Traugästen werden angeführt die Hauptleute Rußel, Douglas, Stuart mit ihren Frauen.*) Zu diesen Ausländern (unter den ältesten Namen des reformierten Kirchenbuches tauchen auch solche von Hugenotten auf) kam noch eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Reformierten aus Polen, dem nahe gelegenen Litauen und Rußland.

Mit dem Weggang der schwedischen Besatzung und damit des Hauspredigers des Gouverneurs trat für die ansässigen reformierten Handelsleute das Bedürfnis hervor, einen Geistlichen ihres Bekenntnisses zu gewinnen. Sie fanden ihn in dem Pfälzer Wendelin von Rodem, der von 1635—41 als Hausgeistlicher und Lehrer in der kleinen Gemeinde, vielmehr nur unter den wenigen Familien wirkte. Länger ließ ihn die engherzige Unduldsamkeit der Lutheraner nicht im Lande. Er wurde des Hofpredigers Agricola Nachfolger in Königsberg; die Reformierten in Memel und ihre Glaubensgenossen aus dem nahe gelegenen Kurland und Litauen wurden gezwungen, zum Abendmahl nach dem fernen Königsberg zu reisen. Erst 1661 konnte Wendelin es durchsetzen, daß er wenigstens vierteljährlich nach Memel reisen durfte, dort seiner alten Gemeinde

*) Vergl. Sembritzki, Geschichte von Memel (Memel 1900), S. 100.

das heilige Abendmahl zu reichen. Nur fünf Jahre währte diese Erleichterung; 1666 starb der treue, aufopferungsvolle Geistliche. Die Gemeinde bat dringend um einen eignen Geistlichen, um das Recht, auf ihre Kosten ein Haus zu kaufen und es zu einem Betsaal und Predigerwohnung umzugestalten. Kurfürst Friedrich Wilhelm wollte die unchristliche Unduldsamkeit im Reiche nicht ferner schalten lassen. Er bewilligte das Gesuch, mit der ihm abgenötigten Bedingung jedoch, daß der Betsaal nicht Kirche genannt werden dürfe. Vor seiner polnischen Belehnung mit dem Herzogtum Preußen hatte er den lutherischen Ständen die Zusage geben müssen, daß im Lande nur drei reformierte Kirchen sein sollten. Die Wahl der nun zu Recht bestehenden Gemeinde fiel auf Figulus. Was den Ausschlag gegeben, können wir nur erraten; schwer ins Gewicht gefallen ist jedenfalls bei dieser Auslandsgemeinde, daß der Gewählte außer der deutschen Sprache auch der englischen, polnischen und französischen mächtig gewesen.

Rasch lebte sich der nun fünfzigjährige Mann an dem fernen Orte, in der aus mancherlei Drangsal neu erstandenen Gemeinde ein. Schon nach sechs Wochen meldet er einem Freunde: „Es ist hier eine schöne Gemeinde, ein gar willig und gutes Volk; auch die Lutherischen, außer den Pfarrern, sind uns geneigt. Selbiges stelle ich ganz und gar Gott anheim und bereits sehe ich es zum Teil, daß ich hier wie sonst noch allenthalben bisher mit Erbauung mein Amt verwalten werde. Allein von schottischen Familien und Bürgern gibt es dreizehn außer den Handlungsdienern. Es sind auch Deutsche, Holländer u. s. w. Polen sind nicht.“ [4]) Wir versuchten, seiner Spur auch im heutigen Memel noch nachzugehen. Vergebliche Mühe! Als 1678 der Gouverneur der Festung, Graf Friedrich Dönhoff — ob ein Sohn der Reichsgräfin, bei welcher Figulus Hofprediger gewesen, habe ich nicht ausfindig machen können — ein paar Häuser der Vorstadt niederlegen ließ, um die Festung gegen die von Kurland herannahenden Schweden in Verteidigungszustand zu setzen, trieb ein sich erhebender Wind die Flammen wider die Stadt, die fast völlig eingeäschert wurde. Damals wurde auch das Gemeindehaus vom Feuer verzehrt; selbst die heutigen Straßenzeilen stimmen nicht mehr überall mit den alten. Die Festung, einst der älteste Sitz, ist lange schon verschwunden; die Stadt hat ein völlig andres Aussehen erhalten.

Für den sechsjährigen Daniel hatte nach der Weisung des Großvaters mit der Übersiedlung nach Memel die „Mutterschule“ ihr Ende erreicht. Die Zeit war für ihn gekommen, in die zweite Schule, die sogen. deutsche oder Schule der Muttersprache, übergeführt zu werden. Alle Kinder sollen nach der Forderung des Comenius geschult werden; aber nicht sie alle eine gelehrte Ausbildung erhalten. Darum soll in jeder Gemeinde eine Schule sein, in welcher bis zum zwölften Jahre die Knaben

tüchtig in ihrer Muttersprache unterwiesen werden. Eine fremde Sprache lehren, ehe die Muttersprache völlig zu eigen gemacht, dünkt dem großen Schulmann wie Reitunterricht, ehe ein Junge das Gehen gelernt. Erst soll er tüchtig seine Muttersprache lesen und schreiben lernen, in ihr die Heilige Schrift, den Katechismus, die geistlichen Lieder seiner Kirche als einen eisernen Bestand für das Leben frühe sich aneignen. Die kleine, eben erst gebildete reformierte Gemeinde in Memel besaß noch keine eigne Schule; bei der mehrsprachigen Auslandsgemeinde würde die Entscheidung schwer gewesen sein, welche Muttersprache die Unterrichtssprache zu sein habe. In der Nähe der elterlichen Wohnung muß eine der beiden städtischen Elementarschulen gelegen haben; aber ob der damalige „Schul- und Rechenmeister", Michael Renn, den Aufgaben genügen konnte, die Comenius und sein Schwiegersohn für diese zweite Schulstufe aufstellten, ist sehr fraglich. Bis in das entlegene Memel mag wohl noch kaum etwas von der durch Comenius verlangten Umgestaltung des gesamten Schulwesens gedrungen sein. Auch die sogen. Stadt- oder große Schule, bot nicht, was Figulus für seine Söhne brauchte. Das erste Jahr hat er seinen ältesten Sohn, den bereits dreizehnjährigen Johannes, der schon ein Jahr die Peter-Paul-Schule in Danzig besucht hatte, dem Rektor Schade (Scholae Memel. vocatus rector, wie er sich in das Stammbuch des wegziehenden Schülers am 12. Juli 1668 einschreibt) anvertraut; aber schon nach Jahresfrist schickt er ihn zum Großvater nach Amsterdam, wo die Schulverhältnisse bessere, den Reformplänen des Comenius zugänglichere und entsprechendere waren. So gehe ich vielleicht mit der Annahme nicht fehl, daß der Vater zunächst seinen Daniel mit noch dem einen oder andren ihm an Jahren nahestehenden Bruder selbst unterrichtet habe. Zeit dazu hatte der Vater in der noch kleinen Gemeinde; mit Hilfe der Mutter, vielleicht auch noch eines Lehrers, war die der „deutschen Schule" zugewiesene Aufgabe zunächst noch im Hause zu bewältigen. Zumal in dem Predigerhause eines Seniors der Brüderunität, in dem der religiöse Teil der Erziehung — gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift von Jugend auf und Aneignung des kirchlichen Liederschatzes — wie ein ständiger, gesunder Atemzug das Leben im Haus und unter seinen Insassen durchzog.

Oft wohl in den kurzen, warmen Sommertagen ist der Vater mit seinen kleinen Trabanten der engen Straße und den Mauern der befestigten Stadt*) enteilt. Dann führte der Weg durch das Stadttor entweder über die Dange längs dem Strande nach den prächtigen Waldungen, die bis ans Wasser reichen, und nach Tauerlacken hin, wo fast anderthalb Jahr-

*) Eine moderne Ansichtspostkarte gibt ein anschauliches Bild von Memel im siebzehnten Jahrhundert nach einer alten Zeichnung bei Hartknoch.

hunderte später Königin Luise so gerne weilte, oder der Vater ließ sich an der Mündung der Dange ins kurische Haff von dem Fährmann nach der gegenüberliegenden Nehrung übersetzen, dem schmalen, langgezogenen Landstreifen mit seinem weichen Dünensand. Ein prächtiger Weg längs dem Meere, das so mächtig auch schon auf das Kindergemüt einwirkt. Da hat der Vater immer und immer wieder seinem kleinen, wißbegierigen Daniel erzählen müssen, wie er mehr als einmal über dieses Meer nach der unsichtbaren Küste Schwedens gesegelt oder weiter nach dem fernen England und Holland, deren Schiffe drüben im Memeler Hafen vor Anker lagen. Und der Knabe konnte nicht satt werden zu hören, wie der Vater vor mehr wie dreißig Jahren die Reisen mit dem frommen Schotten Dury gemacht, lebenslang von der einen nicht rastenden, nicht rostenden Leidenschaft von Volk zu Volk getrieben, die evangelischen Brüder aus dem gemeinsamen Hause der Reformation zu vereinen, daß sie sich eine versöhnte Bruderhand reichen sollten zum starken Bunde wider die römische Kirche, deren Jesuiten es so geschickt verstanden, die herrschende Uneinigkeit zu schüren und zur Zerstörung der Reformationskirche auszunutzen.

Kamen dann die kleinen, vom Meer und den Erzählungen des Vaters mächtig angeregten Jungen heim, dann holte wohl der Vater sein Stammbuch hervor, das ihnen in seinen kunterbunten Schriftzügen auch wie eine Art Orbis pictus den Reisebericht des Vaters in anschauliche Nähe brachte. Aus dem ganzen 17. Jahrhundert ist mir kein wertvolleres, fesselnderes, reichhaltigeres Stammbuch zu Gesicht gekommen. Der kleine Daniel hatte nun schon so viel Latein auch mit Hilfe seines Orbis pictus inne, um den Eintrag des Großvaters lesen und seinen wie in Stein gehauenen Inhalt sich von dem Vater erklären zu lassen, die knappen Worte: ab uno, per unum, ad unum omnes, omnia, omnino, ni perire ac evanescere volumus in aeternum, mit dem weiteren Zusatz in den festen, schönen Schriftzügen des Comenius: hoc tibi crebrae recordationis ergo, ut quo vita et omnia tua dirigenda sint non immemor vivas, Petre Figule, quem a puero propter patris tui pietatem et de futura tua pietate spem dilexi et filii loco habui, jam adscribo, Londini hospes, Joh. Amos Comenius. Das Stammbuch gewährt mit seinen kostbaren Eintragungen die Möglichkeit, „den Apostel einer Union der evangelischen Kirchen im siebzehnten Jahrhundert“ mit seinem begeisterten jugendlichen Begleiter auf ihren Fahrten von Ort zu Ort zu begleiten und wenigstens in ihren Schriftzügen und ihren oft treffend gewählten Sinnsprüchen die große Schar der Männer in Schweden, Deutschland, den Niederlanden und England kennen zu lernen, die dem freilich aussichtslosen Bestreben in jenen unholden Tagen des dreißigjährigen Krieges mehr oder minder zustimmend oder wohlwollend gegenüberstanden. Eine edle Geisterschar,

deren Namen zum Teil glänzend in die Geschichtsbücher ihres Volkes, in die Rollen der Wissenschaft eingetragen sind! Auch eine nur flüchtige Begegnung schützte in jenen Tagen nicht vor der erbetnen Eintragung; sie zu verweigern, würde als ein Verstoß gegen die von der Zeit geforderte Höflichkeit gegolten haben.*) Es würde zu weit führen, an der Hand des Stammbuches zu zeigen, was der kleine Daniel aus den Wanderjahren seines Vaters erfahren und wie er die Grundrichtung seines Wesens und auch seiner Lebensarbeit, der Union der evangelischen Kirchen in Deutschland Bahn zu brechen, als ein teuer-wertes Erbe des Vaters und Großvaters erhalten, man kann sagen als ein Erbe der Brüderkirche, aus welcher er hervorgegangen, und das ihn ausrüstete ein lauterer Prediger des Evangeliums am Hofe der Hohenzollern zu sein. Als drei Jahrzehnte später Jablonski seine Unionsbestrebungen mit aller Kraft aufnahm, da hat er, wie er in sein Tagebuch einträgt, den sorgfältig gehüteten Familienschatz, das eingehende Reisetagebuch seines Vaters aus den Wanderjahren mit Dury, hervorgeholt und studiert; was der Knabe schon vom Vater kennen und lieben gelernt, das sollte nun dem an diese Arbeit berufnen Mann wie zum Wegweiser dienen.

Die Lebenstage des Vaters gingen unerwartet rasch dem Ende entgegen. Grade drei Jahre nach seiner Übersiedlung, am 12. Januar 1670, entschlief im kräftigsten Mannesalter Peter Figulus. Als im Frühjahr 1660 Comenius nach seiner Meinung zum Sterben krank darniederlag, hatte er um seine Entlassung als Senior gebeten. Geistliche und auch Männer vom Brüderadel waren in ihn gedrungen, die Sorgenlast um die zerstreuten Brüder weiter zu tragen oder sie erst niederzulegen, wenn er einen geeigneten Nachfolger gefunden. An den drei vorgeschlagenen Kandidaten hatte er Ausstellungen zu machen; die geringsten an Figulus, den er noch für zu jung für den wichtigen Posten halte, bei dem er als seinem Verwandten auch den leisesten Schein einer persönlichen Berücksichtigung (προσωπολημψια, wie er sich in einem im Bruderarchiv zu Lissa aufbewahrten Schreiben ausdrückt) vermeiden wolle, und weil er an einer für die Brüder in der Zerstreuung zu entlegenen Stelle lebe. Die Synode wählte dennoch Figulus als letzten Bischof, wie sie meinte, des böhmischen Zweiges der Brüderunität. Gott fügte es nun doch anders. Der als zu jung erschienene letzte Senior ging noch vor dem Schwiegervater heim; Comenius wurde als letzter überlebender böhmisch-mährischer Senior fast ein Jahr später von seinem Herrn zur

*) Denen das gut erhaltene Stammbuch nicht zugänglich ist, die seien auf den Aufsatz von Schulrat Sander hingewiesen (Monatshefte der Comenius-Ges. III, 306—326), der eine eingehende Darstellung des Inhalts gibt.

ersehnten Ruhe des Volkes Gottes abgerufen. Er starb, wie sein einziger Sohn Daniel dem Hausfreunde, Pastor Almeloven in Utrecht, meldet, am 15. November 1670 in der „Herberge Gottes" dort an der Kaisergracht zu Amsterdam.*)

Die reformierte Gemeinde in Memel erlitt durch den Tod ihres Pastors einen schweren Verlust. War er doch der beiden in dieser Auslandsgemeinde am stärksten vertretenen Sprachen in Wort und Schrift vollkommen mächtig. Es dauerte zwei Jahre, bis ein Nachfolger gefunden war. Und die Arbeit beschränkte sich nicht auf Memel. In Tilsit, in Libau wohnten einige reformierte Familien, die es geistlich zu bedienen galt. Von Kurland kamen Reformierte zum Abendmahl; bis nach Mitau erstreckte sich die seelsorgerliche Tätigkeit. Der „Herzogin in Liefland zu Churland und Semegallen", Luise Charlotte, einer Schwester des großen Kurfürsten, meldet Daniel Comenius den Tod „seines lieben, nunmehr seligen Schwagers, welchem Eure hochfürstliche Durchlaucht wegen seines Christl. eyfers mit Gnaden bewogen gewesen, umb durch denselben etliche erbauliche lehr und trostschriften zu erhalten." Er erfüllt des Heimgegangenen wiederholt brieflich ausgesprochene Bitte, solche nützliche Schriften der Herzogin zukommen zu lassen und übersendet ihr dieses Mal „la Badie's" eben erschienenen Manuel de Pieté und seines Vaters bereits vor 40 Jahren den böhmischen Exulanten zum Trost aufgesetzte Flugschrift „Trauern über Trauern, Trost über Trost."

Figulus sah auf seinem Sterbelager alle die Seinen um sich vereint. Auch der älteste Sohn Johannes, der nach einjährigem Aufenthalt beim Großvater im Sommer 1669 wieder in die Peter-Paulschule in Danzig eingetreten, war gekommen. Die nächsten Monate blieb die Familie noch vereint; die Mutter scheint in Memel wohnen geblieben zu sein. Am 1. Mai macht der Memeler Pastor Lubiewski noch einen Eintrag ins Stammbuch des Gymnasiasten mit dem Vermerk: Figulo iterum exteras petenti regiones. Sollte er Danzig als Ausland bezeichnet haben? Die Hochschule in Frankfurt bezog er erst 1673. Auch der zehnjährige Daniel mußte aus dem Elternhaus weg; er wird nach Lissa ins Gymnasium geschickt. Der Rektor der Anstalt, Samuel Hartmann, ist bereit, den halbverwaisten Knaben in sein Haus aufzunehmen, Vaterstelle an ihm zu vertreten.

*) Das Schreiben ist abgedruckt in Korrespondence Komenskeho S. 359.

3. Im Gymnasium zu Lissa.

(1670—77.)

Das war nun doch nicht mehr das alte, ansehnliche Lissa, in das unser zehnjähriger, halbverwaister Daniel Figulus als fahrender Schüler vom fernen Ostseestrande her im Mai 1670 einzog. Wie viel Herrliches hatten ihm Vater und Mutter aus ihren Kinder- und Jugendjahren von der weithin bekannten und auch berühmten Stadt zu berichten gewußt, die um ihrer den Glaubensflüchtlingen weit geöffneten Herberge willen als „Pella der Auserwählten Gottes", um ihres Gymnasiums willen als „Neu-Athen" gepriesen wurde.*)

Lissa liegt in einer sandigen, heute nicht mehr so waldbestandnen Gegend wie noch im siebzehnten Jahrhundert, daß einige den polnischen Namen von den vielen Haselstauden oder von den damals bis dicht an das blühende Städtchen reichenden Wäldern ableiten wollten. Die Gegend war seit Jahrhunderten im Besitz der uralten, hochangesehenen, nun aber ausgestorbnen Familie Leszczynski, die in längst vergangner Zeit (965) aus Böhmen nach Polen gezogen kam, damals, als einer aus dem Geschlechte dem noch heidnischen Mieczyslaw seine christliche Braut Dabrowka zuführte und dann bei seiner Taufe Pate war.**) Als Patengeschenk erhielt der treue Geleitsmann den reichen Landbesitz. Frühe schon, bereits 1516, fanden flüchtende böhmische Brüder Herberge in dem noch armseligen Dorf, dessen Bewohner Deutsche von der nahegelegnen schlesischen Grenze waren. Der Ausgang des schmalkaldischen Krieges mehrte die Zahl der böhmischen Brüder in einem Grade, daß Graf Rafael IV Leszczynski, der Lutheraner geworden, sich den reformierten Brüdern anschloß. Er und sein Haus blieb nun auch als Glaubensgenosse ein starker Schutzwart der Bedrängten während eines vollen Jahrhunderts, 1542—1652, in welchem Jahre es der durch jesuitische Umtriebe geschickt geleiteten Gegenreformation gelang, Boguslaw Leszczynski zur römischen Kirche rückfällig zu machen. Die Aussicht, durch den Übertritt Kanzler der Krone und General von Groß-Polen zu werden, war zu lockend. Die erstere Würde ging auch auf den Sohn über, während der Großsohn Stanislaus, mit dem das alte Geschlecht erlosch, kurzlebiger König von Polen wurde, Stellungen, die einem Reformierten in dem von Jesuiten vergewaltigten Lande niemals eingeräumt worden wären.

*) So in der seltenen, selbst in der Berliner Bibliothek nicht vorhandnen Schrift (ich benutzte die in Breslau befindliche Ausgabe): Joh. Langner, Lamentabile Lesnae excidium. Francof. ad Viadrum 1657.

**) Wuttke, Städtebuch des Landes Posen (Leipzig 1864), S. 357.

Schon 1555 erhielt Lissa eine Schule, die aber auf der Stufe einer Elementarschule blieb, bis sie 70 Jahre später, 1624, vom Grafen Rafael Leszynski in ein von ihm auch mit reichen Mitteln ausgestattetes Gymnasium umgewandelt wurde. Sowohl durch die damalige starke Einwanderung böhmischer Brüder, als auch namentlich seitdem der verbannte Comenius 1628 Lehrer, zehn Jahre später Rektor des Gymnasiums geworden, hob die Blütezeit der Schule an. Es waren die fruchtbaren Jahre, in welchen die umgestaltenden Werke des Bahnbrechers unsres modernen Unterrichtswesens das Staunen und die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt weckten und die Aufmerksamkeit auf das Gymnasium in dem bis dahin weltverborgnen Lissa lenkten, wo ihr Verfasser als Schulmann wirkte. Man könnte auf dem Gebiete der Schule Lissa das Wittenberg des siebzehnten Jahrhunderts nennen. Auch die Stadt bekam die hohe Bedeutung des in ihren Mauern wirkenden Schulmannes zu spüren. Konnte man noch um die Zeit der Umgestaltung der bisherigen Schule in ein Gymnasium den Volksmund sagen hören „In der Liß wenig Genieß," so hat sich das Wort dreißig Jahre später in den Satz gewandelt: „Zu der Liß ist wohl noch Genieß." Als Comenius mit den Seinen in Lissa einzog, wuchs Gras in den breiten, menschenleeren Straßen; als er kaum fünfzehn Jahre später nach Elbing für ein paar Jahre übersiedelte, zählte die Stadt 2000 eingetragne Bürger, und Handel und Gewerbe blühten. Vier Kirchen besaß „die Herberge Gottes", zwei reformierte, eine lutherische, eine römische; in drei Sprachen wurde täglich das Wort Gottes verkündigt (deutsch, tschechisch und polnisch). Einträchtig lebten Reformierte und Lutheraner mit einander, wie man es in jenen Tagen nicht an vielen Orten antraf. Trotzdem an Zahl die Reformierten die Lutheraner übertrafen, hatte der reformierte Grundherr angeordnet, daß im Rate der Stadt Gleichheit der Stimmen sein sollte; so waren 1637 im Ratskollegium ein Reformierter als Bürgermeister und drei reformierte neben vier lutherischen Ratsherrn. Ebenso wurde es bei Gericht, bei den Zünften und allen Ehrenämtern gehalten. Das Gymnasium war eine reformierte Stiftung. Die klassischen Unterrichtsstunden waren gemeinsame; aber die lutherischen Zöglinge erhielten ihren Religions- und Katechismusunterricht von einem Lehrer ihres Bekenntnisses. „Alle evangelischen Bürger" — so hatte Graf Rafael 1633, als er den zumal aus Guhrau einwandernden Lutheranern den Bau einer Kirche gestattete, geäußert — „sollen gegeneinander wohlgesinnt sein und sich als Genossen im Evangelio Christi lieben, die Pfarrherrn selbst einander dulden und tragen." Das war ungewohnte Sprache in jenen unholden Tagen des Religionshaders unter den Evangelischen Deutschlands, eine so ganz andre Sprache, als sie zu der gleichen Zeit die lutherischen Stände in Preußen selbst wider ihren Herzog und Kurfürsten von Brandenburg führten.

Diese schöne Blüte Lissas hatte 1656 ein jähes Ende genommen. Auf den Kriegszügen Karl X., Gustavs wider Polen hatten drei Geschwader schwedischer Reiter Lissa besetzt. Graf Opalinski rückte mit einem polnischen Heere wider die Stadt in Feindeshand. Gerade ein Vierteljahr, ehe die Polen in der mörderischen Schlacht bei Warschau (28. Juli) von den Schweden und den brandenburgischen Truppen aufs Haupt geschlagen wurden, gelang es dem polnischen Heerführer, in die belagerte Stadt einzudringen (28. April). Drei Tage lang wurden das unglückliche Lissa und seine Bewohner den Soldaten preisgegeben; dann wurde Feuer angelegt und fast die ganze Stadt eingeäschert. Comenius, der all sein Hab und Gut eingebüßt, hat in ergreifenden Worten die Schreckenstage geschildert, und von Amsterdam aus, wohin er mit den Seinen geflüchtet, die Flugschrift Lesnae excidium (der Untergang Lissas)*) im Druck ausgehen lassen als ein Erinnerungsblatt für seine wieder einmal nach allen Himmelsgegenden zersprengten Glaubensgenossen, als Werbeschrift auf eine opferwillige Teilnahme für die hartgeprüfte Stadt und die Unität zu wecken. Die blieb nicht aus. Allüberall sammelten die Glaubensgenossen; reiche Gaben konnte damals auch Figulus aus Danzig senden. Der Rektor des Gymnasiums, Samuel Hartmann, machte sich auf eine mehrjährige Sammelreise, zumeist in England und den Niederlanden. Ein Teil der Zersprengten kehrte zu den in Trümmer gelegten Heimstätten zurück. Kurz vor dem Schreckenstage war die neue reformierte Kirche — der schlauen Hinterlist des Bischofs von Posen war es 1653 gelungen, den böhmischen Brüdern ihre Pfarrkirche nebst all' ihren Stiftungen zu entreißen — eingeweiht worden. Dort in der Ketzerkirche hatte die siegreiche polnische Soldateska Strohbündel aufgehäuft und angezündet, daß sie als erstes Opfer in Flammen aufging, mit ihr das Gymnasium, die Pfarrgebäude, ein Hospital! Nun machten sich die verarmten Brüder an den Wiederaufbau ihrer Gemeindehäuser auf dem ihnen 1652 von dem Grafen für alle Zeiten geschenkten geräumigen Kirchplatz, den die Unität heute noch inne hat. 1662 scheint der Neubau von Kirche und Gymnasium vollendet gewesen zu sein.

Das alte, gefeierte Lissa war verschwunden und ist auch aus seiner Asche nicht wieder erstanden. Das heutige, freundliche Städtchen weiset kaum mehr eine Spur auf von dem, was jenes „Neu-Athen" und „Pella" gewesen. Vierzehn Jahre waren erst seit jenem Unglückstage verstrichen, als der junge Daniel in Lissa eintraf. Ob man ihm auch damals schon nicht mehr den Platz hat zeigen können, wo der Großvater ein eignes,

*) Prof. Dr. Nesemann hat 1894 die Schrift, mit wertvollen Anmerkungen versehen, wieder herausgegeben als Beilage zu dem 158. Programm des nun königlichen Gymnasiums in Lissa.

geräumiges Haus besessen und die Eltern ihre ersten Ehejahre verbracht? Heute kennt niemand mehr die genaue Stätte. Der verwaiste Knabe fand Aufnahme in dem Hause des Rektors, der ihn wie einen lieben Sohn hielt. Adam Samuel Hartmann war mit dem Vater innig befreundet, auch wie dieser ein treuer Gehilfe bei der Arbeit des Großvaters gewesen. In noch früherer Lebenszeit hat Hartmann, dessen Vater als Consenior Bruderprediger an der Bethlehemskapelle von Hus gewesen, ähnliches Exulantengeschick wie den Vater Figulus betroffen. Das drei Monate alte Knäblein wurde mit seiner Mutter gefangen gesetzt, während es dem Vater geglückt war, über die Grenze zu flüchten. Erst nach drei Vierteljahren gelang es der Mutter, mit dem zarten Brustkind sich von der Haft zu lösen und zu ihrem Manne nach Thorn zu gelangen. Fast selbstverständlich, daß der Sohn des Bruderpredigers die gleiche entsagungsvolle und auch gefährliche Laufbahn des Vaters betrat. Erst achtzehn Jahre alt diente er bei dem Colloquium charitativum in Thorn 1645 den berühmten Theologen Berg und auch Calixt als Amanuensis, studierte darauf in Königsberg und Frankfurt und ward mit 24 Jahren Vesperprediger und Lehrer am Gymnasium, zwei Jahre später bereits Rektor der Schule. Als solcher hat er die Schreckenstage 1656 erlebt; sie haben ihn nicht niedergebeugt. Unverdrossen machte er sich mit einem andren Lehrer der vernichteten Anstalt, deren Schüler geflohen, nach England und Holland auf den sauern Bittweg, Gelder für einen Neubau zu sammeln.*) Es gelang ihm, den Bau auszuführen. Die alten Schüler kehrten zurück; das Ansehen der Schule hatten die Flammen doch nicht völlig vernichtet. Der wackere Rektor stand in hoher Gunst bei der Familie des Grafen. Bis zu seiner Wahl zum Senior der Unität (1673) blieb Hartmann Leiter der Anstalt; da er auch als Senior in Lissa wohnte, ist anzunehmen, daß auch dann noch der Pflegesohn, unser Daniel, die letzten Gymnasialjahre in seinem Hause verbrachte. Neben dem Rektor waren ein Pro- und ein Konrektor angestellt (zu des jungen Figulus Zeit Wankius und Felinus). Neben diesen drei Hauptlehrern noch ein „Kollega und Kantor", dem der Religions- und Katechismusunterricht nebst dem Gesang oblag. Die Stelle hatte, seitdem Comenius mit den Seinigen von Elbing wieder nach Lissa übergesiedelt war (1648), sein Schwager Paulus Cyrillus inne, der am längsten auf seinem Posten aushielt, bis zu dem Jahre, da sein Neffe und einstiger Schüler Daniel Rektor des Gymnasiums wurde (1686).

Das Gepräge, welches Comenius vor einem Menschenalter dem Lissaer Gymnasium gegeben, war trotz allen starken Wandels in der

*) Archivrat Prümers hat das zuerst in der Zeitschrift der histor. Gesellschaft für die Provinz Posen (XIV. XV) veröffentlichte „Tagebuch Adam Sam. Hartmanns 1657—59" auch in einem Sonderheft herausgegeben (Posen 1900).

Zwischenzeit in den Hauptzügen geblieben. Die von dem Großvater überkommenen, treu bewahrten Schulgesetze wurden bei der Aufnahme als „noster civis gymnasii“ auch unsrem kleinen Daniel zur ernsten Nachachtung übergeben. Sie würden unsren heutigen Gymnasiasten nicht besonders munden; auch unsre heutigen Lehrer und Anstaltsleiter würden sich für ihre Schulziele gar sehr beengt fühlen. Man merkt den ernsten, ich möchte sagen, tief frommen Satzungen an, daß sie ein Mann aufgestellt, der in der Brüderunität mit ihrer aus dem Evangelium geschöpften Gemeindezucht groß geworden und der, zum Reformator in der Erziehung herangereift, bekannt hat: „was ich für die Jugend geschrieben (und dazu haben wir auch die leges illustris Gymnasii Lesnensis zu rechnen), habe ich nicht als Pädagoge, sondern als Theologe zu dem Endzweck geschrieben, daß die christliche Jugend als Lämmer der Herde Christi durch die Wohltat allgemeiner Kenntnisse zu größrer Entwicklung angeleitet werde,“ und der als Frucht seiner Unterweisung erstrebte: „nicht mehr zu wissen, sondern mehr Mensch zu werden nach Gottes Ebenbild.“ Obenan in den Schulgesetzen steht, daß die Schule eine Werkstätte der Humanität sei und alle Schüler mit ernstem Begehr in ihr dazu sich sollen ausbilden lassen. Drei Dinge sind dazu erforderlich: täglich in wahrer Frömmigkeit, in ehrbaren Sitten, in ausgewähltem Wissen fortzuschreiten und den Lehrern, die dazu ausbilden, unbedingten Gehorsam zu leisten. Nach diesen drei Seiten hin geben die Gesetze eingehende Verhaltungsmaßregeln. Zur Förderung wahrer Frömmigkeit haben Kirche, Schule, das tägliche häusliche Leben einträchtig und mit heiligem Ernst, wie Comenius fordert, Hand in Hand zu arbeiten, „um das anvertraute Lamm Christi zur wahren Humanität in Christo heranzubilden.“ Eingehend regeln die Schulgesetze das sittliche Verhalten des Gymnasiasten. Aus seinen Gesichtszügen habe er alles finstere Wesen (tetricitas), aus seinem Tun alles launisch-griesgrämliche Verhalten (morositas), aus seinen Bewegungen alle Frechheit (protervitas) zu verbannen und eine ehrbare, mit Ernst gepaarte Fröhlichkeit mit Lehrern und Kameraden obwalten zu lassen. Strenge Verordnungen über das Verhalten in der Schule, auf der Straße, zu Hause, beim Spiele. Auch der Unterricht wird weise geordnet. Das Gymnasium habe nicht Vorbereitung auf ein bestimmtes Fach, einen künftigen Beruf zu bieten; es sei vielmehr eine Ausbildungsstätte wahrer Humanität. Darum prägen die Gesetze dem Zögling ein, die Weisheit für den kostbarsten Besitz zu achten, begehrenswerter als Gold und Silber. In den Schuljahren habe er nichts andres zu erstreben, als die Grundlagen für eine weise Lebensführung sich anzueignen. Keinen Tag — so mahnen die Gesetze — ohne einen Fortschritt auf dieser Bahn. Alle zerstreuenden Gedanken, die sich etwa auf Vogelstellerei (aucupium), Fischfang und sonstige mechanische Hantierungen richten, sind zu verscheuchen;

die Kameraden sollen sich gegenseitig zum Eifer in den Studien anfeuern und sich vor allem unehrbaren, leichtsinnigen Treiben fernhalten. Denn aller Unterricht lehrt die Kunst, weise zu leben. So lange solche Gesetze kein toter Buchstabe sind, sondern das Leben in Schule und Haus und Gemeinde beseelen, werden sie dem Schüler ein Gepräge verleihen, dessen segensreiche Spuren im ganzen ferneren Leben bemerkbar sind.

Während der Schulzeit des jungen Figulus scheinen die Gesetze noch in voller Geltung geblieben zu sein. Dafür bürgt der ehrfurchteinflößende, tief religiöse, von dem Geiste der Brüderunität erfüllte Ernst des Rektors, in dessen Familie als Hausgenosse Figulus lebte. Gar manche schöne Züge in dem Leben des gereiften Mannes weisen auf solche in der Jugend erhaltene Schulung zurück. Nicht daß er sie erst mit seinem Übergang ins Lissaer Gymnasium begonnen. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß in dem groß angelegten Gesamtlehrplan des Comenius das Gymnasium die dritte Stufe einnimmt. Was in ihr als Gesetz (leges) dem heranwachsenden Jungen zu Gemüte geführt wird, hat er in seinen Grundzügen schon von der „Mutterschule" her als tiefwurzelnde Sitte in Fleisch und Blut aufgenommen. Sicherlich, wer in dem Pastorat zu Nassenhuben und Memel seine Kindheit unter den Augen von Vater und Mutter verbracht, die als Kinder und auch Geisteserben des Menschenbildners Comenius in erster Linie das erstrebte Ziel einträchtigen Zusammenwirkens von christlichem Hause, christlicher Schule, christlicher Gemeinde zu verwirklichen suchten.

Mit der Aufnahme unter die „Bürger" des Gymnasiums erreichte unser Figulus die dritte, einem Knaben zugewiesene Stufe des Unterrichts: er trat in die „lateinische" Schule ein, wenn er auch noch nicht das für dieselbe angesetzte Alter hatte. In jeder Familie — so forderte es Comenius — sollte eine „Mutterschule", in jeder Gemeinde eine „deutsche", in jeder Stadt eine „lateinische", in jeder größeren Provinz eine Akademie oder Hochschule sein. Lissa war bereits eine Stadt geworden, als die vorhandne Elementarschule in ein Gymnasium umgewandelt worden war. Den Namen einer lateinischen Schule trug ein Gymnasium nicht, als ob erst von da an die lateinische Sprache als Unterrichtsgegenstand aufgenommen worden sei. Ein so verspätetes Erlernen der andren „Muttersprache" eines gebildeten Sohnes jener Tage würde die damalige Zeit nicht zugelassen haben. Wie die Gesetze dem eintretenden „Bürger" der lateinischen Schule in dieser Muttersprache vorgehalten und eingeprägt wurden, so schrieben sie auch dem jüngsten Zögling vor, fortan mit seinen Lehrern und Kameraden nur in der neuen Muttersprache sich zu unterhalten. Sie mußte ihm demnach bereits geläufig sein; der Orbis pictus hatte da schon gründlich vorgearbeitet. Wohl unterschied sich Comenius vorteilhaft von seinen Berufsgenossen, daß

er für eine „deutsche Schule“ Raum schaffte, und die Sprache der Mutter im frühen Unterricht mit bahnbrechender Entschiedenheit berücksichtigt wissen will. Aber dabei ist er in seinen Forderungen für die lateinische Sprache in den Anschauungen seiner Zeit, einer nachgebornen Tochter des Humanismus und des Wiederauflebens der Wissenschaften, befangen geblieben. Auch er will, daß das Latein die allen Gebildeten der Erde verständliche Weltsprache werde, daß die Sprache der alten Römer kurzer Hand zur Herrscherin in einem Reiche erhoben werde, in welchem die Sonne nicht untergeht. Die Humanisten wetteiferten zu sprechen wie Cicero, wie Tacitus; jetzt aber sollte die lateinische Sprache herhalten, die Umgangssprache der Kinder des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu werden, zu reden von Gedanken und Dingen, von denen kein alter Römer eine Ahnung hatte, darum auch keinen Ausdruck in seiner Muttersprache bot. Das ist ein gar übles Ding; wir sind dankbar und froh, der unnatürlichen Fessel los und ledig zu sein.

Was von dem Gymnasium nach dieser Seite hin gefordert wurde, leistete es in jenen Tagen. Die lateinische Sprache, freilich nicht die klassische Sprache der alten Römer, wurde auch den Schülern in Lissa so sehr Muttersprache, daß sie ihnen geläufiger als unsre deutsche Sprache war; die mußte sich zufrieden geben, wie Aschenbrödel kaum noch in der Küche ein Unterkommen zu finden. Wie sie die Verkehrssprache zwischen Lehrern und Schülern im Gymnasium, blieb sie auch auf den Hochschulen die allein zulässige Gelehrtensprache in Wort und Schrift, die allgemein gültige, allgemein verständliche Umgangssprache der Gebildeten von Land zu Land durch ganz Europa und über seine Grenzen hinaus. Selten nur, daß in Stammbüchern ein deutsches Wort verlautet; seine Tagebücher hat unser Jablonski lateinisch geschrieben, bis in die zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts mit seinen Söhnen nur lateinischen Briefverkehr gepflogen. Da mit einem Male — ich habe nicht ausfindig machen können, was den erfreulichen Anstoß gegeben — der Umschlag, daß der reiche Briefwechsel mit dem ältesten Sohne während der letzten zwanzig Jahre nur im „geliebten Deutsch“ geführt wird.

Sechs Klassen hatte Figulus zu durchlaufen, die dem Gymnasium gestellte Aufgabe zu vollenden; für jede Klasse war ein Jahr vorgeschrieben. Das Schwergewicht lag, wie erwähnt, auf der völligen Aneignung und Beherrschung der lateinischen Sprache, in der auch die einzelnen Fächer gelehrt wurden. Aber auch die in der „deutschen Schule“ gepflegte Muttersprache wurde mit Fleiß getrieben, auch im schriftlichen Ausdruck. Wie wir für die staunenswerte leichte und geschickte Handhabung der lateinischen Sprache bei Jablonski auf das Gymnasium als die treue Pflegstätte gewiesen sind, so auch gewiß für die deutsche Sprache, wie sie uns heute noch aus seinen Briefen und auch der Handschrift entgegen-

tritt. Nur auf frühe, sorgfältige, treue Übung von der Schule her kann die schöne, klare, feste Handschrift bis in das höchste Alter hinauf zurückgeführt werden. Es ist eine wahre Freude, heute noch die Handschrift Jablonskis zu lesen, bei der auch dem preußischen Grundsatz treu geblieben wird, selbst bei eiligem Arbeitsgedränge und in Schriftstücken, die nur dem eigenen Gebrauch zu dienen hatten, jedem kleinsten Buchstaben das Seine zukommen zu lassen. Selbst herkömmliche Abkürzungen der Schreibweise, etwa bei Predigtentwürfen, sind sorgfältig und genau dieselben heute wie in zehn und zwanzig Jahren. Das Schreiben muß in der Schule als eine Kunst gelehrt worden sein, nicht nach der Weise unsrer heutigen, eilfertigen „Sezessionisten", sondern etwa wie unsre altdeutschen Meister ihre Malkunst mit peinlicher Treue geübet.

Neben diesen beiden gründlich zu erlernenden Sprachen wurde noch griechisch und hebräisch gelehrt, aber nur in den Anfängen der Grammatik. Dazu die sogenannten sieben Künste des Trivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) und des Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie). Wie weit in diesen Künsten die Gymnasiasten in Lissa gefördert wurden, dürfte nicht leicht sein, heute noch nachzuweisen. Soweit meine Kenntnis reicht, fehlt es auch in unsren großen öffentlichen Büchereien an einer sich über ein paar Jahrhunderte erstreckenden Sammlung der Lehrbücher, sei es einer berühmten Anstalt, sei es einer ganzen Provinz. Was zwanzig Jahre nach seiner Gymnasialzeit der vielbeschäftige, lernbegierige Hofprediger in Privatunterricht, zumal in Mathematik und Physik, nachzuholen sich befleißigt, läßt darauf schließen, daß die Lissaer Schüler in diesen Fächern nicht viel über die Anfangsgründe hinausgefördert wurden, die heutzutage etwa ein Quartaner und Tertianer kennen lernt. Nach der ganzen Anlage des Gymnasiums und dem scharf ausgeprägten theologischen Zuschnitt der Zeit überrascht oder befremdet es nicht, bei den Lehrfächern der Ethik und biblischen Theologie in den obern Gymnasialklassen bereits Gegenstände behandelt zu sehen, die wir heutzutage den Studenten der Theologie auf der Hochschule zuweisen. Belege dafür aus den Schuljahren unsres Figulus kann ich nicht beibringen; aber es wird in Lissa ähnlich gewesen sein, wie später am joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Nach einer mir vorliegenden Briefstelle aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurden hier die Theses theologicae des Rektors Paul Volkmann dem Unterricht zu Grunde gelegt, die zwischen dem damals vielumstrittenen Partikularismus und Universalismus eine ausgleichende Versöhnung anzubahnen versuchen, außerdem des berühmten Professors in Franeken Vitringa gelehrte Auslegungen des Jesajas.

Die für die lateinische Schule festgesetzten sechs Jahre gingen für unsren Figulus zu Ende. Wenige Monate nach seinem sechzehnten Ge-

burtstage waren die Schulklassen durchlaufen; mit dem Zeugnis der Reife für die Hochschule wurde er aus dem Gymnasium entlassen. Eine besondere Feierlichkeit scheint damals mit der Entlassung noch nicht verknüpft gewesen zu sein; die ältesten noch vorhandenen Einladungen zu einer solchen öffentlichen Feier in Lissa sind aus späterer Zeit.

Auf der Hochschule in Frankfurt an der Oder.

(1677. 1678.)

Im Sommerhalbjahr 1677, das für die Hochschule vom Georgentag (23. April) bis zum Gallustage (16. Oktober) währte, wurden am 16. Juni unter dem Rektorate des Marcus Rhode, Dr. beider Rechte und Professor der Institutionen, vier mit dem Reifezeugnis aus dem Gymnasium zu Lissa entlassene Zöglinge in das Matrikelbuch der Universität Frankfurt an der Oder eingezeichnet: die beiden aus Lissa gebürtigen „Polen" (Polonus) Samuel Gülich und Simon Arnold, die beiden als „Preußen" (Borussus) bezeichneten Jakob Makowski aus Thorn und Daniel Ernst Figulus aus Danzig. Der unscheinbare Geburtsort Nassenhuben war wohl einer gelehrten lateinischen Zunge nicht ganz mundgerecht, oder sollte angedeutet werden, daß dieser Figulus ein Bruder des mit Recht als aus Danzig gebürtigen, gerade vier Jahre früher, am 6. Mai 1673, in die Matrikel eingetragenen Theodor Figulus sei? Neun Groschen Einschreibegebühr hatte jeder der vier jungen akademischen Bürger zu entrichten, nicht achtzehn wie Söhne aus adligem Hause. Warum das Lissaer Kleeblatt so spät erst, mitten im Semester, ankam, ist nicht ersichtlich; ein Blick in das Matrikelbuch*) belehrt, daß in jenen Zeiten sich die Studenten nicht an den Beginn der Vorlesungen gebunden hielten, wahrscheinlich auch ebensowenig an den Schluß. Der Grund dieser uns heutzutage befremdlichen Unpünktlichkeit mag auch in der Weise der Vorlesungen zu suchen sein, die sich oft bandwurmartig durch Semester und Jahre über den gleichen Gegenstand hinzogen.

Das alte Matrikelbuch fügt dem Namen eines jungen akademischen Bürgers nicht den erwählten Beruf bei wie heutzutage. Von den vier Kameraden aus Lissa, deren späteres Leben uns nicht unbekannt geblieben, wissen wir, daß sie die Hochschule bezogen, um Theologie zu studieren. Da die obersten Klassen des Lissaer Gymnasiums damals in der Regel nur aus vier bis sechs Schülern bestanden, machten wohl die vier jungen

*) Vergl. Friedländer, ältere Universitäts-Matrikel I.

Studenten in Frankfurt die ganze Prima in jenem Frühjahr aus, sie alle mit dem gleichen erkornen Beruf. Von Anfang an hatte die Lissaer Schule die Aufgabe ins Auge gefaßt, der aus ihrer Heimat vertriebnen Brüderunität einen klassischgebildeten, tüchtigen Predigerstand heranbilden zu helfen. Die Mehrzahl ihrer Schüler kam aus Kreisen, in denen das „köstliche Amt" wie ein teuerwertes Erbe von dem Vater auf den Sohn überging, hier ein besonders wertgehaltenes, weil auf ihm die Weihe jahrzehntelang — wir können sagen ein paar Jahrhunderte — treu bewährten Martyriums lag. Wofür Eltern und Großeltern, soweit die Erinnerung zurückging, in evangelischem Glauben gelitten, von dem wollten die wackeren Söhne nicht lassen und kampfesfreudig in die Lücken eintreten, die Not und Tod in der kleinen, argbedrängten Streitschar brachen. Dazu kam die hohe Geltung, in welcher in jenen Jahren die Theologie weithin in evangelischen Landen stand. Sie wurde — so ganz anders als in unsern Tagen — als die Königin der Wissenschaften gepriesen, und niemand durfte ihr solch Vorrecht streitig machen.[5]) Von väterlicher und mütterlicher Seite und in beiden Linien noch höher hinauf hatte unser Daniel das wertgehaltene Berufserbe empfangen. Was wir aus seinem frühesten Leben wissen, was er in einem langen Leben ungetrübter Schaffensfreudigkeit erwiesen, aus allem gewinnen wir den wohltuenden Eindruck, daß er mit herzlicher Zustimmung, als ob es gar nicht anders sein könnte, das Familienerbe angetreten und bis ans Ende des Lebens bezeugt, wie sein Los aufs Liebliche gefallen.

Ebensowenig bestand zur Zeit seines Abganges für einen Lissaer Gymnasiasten ein Zweifel in Betreff der zu besuchenden Hochschule. Bereits im Jahre 1649 hatten die auf dem polnischen Reichstage zu Warschau anwesenden beiden Senioren aus dem Ritterstand — wahrscheinlich im Einverständnis mit ihren geistlichen Kollegen in Lissa — in einem Schreiben an den großen Kurfürst der Freude Ausdruck gegeben, daß nun nach Beendigung des auch für die Brüderunität so unheilvollen dreißigjährigen Krieges Friede in die brandenburgischen Lande eingezogen. Sie hätten erfahren, daß der Kurfürst beabsichtige, wie das Joachimstaler Gymnasium in Berlin, so auch die Hochschule in Frankfurt zu „restaurieren". Fortan hätten sie nicht mehr nötig, ihre Zöglinge (alumni) mit vielen Unkosten nach Holland, England und Frankreich zu senden. Die Senioren hoben in dem beachtenswerten Schreiben*) besonders hervor die von dem Kurfürsten beabsichtigte Reinigung des sittlichen Wandels der Studenten, an dem die Brüderunität schweren Anstoß genommen. Sie schließen ihr Sendschreiben mit dem Gebet, Gott wolle dem Kurfürsten zur Ausrichtung seines Vorhabens gesunden Sinn verleihen und seine

*) Es befindet sich abschriftlich in dem Lissaer Unitätsarchiv (Coll. Opitii S. 185).

Kräfte stählen nach dem Vorbilde seines mütterlichen Ahnen, des frommen Friedrich III., Kurfürsten von der Pfalz.*)

Dringend nötig war es, daß die sittenstrenge, starke Hand des Kurfürsten Wandel in dem zerfahrenen und verlotterten sittlichen Zustande der Studentenwelt in Frankfurt zu schaffen versuchte. Wie ein böser Schatten lag noch auf der Hochschule, daß grade vor einem Jahrhundert (1550) einer ihrer Rechtslehrer, der „dolos papistisch gesinnte" (so brandmarkt ihn zutreffend Tholuck) Christoph v. Straßen, den Satz zu verteidigen wagte: accessus ad meretrices est licitus et de jure impunibilis, und daß die Regierung den beiden evangelischen Predigern untersagte, wider solch unzüchtige These eines Lehrers der Jugend öffentlich vorzugehen. Frankfurt und auch die Hochschule hatten damals bereits ihre Tore der Reformation geöffnet, deren Einfluß auf den Lebenswandel sich je länger je mehr günstig bemerkbar machte. Wohl hatten Melanchthon und Cameranius eine Berufung an die Hochschule abgelehnt; statt ihrer kamen ernstgesinnte reformatorische Gelehrte und Prediger, die solch frevlem Unwesen zu steuern suchten. Aber es zogen auch wieder arge, böse Zeiten im Studentenleben herauf. Das Gerücht ging weithin, daß der brutale, ans Viehische grenzende Pennalismus, diese Pestbeule an den deutschen Hochschulen des siebzehnten Jahrhunderts, besonders stark und entsittlichend in Frankfurt im Schwange sei. Dazu dann noch der verwildernde Einfluß des dreißigjährigen Krieges, der als furchtbarste Geißel unser Vaterland an den Abgrund des Verderbens führte und zumal unter der studierenden Jugend verwüstend wirkte. Durch die erstürmten Festungstore der schwer heimgesuchten Stadt zogen zu verschiedenen Zeiten die beutegierigen Kriegerscharen eines Wallenstein, Tilly und dann wieder die von Gustav Adolf ein. Hinter ihnen her die Pest, die wegraffte, was die Soldaten übrig gelassen. Wiederholt siedelten Lehrer und Schüler an andere Orte; die letzten Tage schienen wie für die Stadt, so auch ihre Hochschule angebrochen zu sein. Da ist es begreiflich, daß die Brüderunität ihre sorgsam gehütete, zu frommem Wandel erzogene Jugend nicht der nahgelegenen Hochschule anvertrauen wollte; ebenso begreiflich aber auch ihre Freude, als der große Kurfürst mächtig eingriff, die männliche Jugend seines Landes in den Pfuhl nicht versinken zu lassen und auch die Hochschule aufrief, an des Volkes Gesundung durch eine geistig und sittlich gestählte Jugend mitzuarbeiten. Sein kräftiges Bemühen war nicht vergeblich. Der wackere lutherische Prediger in Frankfurt Heinsius war furchtlos selbst auf der Kanzel wider den Pennalismus vorgegangen. Hatte er auch einen wilden Sturm

*) Des Großen Kurfürsten Mutter, Elisabeth Charlotte, eine Schwester des Böhmenkönigs, war eine Tochter des Kurfürsten Friedrich IV., eines Großsohnes Friedrich III. von der Pfalz.

der in ihren vermeintlichen Rechten angetasteten Studentenschaft erregt, schien es auch zunächst, als ob er mit seinem mannhaften Vorgehen Öl ins Feuer gegossen; es erwies sich doch in weiterer Folge, daß sein Wort Öl auf ein brandendes Meer war und langsam die hochgehenden Wogen sich glätteten. Die evangelischen Regierungen unter Führung des Brandenburgers gingen geschlossen gegen den gemeinsamen Verderber der Blüte unsrer deutschen männlichen Jugend vor; der Pennalismus kam zu Falle. Als unsre vier Burschen aus Lissa frohgemut die Hochschule bezogen, lag grade seit einem Jahrzehnt (seit 1667) der „arg böse Feind" der damaligen Studentenwelt gebrochen zu Boden; man rühmte in jenen Tagen weithin, daß kaum auf einer andren Hochschule dem Unwesen ein so tödlicher Schlag versetzt worden sei wie in Frankfurt.

Ungemein malerisch liegt die alte „Frankenfurt" in wendischem Gebiet dort am deutschen Strom im Osten unsres Vaterlandes. Zu beiden Seiten des Flußbettes mit der Niederung eines breiten Überschwemmungsgebietes zieht sich fruchtbares, wellenförmiges Hügelgelände hin, von dem aus überall ein schöner Blick auf die altertümliche, auch durch Handel und Schiffahrt einst angesehene Stadt fällt. Aus den langen Straßen und engen Gäßchen der noch erhaltenen Altstadt ragen ehrwürdige Kirchtürme empor, herrliche Denkmäler altdeutscher Baukunst, lautredende Denkmäler zugleich des Gemeinsinnes eines kräftigen, frommen, hochgemuten Bürgerstandes. Heutzutage sind die umklammernden Festungsmauern fast bis zur letzten Spur niedergelegt, die Wallgräben in prächtige Gartenanlagen umgewandelt, die sich zumal im Sommer wie ein anmutendes, farbenglänzendes Band um die Altstadt ziehen. Breite, lichte Straßenzeilen mit modischen „Mietkasernen" recken weithin nach allen Seiten der Landschaft ihre Arme aus; aber sie haben doch nicht völlig die anheimelnden, eigenartig ausgeprägten Züge einer alten, deutschen Stadt verwischt. Die liegt noch stellenweise wie unangetastet am linken Stromufer, einer redseligen Ahne nicht unähnlich, die die Ihrigen, schmucke Häuser und deren Insassen, um sich sammelt und ihnen gar viel an Giebeln und Erkern von alten, längst vergangnen Tagen zu erzählen hat. Manch einem Wanderer, den Studienwege in solch eine alte, einst angesehene Stadt führen, ist es anheimelnde Lust, sich wie im Traum aus einer lärmig vorüberhastenden Gegenwart entrücken zu lassen und eine kurze Weile zu lauschen, was die stehen gebliebenen Zeugen einer entschwundnen lebensvolleren, reicheren Zeit berichten. Frankfurt ist seit fast einem Jahrhundert (1811) kein Musensitz mehr; seine Hochschule, seine fröhliche Studentenschar ist weggezogen, hinüber nach dem bevorzugteren Breslau. Aber die Hauptstadt Schlesiens hat doch nicht alle Heimstätten der einst gefeierten alma mater Viadrina wegführen dürfen; wir können uns noch an gar mancher Stätte zurecht finden, die unsre vier

Musensöhne aus Lissa vor mehr wie zweihundert Jahren scheu und ehrfurchtsvoll betraten. Da steht noch am nun stille gewordenen freien Platz der alma mater einstige Heimstätte, die nun Gymnasiasten in ihren Mauern beherbergt. In alten Tagen — so munkelt man — hat da eine Synagoge gestanden; der bis vor dreißig Jahren vorhandne anstoßende Schweinemarkt wird als ein den allzeit unbeliebten Juden angetaner Schabernack erklärt. Das Universitätsgebäude ist ein einfacher, schmucker Bau. Über der Eingangsthüre prangt heute noch, aus römischer Zeit überkommen, das Steinbild der Maria mit dem Jesuskinde auf den Armen und der lateinischen Umschrift aus Jesajas 49, 22: Zu den Völkern will ich mein Panier aufwerfen und diese werden deine Söhne in den Armen herzubringen. Das Bild gemahnt an die Gründung der Hochschule 1506, da der Kurfürst Joachim der Marienkirche der Stadt das Patronat über die neue Stiftung verlieh. Über den heute noch vorhandnen prächtigen Treppenaufgang ist auch unser junger Student nach dem ebenfalls noch in seiner ursprünglichen Gestalt und Ausschmückung erhaltenen geräumigen Hörsaal (Aula) emporgestiegen, in welchem auch er schon nach kaum Jahresfrist zu den häufigen Disputationen und Redeübungen der Studenten herangezogen wurde. Hier wurde bereits die erste Jahrhundertfeier der Hochschule festlich begangen, ein Jahrhundert später die andre, bei welchem Anlaß die Universität Oxford dem Studenten von heute dreißig Jahre später die höchste theologische Würde verlieh. Vorlesungen wurden in dem Gebäude nicht gehalten; die weitern Gelasse dienten zu wissenschaftlichen Sammlungen, Büchereien u. s. w. Die Professoren hielten ihre Vorlesungen bei sich, zumeist in ihren eignen Häusern, dicht nebenbei in der anstoßenden Straße, die noch heute die Kollegienstraße heißt. Da stehen noch ein paar solcher einstöckigen Häuser, als deren einstige Besitzer Professoren der Theologie aus den Tagen unsres Figulus genannt werden. Am Ende der Straße wird das alte Konvikt gezeigt, in welchem die bedürftigen Studenten Freitisch und auch Wohnung hatten. Ob solche Gunst in jenen Jahren bereits unsren Zöglingen aus dem polnischen Lissa zuteil wurde, ist mir fraglich; erst später, zum Teil auf Betreiben von Jablonski, hat der Kurfürst ein paar Freistellen für je zwei Theologen aus Polen und Litauen an der Universität gestiftet. Sie werden wohl von der Brüderunität daheim die Barmittel erhalten haben und zwar in dem gleichen Betrag, der dann für die kurfürstlichen Freistellen bestimmt wurde, 80 Taler für das Jahr, auskömmlich in jenen Tagen für einen Studenten mit sehr bescheidenen Ansprüchen. An das Konvikt stößt die heute dem Militär für seine Gottesdienste eingeräumte alte Klosterkirche, in welcher einst der bekannte Schüler von Luther und Melanchthon, Musculus, als erster verheirateter evangelischer Geistliche der Stadt den armen, preßthaften Leuten

predigte, die da in den leergewordenen Klosterräumen von der Stadt untergebracht waren. Aber die Hochschule hatte Ansprüche auf die Räume erhoben. Die Armen der Stadt mußten weichen; bedürftige Studenten zogen ein. Unter ihnen vielleicht auch Figulus.

Die Kollegienstraße mündet auf den freien Marktplatz, auf welchem, im Äußeren neu aufgeführt, die Nikolaikirche steht, deren Name als der des Patrons von Schiffern und Seefahrern, dem Kundigen andeutet, daß sie, so dicht an der Oder, die älteste Kirche der neuen Ansiedlung Frankfurt gewesen. Sie lag völlig wüste und zerfallen da, als die kleine, eben sich bildende reformierte Gemeinde um Überlassung zu ihren Gottesdiensten den Magistrat, als den Besitzer der traurigen Ruine, bat. Ein mehr wie dreißigjähriger (1622–1657), recht unerquicklicher Hader brach aus. Während die Banden von Wallenstein und Tilly die schwer heimgesuchte Stadt bedrängten, verweigerte der Magistrat hartnäckig den Brüdern aus dem gemeinsamen Hause der Reformation die seit langem unbenutzte Stätte; es bedurfte der ganzen und auch gewaltsamen Hand des Großen Kurfürsten, den unfrommen Widerstand zu brechen und seinen Glaubensgenossen die wüste Kirche zu verschaffen. Im Äußern erinnert heute nichts mehr an den alten Bau; in dem geräumigen Chor kann der Suchende noch an stark ausgetretenen Grabsteinen im Fußboden die Namen von ein paar Professoren (Risselmann, Strimesius) entziffern, die, an dieser Stelle beigesetzt, während ihres Lebens auf dem Lehrstuhl und auf der Kanzel unsre junge Studenten aus Lissa zu eifrigen Zuhörern hatten. Einer der theologischen Professoren war meist auch Prediger der reformierten Gemeinden, welche Stelle ihm ein reichlicheres und in den schweren Kriegszeiten gesicherteres Einkommen gewährte.

Als eine katholische Hochschule war in vorreformatorischer Zeit die Universität ins Leben getreten. Kurfürst Joachim hatte die beiden dafür benötigten Freiheitsbriefe erhalten, den kaiserlichen von Maximilian I., den päpstlichen von Julius II. Anstandslos, als ob es sich von selbst verstände, ging auch die brandenburgische Landesuniversität mit den Bürgern der Stadt und ihrem Magistrat in das Heerlager der Reformation über und bewahrte in demselben das einer Union zugängliche melanchthonische Gepräge. Melanchthons Schwiegersohn Sabinus war während eines Vierteljahrhunderts auch auf kirchlichem Gebiete einflußreicher Lehrer der Hochschule. Die juristische und medizinische Fakultäten verweigerten die verlangte Zustimmung und Unterschrift zur Konkordienformel. Ohne allzu starkes Widerstreben vollzog sich auch innerhalb der theologischen Fakultät ein weiterer Wandel, als Kurfürst Johann Sigismund den folgenreichen Schritt tat und der reformierten Kirche in deutschen Landen sich anschloß. Die brandenburgische Landesuniversität wurde die Pflanzschule für die reformierte Geistlichkeit, während die Hochschule in Königs-

berg ihren stark ausgeprägten lutherischen Charakter bewahrte. Viel größere Schwierigkeit und auch Schaden brachte der theologischen Fakultät der dreißigjährige Krieg; es gab eine Zeit, in welcher die Fakultät nur noch einen einzigen Lehrer besaß. Da tat das starke und auch in einem Fall gewaltsame, immer aber nach hohem Ziel strebende Eingreifen des Großen Kurfürsten not; er wußte die Bedeutung einer tüchtigen Hochschule auch als Bildungsstätte eines berufstreuen geistlichen Standes zu werten und scheute auch die Kosten nicht, den Preis zu zahlen.

Als Figulus die Hochschule besuchte, war die theologische Fakultät vollzählig besetzt; nicht mit Kräften erster Ordnung, die jene rauhe, den Studien unholde Zeit nur in geringer Zahl bot, aber doch mit Männern, die ernstgesinnten, fleißigen Schülern fortwirkende Anregung bieten konnten. Noch am Abend seines Lebens gedenkt unser Musensohn mit Dankbarkeit insbesondere seiner Lehrer Risselmann und Simonis. Joh. Risselmann war Bremer von Geburt und gehörte durch seine Mutter der angesehenen Patrizierfamilie an, welcher auch der in der reformierten Kirche gefeierte Friedrich Adolf Lampe (geb. 1683) entstammte. Königliches Märtyrblut rollte in den Adern dieser Lampeschen Bekennerfamilie, die mütterlicherseits unter ihren Ahnen die 1567 um ihres Glaubens willen zu Valenciennes enthaupteten beiden Herlins (Vater und Sohn) zählt. Achtundzwanzigjährig war Risselmann (1658) als Magister der Mathematik in den Lehrkörper der Frankfurter Hochschule eingetreten. Das war in jenen Tagen die herkömmliche erste Stufe der Leiter, auf welcher man zu der ersehnten Würde eines Professors emporstieg. Als zweite Stufe folgte schon nach zwei Jahren die Professur der hebräischen Sprache, acht Jahre später dann die der Theologie, die er bis zu seinem Tode (1698) inne hatte. Von ihm wohl empfing unser junger Student die Vorliebe für hebräische Studien. Mit den Kindern des gefeierten Lehrers blieb er lebenslang in naher, auch amtlicher Berührung; der einzige Sohn kam als Konsistorialrat nach Berlin, die einzige Tochter heiratete seinen Amtsbruder, den Hofprediger Selig. Hochangesehen war Risselmann, eine kräftige, gesunde Natur, an der Hochschule, deren Rektor er sechs Mal war, vierzehn Mal Dekan der theologischen, drei Mal der philosophischen Fakultät. Ein besonderes Verdienst hat er sich durch Gründung der heute noch bestehenden Friedrichschule erworben. Auf seine Anregung sammelte die reformierte Gemeinde Mittel für diese ihr bestimmte Kirchenschule; die reformierten Grafen und Freiherrn Schönaich-Carolath machten bedeutende Schenkungen. Als Figulus seit einem Jahre Hofprediger in Berlin geworden, erwirkten seine Freunde und Gönner, die Minister Dankelmann und Fuchs, die Einwilligung des Kurfürsten zur Gründung der Schule, deren erster Rektor des Gründers Landsmann, Paul Volckmann, wurde, während er selbst ihr erster Kurator

war; der fünfzehnte in der Reihenfolge war unsres Figulus ältester Sohn Paul Ernst.

Der andre von Jablonski am Ende seines Lebens dankbar erwähnte Lehrer der Hochschule war Joh. Simonis, der, fünf Jahre jünger wie Risselmann, in dem gleichen Jahre mit ihm starb und neben ihm im Chor der reformierten Kirche beigesetzt ist. Er war ein Anhaltiner, aus Lindow bei Zerbst, und gehörte durch seine Mutter der im Lande angesehenen Familie von Berge an; durch seine erste Frau, eine Tochter des früheren Frankfurter Professors Konrad Berg, war er Schwager seines Kollegen Risselmann, durch seine zweite Frau, eine Tochter des Bremer Senators von Lith, gewissermaßen sein Landsmann geworden. Er hatte seine theologische Professur auf dem Umwege erlangt, daß er bis 1672 Professor der Logik und Metaphysik gewesen. Neben diesen beiden von Figulus gerühmten Professoren werden noch während seiner Studienjahre genannt Philipp Buch, wegen seiner geistvollen Schlagfertigkeit bei den im großen Hörsaal wöchentlich (meist am Sonnabend, weshalb an dem Tag die Vorlesungen ausfielen) abgehaltenen Disputationen ebenso gefürchtet wie gefeiert. Als vierter Professor der Theologie der aus Königsberg in der Neumark gebürtige Elias Grebenitz, der gern darauf hinwies, daß er das fünfte Glied in der Reihe einer Pastorenfamilie sei und sein Ahne zu den treuesten und ständigsten Schülern Melanchthons zählte. Der Große Kurfürst hatte 1661 den scharfsinnigen Professor der Metaphysik und Logik in die theologische Fakultät versetzt, einen Gelehrten eisernen Fleißes, der Tag und halbe Nächte unermüdlich über seinen Büchern saß, so daß er frühzeitig seine kräftige Gesundheit untergrub und 1689 starb.

Vergeblich war das Bemühen, irgendwo vielleicht noch ein Verzeichnis der Vorlesungen während der Studienjahre unsrer vier Lissaner ausfindig zu machen, um daraus zu entnehmen, was ihnen von der Theologie in Vorlesungen geboten wurde, welchen Weg ihre Studien dadurch eingeschlagen haben mögen. Der Weg war damals wesentlich unterschieden von dem gegenwärtig meist betretenen. Der Professor las aus einem gangbaren Textbuch einen Abschnitt vor (daher der Name Vorlesung, nicht Vortrag), den er dann näher seinen Zuhörern, selbstverständlich in lateinischer Sprache, erörterte. Einzelne Fächer, auf die wir heutzutage besonderes Gewicht legen, wie die kirchengeschichtlichen, hatten noch keine selbständige Stellung; lückenhaft geschah ihrer an Orten, wo man sich dessen kaum versah, eine meist nur nebensächliche Erwähnung. Auch die Schriftauslegung schien nur dem Zwecke dienen zu sollen, bestimmte feststehende oder umstrittne loci der Kirchenlehre apologetisch oder polemisch zu erörtern, sie für katechetische und homiletische Aufgaben zu verwerten. Dies alles umstellt mit dem Wuste einer von dem Leben und praktischen

Berufe des künftigen Geistlichen völlig abgewandten, trockenen Büchergelehrsamkeit, als ob es gelte, nur Gelehrte in der schwerfälligen Rüstung der Streittheologie der Zeit und in der Handhabung ihrer rohen Waffen auszubilden, nicht Pastoren für evangelische Gemeinden mit ihren ewigen Bedürfnissen nach einem Leben in Gott. Und dazu die endlos ausgereckten Vorlesungen ohne jede Rücksicht darauf, daß dem Studenten doch nur eine knapp zugemessene Zeit von zwei, drei Jahren für die Ausbildung auf dem Gesamtgebiete seines Berufes gegeben war. Aus Frankfurt wird uns freilich von keinem Professor wie der Tübinger Kanzler Pregizer berichtet, der während 25 Jahren in 1509 öffentlichen Vorträgen den Ozean*) des Propheten Jesajas durchschiffte, und dann bei der am selben Tage aufgenommenen Erklärung des Jeremias in der ersten Hälfte bei der 459. Vorlesung nach sieben Jahren vom Tode weggerafft wurde. Wenn aber 18 Jahre (1695) nach Figulus einer seiner Schüler von seinem Aufenthalt in Frankfurt bezeugt, daß er während der drei Studentenjahre bei keinem Professor „den cursum theologiae oder auch nur ein systema theologicum habe aushören können, also daß ich viel mehr in meinem Stübel durch fleißiges Bücherlesen als in öffentlichen collegiis gelernt habe und allen Fleiß anwenden mußte, diese edelste Zeit mir einen apparatum academicum zu sammeln,“**) so waren zu Figulus' Zeit diese Mißstände in den Vorlesungen eher noch stärker. Wir gehen in der Annahme nicht fehl, daß auch er durch Privatstudium „auf seinem Stübel“ und im persönlichen Verkehr zumal mit Professor Rissel-mann mehr in der theologischen Wissenschaft, besonders in seinem Lieblingsfach, dem Bibelstudium und den beiden Sprachen der Heiligen Schrift, gefördert wurde als durch die Vorlesungen.

Schon nach dem ersten oder zweiten Semester wurde der junge Student zu den Disputatorien und auch zu Predigten herangezogen. Ein Teil der Stipendien konnte erst auf Grund einer öffentlichen Disputation und einer Predigt erlangt werden; gar mancher Professor war eifriger in der Vorbereitung und Haltung der Disputatorien, als seiner Vorlesungen. Noch nach mehr wie dreißig Jahren mahnt Jablonski seinen ältesten Sohn, den Professor in Frankfurt, verlautbartem Klagen vorzubeugen, als ob er saumselig wäre in seinen Vorlesungen; fordert ihn aber zugleich auf, seinen jüngeren Bruder, den Studenten, anzuhalten, nur ja nicht beim Ablauf des ersten Jahres Disputatorium und Predigt hinauszuschieben. Das uns Befremdliche solcher Frühreife theologischer Ausbildung eines Studenten wird etwas gemildert dadurch, daß damals in den obersten Gymnasialklassen bereits in theologischen Lehrgegenständen

*) Vergl. Tholuck, Vorgeschichte des Rationalismus, I, 92.
**) Vergl. im Lissaer Unitätsarchiv Koll. Pflug III, 42.

unterwiesen wurde, die gegenwärtig der Hochschule vorbehalten sind (vergl. S. 44); sie war zugleich veranlaßt und auch beeinflußt durch die herrschende Predigtweise, die inhaltlich zu einem polemisch oft sehr ausgearteten theologischen Lehrvortrag sich gestaltete, in der Form aber meist so schwerfällig, scholastisch verkünstelt und verrenkt war, daß ihre Aneignung und Handhabung mühsame Übung forderte. Fast jede Hochschule hatte ihre eigne Methode; der angehende Prediger hatte sich mit den verschiednen vertraut zu machen. Es kostet heute Überwindung, sich in dem Gewirre dieser Methoden zurecht zu finden; aus Lust oder Erbauungsbedürfnis wird kaum jemand Proben damaliger Kanzelvorträge lesen wollen, das teuer werte Wort Gottes in alamodischer Gewandung, auf der einen Seite fest zusammengeschnürt wie in einen Stahlpanzer, und gleichzeitig wie in der Aufbauschung eines weiten, ungestalten Reifrockes.

Die Dauer der Studienzeit war noch ungeregelt. Abgesehen von den damals nicht ganz seltnen Erscheinungen, die sich jahrzehntelang in dem ungebundnen Leben eines civis academicus umtrieben, wurden viele angetroffen, die fünf und sechs Jahre ihren theologischen Studien auf der Hochschule oblagen, ebenso viele aber auch, die nach drei, selbst nach zwei Jahren abschlossen, zumal solche, deren Mittel oder Stipendien den Besuch einer fremdländischen Hochschule gestatteten. Die berühmten Professoren, damals allermeist in den Niederlanden und England, auf einer Art Rundreise mit kürzerem oder längerem Aufenthalt kennen gelernt zu haben, gehörte zur vollen Ausbildung eines tüchtigen, gelehrten Geistlichen; lebenslang zehrte man von den auf solcher Studienfahrt gewonnenen Eindrücken und auch Anregungen. Es war noch ein schöner Nachklang aus den Zeiten des Humanismus und der Reformation.

Zwei Jahre blieb Figulus auf der deutschen Hochschule an der Oder.

---

5. Das Lehramt in Birsen.

1679.

Nur auf eine Stelle bin ich gestoßen, daß Jablonski, nachdem er zwei Jahre die Hochschule in Frankfurt besucht, in der Zwischenzeit bis zum geplanten Abschluß seiner Studien in Oxford eine Lehrerstelle in dem entlegenen Birsen angenommen.*) Unwahrscheinlich ist die Angabe nicht. In jenen Jahren war noch keine bestimmte Zeitdauer für den Aufenthalt auf den Hochschulen angeordnet. Wie einige, wenn es die

*) Die erste Erwähnung fand ich in dem Aufsatz Friedbergs „Der Kriminalprozeß wider den Ungarn Michael von Klement" (Historische Zeitschrift, Neue Folge XXVI, 449), leider ohne Quellenangabe. Aller Wahrscheinlichkeit

Mittel erlaubten, lange Jahre auch Studierens wegen in den Hörsälen festsaßen, so verließen andre bereits nach zwei Jahren die Universität, teils um den erwählten Beruf anzutreten, teils um in freier Weise berühmte auswärtige Professoren zu hören. Der Senior Hartmann stand in regem Verkehr mit den Glaubensgenossen in Litauen. Das Jahr zuvor (1678) hatte er von dem Wilnaer Konsenior Zarnowiec ein schmerzliches Schreiben über die arge Drangsalierung der reformierten Gemeinden in Litauen nach dem Tode ihres mächtigsten Schirmherrn, des 1669 verstorbenen Fürsten Bogislav Radziwil, erhalten, das mit den Gebetsworten schloß: „Herr Jesu, rette das versinkende Schifflein!" Im Jahre darauf konnte die Meldung nach Lissa gelangen, daß die Stelle eines Rektors an der Birsener Schule erledigt sei. Es mag sein — Belege dafür fehlen —, daß man sich an den einstigen Rektor des weithin bekannten Lissaer Gymnasiums für einen Ersatz gewandt, oder was mir wahrscheinlicher dünkt, zunächst für eine Aushilfe, bis ein geeigneter Nachfolger gefunden. Trifft diese Annahme zu, dann lag Hartmann der Gedanke nahe, seinen Pflegesohn für eine zeitweilige Besetzung vorzu-

---

nach hat der Rechtsgelehrte sie den im Berliner Geh. Staatsarchiv aufbewahrten Akten entnommen. Bei der Durchsicht des unheimlich großen Aktenstoßes (72 Bände mit zusammen 5954 Blättern) ist mir die Stelle entgangen. Ich hatte den Aufsatz zu Gesicht bekommen, nachdem ich die zahlreichen Bände durchblättert, um ein selbständiges Bild des denkwürdigen Prozesses zu gewinnen. Nachträglich ein zweites Mal die paar Tausend Blätter zur Hand zu nehmen, nur um auf die eine möglicherweise übersehene Stelle zu fahnden, dazu gebrach die Zeit und auch die Lust. Sieben Jahre nach dem Friedberger Aufsatz wiederholte Professor Kvacsala in seinem an der Dorpater Hochschule 1895 gehaltenen Vortrag „50 Jahre im preußischen Hofpredigerdienste" die Angabe ebenfalls als eine feststehende Tatsache, später (1900) nochmals in seinem Aufsatz „Jablonsky und Großpolen" (Zeitschrift für die histor. Gesellschaft für die Provinz Posen (XV, 5), auch er beide Male ohne Angabe der Quelle. Eine an ihn gerichtete schriftliche Bitte, sie mir für meine Forschungen mitzuteilen, blieb unerwidert. In dem letzteren Aufsatz bringt Kvacsala den Aufenthalt in Birsen in Zusammenhang mit einer ihm übertragenen „religiösen Pflege der jungen Fürstin Carolina Ludwicka Radziwil", der in jenem Jahre zwölfjährigen Erbherrin auch von Birsen. Zu dieser irrigen Vermutung ist K. vielleicht durch den in einer beigefügten Anmerkung erwähnten, nicht überall zuverlässigen Lukaszewicz gekommen, der irrtümlicherweise Jablonski zu einem Hofprediger des einzigen Kindes von Bogislav Radziwil macht. Bis zu ihrer Verheiratung (1681) mit dem Markgrafen Ludwig war Luise Charlotte (mit diesen Vornamen ist sie auch in der Schusterschen Stammtafel der Könige von Preußen im Hohenzollern-Jahrbuch 1900 eingetragen) Hofprediger der aus Birsen gebürtige Minwid. Wie später erwähnt wird, hat ihr Vater Bogislav in seinem Testament bestimmt, daß die einzige Tochter nur in Königsberg, wo sie auch geboren, oder wo es der von ihm erwählte Protektor, der Große Kurfürst, für gut finden würde, erzogen werden solle. Aus mehr wie einem Grunde ließ Friedrich Wilhelm seine fürstliche Mündel in ihrer Geburtsstadt bis zu ihrer Verheiratung mit seinem Sohne erziehen.

schlagen. Noch war die erbetne Freistelle in Oxford nicht erlangt, für welche Figulus in Aussicht genommen. Was Frankfurt bieten konnte, hatte sich der begabte und fleißige Student angeeignet. Der Name Figulus hatte guten Klang in Litauen, noch aus der Zeit, da der Vater Pastor in Memel war. Es geht das Gerücht, als ob Bogislav Radziwil den Kurfürsten veranlaßt habe, den geringen, von der kleinen Gemeinde aufzubringenden Gehalt für den Schwiegersohn des auch in Litauen gefeierten, ihm nicht unbekannten Comenius etwas aufzubessern. Erwähnt ist bereits, daß in jenen Jahren gar mancher Reformierte aus Kurland und auch Semgallen und wohl auch aus Birsen in Memel von Figulus sich das heilige Abendmahl reichen ließ. Sei dem, wie ihm wolle: alle diese Andeutungen machen die Berufung des noch gar jungen, eben erst achtzehnjährigen Figulus nicht unwahrscheinlich.

Wer heutzutage das weltabgeschiedne, so lieblich unweit der kurländischen Grenze im Kreise Upita gelegene Städtchen aufsuchen wollte, um vielleicht noch leise Spuren von dem Aufenthalt Jablonskis zu finden, würde die etwas mühsame Fahrt (wenigstens war es eine solche, als ich vor dreißig Jahren einer Synode in Birsen von Wilna aus beiwohnte) vergeblich gemacht haben. Durch die paar stillen Straßen längs den schlichten Häusern ist der junge Lehrer nicht spazieren gegangen; das ist alles erst nach ihm aus der Asche erstanden. Als 1704 Karl XII. nach seinem Siege bei Narwa durch die Ostseeprovinzen vordrang und sich Birsen nahte, zog sich die polnische Besatzung in das stark befestigte Schloß der Radziwils zurück und legte das Städtchen, damit es dem Feinde keinen Schutz bei einer etwaigen Belagerung bieten könne, in Brand. Kein Haus blieb unversehrt; aus dem Walde, wohin sich die Bewohner geflüchtet, mußten sie zusehen, wie all ihr Hab und Gut von dem gefräßigen Feuer mitleidlos verzehrt wurde. In dem Flammenmeer ging auch die schöne, große Kirche unter, welche 150 Jahre zuvor Nikolai Radziwil,*) im Unterschied von seinem Vetter, dem schwarzhaarigen Nikolai, um der Farbe seiner Haare willen der Rote genannt, seinen reformierten Glaubensgenossen erbaut und in welcher sicherlich unser junger, im Predigen bereits auf der Hochschule geübter Kandidat und Rektor das Wort Gottes ab und zu verkündiget hat, zumal kurz vor seiner Ankunft der Senior Krzyczewski in Birsen gestorben war. Ebenfalls ein Raub der Flammen wurde das große Schulhaus der Ge-

*) Auch Graf Krasinski erzählt (Historical scetch of the reformation in Poland. London 1838. I, 309) die Anekdote, was ihn bewog, sich der Reformation anzuschließen. Die Gemahlin des Markgrafen Ludwig ist seine Urgroßtochter gewesen.

meinde und was sie sonst an Gebäuden der freigebigen Hand der fürstlichen Erbherrn zu danken hatte. Mit ihrem unbeweglichen Besitz büßte die schwer heimgesuchte Gemeinde auch ein, was sie an Urkunden, Schriftstücken, Büchern besaß, so daß der völlige Mangel einer zeitgenössischen Kunde über Jablonskis Wirksamkeit an der Schule auch abgesehen von der Kürze seines Aufenthaltes erklärlich ist. Nur ein stummer Zeuge aus jener Blütezeit Birsens steht heute noch da, malerisch am See gelegen, das alte Schloß der Radziwils, von dem aus die polnische Besatzung in jenem verhängnisvollen Jahre das Städtchen in Asche gelegt; aber seine Mauern sind nicht gesprächig, und was sie an archivalischen Schätzen bergen, hat den Mund noch nicht aufgetan. Denn es scheint noch heute zu sein wie vor Jahrzehnten, als ich den Spuren Laskis dort nachgehen wollte; die vorhandenen Schriftstücke waren noch so ungeordnet, daß an eine Benutzung nicht gedacht werden konnte. Jablonski konnte noch bei seinen Besuchen auf dem Schloß die große, reiche Waffensammlung bewundern, die der Erbauer der festen Burg, Christoph Radziwil, Palatin von Wilna, Sohn des rothaarigen Nikolaus, des Kanzlers und Großhetmans von Litauen, hier angelegt.

Die Blütezeit der Birsener Schule war vorüber, als unser junger Kandidat für kurze Zeit die Leitung übernahm. Bei ihrem frühen Übertritt zur Kirche der Reformation haben die Radziwils mit einem königlichen Vermögen auf ihren weitausgedehnten Gütern, deren Insassen mit den Herrn sich der reformierten Kirche anschlossen, neben den zahlreichen Kirchen auch eine stattliche Reihe von Schulen gegründet, die dank auch der wahrhaft fürstlichen Schenkungen und Ausstattungen rasch zu weithin dringendem Ansehen gelangten. Zu den ausgezeichnetsten dieser Reformationsschulen auf den Radziwilschen Besitzungen gehörte die zu Birsen. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatte sie schon die Stufe eines Gymnasiums erreicht; nicht nur aus Litauen, auch aus dem benachbarten Kurland und dem entfernten Livland wurden Knaben zur Erziehung nach Birsen gesandt. Noch sind ein paar Trauerschriften vorhanden, die in Anlaß des Todes zweier Birsener Radziwils von dem Gymnasium veröffentlicht wurden: unter den Beiträgen finde ich solche von einem Rigaer Syndikus, auch von mehreren Rajskis, einer damals hochangesehenen litauischen Familie, deren letzter (weiblicher) Sprosse heute noch Mitglied der deutsch-reformierten Gemeinde in Petersburg ist. Bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stieg das Gymnasium von seiner Höhe herab. Die Schule war zu innig mit der Kirche verbunden, als daß nicht die schweren Leiden, die sie Jahrzehnte hindurch in sich steigerndem Grade zu dulden hatte, ihre dunklen Schatten auch auf den Schulweg geworfen hätte. Jablonski fand nur noch eine, wenn auch stark besuchte, niedere Elementarschule vor. Neben ihm, dem

Leiter der Schule, waren noch zwei Lehrer an der Anstalt beschäftigt. Glänzend war der Gehalt des Rektors nicht; und es fragt sich, wenn die Vermutung richtig, daß es sich in unsrem Falle nur um eine kurze Aushilfe gehandelt, ob der „Junggeselle“ den vollen, zum Teil aus Früchten des Feldes bestehenden Gehalt bezogen. Aus einem zwei Jahre später (1681) geschriebnen Briefe der jungen Erbherrin in Königsberg an ihren Geschäftsträger Fehr ist zu ersehen, daß der Gehalt des Rektors aus bar 300 polnischen Gulden (etwa 160 M.), dazu dann noch 8 Faß Roggen, 8 Faß Gerste, 5 Faß Hafer, 1 Faß Erbsen, 2 Faß Haidekorn, 2 Fäßchen Butter, 2 Schock Eier, 1½ Faß Salz bestand.

Nach Jablonskis Weggang wurde die Stelle des Rektors mit der des polnischen Predigers in Birsen verbunden. Sein Nachfolger war ein gewisser Epenet, wie er selbst ein Sohn der böhmischen Brüder, die aus der Heimat vor einem halben Jahrhundert vertrieben, auf ihrer Suche nach einem Bergungsorte in dem gastlichen Polen nordwärts bis an die ferne Grenze Litauens gewandert waren. So kurz auch der Aufenthalt Jablonskis in Birsen gewesen, war die Erinnerung an ihn haften geblieben. Wir werden später davon zu erzählen haben, wie die Litauer in ihrer Bedrängnis alsbald nach seiner Berufung zum Hofprediger in Berlin vertrauensvoll an ihn sich wenden. Als die verheerenden Kriegswetter von Birsen sich verzogen hatten und die geflüchteten Bewohner an ihre leergebrannten Wohnstätten zurückkehrten (1705), faßte die sich wieder sammelnde Gemeinde den Entschluß, so rasch wie möglich sich Kirche und Schule zu bauen. Die Mittel dazu von dem Schloßherrn zu erhalten, wie dieselben einst aus eignem Vermögen beides mit freigebigster Hand getan, war nun ausgeschlossen; die letzte reformierte Erbherrin von Birsen, die Prinzessin Luise Charlotte, zum zweiten Male an den katholischen Pfalzgrafen bei Rhein, Karl III., verheiratet, war vor einem Jahrzehnt (1695) gestorben. Aus eignen Mitteln Kirche und Schule zu bauen war die durch den Krieg völlig verarmte Gemeinde nicht im stande, auch die reformierte Synode Litauens nicht, deren einzelne Gemeinden durch den Krieg und die argen Bedrängnisse seitens der römischen Kirche selbst in bittere Not geraten waren. Wohl hatten die Bewohner unter größter Anstrengung Steine und Holz zum Wiederaufbau herbeigeführt, aber der Bau selbst überstieg ihre Kräfte. So beschloß die im Juli 1705 in Bjelsk (Gouvernement Grodno) tagende reformierte Synode den Superintendenten des transwilnaer Kreises und Senior der Birsener Gemeinde D. John Paterson (er gehörte wahrscheinlich einer der schottischen Familien an, die zahlreich im 17. Jahrhundert nach Ost- und Westpreußen, aber auch in Litauen einwanderten) zu den reformierten Kirchen des Auslandes zu senden und sie um ihre niemals versagende Hilfe anzugehen. Im Herbst 1705 sprach der Birsener Senior — man

kann wohl sagen selbstverständlich — bei dem Vertrauensmann und Anwalt der litauischen Kirche in Berlin vor. Inwieweit es Jablonski möglich gewesen, auch in diesem Falle das Vertrauen durch seine Vermittlung bei Hofe zu rechtfertigen, inwieweit er dem bittenden Amtsbruder die Wege in England gebahnt, ist aus den vorliegenden Schriftstücken nicht mehr ersichtlich.

---

6. In Oxford.

1680—83.

Als begehrenswerter Abschluß der Studien auf heimischen Hochschulen — und als solche sahen die Protestanten Polens die deutschen an — galt während des siebzehnten Jahrhunderts der wenigstens einjährige Besuch ausländischer Universitäten. Zumal den reformierten Theologen waren die Gelehrtenschulen in den Niederlanden und England, sowie die in Frankreich, ehe die Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) das Land der tüchtigsten geistigen und geistlichen Kräfte beraubte, heiß ersehntes Ziel ihrer akademischen Ausbildung. Auch den Söhnen der überallhin zersprengten Unität. Vor der Zerstörung Lissas durch die Polen (1656) hatten die Senioren die Unkosten nicht gescheut, einem Teil ihrer Zöglinge, deren Begabung und Fleiß die Ausgabe zu lohnen versprach, eine Studienfahrt nach Holland und England zu ermöglichen; häufig in der Weise, daß die für drei Jahre ausgesetzten Unterstützungsgelder im letzten Jahre mit einem bescheidenen Zuschlag als Reisegeld für eine solche gelehrte Ausfahrt benutzt werden durfte. Das hatte nun aufgehört. Die so schwer heimgesuchte Unitätsgemeinde mußte vor allen Dingen darauf bedacht sein, die Opferwilligkeit ausländischer reformierter Glaubensgenossen zum Wiederaufbau ihrer zerstörten Kirche, Schule, Gemeindehause in Anspruch zu nehmen; an außerordentliche Unterstützungen für Studienreisen konnte bei der äußerst bedrängten Lage nicht gedacht werden.

Neben dem Patriarchen in Amsterdam, der von seinem Bergungsort aus in alle Welt Flugschriften und Bittgesuche für seine heimgesuchten Glaubensgenossen versandte, war besonders eifrig der Rektor des zerstörten Gymnasiums. Gleich im andren Jahre trat Samuel Hartmann eine Sammelreise nach England an. Der fromme Protektor des Landes, Cromwell, der, in seiner überall bekundeten hochherzigen Gesinnung gegenüber verfolgten evangelischen Glaubensgenossen unsrem Großen Kurfürsten ebenbürtig, in jenen Jahren neben ihm als Haupt und Schirmherr des protestantischen Europas gepriesen ward, hatte die Sammlung im ganzen Reich gestattet; als ihren für damalige Zeit ansehnlichen Er-

trag konnte Hartmann 120000 Mark heimbringen.[7]) Damit hielt der wackere Rektor seine Aufgabe nicht gelöst, die zusammengestürzten Mauern seines Gymnasiums wieder aufzurichten; er war unermüdlich, für die tüchtigen und bedürftigen Schüler Freistellen an Gymnasien und Hochschulen in Brandenburg, der Pfalz, Holland und England auszuwirken. Er selbst durfte noch seine Bemühungen in England mit Erfolg gekrönt sehen. Karl II. gewährte ein paar königliche Freistellen an der berühmten Schule in Oxford für zwei Studenten der Theologie der Unität. Die ersten Nutznießer — sie blieben auch die einzigen; denn mit dem königlichen Stifter gingen die beiden polnischen Freistellen wieder ein — brachte Hartmann selbst nach Oxford. Seine Wahl war auf zwei Schüler gefallen, die vor drei Jahren gleichzeitig das Lissaer Gymnasium mit der Hochschule in Frankfurt vertauscht hatten, auf Samuel Gülich und unsren Daniel Figulus. Schon im Februar 1680 — wohl alsbald nach ihrer Rückkehr aus Birsen — hatte er seinem noch nicht neunzehnjährigen Pflegesohn durch bischöfliche Handauflegung die Weihe zu einem Diener am Worte verliehen; warum so früh, ist nicht ersichtlich; vielleicht, daß er ihm dadurch sein Leben inmitten der Kirche von England erleichtern wollte. Mit diesem ersten Schritt auf der geistlichen Stufenleiter scheint die Wiederaufnahme des alten Familiennamens Jablonski verbunden gewesen zu sein. In Oxford und England kennt man ihn nur unter diesem Namen; bei seinem Amtsantritt in Magdeburg ist der alte Name schon so geläufig, daß der Pastor der dortigen reformierten Gemeinde es nicht mehr für nötig hält, bei dem Eintrag in das Gemeindebuch dem Jablonskinamen zur Verdeutlichung die Bezeichnung Figulus beizufügen.

In den ersten Tagen des August 1680 brach der Senior mit seinen beiden jungen „Brüdern" zur weiten, mühseligen Fahrt auf. Der gewöhnliche Reiseweg von Polen nach England ging auch damals über die Niederlande. Zu einem Aufenthalt auf den dortigen Hochschulen gebrach es an Zeit. Auch Amsterdam durfte dieses Mal nicht fesseln. Der ehrwürdige Großvater, den Daniel selbst nie gesehen, war bereits seit zehn Jahren heimgegangen; aber der Mutter Bruder — „mein lieber, einziger Oheim," wie der Hofprediger am 28. Mai 1694 bei der Nachricht von seinem Tode auf der Fahrt von Amsterdam nach Danzig in sein Tagebuch einträgt — lebte noch an dem Bergungsort, vielleicht noch in der großherzig geöffneten Herberge de Geers an der stillen Gracht. Hartmann hatte es eilig, rechtzeitig nach Oxford zu kommen, wo für den Herbst die feierliche Verleihung der höchsten theologischen Würde an den Senior der Brüderunität in Aussicht genommen war. Auf dem ganzen Weg in England lag für unsren jungen Musensohn der warme Sonnenschein des leuchtenden Namens seines auch dortzulande hochgefeierten

Großvaters. Der treueste Freund und auch Förderer seines Ruhmes, Hartlib in London, war zwar schon vor Comenius heimgegangen; aber seit den Tagen, da der Großvater in Anlaß einer Einladung des Parlaments (1641) nach London gekommen, um bei geplanten Umgestaltungen der Hochschulen mitzuraten, war ein ständiger und reger geistiger Verkehr mit dem Lande geblieben. Comenius war in den schweren Zeiten des Bürgerkrieges nicht stumm geblieben. In der wiederholt (1648 und 1651) aufgelegten Schrift Independentia hatte er seine warnende, mahnende Stimme furchtlos an die streitenden Mächte gerichtet, daß die Presbyterianer zu hart wider die Episkopalen aufgetreten, diese dagegen zu starkes Gewicht auf die hierarchische Form des Bischoftums legten, während er den Independenten ihr „ausgeprägt revolutionäres" Treiben vorwarf. Auch der Vater unsres jungen Studenten hatte sich gleichzeitig mit Comenius ein paar Monate mit Dury in England aufgehalten. All den Kreisen, in welchen des unermüdlichen Schotten Unionsbestrebungen Eingang gefunden — und es waren nicht wenige —, war auch sein Reisegefährte kein Fremdling geblieben. Der nach dieser Seite gleichgesinnte Sohn durfte sich vierzig Jahre später noch einer freundlichen Aufnahme versichert halten; denn das von Dury, der 1680 noch lebte (gestorben 1681 in Kassel), angefachte Feuer war unter all den rauhen Stürmen, die seitdem über das Land gezogen, nicht erloschen und glimmte in vielen stillen Kreisen weiter. Auch dies ebnete den beiden Studenten aus Polen die Wege in England, daß sie Söhne der mährischen Brüder waren, von denen manch ein vom alten Stamm im Böhmenlande abgerissener Zweig im englischen Boden Wurzel gefaßt. War doch diesem Boden die mächtige Gestalt des Johannes Wiclif erwachsen, unter den Reformatoren vor der Reformation der hervorragendsten einer, der besonders auf Hus tiefgehenden, nachhaltigen Einfluß ausgeübt und als venerabilis doctor evangelicus bei den ursprünglichen Hussiten und ihren besten Söhnen und Erben, den böhmischen und mährischen Brüdern, in hohem Ansehen stand.

In den Septembertagen 1680 langten die drei „Brüder" aus Lissa in Oxford an. Das ist die auserwählte Zeit des Jahres, in welcher old merry England und auch das „Athen der Engländer" (Oxonia Athenae Anglorum) landschaftlich seine reizvolle Schönheit in gesteigertem Grade entfaltet. Dann liegt die berühmte Musenstadt feuchtverklärt und wohlig da auf dem weitausgedehnten, von herbstlichen Nebelstreifen früh und spät durchzognen Wiesenplan, den die Isis, der Quellbach der Themse, gerade hier durch den einfließenden Charwell verstärkt, in weitem Bogen durchzieht, auch in jenen Tagen schon für die dem Wassersport huldigenden Musensöhne der meerumschlungenen Insel ein stark benutzter Tummelplatz in reichlich zugemessenen Freistunden. Auf drei Seiten wird das

schöne, tagsüber sonnig-heitere Landschaftsbild von Hügelgelände eingerahmt; längs den Flußläufen und dem Saum der Spielplätze — englische Studenten bedürfen für ihr volkstümliches Criquet ausgedehnte freie Rasenplätze — stehen prächtige hochragende Baumreihen, die bis zum Städtchen reichen. Oxford selbst auf einer kleinen Bodenerhebung mit seinen alten, ehrwürdigen Kirchtürmen, die nicht schlank sich verjüngend in die Höhe steigen, sondern breit, wuchtig wie hohe Wachttürme dastehen, mit seinen weitläufig angelegten, burgartigen Kollegien, die ebenfalls die Wohnhäuser der Bürger überragen, der gefeierte Mittelpunkt des reizvollen Bildes. Wenn des Morgens in der Frühe die Sonne den herbstlichen Nebelschleier zerreißt oder der Abendsonnenschein den leise aufsteigenden Nebel warm und licht anhaucht, wenn dann die helle Mondessichel das zauberhafte Farbenspiel aufnimmt, wird der Anblick der Musenstadt traumhaft schön wie ein Märchenbild, so still, so ernst, so geheimnisvoll, der lärmigen, unruhigen Gegenwart entrückt, als ob eine große, fesselnde Vergangenheit lebensvoll mitten hineingezaubert wäre in unsre ganz anders gearteten Tage. Der Eindruck bleibt, wird teilweise noch gesteigert, wenn wir die Stadt betreten und aus den modernen Straßenzeilen, in welche die Eisenbahn einmündet, ins Innere eilen, in die von der wandelnden Zeit noch kaum berührten Straßen und freien Plätzen mit den altertümlichen Häusern und ihren breiten, viereckigen Fensteröffnungen und so manchem lauschigen Erker, in die stillen, wenig betretenen Seitengäßchen, in denen man unwillkürlich leise auftritt, leise mit dem Begleiter redet, um nicht zu überhören, was die alten, zu schönem Bau gefügten Steine von vergangenen Tagen berichten. Sie haben viel Fesselndes dem Wißbegierigen zu erzählen, der unter kundiger Führung an den ehrwürdigen, pietätvoll erhaltenen meist gotischen Bauten vorübergeht. Und nun gar erst, wenn längs einer von Bäumen überragten Mauer auf unser Klopfen ein Hauswart die Pforte öffnet und wir in den großen, stillen, wie weltabgeschiedenen Hof eines der neunzehn Kollegien eintreten, von Studienhäusern eingesäumt, an denen sich vielfach bis zum Dachfirst immergrüner Efeu wie beim Heidelberger Schloß emporrankt, und die Fenster mit den kleinen Scheiben der Studiengelasse zu überwuchern droht.

Die meist umfangreichen Kollegien bilden mitten in der Stadt engerumgrenzte Städtchen, mitten im Gemeinwesen der Bürger selbständige, gegen ihre Umgebung abgeschlossene Gemeinwesen, und mitten in unsrer evangelischen Kirche eine reizvolle Sonderart groß angelegter Benediktinerklöster, dem Lärm und dem Getriebe der Welt entrückte Studienhäuser und sorgsam seit Jahrhunderten gehütete Brunnstuben der Wissenschaft, in so ganz anderer Art wie unsre deutschen Hochschulen. Schüler und Lehrer wohnen hier zusammen, speisen zusammen, arbeiten zusammen. Auch der freie Musensohn hat sich der streng geregelten Zucht und

Satzung des Hauses zu unterwerfen, in stärkerem, ausgedehnterem Grade noch, als bei uns ein Gymnasiast in den oberen Klassen es sich gefallen lassen würde. Der englische Jüngling sieht darin keine Einbuße oder auch nur Schmälerung seiner persönlichen Freiheit. Von Kindesbeinen an hat er gelernt, daß der Gehorsam unter das Gesetz des Hauses und des Landes die tüchtigste Schule der Freiheit sei und die Größe des Vaterlandes nicht zum geringsten Teil auf seinen also geschulten Söhnen ruhe. So ist es heute noch, so war es lange schon in den Tagen, da Jablonski civis academicus Oxoniensis wurde.

Eine ungemein fesselnde Zeit für einen hochbegabten, strebsamen jungen Theologen durchlebte die alma mater damals, als die beiden Söhne der Brüderunität vertrauensvoll und wißbegierig sich ihrer Führung hingaben. Die sturmbewegten, auch die Kirche Englands und grade sie besonders bis in ihre Tiefe aufwühlenden und erschütternden Jahre des Bürgerkrieges und der Herrschaft des Protektors Cromwell waren seit zwei Jahrzehnten vorüber. Mit der Rückkehr der Stuarts und Karls II. war auch die gewaltsam eine Zeit hindurch zurückgedrängte bischöfliche Staatskirche wieder zu ihrer alten Macht, in ihren alten, reichen Besitz und Einfluß gelangt. Die Zeit der Heimsuchung und Bedrängnis, der gewaltige Sturm, der den starken Stamm der Kirche gebrochen zu haben schien, war heilsam wie für das Land, so auch für die Kirche Englands. Erst unter ihm, durch ihn richtete die Reformation an dem englischen Volke das von dem Herrn der Kirche ihr in allen Landen gewiesene Werk aus. Von den reformatorischen Satzungen und Ordnungen unter Heinrich VII., auch unter Elisabeth, war die Volksseele doch noch nicht in der Tiefe ergriffen gewesen. Der neue Wein war vielfach in alte Schläuche gegossen worden. Der Kundige weiß um die bedenkliche rückläufige Strömung in der bischöflichen Kirche schon in den Tagen Cranmers, damals, als der von dem Erzbischof zur Mitarbeit an dem Reformationswerk herangezogene Pole, Johannes a Lasko, mit aller Entschiedenheit für seinen Freund Hooper in der bekannten, tiefgreifenden Kleiderfrage eintrat.*) Die verhängnisvollen Folgen des damals unausgetragenen Streites, der an dem scheinbar gleichgültigen Punkte zu Tage getreten war, lassen sich bis zur Stunde verspüren; sie treten in dem unevangelischen Gebahren des romanisierenden Ritualismus besorgniseinflößend zu Tage. Die aus Schottland siegreich in die bischöfliche Kirche vordringenden Presbyterianer, mehr noch die auch wider sie sich erhebenden Independenten haben gewaltsam und auch gewalttätig wider die herrschende, ihrem Vorgehen unterlegene Kirche von England gehauset;

*) Vergl. Dalton, Johannes a Lasco (Gotha 1881) S. 356 ff. und Lascina (Berlin 1898) S. 27 und 329 ff.

aber unter ihren harschen und barschen Gewaltmaßregeln ist auch viel Faules, Untüchtiges in der zu Boden gestürzten Staatskirche, ihr zur Gesundung, weggeräumt worden und was der frommen Puritaner unvergänglicher Segen gewesen: ihre Prediger haben mit dem verkündeten Evangelium das Gemüt des Volkes ergriffen und auch erbaut, haben England, was den Bischöfen und ihrem Regiment noch nicht gelungen war, von Rom wohl für alle Zeit losgelöst, in ein wahrhaft evangelisches, frommes Volk umgewandelt, das in jenen Jahren eine innere Zucht zur Heiligung sich gefallen ließ und in weiten Kreisen an der Hand der volkstümlichen, frommen Zuchtmeister an sich in einem Grade vollzog, wie sie wohl die Reformation überall fordert, wie wir aber nur in vereinzelten Fällen die Forderung sich erfüllen sehen. Genf könnte zum Vergleich herangezogen werden; aber es war doch in England keine Nachahmung, vielmehr eine eigengeartete, den heimischen Verhältnissen angepaßte und entsprechende Erscheinung. Einzelne Erbauungsschriften jener Puritaner sind hochgefeiertes Gemeingut der ganzen evangelischen Kirche geworden und seit einem Vierteljahrtausend bis zur Stunde geblieben. Bunyans „Pilgerreise“ ist doch vielleicht noch weiter über die Erde gewandert als des Thomas a Kempis „Nachfolge Christi“, und erbaut in mehr fremden Sprachen Christen aller Kirchen als des frommen Mönchen vom Agnetenberg gottseliges Andachtsbuch. Nicht wenige der Staatskirche in aller Verfolgung unerschütterlich treu gebliebne Geistliche konnten und wollten auch nicht sich dem auf das Gemüt jedes evangelischen Christen machtvollen Einfluß verschließen, den die tüchtigsten unter den Puritanern weithin im Volke ausübten. Man denke an Baxter, den Musterpfarrer von Kidderminster, und an sein goldnes Büchlein „Ewige Ruhe der Heiligen“, das aus seinem einsamen Krankenzimmer als ein unvergleichliches, evangelisches Buch über die weite, weite Welt gezogen und auch bis heute noch nicht die Tiefe und den Reichtum seiner Erbauung ausgeleert hat. Der Geist der Versöhnung und Milde, den Baxter seinem Werke wie seiner ganzen seelsorgerlichen Arbeit eingehaucht, hat viele, und man darf wohl sagen die tüchtigsten unter den der Staatskirche treu gebliebenen Geistlichen, beseelt. Es regte sich weithin unter ihnen in den Jahren der Wiederherstellung eine wohltuende Unionsgesinnung zu den Brüdern aus dem gemeinsamen Hause der Reformation, zumal seitdem unter Jakob II. alle Protestanten des Landes zum gemeinsamen Kampf wider die drohende Gefahr eines siegreichen Einzugs der römischen Kirche und ihrer Prätorianerschar, der Jesuiten, sich erhoben. Der Kampf endete bekanntlich mit dem Sturz des letzten Königs aus dem Hause Stuart und der Thronbesteigung Wilhelm des Oraniers (1688), ein paar Jahre nachdem unsre beiden Polen England wieder verlassen.

Oxford war vielleicht in noch stärkerem Grade als die Schwesteruniversität in Cambridge eine Hochburg der Staatskirche und des Staatsoberhauptes. Die Könige aus dem Hause Stuart weilten oft in Oxford; selbst das Parlament tagte in seinen Mauern, als unter Karl I. die Pest in London wütete. Laud war Kanzler der Universität gewesen, er besaß die Tatkraft und auch Machtfülle, seine hochkirchlichen Anschauungen an der Hochschule zur Geltung zu bringen. In dem anhebenden Bürgerkrieg konnte es geschehen, daß hundert Schüler des einen Christ Church College unter Führung eines Lehrers als eine Freiwilligenschar für den König fochten. Aber Cromwell mit seinen Puritanern zog siegreich in Oxford ein; der Protektor wurde Kanzler. Unter seinem Regiment wurden die Kollegien und auch ihre Kirchen von den staatskirchlichen und bischöflichen Lehrern und Geistlichen gesäubert; das vergängliche, weltliche Treiben unter den Stuarts wich vor der strengen puritanischen Zucht, unter die auch unerbittlich die Musensöhne gestellt wurden. Der Gottesdienst der Staatskirche nach dem Common Prayer book war streng verpönt und wurde bis in die häusliche Andacht hinein verfolgt. In die Kirchen und Kapellen der Kollegien war der schlichte Gottesdienst der Presbyterianer und Independenten eingezogen; jedermann war zur regelmäßigen täglichen Teilnahme angehalten. Die schroffen Maßregeln ließen sich auch in jenen unholden Zeiten nicht streng durchführen. In der prächtigen Halle von Christ Church, an deren Wänden in zum Teil meisterhaften Darstellungen die Bilder der Dekane und hervorragendsten Lehrer des College hängen und den Speisenden beim täglichen Mahl eine fesselnde Augenweide aus der Geschichte des Hauses bieten, zieht ein lebensgroßes Gemälde von Sir Lely, das einzige Gruppenbild des Saales, die besondere Aufmerksamkeit auf sich. Es stellt drei Geistliche dar im Talar und Priesterkragen um einen Tisch sitzend, auf dem das verpönte Common Prayer book aufgeschlagen liegt, in der Mitte John Dolben, der zu den hundert Freiwilligen gehörte, die Christ Church dem König zuführte; eine tüchtige Schmarre auf der Stirn zeigt, daß der tapfere Student für seinen König geblutet. Ihm zur Rechten Allestree, im Jahre 1646 ein geschätzter Lehrer (tutor) des Hauses, der aber seine Stelle einbüßte, weil er sich dem langen Parlament nicht unterwerfen wollte, zur Linken John Fell, der, ein 19jähriger Student, als Fähnrich in der Armee des Königs focht. Die drei königstreuen Waffengefährten haben in den Tagen der Republik insgeheim nebenan in dem an das Merton College stoßenden Haus des berühmten Arztes Willis bei der täglichen Hausandacht das Common Prayer book gelesen, am Sonntag den staatskirchlichen Gottesdienst in demselben Raum vor Gleichgesinnten gehalten. Als die Restauration unter Karl II. begann, wurde Fell Dekan von Christ Church (1660—86), seit 1675

gleichzeitig auch Bischof von Oxford, die beiden Freunde Dolben und Allestree Domherrn (canons) an der mit dem College auch räumlich verbundenen Kathedrale. Das war nicht ihre höchste Stufe, die sie erreichten. In dem Jahre, da Jablonski nach Oxford kam (1680), wurde Dolben, vorher Bischof in London, Erzbischof von York, Allestree starb das Jahr darauf als Rektor von Eton College.

Jablonski trat mit seinem Landsmann aller Wahrscheinlichkeit nach in das Christ Church College ein; einen Beleg dafür aus den Akten des Hauses konnte ich freilich nicht ausfindig machen. Vielleicht auch um deswillen nicht, weil die beiden Ausländer und Glieder der Brüderunität nicht zur Unterschrift der 39 Artikel verpflichtet werden konnten, diese aber zur Eintragung in die Studentenrolle erforderlich war. Sie wurden als durch königliche Gunst zugelassene Gäste, nicht als vollgültige akademische Bürger angesehen. Christ Church war Hartmann nicht fremd. Fast zwei Jahrzehnte hindurch (von 1658—1676) bis vor vier Jahren hatte sein Bruder Paul eine niedere Domherrnstelle und Pfründe an der zu Christ Church gehörenden altehrwürdigen Kathedrale inne; seine Mithilfe hatte wohl der Lissaer Rektor zur Erlangung der beiden Freistellen in Anspruch genommen.[8]) Christ Church ist das angesehenste, reichste, auch prächtigste College unter den 19 in Oxford; in der Tat eine Lust, die ausgedehnten, zu dem großartigen Anwesen gehörigen Baulichkeiten, zum Teil Meisterwerke englischer Baukunst im Tudorstil, zu durchwandern und einen genauen Einblick in das äußere und auch innere Heim englischer Studiengenossen zu gewinnen. Man werfe einen Blick auf den sorgfältig ausgeführten Lageplan des königlichen Anwesens, den Loggan 1675 gezeichnet,*) noch ohne den stattlichen Turm an der 400 Fuß langen Ostseite des „Vierecks" (quadrangle), den der berühmte Baumeister der Londoner Paulskirche, Wren, während des Aufenthaltes Jablonskis aufführte.

Gar manchen raschen Wechsel und Übergang in der kirchlichen Leitung hat das berühmte College durchgemacht. Ein meisterhaft von Holbein ausgeführtes Bildnis in der großen Speisehalle zeigt Kardinal Wolsey, der 1525 das „Cardinal College" stiftete und mit Gelehrten, die ihm von Cambridge aus empfohlen, besetzte. Zu seinem Schrecken wurde er gewahr, daß unter den Berufenen ein paar als „höllische Lutheraner", wie er die Freunde der Reformation nannte, sich erwiesen. Die neue Stiftung des römischen Kardinals empfing durch ihn ihre beiden ersten Märtyrer; einer von ihnen hatte das Verbrechen begangen, Tyndale bei seiner Bibelübersetzung zu helfen. Aber schon nach vier Jahren ward

*) Thompson bietet in seiner Geschichte von Chr. Ch. Coll. (London 1900) eine verkleinerte Wiedergabe des Bildes.

der allmächtige Kardinal gestürzt. Heinrich VIII. gründete mit königlicher Freigebigkeit Christ Church, in dessen ausgedehntem Besitz das „Kardinal Kolleg" aufgenommen wurde und auch aufging. Die Reformation hielt ihren offenen, freien Einzug wie in Oxford so auch in Christ Church. In einem der Gärten des College wurde mir noch der Platz gezeigt, auf welchem das Häuschen von Peter Martyr gestanden, dem aus seiner italienischen Heimat um seines evangelischen Glaubens willen flüchtigen Abt von Spoleto, welchem Erzbischof Cranmer die Professur der Theologie und eine Domherrnstelle an der mit Christ Church verbundnen Kathedrale verliehen. 1552 war dem Florentiner seine Lebensgefährtin gestorben; ihre Leiche wurde in der Kathedrale unweit der Stelle beigesetzt, wo das Grab der heiligen Frideswide sich befindet, über welchem die prächtige Kathedrale errichtet wurde. Da kam die „blutige Maria" auf den Thron. Ihr Kardinal Pole säuberte so gründlich auch Christ Church von aller evangelischen Befleckung, daß selbst den Toten keine Ruhe gelassen wurde. Die Leiche von Martyrs Frau wurde ausgegraben und im nahgelegenen Garten verscharrt, auf daß die Ruhestätte „sanctissimae Frideswide" nicht durch das Totengebein der Ketzerin entweiht werde. Auch das römische Regiment der Maria ist wie eine Sturmeswolke vorübergezogen. 1560 wurde ein zweites Mal die verwesliche Hülle der Katharina Martyr ausgegraben und an ihre frühere Ruhestätte zurückgebracht. Da hat man sie — seltsames Spiel des Geschickes — mit den wieder aufgefundenen Gebeinen der Heiligen zusammen in eine Gruft gesenkt, permixta et confusa, wie der damalige Domherr erzählt, „die Knochen der beiden Gerippe untereinander gemischt und auch verwechselt." Nun haben sie seit fast einem Vierteljahrtausend Friede gehabt im Tode, die römische Heilige und die evangelische Frau des ersten Professors der Theologie in Oxford. Auch unsren beiden Polen mag das gemeinsame Grab in der Kathedrale als ein Bild gezeigt worden sein, wie die Kirche von England, zwar los von Rom, dennoch in engster Fühlung mit ihrer heimischen Kirche in vorreformatorischer Zeit bleiben will.

Ein Jahrhundert hindurch seit der Zeit der blutigen Maria fand die Kirche von England auch in Christ Church die ungestörte, fruchtbare Pflanzschule ihrer Geistlichen, die starke Hochburg ihres bischöflichen Kirchenwesens. Auch die andre Sturmeswolke während des Bürgerkrieges und der Herrschaft der Independenten war vorübergegangen; seit 1660 zog die bischöfliche Kirche wieder in Christ Church siegreich ein. Der hochbegabte, in den Jahren der Verfolgung, wie wir gesehen, furchtlos und unerschütterlich seiner Kirche treu gebliebne John Fell hatte die hervorragende Stellung eines Dekans des Kollegs erhalten, in seiner Machtbefugnis auf das äußere und innere Leben eines College unumschränkter und einflußreicher als der Rektor einer deutschen Hochschule. Fell war

ein geborner Führer von Männern auch auf dem friedlichen Gebiete der Schule und des Kirchenregiments; als ein solcher tonangebend und auch rücksichtslos, seine Überzeugung von dem Wohl der ihm anvertrauten Anstalt zur Geltung zu bringen. Seine starke Hand verdrängte die aus ihren Stellungen, denen er und seine staatskirchlichen Gesinnungsgenossen vor mehr wie einem Jahrzehnt weichen mußten.

Die so lange zum Schweigen verurteilten Männer hatten die unfreiwillige Muße zum Teil gut für ihre Fachwissenschaft verwertet; der Ertrag ihrer Studien hat wesentlich eine anhebende Blütezeit der Oxforder Hochschule gefördert. Nach zwei Seiten hin waren die Forschungen gerichtet, beide Seiten stark beeinflußt und bevorzugt durch die kirchlichen Verhältnisse des Landes, in deren gewaltigem Ringen diese Söhne der Kirche von England kämpfend und auch leidend mitten inne standen: gegenüber Rom und seiner Tradition ein Versenken in das Studium der Heiligen Schrift als des alleinigen Grundes, auf dem eine evangelische Kirche sich auferbaut; gegenüber denen innerhalb der evangelischen Kirche, die ihnen das uralte, von der englischen Staatskirche festgehaltene bischöfliche Regiment streitig machen wollten, ein Erforschen des christlichen Altertums zum Nachweis, daß die Wurzel des Episkopalismus tief und fest im Boden der alten Kirche eingesenkt seien. Die beiden eifrig und erfolgreich betretnen Studiengänge der Lehrer der Hochschule verliehen in jenen Tagen dem wissenschaftlichen Leben festumrissenes, eindrucksvolles Gepräge; wie nicht anders zu erwarten, übten sie einen mächtigen, zum Teil lebenslang nachwirkenden Einfluß auf die Studien und das spätere Amtsleben der Schüler zumal von Christ Church College aus. Gesteigert wurde dieser Einfluß auf die empfänglichen jugendlichen Gemüter durch die wohltätige, starke Wirkung, ihre gefeierten Lehrer im treuen Dienste der Kirche das ihnen anvertraute Werk treiben zu sehen, daß die Theologie und die evangelische Kirche Hand in Hand gingen, eins das andere heilsam fördernd. Die Professoren waren und wußten sich auch als verantwortungsvolle Kirchenmänner; es war noch kein Zwiespalt zwischen „Katheder und Kanzel". Den in Oxford empfangenen doppelseitigen wissenschaftlichen Anstoß können wir in der ganzen langen Berufsarbeit unsres Jablonski verfolgen. Dankbar hat er auf die hier empfangne, nachhaltige Anregung hingewiesen, die verstärkt wurde durch den hohen religiösen und sittlichen Einfluß, der von der geweihten Persönlichkeit eines Teiles der Lehrer mit schöner, unwiderstehlicher Nötigung auf das Gemüt des frommen Zöglings ausgeübt wurde. Um seinetwillen werfen wir gern einen Blick auf diese seine Lehrer und auch auf ihre wissenschaftlichen Forschungen.

Hier in Oxford hatte vor mehr wie einem Vierteljahrhundert der nun seit Jahren (1661) bereits heimgegangene Brian Walton, ein

entschiedener Gesinnungsgenosse und Parteigänger von Laud, den riesenhaften Plan zur Herausgabe einer vielsprachigen Bibel gefaßt und auch alsbald in Angriff genommen. Ein so gewaltiges Unternehmen übersteigt die Leistungsfähigkeit eines einzelnen Forschers; einen Teil seiner sehr hervorragenden gelehrten Mitarbeiter bot die Oxforder Hochschule. Die 1657 in London in sechs großen Folianten erschienene Polyglotte[9]) legt ein ehrenvolles, staunenswertes Zeugnis von der Lebenskraft der Kirche von England zur Zeit ihres dem Unterliegen nahe kommenden Niederganges ab, zugleich auch ein beredtes, wertvolles Zeugnis, daß nun auch auf dem Gebiete der Bibelforschung die jugendliche evangelische Kirche einen glänzenden Sieg über die römische Kirche davongetragen und die ihr bis zur Stunde nicht mehr entrissene Führung übernommen. Die drei bis zu ihrem Erscheinen vorhandnen Polyglotten-Ausgaben (die spanische, die Amsterdamer und die Pariser) sind von dieser ersten evangelischen Londoner in den Hintergrund gedrängt; sie wird auch heute noch von deutschen Gelehrten wie Ed. Reuß als „die wissenschaftlich schätzenswerteste und jetzt noch verbreitetste" bezeichnet.

Ein Teil der Mitarbeiter lebte noch zu Jablonskis Zeit in Oxford. So der berühmteste Orientalist seiner Tage, John Pococke, der trotz seiner 76 Jahre noch in voller Arbeit als Professor der hebräischen Sprache am Christ Church College stand und gerade mit der Herausgabe seiner Erklärung der kleinen Propheten beschäftigt war. Er wohnte im College; in dem ihm einst gehörigen Garten werden heute noch Feigenbäume gezeigt, die der große Pflanzenfreund nach Europa gebracht haben soll und die seinen Namen tragen (arbor Pocockiana, prima sui generis). An Kenntnissen weit den Lehrer der hebräischen Sprache in Frankfurt, Professor Dr. Risselmann, überragend, empfing von ihm das frühgeweckte Interesse Jablonskis für alttestamentliche Studien mächtige Förderung, wohl auch den Anstoß zu selbständigen Arbeiten auf diesem Gebiete. Was den jungen Studenten zu dem ehrwürdigen, frommen Gelehrten besonders hingezogen haben wird, war dessen große Bescheidenheit bei aller Fülle des Wissens und die treue Anhänglichkeit an seine Kirche und ihre Ordnungen. Er war Domherr an der Kathedrale von Christ Church; auch noch den achtzigjährigen Greis konnte man täglich bei den Gottesdiensten in der Kirche sehen. John Lightfoot, auch ein hervorragender Mitarbeiter an der Polyglotte, war zwar schon seit fünf Jahren tot, aber seine ausgedehnten Talmudstudien wirkten noch anregend unter den Gelehrten fort; der zeitgenössische Geschichtsforscher Gibbon sagt von ihm, daß er über seinen Arbeiten schier zu einem gelehrten Rabbiner geworden. Sein eifrigstes Bemühen war — und kann er darin mit Eisenmenger verglichen werden — Sitten und Bräuche des Volkes im Alten und Neuen Testament aus talmudi-

schen Quellen, in denen wir Jablonski in späteren Jahren beschäftigt sehen werden, zu erläutern. Noch am Leben und als Oberbibliothekar, der zumal auch durch ihre hebräischen und orientalischen Handschriften berühmten Bodleiana, trafen unsre Lissaer Studenten den Orientalisten Thomas Hide, der bei der Polyglotten-Ausgabe die persische und syrische Übersetzung veröffentlichte. Bei der Ankunft unsrer beiden Polen war der Gelehrte gerade mit dem Drucke der vier Evangelien ins Malayische fertig geworden, einer der frühesten Versuche der evangelischen Kirche, das Evangelium fernen Heiden in ihrer Muttersprache zu bieten. Der von unsrem Jablonski hochverehrte Dekan von Christ Church und Bischof von Oxford leitete in dem von dem Erzbischof Sheldon auf Fells Betreiben hin errichteten prächtigen Sheldonian-Bau die Universitätsdruckerei, die er zu hohem Ansehen brachte. Er ließ sich von Dordrecht die benötigten Schriftzeichen senden, um diese malayische Übersetzung im Drucke herstellen zu können. Sie war das erste Glied eines großgedachten Unternehmens des Bischofs, Indien und den fernen Osten für das Evangelium zu gewinnen. Fell drängte die ostindische Kompanie zur Darreichung der Mittel, Studenten der englischen Hochschulen für das von ihm geplante Missionswerk in Indien auszubilden; vier Oxforder Studenten war er bereit auf eigne Kosten dafür unterweisen zu lassen. Grade während des Aufenthaltes Jablonskis (1682) wurde das Übereinkommen mit der Kompanie getroffen, das aber leider durch den Tod des Bischofs (1686) als des thatkräftigen Förderers hinfällig wurde; nicht lange darauf drang eine widerliche Missionsfeindschaft in diese in Indien allmächtig gewordene Handelsgesellschaft.

Der einflußreiche und rastlos tätige, kraftvolle Dekan von Christ Church und Bischof von Oxford — ein Kirchenmann von altkirchlichem Gepräge — wie er weitschauenden Blickes die in der Herausgabe der Polyglotte bekundete Bibelforschung der Kirche von England alsbald für heidnische Völker verwerten wollte und damit seinem evangelischen Volk mit am frühesten die Pflicht der Mission vor das Gewissen rückte, so hat er das Jahrzehnt der Verdrängung der Staatskirche und der aufgedrungenen Mußezeit des Schweigens verwandt, in dem Leben und den schriftlichen Denkmalen der ältesten Kirche die Wurzeln des Episkopalismus aufzuspüren. Nun seine Kirche wieder in den Besitz ihrer Rechte gelangt, zögerte er nicht, den Erwerb seiner Studien allen in der Kirche zugänglich zu machen. Kaum eine Bischofsgestalt aus der alten Kirche hatte es ihm so angetan, wie der mannhafte Bischof von Karthago, Cyprian, ein nachgeborner geistiger Sohn des tiefsinnigen Tertullian, ein Märtyrer, der auch vor dem Kampf mit dem römischen Bischof nicht zurückschrak und dabei in seiner berühmtesten Schrift (de unitate ecclesiae) die Einheit der Kirche auf dem einen Episkopat nicht Roms, sondern der Kirche

verfocht. Hase sagt knapp und zutreffend, daß Cyprian ein Bischof und Heiliger gewesen, in welchem noch katholische und protestantische Elemente gemischt sind.*) Zusammen mit seinem Gesinnungsgenossen Pearson, seit 1673 Bischof von Chester, dessen „Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses" nun schon seit einem Vierteljahrtausend hochgepriesenes dogmatisches Lehrbuch der Kirche von England ist, gab Fell während des Aufenthaltes Jablonskis in Oxford (1682) die Werke Cyprians heraus, denen Pearson in demselben Jahre noch seine annales Cyprianici beifügte. Als ob die Oxforder Universitätsdruckerei in diesem Jahre (1682) ausschließlich mit Veröffentlichungen über Cyprian beschäftigt gewesen wäre, so erschienen gleichzeitig auf Ersuchen des Dekans und Leiters der Druckerei Abhandlungen über Cyprian (Dissertations upon St. Cyprian) von dem angesehenen Privatgelehrten Dodwell, auf dessen ausgedehntes Wissen Gibbon große Stücke hielt. Die Vorliebe für Cyprian ging auch auf unsern Studenten aus Lissa über. Noch nach mehr wie einem Jahrzehnt, als der Hofprediger ernstlich die Einführung bischöflichen Regimentes in die deutsche evangelische Kirche erwog, verrät eine Briefstelle, daß er während einer holperigen, tagelangen Fahrt im federlosen Wagen in den Schriften des alten Bischofs von Karthago gelesen.

Nicht von vornherein war Jablonski für die in Oxford von so hervorragenden Männern vertretene kirchenregimentliche Richtung gewonnen. Er war nicht mehr ein völlig unbeschriebnes Blatt, das sich empfänglich jeder neuen Strömung hingab. In einem wertvollen Schreiben an den ihm befreundeten Presbyter Nichols**) geht er — was selten auch in seinen vertrauten Briefen geschieht — näher auf die sich in Oxford vollziehende innere Wandlung ein. Sowohl noch in seinem Knabenalter im Elternhaus zu Memel, als auch später während der Schulzeit in Lissa hatte er nur mit Presbyterianern verkehrt, die infolge religiöser Streitigkeit als unterlegener Teil ihre Heimat hatten verlassen müssen, Männer, wie die Unitätsbrüder um ihres Glaubens willen landesflüchtig, meist von einer ernsten, strengen Frömmigkeit (severa pietate). Im Verkehr mit ihnen wurde das kindliche Gemüt, wie Jablonski dem Freunde angibt, so mit Vorurteilen wider die Kirche von England erfüllt, daß er bei seiner Ankunft in Oxford einen herzhaften Abscheu vor ihr hatte und selbst das Betreten der Kirche oder gar die Teilnahme an ihrem Gottesdienste ebenso mied wie die papistische Kirche. Noch konnte er sein Wegbleiben mit der Unkenntnis der Sprache gegenüber den strengen Satzungen der Kollegien und ihrer Insassen entschuldigen.

---

*) Hase, Kirchengeschichte I, 351.

**) Abgedruckt in „The life of John Sharp" (London 1825) II, 153.

Bei dem Erlernen der Sprache kamen ihm auch die „39 Artikel" der Kirche von England zur Hand. Ihre lautere Rechtgläubigkeit gewannen seinen Beifall; er versenkte sich nicht nur um der Sprache willen tiefer in ihr Verständnis und ließ sich von ihnen weiter führen in die Kirchenverfassung, in den Geist des Gottesdienstes. Mit seinen polnischen Landsleuten an der Hochschule wie mit den neugewonnenen englischen Freunden verhandelt er, indem er alle die früheren Einwände heranzieht und sie gegen die Vertreter der Staatskirche zu verfechten sucht. Aber er ist schon auf dem Rückzug von seinem früheren Standpunkt begriffen, und als seine geförderte Sprachkenntnis ihm die Teilnahme am Gottesdienst gestattet, da steht ihm auch bald schon fest, daß er den Anschluß und die Gemeinschaft mit der bischöflichen Kirche erstreben müsse. Je länger je mehr erkannte er, daß ihre Bekenntnisbücher nichts wider den evangelischen Glauben enthalten, ihr Gottesdienst von Abgötterei und abergläubigem Wesen frei, ihr Kirchenwesen aber ordnungsgemäß sei. Darum komme sie — so bekennt er — unter allen reformierten Kirchen der ältesten Kirche am nächsten und mit Recht höre man sie als leuchtendstes Gestirn am christlichen Himmel rühmen, als Hauptzier der Reformation und stärkstes Bollwerk des Evangeliums wider das Papsttum.

Wesentlich zu solcher warmen Liebe und hellen Anerkennung der Kirche von England hat bei dem jungen Studenten aus der Unität beigetragen ein Dreigespann (wie er es einmal nennt) wahrhaft apostolischer Kirchenfürsten, denen er damals schon und dann dauernd nähergetreten ist. Von ihnen bezeugt er, ihre Worte und Taten atmeten den christlichen Geist der ersten Zeit in einem Grade, daß er als unglücklich die bezeichnen müsse, die aus irgend einem Vorwand sich von solchen Männern lossagen möchten. Es ist der Erzbischof von Canterbury, Wilhelm Wake, der Bischof von London, Heinrich Compton, der Bischof von Oxford, Johann Fell. Weil sie so starken Einfluß auf Jablonski ausgeübt, sei ihrer hier mit ein paar Worten gedacht; in der Tat ein leuchtendes Dreigestirn von Kirchenmännern, denen die Kirche von England in jenen für sie so schweren Tagen ein gutes Teil ihres glänzenden Wiederemporkommens zu danken hat.

Der erwähnte Erzbischof war nur um drei Jahre älter wie Jablonski und erreichte ein gleich hohes Alter wie er; er starb im 81. Jahre. Unsre beiden Polen trafen ihn noch als Magister der freien Künste im Christ Church College, das er 1682 verließ, um Hausgeistlicher des englischen Gesandten in Paris zu werden. Von da seine lebenslange Teilnahme für die reformierte Kirche Frankreichs, die er in seiner späteren hohen Stellung den nach England flüchtenden Hugenotten reichlich zuwandte. Für seinen Dekan in Christ Church verglich er Pariser Handschriften des Neuen Testaments. Mit 32 Jahren wurde er Domherr in

Christ Church, 1715 erreichte er die höchste kirchliche Würde eines Erzbischofs von Canterbury und Primas von England. Ungemein belesen war Wake, freien, duldsamen Geistes, der Änderungen des Common Prayer book befürwortete, wenn dadurch einzelne Bedenken von Dissenters beseitigt werden könnten. Als Kaplan des Königs und der Königin Marie trat er warm für die Waldenser ein; nach dem Erlaß der berüchtigten Papstbulle Unigenitus leitete er die Unterhandlungen mit hochgestellten französischen Geistlichen wegen eines Anschlusses der Kirche Frankreichs an die Kirche von England. Mehr wie einmal noch wird uns im Leben Jablonskis der Erzbischof begegnen, mit dem er Jahrzehnte hindurch in regem kirchlichen Verkehr und auch Briefwechsel, stand; er hat an den Unionsplänen und den Versuchen des Berliner Hofpredigers, die englische Liturgie in den deutschen Gottesdienst einzuführen, warmen und fördernden Anteil genommen.

In persönliche Berührung mit dem Londoner Bischof ist Jablonski wohl während seines dortigen Besuches im Frühjahr 1681 gekommen, an ihn von Dekan Fell empfohlen, der vor fünf Jahren, als Compton den Bischofstuhl in London einnahm, sein Nachfolger als Bischof in Oxford geworden war. Eine ungemein fesselnde Gestalt eines Kirchenmannes, der es wagte, entschieden wider die romanisierenden Bestrebungen Jakobs II aufzutreten und lieber seine Stelle als Dekan der königlichen Kapelle verlor, als wider sein evangelisches Gewissen die Rechte der Staatskirche preis zu geben. Es war doch für die Kirche Englands eine herzerquickende Zeit, als der Bischof von London sich weigerte, den damaligen Rektor von St. Giles, den späteren Erzbischof von York, Sharpe, abzusetzen, weil er einem ungesetzmäßigen Befehl des Königs keine Folge leistete und dadurch selber seine Stelle im obersten Gericht einbüßte. Jablonski konnte den Londoner Bischof noch in voller Tätigkeit sehen, vielleicht auch daran teilnehmen, wie er mit den Geistlichen seines Bistums Beratungen über die Lehre und Aufgaben der Staatskirche hielt. Dabei nahm er auch zum Verdruß mancher seiner Geistlichen eine versöhnliche Stellung zu Dissenters ein. Er wußte sich mit ihnen einig in dem anbrechenden Kampf wider das Aufkommen der päpstlichen Partei unter dem Schutze des letzten Stuarts auf dem Throne. Compton, ein Sohn des Grafen von Northampton, stand Karl II nahe; ihm war in jüngeren Jahren die Erziehung der Prinzessinen Maria und Anna übergeben; die erstere traute er mit Wilhelm von Oranien, die letztere mit Georg von Dänemark; er war der einzige Bischof, der die Aufforderung an Wilhelm von Oranien (1688) unterschrieb, den englischen Königsthron einzunehmen. Der überzeugungstreue Bischof, der seine evangelische Kirche furchtlos und fromm gegen jede königliche und römische Vergewaltung verteidigte, war zugleich

ein Schutzherr der um ihres Glaubens willen allüberall Verfolgten. Alle seine reichen Mittel verwandte er, hier flüchtigen protestantischen Glaubensgenossen aus den verschiedensten Ländern in England eine Heimstätte zu öffnen, dort den in Irland verfolgten Protestanten oder den bedrängten Bischöflichen in Schottland kräftig aufzuhelfen.

Von dem dritten hervorragenden Kirchenmanne und seinem starken Einfluß auf Jablonski, von dem Dekan und Bischof Fell ist bereits wiederholt die Rede gewesen. Ihre anhebende Blütezeit dankt die Oxforder Hochschule zum nicht geringen Teil dieser mächtigen Herrschergestalt auf ihrem Gebiet. Er hat für seine bischöfliche Kirche, für sein Christ Church College die beste Kraft — und er hat ein großes Maß von seinem Herrn anvertraut erhalten — freudig eingesetzt, mannhaft und opferwillig für sie lebenslang gearbeitet und auch gelitten. Als Sohn des einstigen Dekans von Christ Church und in dem College geboren, ist er als Jüngling Zeuge gewesen, wieviel Kampf und Not und Verfolgung Vater und auch die Mutter standhaft in den Tagen des Bürgerkrieges erduldet, mit ungebrochner, nie wankender Treue zum Könige und zur Kirche von England. Der Einfluß Fells auf Jablonski beschränkte sich auf die Jahre in Oxford. Nicht lange nach seinem Weggang ward als der erste des „Dreigespannes" Fell zur Ruhe des Volkes Gottes heimgerufen. Trotzdem war dieser Einfluß der tiefgehendste; er fiel in die empfänglichen Jünglingsjahre und wirkte während dieser Zeit ganz aus der Nähe in fast täglichem Verkehr.

Allmählich vollzog sich der Umschwung der von zu Hause mitgebrachten Vorliebe für die Presbyterianer zu der dann lebenslang bewahrten, entschiednen Stellung zur bischöflichen Staatskirche. Wir werden wiederholt Belege von der starken Beeinflußung dieser Kirche und ihrer an hervorragender Stelle stehenden, in der Tat großen Kirchenmännern auf die ganze spätere kirchenregimentlichen Anschauungen Jablonskis beizubringen haben. Die Aneignung der dem Polen noch fremden Landessprache war zunächst ein Hemmschuh, der freilich seine ernsten wissenschaftlichen Studien in der lateinischen Muttersprache aller Gelehrten damaliger Zeit nicht aufhielt. Für sie kamen in diesem Winter andere Unterbrechungen. Zunächst die mit feierlichem Gepränge in dem großen Hörsaal des Sheldonian-Rundbaues vollzogne Verleihung der Würde eines Doktors der Theologie an seinen Pflegevater Hartmann am 2. Oktober 1680 unter dem Vorsitz des Vizekanzlers Halton. In der darüber ausgestellten Urkunde wird, wie zwanzig Jahre später Jablonski einem Freunde in England mitteilt*), besonders betont, daß Hart-

*) Den Brief fand ich in den im Lambeth-Palast aufbewahrten Gibson papers No. 935.

mann Bischof der Unitätskirche in Polen und Preußen sei. Die Kirche von England hat je und je die bischöfliche Handauflegung in der Unitätsgemeinde als eine rechtsgültige, ununterbrochen von den Aposteln herstammende und damit der Weihe ihrer Bischöfe gleichwertige angesehen. Es traf sich eigen, daß bei dieser feierlichen Handlung Jablonski Zeuge sein konnte, wie gleichzeitig die Würde eines Doktors der Physik an den Großsohn des Kurfürsten von der Pfalz erteilt wurde, den sein Großvater einst (1617) zum Könige von Böhmen geweiht hatte (vergl. S. 10).

Vier Wochen später bereitete unsren beiden Studenten aus Polen ein andres eigenartiges Schauspiel kurze Unterbrechung ihrer Studien. Fünfundsiebzig Jahre waren seit der berüchtigten Pulververschwörung vorübergegangen. Auch Oxford hatte es sich nicht nehmen lassen, alljährlich am 5. November seinen Guy Fawkes Umzug durch die Straßen zu halten, seine „solemn mock procession", wie der unermüdliche Chronist der Stadt, Anthony Wood, an diesem Tage 1680 bemerkt. Die Studenten und Bürger trugen eine Strohpuppe, als Papst bekleidet, in feierlichem Umzug durch die Straßen, die nach gehaltener Gerichtssitzung auf dem Markte unter dem Jubel der Menge verbrannt wurde. Der ganze tiefwurzelnde Haß des protestantischen Englands wider Papst und Römlinge fand und findet bis zur Stunde in solcher Verhöhnung einen alljährlich wiederkehrenden beredten Ausdruck. Die gereizte Stimmung wider Rom war grade in jenem Jahre besonders geschärft, auch in der Hochburg der englischen Staatskirche, in Oxford. Wenige Monate zuvor, am 10. Juli 1680, hatte ein Professor des Universitätskollegs, Francis Nicholson, in einer Predigt Äußerungen gethan, die der römischen Irrlehre vom Fegefeuer nahe kamen. Die empörten Zuhörer wollten sich das in einer evangelischen Kirche nicht bieten lassen. Sie forderten den unbesonnenen Professor vor Gericht; wollte er seine Stelle nicht einbüßen, mußte er öffentlich Abbitte tun und versprechen, nie mehr solche unevangelische Lehre auf die Kanzel zu bringen.

Die durch das ganze Volk hindurchgehende tiefe Erregung wider Rom und die von da drohenden Gefahren veranlaßte eine weitere Unterbrechung der Studien. Am 10. Januar 1681, grade als das Unterhaus einen lange vorbereiteten, eingehend beratenen Beschluß zu Gunsten der Dissenters durchführen wollte, machte der König den Sitzungen ein Ende und berief ein neues Parlament schon zum 21. März, aber nicht nach London sondern in seine königstreue Stadt Oxford. Auch zu dem ungewöhnlichen Schritt gab Rom und sein gewonnener Einfluß auf den Thronerben den ernsten Anstoß; wir haben keinen Anlaß, hier die das ganze Volk mächtig in Mitleidenschaft ziehenden politischen Vorgänge zu

schildern.*) Der stille Musensitz bot nicht auskömmliche Herberge den Parlamentsmitgliedern, wenn gleichzeitig die Studenten in der Stadt weilten; so wurden die „akademischen Bürger" nach Hause zu außerordentlichen Ferien geschickt. Christ Church College mußte seine Studienräume und Professorwohnungen für den König und seinen Hofstaat herrichten; das Parlament tagte in dem großen Hörsaal des Sheldonian-Rundbaues, die Mitglieder des Parlamentes konnten zusehen, wie sie in den andren Kollegien und bei den Bürgern ein Unterkommen fanden. Und dieses Mal kamen die Unterhausmitglieder nicht allein; man hatte sich für schwere Kämpfe vorzubereiten. Der König war mit seiner Garde eingezogen; alle Plätze von London bis Oxford waren militärisch besetzt. Auch einzelne Lords kamen mit bewaffnetem Gefolg; Ranke vergleicht ihr Erscheinen, wie einst die deutschen Fürsten zum Reichstag gezogen kamen. Selbst die Abgeordneten, zumal die von der dem Könige grollenden Stadt London, langten mit einem Gefolge von vierzig bis fünfzig ihrer Wähler als kampfbereite Schutztruppe ein und sie alle begehrten in der kleinen Universitätsstadt ein Unterkommen.

Nach Hause zu gehen war für unsre beiden Studenten aus dem fernen Lissa nicht möglich; sie verbrachten die freie Zeit in London. Bekanntlich währten diese Ferien nun doch nicht lange. Wiederum hob der König das ihm widerspenstige Parlament auf. Fast wäre es dazu gekommen, daß das Oberhaus und das Haus der Abgeordneten trotz der königlichen Auflösung ihre Beratungen fortgesetzt hätten; nur der bei dem englischen Volk stark ausgeprägte Sinn für Gesetzlichkeit hielt die Vertreter von dem gewagten Schritte ab. Ob bei diesem ersten Aufenthalt in London Jablonski die persönliche Bekanntschaft des Bischofs von London gemacht, habe ich nicht ausfindig machen können. Aber es blieb nicht bei dem einen Besuch. Der Weg von der Hochschule nach der Hauptstadt ist nicht weit; selbst für einen rüstigen Fußgänger in ein bis zwei Tagen zurückzulegen; die stark belebte Landstraße war auch in jenen Tagen gut unterhalten und sicher. London bot gerade damals einem angehenden Geistlichen des Fesselnden, Anregenden ungemein viel, zur Einführung in das geistliche Amt mindestens so viel wie Oxford selbst. Anknüpfungspunkte und dann wohl auch gastfreie Herberge hatte unser warm empfohlener Student aus der Unität, der Großsohn von Comenius, nicht wenige. Der eifrige Bischof von London hielt damals mit seinen Geistlichen häufige Versammlungen und Besprechungen über die Lehre der Staatskirche und über pastorale Theologie. Der Bischof von Oxford hat seinem jungen Frennde und Schüler gewiß die Möglichkeit verschafft, in

*) Vergl. die Darstellung von Ranke in seiner Englischen Geschichte, V, 277—307.

den langen Sommerferien der Hochschule an diesen Pastoralversammlungen des Bischofs teilzunehmen, zumal er die entschieden freundliche Wendung des jungen Studenten zur englischen Staatskirche kannte und dem angehenden Geistlichen kein geeignetes Lehrbuch geben konnte, ihn in die Pastoraltheologie der Kirche von England einzuführen. Erst 1686 veröffentlichte Compton seine in Anlehnung an die Beratungen mit seinen Geistlichen ausgegangenen Hirtenbriefe unter dem Titel Episcopalia, deren früheres Erscheinen Jablonski als ein solches Lehrbuch in Oxford hätte dienen können.

Unter dem eifrigen Bischof von London sehen wir in jenen Jahren eine sich mehrende Zahl recht bedeutender, einflußreicher und erwecklicher Gemeindegeistlichen, die Compton in dem ihm befohlenen Bistum teils vorgefunden, teils an den wichtigen Arbeits- und Kampfesposten in der Hauptstadt zu ziehen eifrig bemüht war. Aus der fesselnden Schar heben wir zwei Geistliche und Seelsorger hervor, die in ihrer Wirksamkeit einen starken Einfluß auf Jablonski ausgeübt. Seit 1674 stand in hohem Ansehen, in großem Segen an der Peterskirche in Cornhill, London, William Beveridge, der spätere Bischof von St. Asaph. Was er in seinem viel gelesenen Büchlein „Privat-Gedanken" (Private thoughts), als er noch Hilfsgeistlicher in Yealing war, ausgesprochen, führte er nun mit aller Kraft und heiligem Ernste auf seinem wichtigen Posten in der Hauptstadt aus: den Entschluß, „mit Gottes Gnade die Herde, an welcher ihm der Herr das Hirtenamt anvertrauen werde, auf heilbringende, gesunde Weide zu führen, weder sie durch Trägheit verkommen zu lassen, noch sie durch Irrlehren zu vergiften, noch in ungeschliffenem Wesen geringschätzig zu behandeln". Sein Posten, dem eines Superintendenten bei uns nicht unähnlich, wies ihm neben der eignen Gemeinde die Aufsicht über die Geistlichen und ihre Gemeinden eines bestimmten Kirchenbezirkes in London an. Er machte sich mit allem persönlich bekannt und vertraut, damals ein ungewohntes Ding; er war bald Freund und Ratgeber seiner Geistlichen. Dabei ein scharfumrissener Kirchenmann, der fest mit voller Entschiedenheit für seine unantastbare Kirche von England und ihre gottesdienstliche Ordnung eintrat, viel weniger auf letzterem Punkte zu Zugeständnissen an die Dissenters und Änderungen geneigt als sein Bischof. Seine Überzeugung von der Herrlichkeit und dem Segen der im Common Prayer book festgelegten Liturgie sprach er in der berühmt gewordnen Predigt über 1. Kor. 14, 16. aus, die er bei der Einweihung der nach dem Brande von 1666 wieder aufgerichteten Peterskirche am 27. November 1681 hielt. Möglich, daß Jablonski der Einweihung beigewohnt; jedenfalls hat die Predigt auf unsren Studenten einen so mächtigen Eindruck gemacht, daß er sie zwanzig Jahre später ins Deutsche übersetzte und im Druck veröffentlichte. Im Jahre 1711, als er dem Erzbischof von York

seine liturgischen Pläne entwickelte, wies er als auf die Quellen, aus welchen er seine Vorliebe für die Liturgie der englischen Staatskirche geschöpft, auf seinen Aufenthalt in Oxford und auf die Predigt des Beveridge hin.[10])

Einen noch größeren Einfluß auf die Londoner Bevölkerung übte der beliebteste und volkstümlichste damalige Prediger aus, der durch seine packende, gewaltig die Gewissen ergreifende Verkündigung des Evangeliums, sowie durch seinen heiligen Lebenswandel, wie man scherzend sagte, der Seelsorger der ganzen Stadt war und die Gläubigen von London allsonntäglich um seine Kanzel versammelte. Der Zustrom muß noch größer gewesen sein als in unsren Tagen zu Spurgeon. Früh bei Tagesanbruch mußte in seiner Savoykirche am Strand sein, wer einen Sitzplatz erobern wollte; weithin am Kai und auf der Straße standen auf mitgebrachten Stühlen Leute, um durch die offenstehenden Fenster noch Worte des gefeierten Predigers zu erhaschen. Er war ein deutscher Landsmann, Anton Horneck aus Bacharach am Rhein, der ein paar Jahre unter dem berühmten Theologen Spanheim in Heidelberg studiert und 1661 nach England gekommen, wo er seine Studien in Oxford vollendete und nach seinem Anschluß an die Staatskirche vor zehn Jahren an die unansehnliche Kirche am Strand berufen ward, eine Stelle, die der schlichte, demütige Mann bis an sein Ende behielt; nur daß ihm drei Jahre vor seinem Tode die Königin durch Tillotson die Pfründe einer Domherrnstelle an der Westminsterkathedrale verlieh (1693). Als Jablonski zum ersten Male sich in London aufhielt, stand der vierzigjährige gefeierte Prediger in der Vollkraft seiner Wirksamkeit und seines tiefgehenden Einflusses auf die Londoner Bevölkerung, zumal auf ihre männliche Jugend. Eine Erweckungszeit hub an. Die Stadt war durch schwere Zeiten der Heimsuchung hindurchgegangen. Der furchtbare Brand von 1666 hatte den größten Teil Londons verzehrt; mehr wie 60 Kirchen allein sollen ein Raub der Flammen geworden sein. Dazu die tiefgehenden Nachwirkungen des Bürgerkrieges, der ernsten, sittenstrengen Herrschaft der Puritaner, nun überflutet von der mit den heimkehrenden Stuarts wieder einziehenden Zügellosigkeit in Leben und Wandel. Auf der einen Seite die durch die Independenten und ihre entschiedne Predigt geweckte evangelische Strömung, die sich zugleich der andrängenden von Rom und den Jesuiten ausgehenden Vergewaltigung der Kirche zu erwehren hatte, auf der andren Seite das Aufkommen einer philosophischen Weltanschauung, die sich entschieden wider den Offenbarungsglauben auflehnte und immer offenkundiger nur noch für einen wesenlosen Deismus Raum ließ. Alle Kreise der Bevölkerung wurden in die mannigfaltige Gärung hineingezogen.

Da war es — in der zweiten Hälfte der siebenziger Jahre —, daß

eine Anzahl junger Männer, durch die eindringliche Gewalt der Horneckschen Predigten und durch die Andachtsstunden des Frühpredigers Smythie in ihrem Gewissen ergriffen, zusammenkam, ihre Seelennot dem Seelsorger beichteten, die beiden Prediger um Leitung baten und eine Gesellschaft bildeten, deren Satzungen Horneck entwarf. Im engsten Anschluß an die Kirche drang die Gesellschaft zunächst auf Heilighaltung des Tages des Herrn und dann auf Heiligung des eignen Lebenswandels. Bei den Zusammenkünften wurden keine freien, nur feststehende — wie mir scheint von Horneck entworfene — Gebete gebetet; die Mitglieder verpflichteten sich, wider die allgemein herrschende Unzucht des Lebens durch den eignen Wandel entschiedne Einsprache abzulegen; unter sich sammelten sie Gelder, den Armen und Elenden in der Stadt im Verborgenen zu helfen. Rasch mehrten sich, unabhängig voneinander, diese „Gesellschaften" in der Stadt. Oft, zufällig, erfuhr man, daß ähnliche Gesellschaften da und dort im Lande aufgetaucht; die Namen der Mitglieder drangen nicht in die Öffentlichkeit, auch dann nicht, als ihr Einfluß auf das öffentliche Leben sich schon nach mehr wie einer Seite hin günstig bemerkbar machte. Sie wollten sein und waren „die Stillen im Lande".

Die Erweckung erwies sich als keine vorübergehende Aufwallung. Jahre lang hielten die frommen, wackern Leute zusammen und an ihren ernsten, evangelischen Satzungen. Aus den Jünglingen wurden Männer und auch diese blieben „den Gesellschaften" und ihren sich mehrenden jungen Mitgliedern getreu. Nur eine Änderung oder vielmehr Erweiterung der Arbeit trat ein. Auch damals zeigte es sich, wie anderthalb Jahrhundert später bei unsrer Inneren Mission, daß jede Missionsbestrebung, die ernst macht, ihre Botschaft zunächst an dem eignen Inneren auszurichten, milde und duldsam wider andre gleichgesinnte kirchliche Gemeinschaften wird. Es traten den „Gesellschaften" bei und fanden Aufnahme junge Presbyterianer. Man reichte ihnen gern über die trennenden kirchenregimentlichen Unterschiede eine warme Bruderhand. Ihr Einfluß machte sich bald geltend; sie forderten ein Hinaustreten aus der Verborgenheit, ein mannhaftes Aufnehmen des Kampfes mit den umgebenden weltlichen Mächten, in erster Linie mit der das Volksleben, zumal in London, verwüstenden, schamlosen Unzucht. Sich selber von jeder Berührung mit den Dirnen freihalten, dünkte diesen ernstgesinnten, frommen Jünglingen nur ein Teil ihrer Christenpflicht und eines wahrhaft heiligen Wandels. Sie drangen in der „Gesellschaft" auf furchtlose Inangriffnahme eines unerbittlichen Kampfes wider den sozialen Aussatz und forderten von der Obrigkeit den gleichen entschiedenen Kampf wider das Laster. Wer die rastlosen Bestrebungen dieser „Gesellschaften" vor mehr wie 200 Jahren genauer verfolgt, weiß, daß ihre Arbeit nicht vergeblich

gewesen; die von ihnen ausgegangenen Anregungen wirken bis zur Stunde nach. Auch heute noch ist das englische Volk nicht gewillt, seine Regierung vor diesem Laster den Rücken beugen und mit ihm durch irgend welchen Polizeischutz der Dirnen einen Vertrag schließen zu lassen.

Als 20 Jahre nach Bildung dieser Gesellschaften der erste, ungemein fesselnde Bericht veröffentlicht wurde, hatte Jablonski nichts eiligeres zu tun, als eine deutsche Übersetzung davon im Druck erscheinen zu lassen.[11]) Seine Vorrede, auch die Begleitworte zu der Widmung des Buches*) an die eben (1700) mit dem Erbprinzen von Hessen vermählte einzige Tochter des Kurfürsten, Prinzessin Luise, bezeugen die lebhafte Teilnahme Jablonskis an dem bedeutsamen Lebenszeichen der englischen Kirche. Schon während seines Aufenthaltes in England muß er der tiefgehenden Bewegung nahe getreten sein; vielleicht durch Pastor Horneck selbst oder durch Bischof Compton, der den „Gesellschaften" wohl gewogen war. Nicht alle Kirchenmänner betrachteten sie anfänglich mit wohlwollenden Augen; es erging ihnen wie in unsren Tagen da und dort der ihr nach mancher Seite hin verwandten Innern Mission, als sie noch um ihren Bestand zu ringen hatte. Engherzige Würdenträger der Kirche befürchteten, daß durch die „Gesellschaften" in oder auch neben der geordneten Kirche eine Kirche entstehe, daß es zu einer neuen Spaltung komme, geistlicher Hochmut unter den Laien groß gezogen werde. Die besorgten Jünglinge wandten sich, gerade als Jablonski in London war, um Schutz an den Bischof. Der hatte ihnen tröstend gesagt: „Gott behüte mich, daß ich etwas wider so ausgezeichnete Bestrebungen im Schilde führen sollte." Die Bestrebungen waren so ganz nach dem Herzen Jablonskis, des treuen Sohnes der Untität. In ihnen regte sich, auch ihm frühe schon bemerkbar, ein Geisteshauch, der in jenen Jahren die gesamte Kirche der Reformation lenzartig beseelte. Die frommen Jünglinge in London haben ihren Anstoß nicht von Deutschland erhalten; auch unsre pietistischen Kreise nicht von England. Beide so ähnliche Bewegungen sind unabhängig von einander entstanden und bezeugen damit, wie trotz so mancher Trennungspunkte dennoch ein Geist, ein gemeinsames Leben die verschiednen evangelischen Kirchen durchzieht, sie die Kirche Christi bilden, die unter Führung des uns in alle Wahrheit führenden heiligen Geistes im sechzehnten Jahrhundert ihre Reformation in allen

*) Der volle Titel der nun schwer aufzutreibenden Übersetzung lautet: Bericht von dem Ursprung und Fortgang der gottseligen Gesellschaften in der Stadt London und von derselbigen Vorhaben, die Besserung des Wandels zu befördern. In englischer Sprache herausgegeben von Josiah Woodward, Prediger zu Poplar und zum zweiten Mal gedruckt in London 1698, nun in deutscher Sprache herausgegeben nebst einer Vorrede Daniel Ernsts Jablonski, Churf. Brand. Hofpredigers. Berlin, in Verlegung Joh. Michael Rüdigers, 1700.

christlichen Landen durchlebt hat, an der Wende des siebzehnten Jahrhunderts ebenfalls allüberall in evangelischen Landen eine heilsame „Nachreformation."

So verstrichen die paar Studienjahre in England rasch in anregendster, für die ganze theologische Entwicklung Jablonskis entscheidungsvoller Weise. Was ihm Frankfurt an der Oder geboten, trat weit zurück hinter dem, was er in Oxford und im Verkehr mit den hervorragenden Männern der Kirche Englands gewonnen. Aus den niederdrückenden Verhältnissen einer durch widrige Geschicke fast hoffnungslos dem Untergang entgegengehenden Kirche, aus den kleinlichen Verhältnissen einer heimischen Hochschule, die sich doch noch nicht von dem auch geistigen Niedergang seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges in ihren wissenschaftlichen Leistungen emporgehoben hatte, war der strebsame Jüngling drüben in England unter ein Volk getreten, das mannhaft und stark sich seiner staatlichen Rechte erwehrte, die grade in jenen Tagen mit den kirchlichen unlösbar verknüpft waren. Denn das siegreiche Vorgehen wider Rom war Kampf und Sieg für die politische Freiheit des Volkes.

Der treue Sohn der Brüderunität war zugleich in nächste und bald schon wärmste Fühlung mit einer reformierten Staatskirche getreten, die eine Zeit des Unterliegens ihr und dem ganzen Volke zu großem, inneren Segen durchlebt, das Werk der Reformation in der schweren Heimsuchung und durch dieselbe vollendet und nun aus solcher heilsamen Schulung zu neuer Kraft und Blüte emporstieg unter Führung von Männern, die gleichzeitig wissenschaftlich hochbedeutend ihr bestes Vermögen einsetzten, das kirchliche Leben ihres Volkes, ihrer Geistlichen zu fördern und auf beiden Gebieten von Sieg zu Sieg schritten. Wer in seiner Jugend und der ihr eignen hoffnungsfreudigen Begeisterung und auch Aufnahmefähigkeit an einer solch hochgehenden Strömung, wenn auch nur als lernbegieriger Student, teilnehmen kann, der büßt lebenslang die gewonnenen Eindrücke nicht mehr ein, der bewahrt Land und Leuten, Staat und Kirche treue Anhänglichkeit. Jablonski hat sie bewahrt; bis an sein Ende lassen sich die bestimmenden Spuren der in England erhaltenen Eindrücke licht und klar erkennen. Ob Allen zur Lust: was liegt daran? Ob andre Eindrücke für seine Amtsführung und die heimische evangelische Kirche hätten segensreicher, wirksamer sein können: wer will anmaßlich genug sein, dies entscheiden zu wollen?

Die für die ausländische Studienreise anberaumte Zeit scheint Jablonski ausschließlich in England verbracht zu haben. Er hat da in unerwartet hohem Grade gefunden, wonach sein ernstgerichteter, strebsamer Geist, sein frommes Gemüt verlangte. Dazu kam, daß dem mittellosen Waisen die dreijährige Abwesenheit nur durch die Freistelle in Oxford

ermöglicht war. Sie bot unentgeltlichen Aufenthalt in einem der Stifte und wohl nur geringen baren Zuschuß. Die heimische Unität und auch sein früherer Pflegevater konnten keine Mittel zu einem kürzeren oder längeren Aufenthalt an andren, zumal niederländischen Hochschulen gewähren. Weder habe ich seinen Namen in den Studentenverzeichnissen von Leiden, Dordrecht und Utrecht gefunden, noch in den Hunderten von durchlesenen Briefen eine Anspielung auf einen Aufenthalt an einer niederländischen Hochschule gefunden. Wohl von dortigen Professoren in späteren Jahren, als er seine Söhne zu Studienreisen auf ausländische Universitäten ausrüstet, daß sie von ihnen als Söhnen des berühmten und gelehrten Hofpredigers in Berlin reden; aber die zwiefache Bezeichnung weiset nur auf die erworbene, überall auch in gelehrten Kreisen anerkannte Stellung des Mannes hin, braucht nicht auf eine frühere persönliche Bekanntschaft gedeutet zu werden. Mehr wie ein flüchtiger Besuch der gefeierten Hochschulen wird die Heimreise durch die Niederlande 1683 nicht gewesen sein. Das schließt nun freilich nicht aus und seine späteren Werke, zumal seine Ausgabe des Alten Testamentes und die Talmudstudien beweisen, daß ihm nicht fremd geblieben, was die holländischen Gelehrten jener Tage besonders auf dem Gebiete hebräischer Sprachforschung und Dogmatik hervorragendes geleistet.

II.

Das erste Jahrzehnt im Amte.

1683—1693.

(Magdeburg. Tilsa. Königsberg.)

7. Feldprediger in Magdeburg.

1683–1686.

Unerwartet und zu unsrer Überraschung sehen wir den dreiundzwanzigjährigen treuen Sohn der Unitätsgemeinde, den wir in Oxford als Studenten verlassen, in Magdeburg als Feldprediger auftauchen. Am Ende seines Lebens, am 8. Dezember 1736, schreibt Jablonski seinem Freunde Vigilantius nach Lissa: „Ich erinnere mich oft und denke zurück an mein eignes Schicksal. Aus Polen rief mich zuerst Deutschland nach Magdeburg 1683; aus Deutschland rief Polen mich wieder zurück 1686, wieder aus Polen rief mich Deutschland 1691 und aus Preußen ging der weitere Ruf hierher (Berlin) 1693.“ *) Wir dürfen der Briefstelle entnehmen, daß der junge Kandidat sich nicht um die Stelle beworben, sondern er zu ihr berufen wurde; vielleicht auch den Wortlaut, daß er aus Polen nach Deutschland gekommen, betonend, daß er von seiner Studienreise heimkehrend, zunächst sich nach Lissa begeben und da ihn der Ruf erreicht habe.

Wie war man auf den Jüngling aufmerksam geworden, um bereits einen Ruf an ihn ergehen zu lassen? Brucker übertreibt, wenn er sagt**): „Mit unzählbaren Schätzen seltener Gelehrsamkeit bereichert, kehrte Jablonski 1683 zurück. Als er hier durch die Feinheit seines Geistes, durch die Vortrefflichkeit seiner vielfältigen Gelehrsamkeit überall bekannt wurde, ward er nach Magdeburg berufen.“ Die Berufung zu der Feldpredigerstelle in einer Festung lag in jenen Jahren in der Hand des Kommandanten. Kommandant der Festung Magdeburg war Oberst von Börstell, der das Regiment Nr. 7, „Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg dero herzgeliebtesten Gemahlin Leib Regiment“ befehligte. Sekretär des Obersten war Johann Ludwig Jablonski; ich vermute, ein älterer Bruder unsres Daniel, der während des Aufenthaltes

*) Den Brief bewahrt das U.-A. in Lissa A I. St. 6.

**) In seiner Pinacotheca scriptorum nostra aetate literis illustrium. Augustae Vindelicorum 1791.

der Eltern in Amsterdam geboren wurde; denn, wie erwähnt (S. 19), kehrte Figulus mit Kindern 1660 heim auf seine Pfarre nach Nassenhuben. Bei den ungemein spärlichen Familiennachrichten aus frühester Zeit und da der von dem ältesten Bruder angefertigte Stammbaum verloren gegangen, ist es nicht verwunderlich, wenn von diesem Bruder jede weitere Spur fehlt; ich habe seinen Namen nur wiederholt in dem Taufbuch der deutsch-reformierten Gemeinde in Magdeburg als Pate verzeichnet gefunden und zwar in den verschiedensten Kreisen der kleinen Gemeinde. v. Börstell mag wohl durch seinen Sekretär auf den begabten Bruder und Prediger aufmerksam gemacht worden sein.

Glänzend war die Stelle eines Feldpredigers bei der Infanterie nicht; der Gehalt betrug damals 15 Taler monatlich, ein Taler weniger als der eines Predigers bei der Kavallerie. Das schreckte unseren jungen Kandidaten nicht ab. Die Söhne der Brüderunität waren nicht verwöhnt; seit den ersten Tagen der Gründung war die Dürftigkeit bei ihren Geistlichen altgewohnter Hausfreund. Auch die gesellschaftliche Stellung war keine lockende. Das Ansehen der Feldprediger stand sehr niedrig; die verwildernden Spuren des dreißigjährigen Krieges hafteten auch an ihnen und waren noch nicht wieder völlig ausgemerzt. Die wohlgelungene Zeichnung Schillers von dem Kapuziner in Wallensteins Lager ähnelt in einzelnen Zügen den spärlichen Bildern von evangelischen Feldpredigern; auch sie vielfach bramarbasierend und dabei mit unwürdiger Kriecherei gegenüber den Vorgesetzten, von deren Gunst und Laune sie abhängiger waren wie ein Feldwebel von seinem Hauptmann. Dazu war der Dienst in den Kriegszeiten und bei dem ununterbrochenen Umherziehen auf Kriegspfaden ebenso anstrengend wie gefährlich; vielfach verlautete die Klage, daß nur der Abschaum der Kandidaten sich zu den Stellen melde. Schon Kurfürst Georg Wilhelm hatte sich eine Ordnung der Feldprediger angelegen sein lassen. Nicht erst unter dem Großen Kurfürst war durch die Berufung des Hanisius zum Garnisonsprediger in Berlin 1655 das preußische Fedpredigeramt ins Leben gerufen; bereits 1638 hat der kurfürstliche Vater die Besoldung der ständigen Feldprediger geordnet, ebenso ein weiterer Erlaß von 1639.*) Der ernste, tatkräftige Bedacht des Großen Kurfürsten, die schweren Wunden des unglückseligen Krieges nach allen Seiten hin zu heilen, erstreckte sich auch auf Hebung des Feldpredigerberufes. Unter ihm wurden Aufsichts- und Disziplinarorgane für die Feldprediger ins Leben gerufen; sie wurden damit der uneingeschränkten Botmäßigkeit der Regimentsobersten enthoben; sog. Großkaplanen, Feldpröbsten, Oberfeldpredigern wurde ein Aufsichtsrecht über sie anvertraut;

*) Auf diese beiden Erlasse weist Mart. Richter hin in seinem Buch: „Die Entwicklung der Militärseelsorge in Preußen. Berlin 1899."

nicht lange nach dem Ausscheiden Jablonskis aus diesem Dienste wird auch das erste „Feldkonsistorium" eingerichtet.

Was dem Kurfürsten Herzensanliegen war, dem wandten nun auch tüchtige Regimentsoberste ernstliche Teilnahme zu. Sie ließen es sich angelegen sein, gebildete, begabte, auch in ihrem Lebenswandel fromme Feldprediger für ihr Regiment zu gewinnen und deren Stellung gegenüber den Truppen und unter den Offizieren zu heben, namentlich durch die Achtung, welche sie selber dem Prediger erwiesen. Der Führer des Regiments der Kurfürstin, von Börstell, dessen Gottesfurcht, Herzensgüte und Milde neben seinem Heldenmut gepriesen werden, war ein frommer Soldat gleich seinem obersten Kriegsherrn; auch wie er treu und überzeugungsvoll an der reformierten Kirche hangend. Darum ist es nicht befremdlich, daß er einen Glaubensgenossen zum Feldprediger seines Regimentes erwählte, trotzdem vielleicht nur ein kleiner Teil der ihm unterstellten Truppe dieser Kirche angehörte. Darauf wurde bei den Soldaten damals wenig Rücksicht genommen. Der Feldprediger hatte im Krieg und Frieden die tägliche Andachtsübung zu halten, zu deren Teilnahme jeder Soldat verpflichtet war, mochte er einer Kirche oder Religion angehören, welcher er wollte. Im Felde verrichtete der Militärgeistliche alle vorkommenden Amtshandlungen; auch in der Garnison, wo keine evangelischen Kirchen waren. Befand sich am Standorte eine Kirche des gleichen Bekenntnisses, so konnte der Soldat sich ihr anschließen, ohne dadurch jedoch der Teilnahme an den Andachten des Militärgeistlichen und seiner Seelsorge enthoben zu sein.

In Magdeburg fand Jablonski bereits eine deutsch-reformierte Gemeinde vor. Vereinzelte Reformierte tauchten schon im sechzehnten Jahrhundert auf; die Stadt selbst aber war so gut lutherisch, daß sie alle auch nur des „Calvinismus" Verdächtige aus ihren Mauern vertrieb und noch 1667 den bekannten Scriver bei seiner Berufung von Stendal nach Magdeburg, da er in dem Verdacht stand, nicht genügend streng wider die Reformierten gesinnt zu sein, einem hochnotpeinlichen Colloquium unterwarf, bei dem er auf Fragen zu antworten hatte wie die, ob eine kurfürstliche Verordnung, welche verbietet, die Reformierten von der Kanzel als Ketzer zu verdammen (der Kurfürst hatte drei Jahre zuvor eine solche Verordnung erlassen), von einem lutherischen Geistlichen durch Unterschrift gutgeheißen werden dürfe. Das hatte freilich nicht gehindert, daß selbst während des dreißigjährigen Krieges ein reformierter Feldprediger Gottesdienst in der Stadt hielt. Einer der schwedischen Generale, welche die Festung besetzt hielten, war von Geburt ein Schotte und hatte einen reformierten Anhaltiner zu seinem Feldprediger berufen. Als dann Magdeburg an Brandenburg fiel und der Große Kurfürst seinen Generalfeldzeugmeister Herzog August von Holstein zum Gouverneur machte,

brachte dessen Gemahlin, eine anhaltische Prinzessin, ihren reformierten Hofprediger mit, der von 1666 an regelmäßigen Gottesdienst im herzoglichen Hause hielt, an dem die in der Stadt ansäßigen, rasch sich vermehrenden Reformierten ungehindert teilnehmen durften. 1680 wütete die Pest so arg in der schon durch den Krieg schwer heimgesuchten Stadt, daß der Gouverneur sich auf seine holsteinischen Güter begab; die kleine nun verwaiste Gemeinde war bis auf sechzig Seelen zusammengeschmolzen. Der Große Kurfürst wollte das Häuflein von Glaubensgenossen nicht untergehen lassen. Er gab ihnen 1681 einen Hofprediger Thulemeyer; eine ganze Reihe im Staatsleben berühmt gewordener Männer wurden Glieder der neugebildeten Gemeinde; zumal der sehr eifrige Gouverneur von Börstell verhalf ihr zu einer kleinen, eigenen Kapelle. Bei dem früheren Bischofshofe stand seit dem Kriege wüste und leer die St. Gangolphskapelle, eigentlich nur noch ein Mauerwerk und Dach ohne Fenster und Boden. Seit länger wie einem Jahrhundert war kein Gottesdienst mehr in der Kapelle gehalten worden. Auch heutzutage nicht mehr. Der einst schöne, gotische Bau ist in seinem Inneren zu einem mehrstöckigen Behörderaum umgestaltet, daß es schwer fällt, einen günstigen Standort zu finden, um auch nur noch die einstigen Umrisse der jetzt durch zwei Stockwerke hindurchgehenden Chorfenster zu erkennen.

Selbstverständlich, daß Jablonski dieser Gemeinde von Glaubensgenossen nahe trat. Der sehr kundige Hering berichtet,*) daß der Feldprediger 1683 auch zweiter Prediger der Gemeinde geworden, als dieselbe durch Zuzug aus dem benachbarten Anhalt sich stark vermehrte. Auf seine Aussage hin wird allgemein diese Stellung bei der Gemeinde als eine tatsächliche angenommen. Auch Tollin tastet in seinem großen, ungemein sorgfältigen Werke**) die allgemeine Annahme nicht an; erst der gegenwärtige Pastor der Gemeinde hegt ernste Bedenken. Auffällig ist ihm, daß er in den Akten der Gemeinde keine Spur über Jablonski gefunden. Auch mir fiel beim Durchblättern der Kirchenbücher auf, daß keine Amtshandlung in der Gemeinde, als von dem Feldprediger vollzogen, eingetragen steht und das eine Mal, wo er als Pate aufgeführt wird, dies nur unter der Bezeichnung geschieht „Daniel Ernst J. bei Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Dero herzgeliebtesten Gemahlin Leib Regiment Feldprediger". Beide Meinungen als nicht unzutreffend zu bezeichnen, scheint eine Möglichkeit gegeben. Die durch die Pest 1681 auf sechzig Seelen zusammengeschmolzene Gemeinde konnte auch durch einen starken Zuzug aus Anhalt binnen Jahresfrist nicht so an-

*) Vergl. Hering, neue Beiträge zur Gesch. der ev.-reform. Kirche in den preuß.-brandenburgischen Ländern (Berlin 1786) I, 137.

**) Gesch. der franz. Kolonie in Magdeburg (Bd. III, Abt. I c, S. 1067).

gewachsen sein, daß ihr noch rüstiger, dreiunddreißigjähriger Pastor eine Entlastung bedurfte. Erst fünf Jahre nach dem Weggang von Jablonski veranlaßte eine einwandernde Pfälzerkolonie die Anstellung eines zweiten Geistlichen. Die Gemeinde würde auch nicht im stande gewesen sein, das Geringste zum Gehalt eines zweiten Predigers beizutragen. War doch die Not so hoch in der heimgesuchten Stadt gestiegen, daß ihr berühmtester Mitbürger, Otto Guericke, Städte wie Hamburg, Bremen und Lübeck um Geldsammlungen angehen mußte und die Kämmereikasse so völlig erschöpft war, daß die Beckensammlung bei den Gottesdiensten ins Pestamt abgeliefert wurden. Eine Zählung im Januar 1683 ergab, daß nur 5133 Seelen in der Stadt am Leben geblieben, 1336 dagegen von der Pest weggerafft worden waren. Aber das ist nicht ausgeschlossen, daß v. Börstell seinen Feldprediger veranlaßte, in der hauptsächlich durch seine Bemühungen und auch Opfer hergerichteten Gangolphskapelle zu predigen, vielleicht in regelmäßigem Wechsel mit dem Hofprediger. Denn die hohe Begabung Jablonskis für die Verkündigung des Wortes Gottes war bald zu Tage getreten; die hervorragenden Glieder der Gemeinde mochten ihn gern hören. Grade bei den häufigen Predigten auch an Wochentagen konnte dem Pastor der Gemeinde eine bereitwillige und bedeutende Hilfskraft nur erwünscht sein. Der Ruf des jungen Predigers war bald schon ein so bedeutender, daß der Kurprinz während eines Besuches in Magdeburg ihn mit Wohlgefallen hörte, ja selbst ihm eine Hofpredigerstelle in nahe Aussicht stellte, wie Jablonski in späteren Jahren berichtet.*)

Als eine förmliche, von der Gemeinde ausgegangene oder von ihr gutgeheißene Anstellung kann die gern und freiwillig gebotene, vielleicht regelmäßige Hilfeleistung im Predigen nicht angesehen werden; sie verschaffte aber dem jungen Feldprediger Bekanntschaft in weiteren Kreisen, Eingang in die gebildeten Familien der Gemeinde, die sich an seinen lauteren, evangelischen Predigten erbauten. Der Verkehr mit ihnen scheint ein inniger gewesen zu sein, der die Jahre der Trennung überdauerte. Das spätere Leben führte einen Teil der Magdeburger Bekannten aus der Gemeinde wieder in Berlin zusammen und wir begegnen ihnen, den Dankelmann, Cocceji, Stosch, den Söhnen der Börstellschen Familie, im Hause des Hofpredigers Jablonski, nicht nur als Gliedern der Domgemeinde, sondern auch als Freunden, die ihn zu ihrem Seelsorger erwählt, denen er in Freud und Leid nahe stand. So fühlte sich der junge Feldprediger in den Magdeburger Verhältnissen warm und wohl und dachte an keine Veränderung, zumal er die hoffnungsvolle Aussicht auf eine Hofpredigerstelle hatte. Da kam ihm unerwartet im

*) Den Brief bewahrt das Lissaer Archiv (A I, St. 6).

Jahre 1686 die Aufforderung, nach Lissa heimzukehren und — wie er selbst sagt — daselbst die „armselige polnische Predigerstelle“ anzutreten. Der treue anhängliche Sohn der Brüderunität leistete alsbald dem Geheiße seiner Oberen Folge. Der Großvater würde sich über solchen Gehorsam von Herzen gefreut haben. Vor einem Vierteljahrhundert, im Geburtsjahr des Enkels Daniel, hatte Comenius von seinem Bergungsort in Amsterdam an seinen Freund, den Senior Bythner, einen wehmütigen Brief über das Schwinden der alten Zucht geschrieben, die einst die Kraft und Größe der schwergeprüften Unität gewesen. Der „Bruder“ Gertichius hatte sich auf den Wunsch des Fürsten von Liegnitz bewegen lassen, statt nach Polen zurückzukehren, in seiner Hofpredigerstelle bei dem Fürsten zu bleiben. „Nun ja,“ — so schreibt der ehrwürdige Patriarch — „er hat eine gute Stelle, aber müssen einer solchen die Ordnungen der Unität hintangesetzt werden? Es kommt in unsrer Kirche ein neuer Geist auf, bessere Stellungen und die Gunst der Menschen zu suchen. Solche Weise und Vorbilder haben wir nicht von unsren Vätern überkommen; vielmehr die, dahin zu gehen, wohin einer geschickt wird, und zu kommen, von wo immer er gerufen wird ... Warum nennen wir uns noch Söhne dieser Kirche, aus deren Gleisen (orbitae) wir weichen? Ein Name ohne Inhalt, was nutzt er?“

8. Prediger und Rektor in Lissa.

1686—1691.

Als die ersten Kundschafter der daheim um ihres Glaubens willen arg bedrängten böhmischen und mährischen Brüder im sechzehnten Jahrhundert über die Grenze nach Polen gezogen kamen, als dann fast während eines Jahrhunderts die aus ihrem Vaterlande Vertriebenen eine zweite Heimat auf den weitausgedehnten Edelsitzen, in den Dörfern und Städten der mächtigen Magnaten fanden, denen sie das Evangelium gebracht, als ihnen durch die edlen, frommen Grafen Leszynski, wie sie vielfach dankbar rühmten, namentlich Lissa, zu einem „Pella,“ einem warmen Bergungsort für ihr Leben und ihren Glauben geworden, konnte es nicht anders sein, als daß die nachgeborenen Kinder schon im zweiten und dritten Geschlechte die Sprache der Väter verlernten und die verwandte Sprache des Landes und Volkes annahmen, dessen Bürgen sie geworden. Für die in Lissa Angesiedelten kam eine weitere Sprache in Betracht. Als die frevlen Umtriebe der Jesuiten am kaiserlichen Hofe wider die Protestanten des Reiches auch nach Schlesien hinübergriffen

und wie überall eine arge Glaubensverfolgung daselbst in die Wege brachten, zogen Scharen der Bedrängten nach den gleichen Orten im benachbarten Großpolen, die den Flüchtlingen aus Böhmen Zuflucht geboten. Besonders Lissa, die rasch aufblühende Stadt, bildete einen starken Anziehungspunkt; sie galt um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sprachlich als eine deutsche Stadt mit Magdeburger Recht; die tschechische Sprache verschwand aus dem Gottesdienst, in den Häusern und der Schule. Neben einer deutschen lutherischen Gemeinde besaß die reformierte Unität eine polnische und deutsche Kirche. Der deutsche Teil nahm in dem Grade zu als der polnische zurücktrat; das berühmte Gymnasium der Stadt galt als ein deutsches, wenn es sich auch nach dem Geist der Zeit bemühte, die Sprache der Gelehrten als Mutter- und Unterrichtssprache der Zöglinge festzuhalten. So läßt sich das Wort Jablonskis von der „armseligen polnischen Predigerstelle" in Lissa verstehen, die anzunehmen er keinen Augenblick zögerte. Pfingsten 1686 war seine Einführung ins Amt; wahrscheinlich durch seinen Pflegevater, den Senior Hartmann. Aus der Annahme der Stelle ist ersichtlich, daß Jablonski der polnischen Sprache vollkommen mächtig gewesen; sie wurde ihm erst viel später ungeläufig. Während weitaus die größte Zahl der Briefe aus Polen, welche bei dem Senior und Hofprediger in Berlin von den Brüdern der Unität in reicher Menge bis ans Ende seines Lebens einliefen, polnisch geschrieben sind, antwortet Jablonski etwa von 1720 an deutsch, seitdem er auch im brieflichen Verkehr nur selten noch der lateinischen Sprache sich bediente.

Bei der Berufung nach Lissa lag es nicht in der Absicht Hartmanns, die von ihm früh erkannte vielseitige Begabung des einstigen Pflegesohnes brach an der geringen polnischen Predigerstelle liegen zu lassen. Schon gleichzeitig mit der Berufung in die alte Heimat muß er wohl den sechsundzwanzigjährigen Jüngling für einen höheren Posten ins Auge gefaßt haben. Das Jahr zuvor, 1685, war der Rektor des Gymnasiums, Martin Arnold, Hartmanns Schwiegersohn und Nachfolger im Rektorate, gestorben. Schon wiederholt im Laufe der Jahre war der polnische Prediger gleichzeitig Rektor der Schule gewesen; bei Hartmann selbst war es der Fall gewesen. So betrieb nun der einflußreiche Senior mit aller Macht, daß Jablonski seines Schwiegersohnes Nachfolger würde. Er glaubte, ein Anrecht auf Willfahrung seines Wunsches zu besitzen. Ihm dankte die Schule nach der furchtbaren Heimsuchung vor dreißig Jahren ihre äußere Wiederaufrichtung und ihren Fortbestand; wie eine Art Familienerbe war dann die Stelle auf Arnold übergegangen und nun war des Seniors dringendes Begehr, dies, wie ihm schien, wohlberechtigte Erbe dem Großsohn des Comenius zufallen zu lassen, dessen unvergängliches Verdienst um die Schule — man ist versucht, zu sagen — die

ganze Welt damals anerkannte. Aber es zeigten sich starke Bedenken wider die Wahl. Noch vor einem Jahrzehnt war der warm empfohlene Kandidat Schüler des Gymnasiums, zu dessen Leitung er nun berufen werden sollte; der zu überspringende Prorektor hatte seine Stellung angetreten in dem Jahre, da sein nun in Aussicht genommener Vorgesetzter die Schule verließ; als Konrektor wirkte seit 1683 an der Anstalt Samuel Gülich, sein einstiger Schulkamerad, der mit ihm gleichzeitig die Hochschulen in Frankfurt und auch Oxford bezogen und, als der Freund nach Magdeburg übersiedelte, in den Dienst des heimatlichen Gymnasiums trat. Die vierte Lehrkraft endlich der „Collega und Kantor", wie seine Würde lautete, war nun gar der eigene, seit dreißig Jahren an der Anstalt tätige Oheim, der jetzt Untergebener seines jungen Neffen geworden wäre. All den Schwierigkeiten gegenüber setzte der Senior sein Vorhaben durch. Der Prorektor legte seine Stelle nieder; ebenso der Kantor; der Konrektor rückte an den ledig gewordenen Platz und Jablonski wurde Rektor. Hartmann war davon überzeugt, keinen Unwürdigen zur Leitung der Anstalt berufen zu haben, deren Gedeihen ihm warm am Herzen lag, für die er Jahre hindurch seine besten Kräfte — und es waren hervorragende — drangesetzt; auch das wird zuzugeben sein, daß unter den in Frage kommenden Kandidaten sein Schützling der befähigste gewesen. Aber der Senior hat durch das entschiedene Eintreten für den Pflegesohn und daß er seine Wahl durchgesetzt, ihm und auch sich selbst die Stellung von vornherein ungemein erschwert. Mit welchem peinlichen Ausgang nach ein paar Jahren werden wir am Ende des Abschnitts zu berichten haben.

Am 12. November 1686 fand die feierliche Einführung Jablonskis in das Rektorat statt. In einem unsrem heutigen Geschmack überschwenglich erscheinenden Schreiben ladet der Senior ganz Lissa zu der Feier ein. In dem noch vorhandenen Ladebrief*) will man ein Anzeichen beginnenden Verfalls der klassischen Studien am Gymnasium erkennen. Mag sein, wenn auch etwas herbe geurteilt. Unstreitig verlautet in der prunkhaften Fassung, in den hochtrabenden Worten auch etwas von der Freude des Seniors, den in seinen Augen tüchtigen Kandidaten zum achtzehnten Rektor in der bisherigen Reihenfolge einführen zu können. Die Muttersprache der Gelehrten hatte es sich bereits nachgrade gefallen lassen müssen, bei derartigen Anlässen mit dem Flitterstaat schwulstiger Redewendungen behangen zu werden. Bis zur Stunde hat sie den Tand noch nicht völlig abgelegt, wie so manche Verleihung etwa eines Ehrendoktors der Theologie bekundet. Aus einem von Jablonski angefertigten, noch vorhandnen Verzeichnis (album illustris Gymnasii Lesnensis) ist zu

*) Ziegler hat ihn in der angeführten Schrift abgedruckt.

ersehen, daß in den drei oberen Gymnasialklassen, deren Leitung insbesondere dem Rektor zufiel, 1686 nur 21 Schüler waren (I: 5; II: 9; III: 7), die Hälfte davon Söhne des Adels. Viele der Schüler verließen die Anstalt vor erlangtem Reifezeugnis für die Hochschule; wohl meist Adlige, die auf ihre Güter heimkehrten. Klassenversetzungen fanden vor Beginn der Hundstagferien statt, nachdem der Zögling mindestens ein Jahr, aber auch nicht über zwei Jahre an dem Unterrichte in der Klasse zur Zufriedenheit der Lehrer teilgenommen.

Wie Jablonski das Album der Schule angelegt, so scheint er auch der erste Rektor gewesen zu sein, der durch jährlich erscheinende Berichte die Eltern der Zöglinge, ja die ganze Unitätsgemeinde, mit dem Anstaltleben vertraut zu machen suchte. Aus seiner Zeit und wahrscheinlich von seiner Hand ist noch ein solcher Bericht von 1689 vorhanden, fesselnd auch durch die Einladung zu einem von den Schülern aufzuführenden Schauspiel: „Dem Grafen zu Lissa, Wenzeslaus, Huldigt das Gymnasium illustre." Nach dem Titel scheint das prunkrednerische Stück andren Inhaltes gewesen zu sein, als ihn der Großvater in den sechs dramatischen Darstellungen seines Buches „die Schule als Spiel" (schola ludus) bot. Während er die von Ragoczi gestiftete Schule zu Sarospatak nach seinen bahnbrechenden Grundsätzen umgestaltete (1650–54), hatte Comenius seine groß und allumfassend angelegte „Sprachenpforte" ausgearbeitet; dort, in Ungarn, auch zu ihrer Veranschaulichung den Orbis pictus zusammengestellt. Wie er hier als der erste das Bild in den von ihm geforderten Anschauungsunterricht der Schule und auch häuslichen Erziehung einführte, so ging er in der „Schule als Spiel", wie er sie selbst bezeichnete einer Art „lebendiger Encyklopädie", einen Schritt weiter in der „ergötzlichen Kunst, alle benannten und noch zu benennenden Dinge den Seinen lebendig darzustellen".*) Was Comenius in diesem gewissermaßen dramatisierten Orbis pictus des von ihm umgestalteten Schulunterrichtes zu bieten suchte, bildete eine förderliche Erweiterung, zugleich auch ein heilsames Gegengewicht zu den zumal durch die Jesuiten in Schwange gekommenen Schüleraufführungen lateinischer Lustspiele. Waren dieselben auch für solchen Gebrauch in usum delphini stark zugeschnitten, so gab es doch oft recht nachsichtige Scheren, zumal in den tonangebenden Jesuitenanstalten, die dem derben Geschmack in den adligen Kreisen jener Tage nur allzu wohlgesinnt entgegenkamen. In evangelischen Gymnasien der Zeit suchte man aus der Klemme, die allgemein begehrten Aufführungen nicht dran zu geben — man würde damit nur einen Teil der Schüler an die gefährlichen Wettbewerber um den Besitz der Jugend

*) Daß in diesen dramatischen Darstellungen Anregungen auch für unsre Zeit geboten, zeigt der neueste Herausgeber der Schrift, Oberlehrer Böttcher (Langensalza 1888).

eingebüßt haben — und doch auch nicht den bedenklichen Stücken etwa eines Terenz allzu starken Eingang zu gewähren, dadurch zu kommen, daß man Vorgänge der Gegenwart eigens für die Schüler meist in lateinischer Sprache dramatisierte. Jablonski konnte und wollte dem starken Zug der Zeit und ihrer Forderungen an die Gymnasien nicht widerstehen. Auch als Enkel von Comenius anerkannte er die Berechtigung einer solchen Forderung und den Nutzen, den sie, richtig geübt, einer Schule bieten kann. In Oxford hatte er Gelegenheit gehabt, derartigen unanstößigen Aufführungen im College beiwohnen zu können. So wehrte er der herrschenden Sitte in der seiner Leitung anvertrauten Schule zu Lissa nicht. Die Heimkehr von einer längeren Reise des Grafen Wenzeslaus (Wladislav) aus dem Hause der Leszcynski, der hochherzigen und freigebigen Gründer des Gymnasiums, bot den erwünschten Anlaß, das gräfliche Haus in einem Festspiel zu feiern. Die Familie; nicht, wie man vermutet hat, den zwölfjährigen Grafen Stanislaus, der damals noch Schüler des Gymnasiums war (also unter dem Rektorat des Jablonski, und damit auch sein Schüler) und in der Familie des Seniors Hartmann wie einst auch Jablonski Aufnahme gefunden. Ob das Festspiel von dem Rektor verfaßt wurde, ist nicht mitgeteilt; wohl aber, daß das berühmt gewordne Anagramm am Anfang, das von sämtlichen Schülern singend vorgetragen wurde, von Jablonski stamme. In seinen letzten Worten: „Du (Haus Leszcynski) besteige den Thron" ist der Dichter ahnungslos zum Seher geworden; fünfzehn Jahre nach der Aufführung (1704) wurde der damalige Gymnasiast zum Könige von Polen erwählt.[13]) Auch im folgenden Jahre geschieht eines dramatisierten Wechselgespräches Erwähnung, das Jablonski von seinen Schülern zur Aufführung brachte und an welcher mit der ganzen gräflichen Familie auch Graf Bogislav Leszcynski, Bischof von Luck in Polen (Episc. Luceoriensis) teilnahm.

Woran bei der kärglich besoldeten polnischen Pfarrstelle nicht zu denken war, an die Gründung eines eigenen Hausstandes, das war nun durch die beiden Stellen möglich. Eine Braut scheint der Feldprediger noch nicht besessen zu haben; denn es verstreicht mehr wie ein Jahr, bis am 7. Februar 1688 „Daniel Ernst Jablonski, Rektor und Pastor Pol., Petri Figuli, dem Geschlecht und seinen Vorfahren nach Jablonski, kurfürstlichen Hofpredigers in Memel und des Unitätsseniors Sohn mit Barbara Fergushill" getraut wurde, wie im Kirchenbuch der Gemeinde zu lesen ist. Trotz eifriger Nachforschung habe ich nur wenig über die Braut in Erfahrung bringen können. Ohne näheren Nachweis sagt ein Bericht aus dem achtzehnten Jahrhundert,*) daß sie einer alten,

*) Vergl. Einladungsschrift der Friedrichschule in Breslau 1790.

schottischen Familie entstamme. Dieselbe scheint zu den zahlreichen Familien gehört zu haben, die um ihres evangelischen Glaubens willen zur Zeit der Stuarts ihre schönen schottischen Hochlande haben verlassen müssen und in die Fremde, meist auch zunächst in äußerliches Elend gezogen sind. In den Handelsstädten längs der Ostsee bis tief hinein nach Polen begegnen wir ihnen in großer Zahl. Auch an Orten, wo Unitätsbrüder sich angesiedelt hatten, deren Geschick mit ihrem eigenen manche Ähnlichkeit hatte und die ihnen zugleich nahestehende Glaubensgenossen waren. Jablonski hat wohl seine Braut in dem Hause des einstigen Pflegevaters kennen gelernt und ist durch sie nun auch in nähere verwandtschaftliche Beziehung zu ihm getreten. Aus dem noch unveröffentlichten, im Staatsarchiv zu Posen befindlichen Testament Hartmanns ist ersichtlich, daß er zweimal verheiratet gewesen, mit einer Elisabeth Gertichius und mit einer Tochter des Vigilantius, der mit der Mutter unseres Jablonski verwandt gewesen zu sein scheint. In dem Testament heißt es nämlich, „mit dem anderen Weibe hat mir Gott Kinder zur väterlichen Fürsorge anvertraut, unter welchen sonderlich Herr Bruder Jablonski, welcher jetzt Rektor allhier und polnischer Prediger ist, und meines lieben Weibes Herr Bruder." In der äußerst geringen Hinterlassenschaft, die der in großer Dürftigkeit lebende Senior verteilt, ist auch ein Werk über Anatomie. „Soll gegeben werden meinem liebsten, kleinsten Enkel Kukusch oder Samuelchen Fergushill; vielleicht, will's Gott, studiert er medicinam."*) Des kleinen, mit einem anatomischen Werke gar frühzeitig bedachten Jungen Mutter war Christine, eine Tochter des Seniors aus erster Ehe; der Vater des künftigen Studenten der Medizin scheint Arzt und ein Bruder, wahrscheinlicher noch der Vater der Braut gewesen zu sein. Englische Ärzte lebten damals mehrere in Lissa, die sich der Unitätsgemeinde angeschlossen. So hatte ein Dr. Johnston als angesehenstes weltliches Mitglied des Gemeindevorstandes im Jahre 1653 Hartmann ins Rektorat des Gymnasiums eingeführt.[14]) Als fast genau nach Jahresfrist (am 4. Februar 1689), dem jungen Paare ein Sohn geboren ward, gab ihm der Vater die Namen seines Großvaters Comenius und Pflegevaters Hartmann: Johann Samuel. Die Freude über den Erstgebornen war nicht von langer Dauer; schon nach neun Tagen entschlief der kleine Erdengast. Bei der Hochzeitsfeier des jungen Paares hatte der Pflegevater und — trifft die eben geäußerte Vermutung zu — nunmehrige Verwandte ein Hochzeitcarmen gedichtet, aus dem ein Bruchstück bereits mitgeteilt ist.**)

Die anfängliche mißgünstige Stimmung wider den jungen Schützling des Seniors trat für ein paar Jahre in den Hintergrund. Durch die

*) Wir werden diesem „Samuelchen" später (1700) noch einmal im Pastorate Jablonskis begegnen.

**) Vergl. S. 11 Anm. 1.

große Milde und Versöhnlichkeit seines Wesens entwaffnete Jablonski die alten Gegner und Neider und faßte in weiteren Kreisen der Gemeinde Boden. Seine hohe Predigtgabe fesselte die Polen; seine vielseitige Gelehrsamkeit machte auf den Lehrerkreis und die zahlreichen Gebildeten der Stadt nachhaltigen Eindruck. Dazu war der Prediger und Rektor im geselligen Verkehr, den er liebte, unterhaltend, munter, auch geistreich witzig, nie verletzend, treuherzig mit Allen. Von seinem unerschrocknen Sinn ging eine Anekdote in Lissa bald von Mund zu Mund und machte den jungen Mann volkstümlich. Er liebte weite, einsame Wanderungen in die schönen Wälder der Umgebung. Da wird er eines Tages von Räubern überfallen, die ihn ausplündern wollen. In ruhiger Fassung sagte er zu ihnen: „Ich will meine geringe Barschaft mit euch teilen; denn ich brauche die Hälfte noch, um heimzukommen." Und die Räuber, über solch ungewohntes, offnes Wort verblüfft, willigten in den Handel ein. Am leichtesten war es Jablonski, das empfängliche Herz seiner Schüler zu gewinnen. Das Lissaer Archiv*) bewahrt von dem Sohne seines Vorgängers, Samuel Arnold, den 1687 Jablonski in die Sekunda aufgenommen und der zehn Jahre nach ihm zum Rektor der Schule berufen wurde, eine Handschrift „Betrachtung meiner Wanderschaft durch die Welt," worin es heißt: „in meinen Studien habe ich den Grund gelegt in Lissa und ist moderator juventutis meae gewesen D. E. Jablonski, dessen Treue und Güte ich dankbar rühme und sie hierher als ein monumentum gratitudinis verzeichne." Ganz besonders muß es der leutselige Schulmann verstanden haben, väterlicher Freund seiner Schüler zu werden und dann auch diese Freundschaft lebenslang zu pflegen und zu bewahren. Vor mir liegt eine Reihe von Briefen, die der vielbeschäftigte Hofprediger von Berlin aus mit einem Lissaer Gymnasiasten beginnt (1694) und Jahre hindurch fortsetzt.**) Rührend ist die Anteilnahme an dem kleinen Lateinschüler, später dann an dem Studenten der Rechtskunde, und bis er unverdrossen und eifrig dem jugendlichen Freunde die Wege zu seinem erwählten Lebensberufe geebnet und ihm eine staatliche Anstellung verschafft. Auch von einem andren Schüler haben wir Kunde, der ihm in seinem spätern Leben innig befreundet wurde, dem berühmten, durch die schmachvollen Anklagen und Nachstellungen der Jesuiten schier zu Tode gebrachten Sigmund von Unruh, wohl der hervorragendste Lutheraner Großpolens.***)

*) Coll. Pflug III, 42.

**) Die Briefe besitzt das Posener Staatsarchiv X, 14.

***) Kraushar hat vor ein paar Jahren in einem zweibändigen Werke die „Rechtssache" des wackeren Anwaltes seiner Glaubensgenossen wider die Vergewaltigungen der römischen Kirche geschildert: Sprawa Zygmunta Unruga. Episod historyczny z czasow Saskich 1715—1740 (Krakow 1890).

Trotzdem hörten die Feindseligkeiten der sich durch den Senior zurückgedrängt fühlenden Familie Gülich nicht auf; sie nahmen an Heftigkeit, der sich bis zum Haß steigerte, zu. Es ist ein peinliches Blatt in der Geschichte der Lissaer Brüderunität, das wir nun doch nicht überschlagen dürfen. Wodurch die fortglimmende Flamme von neuem auffloderte, ist mir unklar geblieben. Sie verbitterte dem durch den Heimgang seiner treuen Lebensgefährtin niedergebeugten Senior Leben und Stellung in Lissa in einem Grade, daß er seinen Posten niederlegte und auch nicht mehr in Lissa wohnen bleiben wollte. Er nahm 1690 die kleine, gerade erledigte reformierte Pfarrstelle in Memel an, die Figulus (S. 30) vor zwei Jahrzehnten inne gehabt. Nicht mehr für lange. Die letzten bittren Erfahrungen, die erlittene Unbill und Undankbarkeit, die der alternde Mann in seinem Gemüte nicht mehr verwinden konnte, nagten auch an dem erschöpften, hinfällig gewordenen Körper. Der schwergeprüfte Witwer hoffte Ruhe und Erholung für Leib und Seele auf der ländlichen Pfarre seines Bruders Paul in England zu finden. Auf der Reise dahin ist der einsame, um die Unität und ihr Gymnasium hochverdiente Mann, fern von all seinen Lieben, am 29. Mai 1691 im Alter von 64 Jahren in Rotterdam gestorben. Zehn Tage zuvor hatte auch Jablonski den Staub von seinen Füßen geschüttelt und Lissa verlassen. Wir haben ausführlich von seinem Weggang zu erzählen. Noch vier Jahre später hat er seinem Freunde Strimesius in einem langen Rechtfertigungsschreiben die an seinen Weggang sich anreihenden argen Verdächtigungen entkräftet. Den Entwurf des Schreibens habe ich im Posener Staatsarchiv gefunden; er bietet uns auch hier erwünschte Wegweisung in der etwas verwickelten Angelegenheit.

Unerwartet und von Jablonski nicht begehrt, erreichte ihn im beginnenden Frühjahr 1691 ein Ruf, weg von Lissa, aus dem unmittelbaren Dienst in seiner geliebten Unität und zurück in den Dienst des Kurfürsten von Brandenburg. Was Friedrich III. noch zu Lebzeiten seines großen Vaters als Kurprinz geplant, den begabten Feldprediger von Magdeburg für die reformierte Kirche in Brandenburg-Preußen zu gewinnen, dazu bot sich nun durch eine erledigte Hofpredigerstelle in Königsberg eine günstige Gelegenheit. Ist einem Gerücht zu trauen, so hat der Herzog von Anhalt den Kurfürsten unmittelbar oder durch den Staatsminister von Fuchs auf den jungen Feldprediger aufmerksam gemacht. Möglich wäre es. Fest steht, daß der Ruf zur Übernahme der erledigten Hofpredigerstelle wider Erwarten an Jablonski gelangte und er, auch um der unerquicklichen Lissaer Verhältnisse willen, nicht anstand, ihm Folge zu leisten. Mit dem Weggang von Hartmann und wahrscheinlich durch sein Bemühen, die nun frei gewordene deutsche Predigerstelle seinem jungen Freunde zuzuwenden, gewann die tiefschmerzliche

Feindseligkeit der Familie Gülich und ihres Anhanges frische Nahrung und loderte hell auf. In einem noch vorhandenen Schreiben*) vom 14. Mai 1691 begegnet Jablonski dem falschen, in der Stadt umlaufenden Gerede, als ob er die kurfürstliche Berufung nach Königsberg ausgeschlagen haben würde, wenn man ihm das Nebenamt an der deutschen Gemeinde zu Wege gebracht haben würde.

Jablonski erklärte sich bereit, der Berufung nach Königsberg Folge zu leisten. Als ihm der Kirchenälteste und Hofmeister Woyde die Bestallung des Kurfürsten überbrachte, brach er betrübt in heiße Tränen aus; es fiel ihm bitter, schwer, wie er sagt, sich von seiner geliebten Unität zu scheiden. In der Gemeinde wollte man ihn nicht ziehen lassen; man schlug ihm vor, ihn zum Ordinarius an der deutschen Gemeinde, an der der jüngere Gülich nur Diakonus war, zu machen und damit dem älteren Gülich an der deutschen Kirche gleichzustellen. Das war Öl ins Feuer der feindseligen Partei. Sie wollte nach dem Weggang Hartmanns den verhaßten Günstling unterkriegen und nun sollte statt dessen derselbe dem jungen Gülich wiederum vorgezogen werden. Trotz diesen Feindseligkeiten erklärte Jablonski, aus Gehorsam zur Unität bleiben zu wollen unter der Bedingung, daß er öffentlich und ordnungsgemäß von seiner geistlichen Behörde, nicht nur von ein paar Gemeindegliedern dazu aufgefordert würde. Sollte er wiederkommen, dann beanspruche er das Ordinariat an der deutschen Kirche, da er auch in Königsberg dasselbe habe; um sein friedfertiges Gemüt zu bezeugen, erkläre er sich willig, auf alle die reichlichen Nebeneinkünfte durch Amtshandlungen zu Gunsten des älteren Gülich bis zu dessen Lebensende zu verzichten. Mit dieser Zusage reiste er am 17. Mai von Lissa weg. Der Unität Sache war es, durch einen Abgeordneten den Kurfürsten um seine Entlassung aus der Hofpredigerstelle zu bitten. Die Adligen befürworteten warm die Absendung eines Vertrauensmannes an den Kurfürsten; die Geistlichen waren unter Führung von Gülich dawider, verweigerten sogar ihre Unterschrift unter die auszustellende Beglaubigung des zu entsendenden Gesandten. Jablonski hatte von all diesen Vorgängen in Lissa keine Ahnung. Die Absendung unterblieb, einmal — wie Jablonski später seinem Freunde mitteilte — „wegen der angebornen Langsamkeit der polnischen consiliorum, die allzeit große conatus sind, aber keine effectus haben," und dann, weil der angesehenste und begütertste Patron der Unität in Großpolen, Potworowski, den alle wegen seiner Klugheit für ihr Orakel hielten, zur Vorsicht riet, erst durch dritte Personen auszuforschen, ob der Kurfürst sich nicht verletzt fühlen und dann vielleicht die der Unität verliehenen Stipendien einziehen würde. Vom Berliner

*) Lissaer Archiv B I, Nr. 74.

Hofprediger Ursinus war bereits ein Schreiben nach Lissa gelangt, daß der Kurfürst über eine etwaige Rückberufung seines Königsberger Hofpredigers in einem für die Unität bedenklichen Grade ungehalten werden würde. Die Sache war in Berlin auch im Geheimrat zur Sprache gekommen und der Kurfürst hatte entschieden, daß Jablonski in Königsberg bleiben solle, „was ich alles post Deum der pure unverdienten estime des H. von Fuchs gegen meine geringe Person zuzuschreiben habe."

So unterblieb die Abordnung eines Gesandten nach Berlin; aber nicht alle in der Gemeinde wollten sich dabei beruhigen. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich ein Fleischer, „ein unstudierter, verschmitzter, penetrierender, heftiger Mann", der nicht so sehr aus Liebe zu Jablonski als aus Feindseligkeit wider Gülich zum Widerspruch wider Berlin aufreizte und ein Schreiben ausgehen ließ, das Jablonski zur Rückkehr nötigen sollte, wenn er nicht als wortbrüchig erscheinen wolle. Er habe sein Wort gegeben und müsse auch wider den Willen des Kurfürsten dasselbe einlösen. Jablonski konnte sich getrost darauf berufen, daß die Vorbedingung des gegebenen Wortes nicht erfüllt sei; nur einige Gemeindeglieder, nicht die einstimmige Unität habe ihn zurückberufen. In seiner zarten Gewissenhaftigkeit wandte er sich vertraulich an den augenblicklich alleinigen Senior, Zugehör, der nach Ordnung der Unität in schweren Gewissensfällen den Binde- und Löseschlüssel in Händen hat. Dieser erklärte ihm entschieden, daß er grade um des Gewissens willen nur ja nicht nach Lissa zurückkehren solle. Das Haus Gülich sei ihm feindselig gestimmt; das allein schon mache seine Wiederkehr unmöglich und würde sie nicht zum Segen und zur Erbauung der Gemeinde ausschlagen. „Das aber gebe ich dir, lieber Bruder, zur Beachtung: Recordare, wem er bei seiner Ordination dextram obedientiae gegeben, dem Fleischer und etlichen patronis oder seinen senioribis? Sat sapienti!"

Jablonski beruhigte sich in seinem Gewissen, durch sein Bleiben in Königsberg recht gehandelt zu haben. Auch die aufgeregten Gemüter wurden mälig stille. Die Folge hat gezeigt, daß die Ueberzeugung und der Rat des Ursinus zutreffend gewesen. Jablonski hat seine treue, unentwegte Liebe und Anhänglichkeit an die Unität lebenslang bewiesen. Er ist ihr in den schweren Heimsuchungen der nächsten Jahrzehnte, eines vollen halben Jahrhunderts (1691—1741) eine stärkere Stütze gewesen, als er sie ihr jemals in Lissa hätte sein können.

9. Der Hofprediger in Königsberg.

1691—1693.

Sehr frühe hat bekanntlich die Reformation in Preußen Fuß gefaßt; bereits 1523 wurde in Königsberg von einem Domherrn das Evangelium gepredigt. Auch Reformierte tauchten zeitig im Lande auf; sie durften aber nicht ansässig werden, nicht einmal Gottesdienst unter sich nach ihrer heimischen Weise halten. Zunächst waren es Schiffer aus den Niederlanden, die wochenlang mit Löschen und Laden der Handelsware in der für sie günstig gelegenen Stadt sich aufzuhalten hatten. Am Tage des Herrn wollten die frommen Seeleute den Gottesdienst, wie sie ihn zu Hause gewöhnt und auch in ihrer Muttersprache nicht missen. Da ihnen derselbe in Königsberg verwehrt war, ruderten sie mit ihren Booten des Sonntags etwa zehn Kilometer den Pregel hinauf nach dem Amte Waldau, stiegen dort an der am Wasser gelegenen Pfarrei Arnau ans Land und wanderten unauffällig nach dem Schulort Jungferndorf, wo sie ihren Gottesdienst heimlich, meist in einer Bauernstube hielten. Sie sangen leise ihre Psalmen; einer las aus der Heiligen Schrift vor, hatten sie das Andachtsbuch eines Domine von zu Hause mitgebracht, auch noch eine Predigt und beteten mit einander. Bis 1531 hinauf lassen sich Spuren solchen verbotenen Gottesdienstes verfolgen. Fast gleichzeitig hebt eine beachtenswerte, in ihrem Verlauf und Ausgang freilich schmerzliche reformierte Unterströmung im Herzogtum Preußen an.*) In hohem Grade fesselnd ist zu sehen, wie der erste Fürst aus dem Hohenzollernhause, der sich der Reformation angeschlossen, Herzog Albrecht von Preußen, eine Anzahl von Männern an seine Schulen und in seine nächste Umgebung berief, die, meist aus den Niederlanden kommend, aus ihren von der lutherischen Schultheologie unterschiedlichen Lehren kein Hehl machten. Der Hohenzollern-Herzog, auch darin ein Vorläufer des Großen Kurfürsten, hatte sogar zahlreichen aus den Niederlanden vor Karl V. flüchtenden Reformierten — Bucer in Straßburg schätzt ihre Zahl auf 4000 — eine Zuflucht gewährt und sie in Bordehnen (Kreis Preußisch-Holland; der Name des Kreises bewahrt bis zur Stunde die Erinnerung an den denkwürdigen Vorgang) angesiedelt. Aber es trat eine rückläufige Bewegung wieder ein. Der aus dem Haag gebürtige Humanist Gnapheus, der auch an der eben 1544 gegründeten Hochschule eine Stellung erhalten,

*) Vergl. die ausführliche Darstellung Tschackerts in seinem wertvollen Urkundenbuch der Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen I, 322 ff. mit den einschlägigen Urkunden.

wurde von da 1547 entfernt, aus der Kirche ausgestoßen und zog außer Land, nach Friesland zu seinem Freunde Laski. An der Hochschule selbst brachen innerhalb der lutherischen Kirche heftige theologische Lehrstreitigkeiten aus, deren Widerhall weithin in Deutschland vernommen wurde, zumal in Königsberg auch die Gemeinden erregte. Die schweren, gefahrdrohenden Stürme zogen vorüber. Sie hinterließen die lutherische Landeskirche in Preußen und die mit ihr eng verbundne Hochschule nicht erschüttert, vielmehr gefestigt, auch nach der Seite einer entschiednen und schroffen Abkehr wider die reformierte Schwesterkirche der Reformation. Der fromme Herzog Albrecht ließ sich unentwegt bis an sein Ende von Luther und Melanchthon beraten; der deutsche Reformator war ihm, wie er 1539 an ihn schreibt, „Bischof, Papst und Vater." Die Männer, die ihm und seinem Preußen die Reformation übermittelt, die Polentz, Speratus, Queiß, Brießmann und wie sie alle heißen, waren und blieben ihm Männer innigen Vertrauens und auch persönlicher Freundschaft.

Mit dem siebzehnten Jahrhundert kamen für das Herzogtum andere Zeiten herauf. Bei der starken Verquickung damals des staatlichen und kirchlichen Lebens spürte die lutherische Landeskirche mit ihrer unerbittlich und erfolgreich gehandhabten Alleinherrschaft die Wendung in besonders empfindlichem Grade. Der geistesschwache, gemütskranke Herzog Albrecht Friedrich war gestorben. Die Würde ging auf den anderen Hohenzollernzweig, die Kurfürsten von Brandenburg, über; aber auch sie bedurften dazu der jedesmaligen Belehnung durch den König von Polen. Und nun munkelte man in Preußen, daß Kurfürst Johann Sigismund starke Neigungen für die reformierte Kirche hege; ja unter den preußischen Standesherrn hatte die hochangesehene Familie der Dohna bereits offen ihren Übertritt zu dem ärger wie die römische Kirche verurteilten reformierten Bekenntnis vollzogen. Graf Fabian Dohna mußte deshalb auf Grund eines 1612 gefaßten Landtagsbeschlusses, daß kein Reformierter in Preußen ein öffentliches Amt inne haben dürfe, seine Stelle als Oberburggraf aufgeben. Nur unter sehr lästigen Bedingungen erlangte Johann Sigismund 1611 die Belehnung. Noch ärgere und peinlichere Kämpfe mit den preußischen Ständen hatte acht Jahre später sein Sohn und Nachfolger, Kurfürst Georg Wilhelm, der wie der Vater sich der reformierten Kirche angeschlossen, bis zur Durchsetzung seiner Belehnung zu bestehen. Der Vasallenstaat hatte in den langen Jahren der Abhängigkeit von Polen gar manches von dem Lande der Lehnherrn angenommen. Man könnte das damalige Preußen nach mehr wie einer Seite hin ein Klein-Polen nennen, besonders nach der Seite, daß der König in seinen Entschließungen stark von den Ständen abhängig war. Bei dem kurzsichtigen, schier blinden Eifer wider die reformierte Kirche und die nun ihr angehörigen Hohenzollern waren — für uns kaum mehr

faßbar — nicht wenige Standesherrn vermessen genug, am polnischen Hofe Schritte zu tun, dem reformierten Hohenzollernsproß die Belehnung zu versagen und dem katholischen König die Herzogwürde zu übertragen. Was war nicht alles auszufechten, bis der Hohenzoller die Bestallung empfing! Zu welch schweren Zusagen mußte er sich verpflichten, bis er nach aufreibenden Kämpfen sein gutes Recht erstritten! Die Kämpfe wiederholten sich, als sein Sohn bei dem Regierungsantritt den König um seine Belehnung angehen mußte; hatte man doch dem in Königsberg entschlafenen Herzog die Beisetzung im Dom verweigern wollen. Wohl keiner im Lande ahnte, daß der jugendliche Hohenzoller, der wieder erst nach harten, ihm abgerungenen Zugeständnissen als Vasall des Königs von Polen bestätigt wurde, zum Großen Kurfürst ausgereift, das drückende Lehnsverhältnis mit dem seinem Zusammenbruch entgegengehenden Polenreich lösen und die granitnen Grundmauern zu einem Bau legen werde, aus welchem die Könige von Preußen, weiter dann die Gründer des neuen deutschen Reiches — kein heiliges römisches Reich deutscher Nation mehr — groß und mächtig hervorgetreten sind.

Häufig und oft für längere Zeit weilten die Kurfürsten in ihrer herzoglichen Hauptstadt. Das konnten nun doch auch die Königsberger ihrem reformierten Herzog nicht verwehren, während des Aufenthaltes in der Burg von dem aus Berlin mitgebrachten Hofprediger sich in seinen Gemächern Gottesdienst halten und an demselben die in der Stadt sich aufhaltenden Reformierten teilnehmen zu lassen. Auch nach dem Tode des Kurfürsten Georg Wilhelm blieb die Witwe, eine Schwester des unglücklichen Böhmenkönigs, mit ihren beiden Töchtern, mit ihrer Schwester und Mutter in der Burg wohnen (von 1636—45); ihr Hofprediger Agricola ward der erste ständige Geistliche der nun in der Hauptstadt Preußens sich bildenden reformierten Gemeinde. Ein größerer Saal wurde ihr für die Gottesdienste im Schlosse eingeräumt, anfänglich auch eine kleine Wohnung für den Prediger, da kein Hausbesitzer dem ketzerischen Geistlichen Räume vermieten wollte. Lange Jahre waren die reformierten Eindringlinge der Bürgerschaft ein schmerzlicher Dorn im Auge. Fortwährend gingen Beschwerden an den katholischen König, daß reformierte Prediger ihre Glaubensgenossen tauften, trauten, den Kranken und Sterbenden das Abendmahl reichten. Kurfürst Georg Wilhelm hatte 1629 den Reformierten einen Acker zum Kirchhof geschenkt, weil er nicht wollte, daß seine Glaubensgenossen im Tode auf einem abgesonderten Platz unweit der Stelle beerdigt würden, an der man die Selbstmörder einscharrte. Auf starkes Drängen der Lutheraner verweigerte der König, wenn auch erfolglos, die Benützung des eignen Platzes. Noch in den siebziger Jahren betete man in der an das Schloß stoßenden Altstädtischen Kirchengemeinde allsonntäglich beim Gottesdienst, Gott wolle die Gemeinde

vor dem Seelengift der Reformierten — oder wie man damals vorzog, zu sagen: der Calvinisten — in Gnaden bewahren.

Seitdem der Große Kurfürst durch den Vertrag von Wehlau (1657) das immer drückender empfundne Lehnsverhältnis mit dem alternden Polen gelöst und volle Selbständigkeit der Herrschaft in Preußen erlangt, war er ungebunden, seinen Glaubensgenossen in Königsberg größere Freiheit des Bestandes zu gewähren. Eine mildere Gesinnung wider die Reformierten griff im Lande und auch unter den Bürgern der Stadt um sich. Man spürte allüberall die kraftvolle Hand des Herrschers, der allgewaltig sein Reich, und damit auch sein Preußen, von Sieg zu Sieg im Innern und Äußern führte; man konnte und wollte nicht länger die Bewohner vor einem vermeintlichen Seelengift bewahren, dessen gesunde Wirkung man an dem frommen Kurfürsten immer mehr bewundern lernte. Auch von Spener und dem Haller Pietismus drang ein versöhnlicher Hauch in den fernen Osten. Grade in dem Jahre, da Jablonski nach Königsberg übersiedelte, hatte der neu erwählte kurfürstliche Holzkämmerer Gehr Hausandachten zu halten angefangen, die nach dem Muster der Collegia pietatis eingerichtet waren. Und Gehr wurde noch im siebzehnten Jahrhundert der Gründer einer Schulanstalt, aus der das bis heute bestehende Friedrichskollegium erwachsen ist. Von den Lehrstreitigkeiten hielt er sich fern; sein Grundsatz war: wir erkennen Christum, so viel wir können; wir lieben ihn aber, wie er ist. Die Zahl der Reformierten in Königsberg wuchs zusehends. Die Gemeinde war ihrer Herkunft nach bunt gemischt, bestand eigentlich aus vier „Bruderschaften", jede mit eignen „Elterleuten" und für ihre Arme sorgend: die Deutschen, die Holländer, die Engländer und Schotten, letztere beiden vielleicht auch durch ihre frühere Zugehörigkeit zu der Kirche von England oder zu den Presbyterianern in einem Sonderbestand, der sich aber nach einigen Jahren zu einer Brüderschaft vereinte. Gemeinsam war diesen vier, später drei Brüderschaften die Weise des Gottesdienstes und die deutsche Sprache desselben, die den Fremdländern in der deutschen Stadt nach ein paar Jahren mundgerecht und geläufig wurde. Dazu kam der gleiche Pastor, später dann auch die gemeinsame Kirche und Schule. Neben dieser deutsch-reformierten Kirche bildeten sich bald auch als selbständige Gemeinden eine polnisch- und eine französisch-reformierte, die beide Jablonski bei seiner Ankunft bereits vorfand. 1668 hatte der Kurfürst seinen Glaubensgenossen den alten Schlachthofplatz auf der sog. Burgfreiheit mit einem anstoßenden Haus an dem heute so schön von Gartenanlagen und Landhäusern umrandeten Schloßteich geschenkt mit sehr bedeutenden, bis zur Stunde nicht völlig genommenen Gerechtsamen. Als es später zum Kirchbau kam, erwarb die Gemeinde das anstoßende v. Lehndorffsche Grundstück, das mit in die zugestandnen Gerechtsamen aufgenommen wurde.

Schon zehn Jahre früher (1658) hatte die Gemeinde eine Kirchenschule gegründet für Knaben und später auch für Mädchen, für die auf dem geräumigen Kirchbauplatz ein eignes Schulhaus gebaut wurde.

Die Zahl der Gemeindeglieder zur Zeit Jablonskis schätze ich auf 15—1800 Seelen.[15]) Günstige Zeiten doch noch, in denen man eine solche Zahl die Kraft eines Geistlichen übersteigend hielt! Bereits 1646 hatte der Kurfürst einen zweiten, seit 1673 gar einen dritten Hofprediger angestellt. 1690 war nach nur zweijähriger Wirksamkeit Heinrich Lampe gestorben, aus Bremen gebürtig, der Vater des in Detmold 1683 gebornen, berühmt gewordnen Friedrich Adolf. An die frei gewordne Stelle wurde unser Jablonski berufen. Ende Mai 1691 traf er mit seiner Frau (das erstgeborne Söhnchen war, wie erwähnt, gestorben) in Königsberg ein; einem aufgefundnen Brief des Berliner Hofpredigers Ursinus entnehme ich, daß seine feierliche Einführung ins Amt im Juni stattfand. Die Stelle war äußerlich eine vorteilhafte: jedem der dortigen Hofprediger hatte der Kurfürst neben besondren Gefällen an Holz und Getreide 600 Taler Gehalt mit freier Wohnung angesetzt; für zwei Prediger war Raum auf dem Gemeindeplatz hergerichtet, der dritte erhielt Mietsentschädigung. Ein Rangunterschied bestand unter den drei Geistlichen nicht; sie hatten das gegenseitige friedliche Übereinkommen getroffen, daß die beiden älteren Amtsbrüder die Vormittags- und Donnerstagspredigten abwechselnd hielten, während Jablonski sämtliche Vespergottesdienste übernahm. Die Einrichtung kam der polnischen Gemeinde zu Gute. Als 1657 Fürst Bogislav Radziwil, durch seine Mutter Elisabeth Sophie, Markgräfin von Brandenburg, mit dem Großen Kurfürst verwandt, Statthalter von Preußen geworden und seinen Sitz in Königsberg aufschlug, hatte er seinen polnisch-reformierten Hofprediger mitgenommen; an den allsonntäglich fortan im Schloß gehaltenen Gottesdiensten konnten seine polnischen Landsleute teil nehmen. So blieb es zunächst auch nach seinem Tode (1670). Die einzige Tochter, den letzten Sproß des reformierten Zweiges der Radziwil, hatte Fürst Bogislav dem Großen Kurfürst, als ihrem Vormund, zur Erziehung übergeben. Als die erst vierzehnjährige, in Königsberg erzogene Prinzessin 1681 den Markgrafen Ludwig, Prinz von Preußen, heiratete und damit die Stadt ihrer Kindheit verließ, wurde durch den Wegzug ihres Hofpredigers die kleine polnisch-reformierte Gemeinde verwaist und nur auf zeitweilig oder zufällig anwesende Geistliche aus Polen angewiesen. Erst von 1702 an fühlte sie sich hinlänglich zum Unterhalt eines eignen Predigers erstarkt. Es konnte deshalb nur erwünscht sein, in dem neu berufnen Hofprediger einen Geistlichen zu finden, der, von Haus aus selber Pole, bereit war, ab und zu ihnen Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu halten und das heilige Abendmahl zu reichen.

Von den beiden Amtsbrüdern, die Jablonski in seiner Königsberger Gemeinde vorfand, hatte der eine bereits ein Vierteljahrhundert seine Stelle inne (seit 1666), Lukas Blaspiel, wie es scheint, ein Prediger etwas sonderlicher Art, der über das hohepriesterliche Gebet des Herrn seiner Gemeinde nicht weniger als 150 Predigten gehalten. Jablonski rühmt in späteren Jahren einem Freunde gegenüber das schöne innige Verhältnis, das von Anfang an zwischen ihm und dem so viel älteren Amtsgenossen bestanden, „wie zwischen Sohn und Vater." In der Dämmerstunde nach dem Abendessen pflegte der jüngere Kollege Blaspiel aufzusuchen. Da saßen sie zusammen vor dem behaglichen Kaminfeuer, „tranken" aus den weißen holländischen Tonpfeifen ihren Tabak, der, wie Jablonski erzählt, auch damals schon seine Kunst bewährte, den Plauderern gegenseitig ihre Geheimnisse herauszulocken; „allermaßen ich ohne Rühmen sagen kann, daß dieser Mann, so zu sagen, sein ganzes Herz gegen mich auszuschütten pflegte." Auch Jablonski hielt nicht zurück. Er vertraute Blaspiel die letzten schmerzlichen Lissaer Vorgänge, die sein Gewissen noch immer beunruhigten; und dieser schrieb an den Senior Zugehör, daß er das Verhalten seines jungen Freundes billige, auch daß er in Gottes Namen den Sachen ihren Lauf lasse und nichts darwider tue, wenn die Adligen Schritte wegen seiner Entlassung bei dem Kurfürsten tun wollten. Der andre Amtsbruder, Farver, ebenfalls wie der Vorgänger Lampe ein Bremer von Geburt, war nur ein paar Jahre älter als Jablonski und vor fünf Jahren erst nach Königsberg gekommen, starb aber bereits 1697. Er habe sich um die Gemeinde „sehr meritiert," wurde ihm nach seinem Tode nachgesagt; die Spuren dieser Verdienste sind von vergeßlichen, nachgebornen Geschlechtern, die wie über Inschriften alter Grabsteine in der Kirche achtlos dahingezogen, völlig verwischt. Es traf sich freilich auch eigen. Noch in demselben Jahre, da Jablonski Königsberg wieder verließ, starb Blaspiel, von einem Schlagfluß plötzlich hingerafft, so daß die Gemeinde binnen vier Jahren den vollen Bestand ihrer Geistlichen erneuern mußte.

Von Jablonski berichtet eine 1801 erschienene Jubelschrift der Gemeinde, daß er der gelehrteste und berühmteste unter all ihren Geistlichen gewesen. Seine bedeutende Predigtgabe trat auch bald in Königsberg zu Tage. Ihm war von Magdeburg und Lissa ein günstiger Ruf vorausgegangen; es konnte ihm nicht schwer fallen, zumal bei der ihm eignen Liebenswürdigkeit im Verkehr, den Vorzug in der Gemeinde zu gewinnen. Noch fanden die Gottesdienste in dem dafür eingeräumten Saal des sog. großen Eberhauses (im rechten Flügel des Schlosses) statt; aber seit einem halben Jahrhundert schon war derselbe für die wachsende Zahl der Reformierten zu klein; er konnte nur höchstens 200 Personen fassen und damals blieb nicht leicht jemand dem Gottesdienste fern.

Jablonski traf bei seiner Ankunft in Königsberg die Bauleute in voller Arbeit auf dem Gemeindeplatz, eine prächtige Kirche zu errichten. Das Jahr zuvor, am 24. Mai 1690, den Tag nach seiner Huldigung, hatte Kurfürst Friedrich III. den Grundstein zu der Kirche gelegt, die er zehn Jahre später, den Sonntag nach seiner Krönung, am 23. Januar 1701, einweihte, die erste von einem König von Preußen geweihete evangelische Kirche.*) Schon der Große Kurfürst hegte den lebhaften Wunsch, in seiner preußischen Hauptstadt eine hervorragende Kirche seines Bekenntnisses zu bauen. Vor Jahren bereits hatte er den geräumigen, günstig gelegenen Bauplatz geschenkt; sobald für ihn etwas friedlichere Zeiten anbrachen, wollte er den Bau beginnen. Die „Neue Kirche" im Haag, den Bedürfnissen reformierten Gottesdienstes entsprechend, wenige Jahrzehnte zuvor erbaut, schwebte ihm als Vorbild vor. Noch heute kann man in Königsberg dem nun doch als unbegründet nachgewiesenen Gerücht begegnen, als ob kein geringerer wie der berühmte Schlüter den ersten Entwurf geliefert. Eine Denkmünze ist noch vorhanden — Jablonski wird sie in seiner nicht unbedeutenden Münzensammlung besessen haben —, die diesen ersten Entwurf zeigt, mit der Inschrift auf der Rückseite: Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, hat, um seine Dankbarkeit gegen Gott zu bezeugen und um die an andren Orten durch unzählige Unglücksfälle bedrückte wahre Religion in seinem Lande wieder herzustellen, einen neuen Tempel bei den Preußen erbaut und als ein Zeichen fürstlicher Frömmigkeit der Nachwelt hinterlassen 1687." Die Münze war zu früh geprägt; der Tod des Kurfürsten ließ es nicht einmal zur Grundsteinlegung kommen. Der Sohn nahm das Werk des Vaters mit frischem, frommem Eifer auf. Der Hofbaumeister Nering änderte den ursprünglichen Bauplan in die Gestalt, in welcher die Kirche heute noch vollendet dasteht, ein beachtenswerter Bau auch schon als die erste reformierte Kirche, die in Deutschland zur Ausführung gelangte.**) Bis in welche Höhe Jablonski bei seinen Gängen über den Gemeindeplatz die Mauern noch hat emporsteigen sehen — ein prächtiges Schauen für ein Pastorenauge, der Bau einer eignen Kirche seiner Gemeinde! — ist heute wohl nicht mehr nachzuweisen; vor seinem Geistesauge sah er sie vollendet, auch mit dem geplanten, hochragenden, nicht unschön sich verjüngenden Turm, der freilich bis heute noch auf seinen Ausbau wartet.

*) Jetzt bei der zweihundertjährigen Krönungsfeier erschien von einem der beiden gegenwärtigen Geistlichen, Franz Muther, eine kleine „Geschichte der ev. deutsch-reform. Burgkirchengemeinde in Königsberg" (Königsberg 1901. S. 48). Sie bietet auch 8 gute Abbildungen der Kirche.

**) Vergl. außer den Abbildungen bei Muther die in dem großen Werke: Der Kirchenbau des Protestantismus (Berlin 1893) S. 70.

Während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Königsberg fand der ungemein fleißige junge Hofprediger erwünschte Muße, seinen theologischen Lieblingsstudien nachzugehen. Die für drei Geistliche verhältnismäßig kleine Gemeinde beanspruchte nicht so viele Zeit wie das Doppelamt in Lissa; die Hochschule und die mit ihr verbundne reichhaltige Bücherei boten geistige Anregung, die der Feldprediger in Magdeburg zumal nach der glücklichen Studienzeit in Oxford schmerzlich entbehrt haben mag. Seine hebräischen Sprachstudien haben hier insoweit einen Abschluß gefunden, daß er alsbald nach seiner Übersiedlung nach Berlin an die Herausgabe einer reifen Frucht derselben schreiten konnte. Schade, daß Professor Wegner erst 1695 einen Ruf nach Königsberg erhielt. Von 1774 an — also während der Studienzeit Jablonskis — hatte er als Diakonus an der Oberkirche in Frankfurt theologische und philologische Vorlesungen gehalten, zumal in seinem Sonderfach der hebräischen Sprache und Grammatik. Der literarisch ungemein fruchtbare Diakonus und spätere Professor hat eine Reihe von Lehrbüchern des Hebräischen herausgegeben, die Jablonski in seinem Privatstudium Wegweisung bieten konnten.

So hatte sich auch in Königsberg der junge Hofprediger bald und in zusagender Weise eingelebt, unter den zahlreichen englischen Gliedern der Gemeinde besonders beliebt, da ihm seine Sprachkenntnisse, ebenso die vielen in England geknüpften freundschaftlichen Beziehungen den seelsorgerlichen Verkehr mit ihnen erleichterte. Zwischen den in Memel und Elbing angesiedelten Engländern und Schotten und ihren alten Landsleuten in Königsberg bestanden ununterbrochne innige Berührungen, die nun auch dem Sohne des Figulus zu gute kamen, der mit Comenius (vergl. S. 12) ein paar Jahre in Elbing gelebt und mit dem einst daselbst ansässigen John Dury die jahrelangen Unionswanderungen gemacht, der später dann in Memel die dort angesiedelten Presbyterianer geistlich bedient hatte. Jablonski glaubte in einen Hafen stillen, langen Verweilens eingelaufen zu sein und war des froh. Aber auch diesmal wieder mußte er gar bald schon — binnen einem Jahrzehnt nun bereits zum viertenmal — die Zeltpflöcke seines Wohnens aus der kaum heimisch gewordnen Stätte ausziehen. Wiederum ungesucht und unerwartet rief ihn sein Herr, dem er lebenslang diente, aus der kaum gewonnenen Freundschaft weg, wie er in seiner Abschiedspredigt bezeugt, in ein Land, das er ihm zeigte und in welchem er ihn noch 48 Jahre bis an seines Lebens spätem Ende hielt.

10. Berufung nach Berlin und Abschied von Königsberg.

1693.

Im Herbst 1691, nicht lange nach der Übersiedlung Jablonskis von Lissa nach Königsberg war in Berlin der älteste Hofprediger Georg Konrad Berg, ein Sohn des unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm berühmten und hochangesehenen Hofpredigers, gestorben. Mit der Wiederbesetzung der Stelle hatte man es nicht eilig; die Arbeit an der Gemeinde konnte von den vier überlebenden Hofpredigern eine längere Weile allein bewältigt werden.

Zum ersten Mal seit dem Regierungsantritt vor fünf Jahren hatte Kurfürst Friedrich III. den in viel höherem Grade wie heutzutage bedeutsamen Posten eines Hofpredigers in seiner Hauptstadt zu besetzen; er nahm es sehr ernst mit der Wahl. Das reiche und schöne Erbe einer tief christlichen, auf das Evangelium sich gründenden Gesinnung, dazu einer treuen, überzeugungsvollen Anhänglichkeit an das Bekenntnis seiner frommen Eltern, weiter hinauf des Großvaters und dessen Vaters war durch eine vorzügliche, gewissenhafte Erziehung gefestiget. Der junge Kurfürst hatte den Glauben der Vätar nicht nur als Erbe übernommen; er hatte ihn erworben und besaß ihn als sein eignes, offen und freudig bekanntes Bekenntnis. Auch auf kirchlichem Gebiete wandelte Friedrich III. unentwegt in den von dem Vater mit frommer, mannhafter Entschiedenheit gebrochnen Bahnen. Einen neuen Kurs da einzuschlagen, lag ihm auf kirchlichem Gebiete so fern wie auf staatlichem. Er würde auch dazu nicht die Kraft besessen haben; denn der Große Kurfürst hatte in Staat und Kirche die Grundlinien des wunderbaren Baues, dessen Vollendung und Krönung wir heutige Zeitgenossen haben erleben dürfen, so unerschütterlich fest und tief in den Boden der seiner Herrschaft überwiesenen Länder, in das Herz seines Volkes gelegt, daß sie wie eine unwiderstehliche Naturgewalt fortwirkten und auch die folgenden königlichen Bauherrn bis zur Gegenwart in die durch den genialen Herrscher gewiesenen Bahnen drängten. Friedrich des Dritten geschichtliche Bedeutung ruht nicht zum geringsten Teil darin, die vom großen Vater gestellten Aufgaben, die der staatlichen und kirchlichen Politik gewiesenen Richtlinien klar erkannt und inne gehalten zu haben, sie, seiner stark ausgeprägten Neigung und auch dem Zuge der Zeit entsprechend, mit königlicher Prachtentfaltung den Untertanen und umgebenden Völkern unter die Augen gestellt und zielstrebig fortgeführt zu haben. Aus der Schule des Großen Kurfürsten hatte er noch eine Reihe bewährter Staatsmänner überkommen und hielt sie, dem

Lande zum Segen, in seiner Nähe. Er brauchte Kirchenmänner, tüchtig und befähigt, die der evangelischen Landeskirche von dem Vater, ja schon von dem Urgroßvater Johann Sigismund gewiesene hohe Aufgabe sich zu eigen zu machen und mit voller Hingabe an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten.

Es liegt uns hier fern, die ganze Bedeutung und volle Tragweite des entscheidungsvollen Schrittes von Kurfürst Johann Sigismund hervorzuheben, daß er in der schwersten, drangsalvollsten Zeit seiner Regierung sich von dem lutherischen Glauben des Volkes trennte und der reformierten Kirche anschloß, er und im weiteren Fortgang das Haus der Hohenzollern. Solch einen kühnen Schritt, bei dem alles, selbst die kurfürstliche und herzogliche Würde, selbst der Friede im eignen Hause ernstlich in Frage gestellt war, wird nur wagen, wer in seinem Gewissen gedrängt es nicht lassen kann, seinen Herrn Christum in dem Glauben offen vor den Menschen zu bekennen, in welchem er seines Heiles und seiner Seligkeit gewiß geworden.*) Eine für das Land und die ganze Folgezeit segensreiche Frucht des Wagnisses trat unmittelbar mitten in den theologisch streitsüchtigen Tagen hervor; sie ist ein kostbarer Besitz des Hohenzollernhauses und weiter der deutschen evangelischen Kirche geblieben. Zum ersten Male geschah es jetzt, daß der Herrscher von dem damals allgemein als berechtigt angesehenen Versuche abstand, die Untertanen zur Annahme des gleichen Glaubens zu drängen (cujus regio, ejus religio), daß er feierlich Duldsamkeit in Glaubenssachen gewährte, aber auch für sich und seine Glaubensgenossen beanspruchte. Ein feiner Ruhm in der Tat, der im dankbaren Gedächtnis unsrer evangelischen Kirche, unsres gesamten Volkes immer wieder betont werden soll, daß die Hohenzollern seit ihrem Übertritt zum reformierten Bekenntnis zuerst in deutschen Landen die Fahne der Toleranz entfaltet haben, daß sie nicht erst durch eine spätere, dem evangelischen Glauben sich entfremdende Zeit verkündet wurde. Wahre Duldsamkeit in Glaubenssachen kann nur üben, wer selber im Glauben tief und fest wurzelt; nicht aber, wer dem Evangelium untreu geworden weder kalt noch warm den Heiligtümern unsres evangelischen Glaubens gegenüber steht.

Eine weitere köstliche Frucht des Übertrittes, die unter dem Großen Kurfürst und durch ihn ausgereift, gilt es hervorzuheben. Die geübte Duldsamkeit, die beide Schwesterkirchen der Reformation als aus einem

*) Es sei hier an das schöne, treffende Wort von Saurin, dem berühmtesten und gefeiertsten Prediger unter den aus ihrem Vaterlande vertriebnen Hugenotten erinnert: De tous les caractères, il y en a peu de si vénérables que celui d'un véritable proselyte. Un homme, qui sait changer de religion par de bons principes, a une grandeur d'âme au dessus du commun des hommes. C'est un héros, si sa conversion est sincère.

gemeinsamen Stamm erwachsen lehrte und ansah — im siebzehnten Jahrhundert eine gar befremdliche Märe — zeitigte jene großartige Weitherzigkeit auch auf kirchlichem Boden, die gegenüber dem wiederaufkommenden Ermannen der römischen Kirche die evangelischen Glaubensgenossen in allen Landen zum gemeinsamen Kampf aufrufen und vereinen wollte. Der Große Kurfürst übernahm in diesem Sehnen und Streben die Führung. Er galt nach den kirchlich zerrütteten Zeiten des dreißigjährigen Krieges als Schirmvogt aller um ihres Glaubens willen verfolgten Völker. Zu ihrem Schutz und Trutz wagte es der Kurfürst, furchtlos und unbesorgt um die Folgen, selbst gegen Ludwig XIV. seine Stimme zu erheben. Als der „Sonnenkönig" in fluchwürdiger Vergewaltigung das Edikt von Nantes aufhob und damit die Tüchtigsten seines Volkes von Haus und Hof und Vaterland vertrieb, da hat unser Brandenburger den flüchtenden Hugenotten sein Herz und auch sein Land weit geöffnet und in heiligem Zorn das unvergleichlich schöne, hochherzige, mannhafte Edikt von Potsdam wider die Freveltat des französischen Königs ausgehen lassen. Unvergessen hat uns Evangelischen in Deutschland zu bleiben, was bis heute doch noch so oft übersehen wird, daß der Große Kurfürst in und durch solche Führung als Schutzherr der Evangelischen allüberall sein kleines, bis dahin von den tonangebenden Staaten vielfach übersehenes und wenig beachtetes Land und Volk in den Rang der tonangebenden europäischen Mächte eingeführt und sie auf diese evangelische Stimme achten gelehrt, grade um zwei Jahrhunderte früher, als das auf den Schlachtfeldern in Frankreich geeinte deutsche Volk unter dem evangelischen Kaiser aus dem Hohenzollernhause den festbegründeten Platz unter den Großmächten sich erstritten. Man lernte auf den glaubensstarken, glaubenstreuen Vorposten der gesamten evangelischen Kirche als auf die feste Burg der bedrängten, als auf eine offenstehende Herberge der vertriebenen Glaubensgenossen hoffnungsvoll hinsehen. Man warb um seine allzeit bereite Mithilfe in den schweren Kämpfen, durch welche sie allüberall in römischen Landen hindurchzugehen hatten. Und andrerseits fing auch die römische Kirche an, so lange diese vom Großen Kurfürst ausgegebene Losung in Geltung blieb und als eiserner Bestand des Krongutes hochgehalten wurde, in dessen Besitz die weltgeschichtliche Größe Preußens ruht, den kleinen preußischen Staat, dem der verblendete Papst in ohnmächtigem, schier kindischem Treiben noch über ein halbes Jahrhundert die Anerkennung der königlichen Würde versagt, trotzdem wohl im Auge zu behalten und auch zu fürchten, eine Furcht, die sie grade heute bei anders gewordener Strömung leider zu verlernen sich anschickt.

Diese von den Hohenzollern als wertvollstes Hauserbe und Vätergut übernommene Aufgabe forderte in der heimischen Kirche verständnisvolle Männer gleicher weitherziger, duldsamer Gesinnung, Kirchenmänner großen

Stils — wenn der Ausdruck gestattet ist —, die festgewurzelt im Evangelium ein Band der Gemeinschaft und des Zusammenstehens mit der gesamten Reformationskirche in dem ihr aufgedrungenen Kampfe wider die einheitlich zusammengeschlossne und von den Jesuiten meisterhaft geführte römische Kirche erstrebten. Nun lag es dem Sohne des Großen Kurfürsten und Erben auch dieser hohen Aufgabe zum ersten Male ob, für den erledigten Posten am Dom zu Berlin einen solchen Kirchenmann ausfindig zu machen. Wer heute noch imstande ist, Umschau unter den reformierten Geistlichen in Brandenburg-Preußen, ja selbst in Deutschland jener Tage zu halten, wird zugestehen, daß die Auswahl einer geeigneten Persönlichkeit für den wichtigen Posten äußerst gering gewesen. Außer dem Erkornen wüßte ich keinen der bekannt gewordnen damaligen Geistlichen als in gleichem Grade befähigt zu bezeichnen, nach den eben angedeuteten Seiten hin ein tüchtiger Mitarbeiter an dem großen Werke zu sein.

Der Kurfürst betraute mit der schwierigen Aufgabe, ihn auf einen geeigneten Kandidaten aufmerksam zu machen, seinen Vertrauensmann und Ratgeber in staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten, den Direktor in evangelischen Kirchensachen Geheimrat Paul von Fuchs. Der bedeutende Staatsmann wird uns in der Folge wiederholt begegnen; darum hier schon ein Paar Worte über ihn. Als Sohn eines Stettiner Geistlichen in dem Jahre geboren, in welchem der Große Kurfürst zur Regierung kam (1640), war der hochbegabte, frühreife Jüngling mit 27 Jahren bereits Professor der Rechte an der Duisburger Hochschule, auch hervorragendes Mitglied des reformierten Presbyterums daselbst. Drei Jahre später wurde er, durch seinen Gönner, Otto von Schwerin, den Oberhofmeister der kurfürstlichen Söhne, warm empfohlen, zum Geheimsekretär des Kurfürsten berufen. Achtzehn Jahre hindurch in der unmittelbaren Umgebung des genialen Herrschers und mit seinem vollen Vertrauen von Stufe zu Stufe im Staatsdienste steigend, wurde er von diesem einzigartigen Lehrmeister in die hohe Politik eingeweiht und erwies sich, zu immer größeren, wichtigeren Staatsaufträgen auserwählt, als einen der gelehrigsten, begabtesten Schüler des großen Meisters in der Staatskunst; im reifen Mannesalter mehr noch als Schüler, als dessen selbständiger Mitarbeiter, Freund und auch Vertrauter. Fuchs stand an dem Sterbelager des Kurfürsten; er hat uns sein letztes, frommes Wort bewahrt: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Der Erbe des Kurhutes hatte auch dies väterliche Erbe eines einflußreichen Ratgebers übernommen. Noch sechzehn Jahre bis an sein Ende (1704) blieb Fuchs in den höchsten Staatsstellen, rastlos tätig in den auswärtigen und inneren Angelegenheiten der brandenburgischen Lande des preußischen Staates, rastlos und mit glaubensfreudiger Anteilnahme auch tätig in den kirchlichen Angelegenheiten und zwar überzeugungsvoll in den von dem Großen Kurfürsten

gewiesenen Bahnen, „stark in der Tat, sanft in der Art". Während seines Direktorats in Kirchensachen, seit 1695 als Vorsitzer des Konsistoriums hat Fuchs mit weiser Mäßigung, aber warmen, frommen Herzens alle Kraft dran gesetzt, die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der beiden Schwesterkirchen auszugleichen, die in seiner Zeit aufkommenden Bestrebungen der Union zu fördern und auch durch sie die evangelische Kirche wider die listigen Anläufe und auch Vergewaltigungen Roms, stark zu machen.

Fuchs schwankte nicht lange, wen er dem Kurfürsten zum Hofprediger vorschlagen solle. Wann zuerst und durch wen er auf Jablonski aufmerksam geworden, habe ich nicht ausfindig machen können; es muß wohl schon in Magdeburg gewesen sein. Wie einst Otto von Schwerin in dem jungen Duisburger Professor den befähigten Staatsmann für die unter Kurfürst Friedrich Wilhelm aufquellende Lebenskraft in Brandenburg witterte und als vorzügliches Werkzeug zu ihrer Entfaltung in Staat und Kirche heranzog, so auch hat Fuchs mit seinem scharfen Auge bereits an dem Magdeburger Feldprediger das Zeug entdeckt, tüchtig und geeignet, an hervorragender Stelle ein auserwählter Mitarbeiter an den großen kirchlichen Aufgaben zu werden, die Brandenburg-Preußen oblagen. Schon als Fuchs dem Kurfürsten Jablonski für Königsberg vorschlug, als er ihm dann dringend riet, den eben berufenen Hofprediger unter keinen Bedingungen wieder nach Lissa ziehen zu lassen, stand es dem Direktor in Kirchensachen fest, daß Königsberg nur eine kurze Haltestelle auf dem Wege nach Berlin für seinen Kandidaten zu bilden habe. Im August 1691 hielt sich Fuchs auf einer der vielen Reisen im Dienst des Staates einige Zeit in der Hauptstadt Preußens auf. Bereits damals deutete er sowohl Blaspiel gegenüber als auch da und dort in Gesellschaften an, daß des jungen Hofpredigers Bleiben in Königsberg kein langes sein werde. Daß sich das Wort nicht auf einen Rückzug nach Lissa beziehe, war jedermann bei der unzweideutigen Ablehnung der von dort gekommenen Bitte klar. Man riet wohl auf Berlin; aber am dortigen Dom war in den Tagen noch keine Stelle erledigt.

Während seines Königsberger Aufenthaltes muß Fuchs Jablonski persönlich näher getreten, auch Zuhörer seiner Predigten gewesen sein. Es ist auffällig und für beide Teile bezeichnend, wie sich der hohe Staatsmann zu dem grade zwanzig Jahre jüngeren Prediger hingezogen fühlte, ihm Freund wurde und bis ans Ende seines Lebens blieb. Zwei verwandte Geister waren sich herzlich auf dem Boden gleicher, tiefgründender christlicher Überzeugung nahe gekommen. Aber der Kurfürst hatte den warm empfohlenen Kandidaten noch nicht predigen gehört. Unauffällig wurde Jablonski im Winter 1692 nach Berlin zu einer Gastpredigt geladen; selbst die Domprediger glaubten nicht, daß es sich um eine

Wahlpredigt handle. Als nun doch der Gast bald darauf vom Kurfürsten zum Dom- und Hofprediger berufen ward,[16]) hatten sie zwar nichts wider den Erwählten; aber sie hielten es doch für unbillig, daß der Kurfürst vorher die Domgeistlichen nicht zu Rate gezogen. Sowohl bei der Wahl des nun ältesten Hofpredigers Schmettau (seit 1666), als auch bei der zwei Jahre früheren von Berg sei es nach altem Herkommen so gehalten worden, daß zunächst das geistliche Ministerium beraten und schriftlich jeder einzelne Domprediger seine Zustimmung gegeben habe. Danach sei von der Kanzel aus auch die Domgemeinde um ihren Willen befragt worden. Der Minister habe aber auf ihre Klage erwidert: das sei indifferent; die Zeiten hätten sich geändert, in dergleichen Dingen müsse der summus episcopus das Recht der freien Schaltung haben.

Sobald der Kurfürst die Entscheidung getroffen, drängte er auf alsbaldigen Antritt der Stelle. Noch ehe Jablonski von seiner Gemeinde in Königsberg sich verabschiedet, mußte er nach Berlin eilen, daselbst feierlich im Dom in Anwesenheit des Kurfürsten und des ganzen Hofes in sein Amt eingeführt und der ganzen Gemeinde vorgestellt zu werden. Es war am Sonntag Septuagesimä, den 12./22. Februar 1693. Der wirkliche geheime Staatsrat Excellenz von Fuchs, nicht etwa der älteste Hofprediger, wie es damals zu geschehen pflegte, hielt die Einführungsrede. Sie liegt mir vor. Fuchs hatte auch als Redner einen guten und wohlverdienten Ruf; der besonderen Wärme dieser Rede ist leicht die Freude über die getroffene Wahl, die innige Teilnahme an dem Gewählten abzufühlen. Der Redner weiset auf die göttliche Gnade hin, daß gerade die kurfürstlichen Lande ein Schirm und Schutz verfolgter Glaubensgenossen seien; er freut sich des anhebenden Wandels in der Stellung der Berliner Bürger gegenüber der reformierten Kirche und zieht als Vergleich jenen unglückseligen Karfreitag (4. April 1615) heran, da „der erste reformierte Prediger dieser Kirche, Füsselius, mit größter Lebensgefahr sein Amt verrichtete und nach ausgestandener Plünderung und Bestürmung seines Hauses (in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag) andren Tages die Kanzel in ungewöhnlicher Kleidung, nämlich einem Unterkleide und grünem Kamisol, da ihm sonst nichts übrig geblieben, betreten und öffentlich, wiewohl mit Todesfurcht umgeben, gepredigt*)", während nun „uns die eigne Erfahrung überzeuget, daß kaum zwanzig oder dreißig Jahre verflossen, da man in dieser Kirche wenige Stühle und wenige Zuhörer gesehen; jetzo hergegen fehlet es an Platz zu den Stühlen und in den Stühlen an Platz vor die Zuhörer und werden der Vorsteher Ohren täg-

*) Eingehend schildert diesen religiösen Aufruhr Hering, histor. Nachricht von dem ersten Anfang der reformierten Kirche in Brandenburg—Preußen (Halle 1778), S. 279—301.

lich mit den angenehmen Klagen, daß kein Raum mehr zu finden, angefüllet." Mit ernsten, warm empfundenen Worten wendet sich der Redner an Jablonski und zeigt ihm die hohe, aber auch schwere Bedeutung grade dieses Postens. „Das Gewissen und der Wandel eines großen Fürsten und seiner Kinder, Angehörigen und Bedienten, wie auch in dieser schönen und volkreichen Gemeinde werden auf eure Seele, Ehrwürdiger Herr, gebunden; es sind mehr Dornen und Disteln der Verfolgung und einer schweren Verantwortung als Rosen der Belohnung von dieser Pflanze zu erwarten . . . Einen sicheren Trost könnet ihr fassen, daß dieser Beruf von Gott kommet und ihr euch weder schrift- noch mündlich, weder selbst noch durch andre darum beworben habt. Gewiß ein großer Trost! Denn nun könnet ihr versichert sein, daß derjenige, der euch berufen, werde euch auch regieren, und der euch gesandt, werde euch auch Kräfte verleihen, seinen Willen und Befehl zu vollstrecken."

An die Einführungsrede reihte sich unmittelbar die „Anzugspredigt" des berufenen Hofpredigers über das Wort des Apostels an seine korinthische Gemeinde: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten." Jablonskis Predigtweise zu beleuchten, ist einem späteren Anlaß vorbehalten. Dem nicht vorzugreifen, sei darum hier nur eine Stelle angeführt, wie der furchtlose, freimütige „Nathan" gleich bei der ersten Predigt dem anwesenden Kurfürsten und der Gemeinde sein übernommenes, schweres Amt kennzeichnet. „Traun,*) daß ich die drückende Last des Amtes bei Hof soll verrichten, verdoppelt meine Bekümmernis. Die Schwierigkeiten, welches selbiges anderswo beschwerlich machen, machen bei Hof dasselbe fast unerträglich. Man hat daselbst mehr Werk, aber weniger Gelegenheit für sein Werk; eine größere Rechnung, aber kleinere Fähigkeit, dieselbe in Richtigkeit zu bringen. Die Eitelkeit, welche zwar in der ganzen Welt herrschet, sitzet daselbst wie auf einem erhöhteren Thron und schwinget einen mächtigeren Scepter. Sie hat beide Hände aufs gefährlichste bewaffnet, um das Amt des Herrn zu bestürmen und zu entkräften. Die eine Hand bietet dar die nachdrücklichsten Gattungen von Liebkosung, weltlicher Größe, Ansehen, Menschengunst u. dergl., und da darf nur ein wenig Weltliebe in das Herz des Predigers sich hineinstehlen, so ist dasselbe so bald vergiftet und alle heiligen Verrichtungen wie von einem durchdringenden Ottergift angesteckt und getötet. Was sind aber wir Ärmste? Wir tragen einen edlen Schatz, jedoch in schwachen Gefäßen und ach wie bald, wie bald ist dieses Gefäß gebrochen! Die andre Hand rüstet

*) Das schon im 12. Jahrhundert im Brauch gewesene Ausrufungswort unserer Muttersprache ist gegenwärtig so ungebräuchlich geworden, daß es ratsam ist, es Einzelnen zu dolmetschen als „ganz gewiß", von dem mittelhochdeutschen triuwen, in Treue, in Wahrheit.

sich mit Gewalt, Dräuen, Furcht und Entsetzen, um das Gemüt, so durch Lockungen nicht hat gewonnen werden können, durch Bedräuungen zu fällen. Saure Blicke, ungnädige Mienen, drückende Ungunst, schmerzhafte Verfolgungen und was etwa manch treuer Moses, redlicher Micha, aufrichtiger Jeremias, freimütiger Johannes Baptist an ihrer Herren Höfe erfahren müssen, ist beschäftiget, einen frommen Lehrer furchtsam zu machen und ihm das Maul zu stopfen, daß er nicht sage, was sein Gewissen ihm eingibt und sein Amt erfordert. Wie sollte nun meine Seele anders seufzen als: Herr, sende, wen du senden willst. Ja, das waren meines Herzens Gedanken . . ."

Unmittelbar nach der feierlichen Einführung begab sich Jablonski auf die damals und besonders nun beim beginnenden Frühlings-Tauwetter und dem Eisaufgang der Weichsel doppelt beschwerliche, mühsame Reise nach Königsberg, seinen dortigen Haushalt aufzulösen und von der Gemeinde Abschied zu nehmen. Am Sonntag Quasimodogeniti, den 19./29. März,*) hielt er seine „Abzugspredigt", ebenfalls über ein Wort des Apostels Paulus: Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet wider die listigen Anläufe des Teufels (Eph. 6, 10.). Die Ausführung bietet einen fesselnden Beleg über die Predigtweise Jablonskis seiner früheren Tage, selbständig im Inhalt und doch befangen im Stil und der Form damaliger Predigtkunst. Er will, wie er zum Eingang angibt, „an alle diejenige Lehre, welche den Glauben und christlichen Wandel betreffen und die er bisher vorgetragen, heute gleichsam letzte Hand anlegen und die Gemeinde wider die feindlichen Nachstellungen verwahren, damit sie des göttlichen Schatzes, welche sie in sotaner Zeit andächtig eingesammelt, nicht beraubet werde." Der Text stellet vor: uns selbst als gute Streiter Jesu Christi, den Teufel als unsren abgesagten und wachsamen Feind, ihn bewaffnet mit List und Bosheit, uns mit der Macht und Stärke Gottes. Laßt uns daraus folgende zwei Pünktlein betrachten: 1) „die listigen Anläufe des Teufels, damit er unsren Glauben und Tugendwandel bestürmet; 2) die Stärke eines Christen, damit er wider diese listigen Anläufe bestehen kann und soll." — Die beiden Pünktlein gestalten sich bei der Ausführung zu sehr weit ausgedehnten Punkten; sie nehmen den größten Teil der 38 Druckseiten ein. In gewandter, oft geistvoller, reich mit gut herangezogenen Stellen der Heiligen Schrift belegter Weise wird nach damals auch in die Predigt eingedrungenem Geschmack Satan weitläufig gekennzeichnet als listiger Kriegsmann, Natur-

*) Im Jahre 1693 fiel Ostern auf den frühesten Tag, den 22. März (vergl. Grotefend, Handbuch der histor. Chronologie, S. 197).

kundiger, Politikus und Methodikus, als betrüglicher Jurist, Medikus, Theologus und Engel Gottes, um dann im zweiten Teile zu zeigen, wie der Christ in der Stärke Gottes jedem einzelnen dieser acht Listen und Betrügereien zu begegnen habe. Ein Texteswörtlein bleibt dem Prediger auszulegen noch übrig: „Das „zuletzt" bietet mir betrübten Anlaß" zum Abschied von der Gemeinde. „Ich sage sonder Scheu, daß diesen obwohl dem Ansehen nach vorteilhaften Wechsel nie gewünschet, nie getrieben, auch nie verhoffet habe und sage noch mehr, daß von meiner Jugend an die schlüpferigen Städte, zu welchen gerufen werde, mit furchtsamem Abscheu angeblicket. Ich hielt es für meine Glückseligkeit, an diesen Ort gekommen zu sein und wünschte keine andre, als an diesem Orte zu verbleiben." In innigen, ehrerbietigen Worten verabschiedet er sich von der Landesregierung Preußens, von der Gemeinde und ihren Ältesten, von seinen Amtsbrüdern („mit dantbarem Herzen sage ich euch zum Ruhme, daß ihr meine Jugend nicht verachtet, sondern mit recht väterlicher und brüderlicher Liebe, Gewogenheit und Vertraulichkeit mich umschlossen, so daß wir mit vereinigten Herzen, Mund und Händen dieses Haus Gottes bisher gebauet gleich wie Salomo seinen Tempel, daß kein Getöse einiges Mißverstandes und Uneinigkeit gehöret worden . . . Ob wir nun zwar getrennet und an unterschiedne Spitzen der Schlachtordnung Israels gesetzet sind, werde ich dennoch nie aufhören, euch wie im gleichen Fall Joab seinem Bruder Abisai zuzurufen: Seid getrost und laßt uns stark sein für unser Volk und für die Städte unseres Gottes").

Königsberg hatte es in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes dem jungen Prediger herzlich angetan. Schon damals übte die ferne, in reizloser Landschaft abgelegene Stadt am Pregel einen Zauber auf seine Bewohner aus, wie sie ihn heute noch besitzt; ich kenne kaum eine Stadt in Deutschland, die nach kurzer Weile schon ihren Insassen mit so treuer Anhänglichkeit zu fesseln vermag als die Hauptstadt im alten Preußen. Meines Wissens ist Jablonski in aller Folgezeit nicht mehr an dem bald heimisch gewordnen Orte gewesen; aber er hat gezeigt, daß für ihn nicht galt: aus den Augen aus den Sinnen. Auch nicht für die Gemeinde ihm gegenüber. Grade in den nächsten Jahren ist der rasch zu hohem Ansehen gelangte Hofprediger ihr Anwalt und warmer Befürworter in schweren Tagen geworden. Zum Nachfolger Jablonskis war ein Sohn des Berliner Dompredigers Christian Cochius bestimmt worden, den der Große Kurfürst 1687 nur widerstrebend auf sein und der Hofprediger Bitten in Berlin festgehalten. Denn der Kurfürst kannte ihn von Solingen her, daß er herrschsüchtigen, ungestümen Gemütes sei und alles nach seinem Kopfe haben wollte. So wird wohl der Vater die Berufung des Sohnes, dessen Wahl er auch in Solingen durchgesetzt, nach Königsberg in die Wege geleitet haben. Zum ersten Mal

übte die Gemeinde, nicht der Kurfürst, das ihr verliehene Wahlrecht aus. Es scheint, zumal nach einem solchen Vorgänger, keine glückliche Wahl gewesen zu sein. Als nun noch im selben Jahre Blaspiel plötzlich gestorben, trafen von hervorragenden Gemeindegliedern Briefe in Berlin ein — Fuchs teilte sie Jablonski mit — daß, wenn keine bedeutende Kraft gewählt würde, der Fortbestand der Gemeinde in Gefahr stände. Der Kurfürst glaubte eingreifen zu müssen. Er berief schon am 6. Februar 1694 den seit achtzehn Jahren in Danzig an der reformierten Peter-Paulkirche wirkenden, sehr beliebten Pastor Lürsen, einen Bremer von Geburt, der vor Danzig bereits in Köln und Düsseldorf angestellt gewesen, nach Königsberg. Darüber an beiden Orten bittere Klagen. Die Danziger baten dringend, ihnen den beliebten Prediger zu lassen; in Königsberg fühlte man sich über den Eingriff in das eben erst erlangte Wahlrecht verletzt. Der Kurfürst beharrte bei seinem Willen; Fuchs betraute mit dem peinlichen Briefwechsel an die beiden Gemeinden Jablonski. Allmählich beruhigten sich die Gemüter, zumal Lürsen selbst durch freundliches, nachgiebiges Entgegenkommen besänftigend wirkte. Der Kurfürst hatte ihm das von Blaspiel innegehabte Inspektorat der Schule, mit dem die Amtswohnung verknüpft war, verliehen; die Gemeinde hatte rasch Farver die Wohnung eingeräumt, der sie nicht mehr einbüßen wollte. Lürsen ließ sie ihm und gab sich mit einer Mietsentschädigung zufrieden. Auch das änderte der Kurfürst auf eigne Hand, daß Lürsen nicht mehr, wie noch Jablonski, nur auf die Vesperpredigten angewiesen wurde, sondern daß von da an (bis zum heutigen Tage) die Geistlichen an der Burgkirche als gleichgeordnete in den Predigten allsonntäglich abwechseln. Wie aus dem mir teilweise vorliegenden Briefwechsel ersichtlich, hat Jablonski mit seinen versöhnlichen Ratschlägen wesentlich zur Beilegung des ärgerlichen Handels beigetragen.

Noch wiederholt bot er eine hilfreiche Hand der Königsberger Gemeinde. Auch durch seine Fürsprache hat der Kurfürst, der sich allzeit als ein treuer Förderer der Gemeinde erwies, in welcher er, wie das Kirchenbuch zeigt, am 1. Juli 1657 getauft wurde, der Gemeinde im Jahre 1698 in einem „Generalprivileg" alle ihr früher erteilten Ausnahmsrechte zusammengefaßt und erweitert. In der erwähnten Schrift von Muther (S. 20) werden die sechs wesentlichen Punkte dieses sehr bedeutsamen Freibrieses angegeben, an dessen Erhaltung Friedrich III. für das Kurhaus und alle seine Erben den Segen Gottes, an dessen Übertretung und Mißachtung aber schweren Fluch knüpft. Auch der Kirchenbau beanspruchte seine Fürsprache. Der großartige Bau forderte bis zur Vollendung 130000 Mark. Bei der größten Opferwilligkeit war doch die Gemeinde nicht im stande, die benötigte Summe allein aufzubringen. Im Dezember 1696 kehrten die beiden eifrigen „Elterleute"

Francis Hay und Karl Ramsay bei ihrem früheren Geistlichen in Berlin ein und Jablonski gab ihnen Empfehlungen auf ihre Sammelreise nach Holland, England und Schottland mit. Bei ihrer Heimkehr konnten sie ihm über einen Ertrag von mehr als 12000 Mark berichten. Noch ein drittes Mal finde ich Jablonski für seine alte Gemeinde tätig, als 1705 der Vorsitzer des Kirchenrats nach Berlin kam, um auszuwirken, daß die Regierung den reformierten Kirchenrat in Königsberg zu einem Konsistorium ausgestalten möge, dessen Vorsitzer den Titel Direktor, die übrigen Mitglieder den von Konsistorialassessoren erhalten sollten und, was entscheidender, daß in der Folge nicht mehr die Gemeinde die Mitglieder des zu einem Konsistorium erhobenen Kirchenrats zu wählen habe, sondern das Konsistorium selbst. Ob freilich der Vorsitzer von der Regierung die Bestätigung seines Gesuches erlangt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

III.

Der Hofprediger in Berlin.

1693—1741.

11. Berlin vor zweihundert Jahren.

Heute noch in der Stadt sich zurecht finden, die dem neuberufenen Hofprediger während fast eines halben Jahrhunderts Wohnsitz geworden, wird auch einem in den Straßen seiner Vaterstadt von Jugend auf wohl bewanderten Berliner nicht ganz leicht fallen. Der gewaltige Wandel und Aufstieg der Hohenzollern vom Kurhut in Brandenburg zur Kaiserkrone des geeinten deutschen Reiches ist nicht spurlos an ihrer Hauptstadt vorübergezogen und hat sie in dem gleichen mächtigen Zug aufquellender Lebenskraft in einer Weise umgestaltet, daß die prächtige Reichshauptstadt mit ihren mehr als zwei Millionen Einwohnern am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nur noch einzelne steinerne Zeugen an Berlin um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts bewahret, das mit kaum 14000 Einwohnern sich nur wenig von andren märkischen Ackerstädtchen unterschied.

Der dreißigjährige Krieg mit dem auf fast allen deutschen Landen lastenden, unsagbar großen Elend, dazu in seinem Gefolge wiederholte Heimsuchungen der Pest hatten auch Berlin tief herunter gebracht. 1690 nach bereits wieder eingetretnem Aufschwung der Stadt war ihre Bevölkerung fast die gleiche wie ein Jahrhundert zuvor. Als Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, war es einen Augenblick zweifelhaft, ob Berlin Hauptstadt bleiben würde. Mit einem genialen Tief- und Fernblick hat der Große Kurfürst die weltgebietende Bedeutung der Länder am völkerverbindenden Meere erkannt, zu seiner Zeit die hohe Bedeutung des baltischen Meeres, um dessen Küstenländer in blutigem Ringen Schweden und Polen und dann auch Rußland stritten, während in den anliegenden See- und Handelsstädten unternehmende Söhne von England und Holland das Werk der Hansa fortsetzten und in friedlicher Eroberung die Schätze des Hinterlandes sich zu eigen machten. Als der erste und bis auf unsre Tage einzige Hohenzoller sah bereits vor einem Vierteljahrtausend Kurfürst Friedrich Wilhelm voraus, daß die Zukunft des Staates, dessen Grundstein er mit der Kraft eines Titanen

legte, auch für das deutsche Volk auf dem Meere ruhe. Pommern — des war er gewiß — mußte ihm von Rechts wegen über kurz oder lang zufallen. So tauchte der Gedanke vor seinem Seherauge auf, das am Meere so günstig gelegene Stettin zur Hauptstadt des Reiches zu machen und damit ein offnes Fenster für seine über das Meer schweifenden Pläne zu gewinnen; ein halbes Jahrhundert früher, als der gleich geniale Peter der Große hoch im Norden an der andren Seite des baltischen Meeres mit der Gründung einer neuen Hauptstadt an der Newa sich ein Fenster nach den Kulturstaaten Europas öffnete. Günstiges Geschick bewahrte Deutschland, daß der Plan einer Verlegung der Hauptstadt nur wie ein flüchtiger Morgentraum vorüber zog und verschwand. Die erhoffte baldige Besitzergreifung Pommerns zog sich noch lange dahin. Durch den Anfall von Jülich-Cleve-Berg im Westen, durch die im Osten eingetretne Verbindung des Herzogtums Preußen mit der kurfürstlichen Linie des Hohenzollernhauses und bald darauf durch die von dem Großen Kurfürsten erwirkte Loslösung aus dem Lehnsverhältnis unter Polen war Berlin der gegebne Mittelpunkt der beiden räumlich weit auseinander liegenden Flügel des Brandenburger Gebietes geworden. So blieb denn Berlin unangetastet die Hauptstadt des kühn aufsteigenden Staates, der sich anschickte eine Vormacht im Norden Deutschlands zu werden und in dem eben angegliederten Preußen ein nicht zu übersehendes Gebiet besaß, über welches der römische Kaiser deutscher Nation keine Rechte besaß.

Sobald die Absicht der Beibehaltung Berlins als Hauptstadt feststand, legte der Große Kurfürst seine rastlose, tatkräftige Hand an, die Stadt ihrer erweiterten Bestimmung entsprechend umzugestalten. Friedrich Wilhelm ist der Schöpfer eines stehenden Heeres in seinen Landen. Der größere Teil der Armee erhielt seinen Standort in der Hauptstadt. Auch um deswillen mußte in jenen kriegerischen Tagen die Stadt in eine Festung umgewandelt werden, die der aufkommenden veränderten Kriegsführung entsprach; die aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stammenden Befestigungsanlagen reichten dafür nicht mehr aus. Der Kurfürst selbst entwarf den Plan nach Vorbildern, die er in den Niederlanden gesehen und auch als tüchtig bewährt gegenüber den modernen Feuerwaffen erkannt hatte. Niederländische Baumeister und Werkleute zog er heran; unter ihnen als Hervorragendsten den Baumeister Memhard. Dem ersten Spatenstich der neuen Umwallung am Stralauer Tor (dicht an der Waisenbrücke) wohnte er 1658 bei; ein Vierteljahrhundert später war der gewaltige und auch mit gewaltsamer, schwer auf der Bürgerschaft lastender Hand durchgeführte Festungsbau mit der Fertigstellung des prächtigen Leipziger Tores (in der Niederwallstraße, wo heute die Gewerbeschule steht) vollendet. Als Jablonski nach Berlin übersiedelte, waren die Bürger mit dem Bau bereits ausgesöhnt; hatte er doch bereits

1675 noch im unfertigen Zustande die Stadt vor dem Angriff der schwedischen Armee unter dem sieggewohnten Wrangel bewahrt. In dreizehn durch Courtinen mit einander verbundnen Bastionen zog sich die Umwallung um die Stadt; fünf Bollwerke längs der alten, abgebrochnen Stadtmauer in Berlin, acht weit über die frühere Stadtmauer am linken Spreearm vorgerückte Bollwerke in Köln. Denn diese Bastionen hatten auch die dritte Stadt, die sich am Werder gebildet, einzuschließen*), ebenso das dem Kölner Magistrat gehörige Vorland Neu-Köln. Eine vierte Stadt, die von der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten angelegte Dorotheenstadt, war nicht wie Friedrich-Werder mit in die Umwallung eingezogen. Im Nordosten lehnte sie sich an die dem „Wittgensteinschen Bollwerk" und seinem Wallgraben vorgelagerte Faussebraye in der Gegend etwa der heutigen Dresdener Bank an. Von da längs der Sonnenseite der Behrenstraße bis zur Mauerstraße, dann weiter im rechten Winkel abbiegend durch die Schadowstraße bis zur Spree zog sich ein sog. Hornwerk, ein nur mit Pallisaden versehener Wall, während die Spreeseite unbefestigt blieb. Nur zwei Durchlässe mit Brücken über den schmalen Wallgraben hatte diese Befestigung, die sog. Potsdamerbrücke, wo heute die Friedrichstraße die Behrenstraße schneidet, und die Tiergartenbrücke an der Stelle der russischen Botschaft, die den Zugang zu dem unmittelbar vor der Zugbrücke beginnenden kurfürstlichen Jagdforst des Tiergartens bot. Vom Lustgarten aus pflegte die Jagdgesellschaft mit der Meute über die Hundebrücke (Schloßbrücke) durch das an der Courtine zwischen dem Leib-Garde- und Wittgensteinschen Bollwerk befindliche Neue Thor (etwa wo heute das Denkmal Friedrich des Großen steht) nach der in der Dorotheenstadt angepflanzten sechsfachen Lindenreihe und weiter über die Tiergartenbrücke in das Jagdgehege zu gelangen.

Das Innere der beiden ursprünglichen Schwesterstädte bot, als Jablonski einzog, noch fast unberührt den Anblick von Alt-Berlin. Wohl konnte ihm der eingesessne Bürger berichten, wie auch hier in den Straßen und auf den durch den Krieg meist verödeten Plätzen die Hand des Kurfürsten bemüht und geschäftig gewesen, seine Hauptstadt aus der argen Verkommenheit zu heben. Die Scheunen und Schweineställe, zum Teil vor den Häusern auf der Straßenseite, waren unerbittlich in die Vorstädte außerhalb der Umwallung verwiesen, hölzerne Schornsteine, Stroh- und Schindeldächer untersagt, die Straßen und Plätze gepflastert und seit einem Jahrzehnt brannten auch in der Dunkelheit freilich noch recht dürftige

*) Für eine eingehendere Kenntnisnahme sei auf das Werk von Holtze ververwiesen: Geschichte der Befestigung von Berlin (Berlin 1874). Von dem anschaulichen großen Plan von Bernh. Schultz aus dem Jahre 1688 bietet das Prachtwerk „Berlin und seine Bauten" (Berlin 1896) I, S. XXXX eine vorzügliche Wiedergabe.

Straßenlaternen. Nur da und dort waren stattliche, monumentale Bauten in Angriff genommen; die Ausführung großartiger Pläne blieb dem kunstsinnigen, prachtliebenden ersten Könige und seinen friedlicheren Zeiten vorbehalten. In den Allen zugänglichen Schloßhöfen freilich und ihren Quergebäuden waren die wackeren, tüchtigen Baumeister und Werkführer aus der Heimat der verstorbnen Kurfürstin Luise Henriette eifrig am Werk der Umgestaltung und des Ausbaues; nach der „Stechbahn" hin aber stand noch unberührt seit über einem Jahrhundert das schöne, malerische Fürstenschloß, das die hervorragenden Künstler Kaspar Theiß und Kunz Buntschuh, nach ihnen noch Graf Lynar aufgeführt, das Dreigestirn, dessen Namen drei gleichlaufende Straßen in der Grunewald-Kolonie im dankbaren Gedächtnis unsrer Zeitgenossen festhalten wollen. Der zierliche, zweistöckige Bau, der von der Spree bis zur Breitestraße reichte, war, wie aus wohlerhaltenen Zeichnungen zu ersehen, in den mit spätgotischen Elementen geschmackvoll vermischten Formen der deutschen Frührenaissance errichtet. Der lebensfrohe, heitere Sinn der Künstler kam treffend zum Ausdruck in den erkerartig ausgekragten Rundtürmen an den beiden Seiten, in dem über dem rundbogigen Eingangstor vorspringenden, geschlossenen Balkon, dessen Kandelabersäulen im zweiten Stockwerk einen offnen Balkon trugen. Besonders schön wirkte das reich ausgestattete Dachgeschoß mit abwechselnd kleinen und großen mehrstöckigen Giebelerkern, die mit halben Giebelerkern an die Rundtürme sich anlehnten.*) Eine Veränderung an dem ursprünglichen Bau des Fürstenschlosses fand Jablonski vor, ob eine Verschönerung, wage ich nicht zu sagen. Der große Schlüter hat sie bei seinem Plane des Umbaues entfernt. Vor zwölf Jahren hatte Nering die dem Erdgeschoß nach dem Schloßplatz hin vorgebaute, durch toskanische Pfeiler gegliederte Arkadenreihe vollendet, ein von Kaufläden eingenommener bedeckter Gang, dessen ernste, schlichte Formen nicht recht stimmen wollen zu der zierlichen, lebensheiteren Weise des Theißschen Baues. An der Spreeseite stößt dieser Bau an die Schloßkapelle, in welcher Jablonski jahrzehntelang dem Hof und den Schloßinsassen das Wort Gottes verkündigt, deren Innenraum nun aber zweistöckig durchbaut ist, daß nur ein scharfes Auge noch im Äußern die vermauerten hohen Fensterumrisse des an der Wasserseite vorspringenden, halbkreisförmigen Chors erkennen kann.

Der freie Platz vor dem Schlosse diente nicht mehr wie in vergangnen Tagen zu Reiterspielen und dem beliebten Ringelstechen; diese höfischen Belustigungen, zeitgemäß umgestaltet, waren bereits in das neuerbaute

*) Wir sind dem Bilde und fast wörtlich der Darstellung gefolgt, die Borrmann in dem Prachtwerk „Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin" (Berlin 1893) S. 263 gibt.

Ballhaus auf dem Werder, an der Stelle der heutigen Friedrich-Werder-Kirche verlegt. An der Langenbrücke (Kurfürstenbrücke) fand Jablonski bei seiner Übersiedelung die Werkleute in voller Arbeit, an Stelle der noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden hölzernen Jochbrücke, die einst von der Breitestraße bis zur Heiligengeiststraße reichte und an der mitten im Wasser das gemeinsame Rathaus von Berlin und Köln stand — Wilibald Alexis hat uns in seinem „Roland von Berlin" ein anschauliches Bild der Zeit und auch Örtlichkeit geboten — eine steinerne Brücke nach dem Entwurf des berühmten Baumeisters Nering herzurichten, damals die schönste Brücke der Stadt, von vornherein bestimmt, das Meisterwerk Schlüters, das Reiterbild des Großen Kurfürsten zu tragen. Die andre Hälfte des Schloßplatzes, von der Breite- zur Brüderstraße bis an die Spree, nahm der Dom und sein ihn umgebender Kirchhof ein; wir werden im folgenden Abschnitt ausführlich von ihm zu reden haben. In früheren Zeiten führte von dem oberen Stockwerk des Schlosses, seitwärts vom westlichen Eckturm, aus den kurfürstlichen Gemächern ein auf plump gearbeiteten steinernen Trägern ruhender gedeckter hölzerner Gang über den Kirchhof weg nach dem Domturm, und von da zu dem Gestühl der kurfürstlichen Familie; bereits seit den Tagen Johann Sigismunds war der aller Schönheit bare, das ganze Straßenbild*) verunstaltende Gang entfernt. Fortan begab sich die kurfürstliche Familie zu ihrem Kirchplatz über das Altangebäude dicht an der Nordseite des Domkirchhofes.

In erfreulicher Weise umgestaltet und auch schon fertiggestellt fand Jablonski den auf der Nordseite des Schlosses befindlichen Lustgarten. Der bereits von dem Vater Johann Sigismunds vor länger wie einem Jahrhundert angelegte Gemüse- und Nutzgarten war während des dreißigjährigen Krieges völlig vernachlässigt worden. Auch um seiner Gemahlin Luise willen, die von ihrer niederländischen Heimat eine warme Vorliebe für Gartenbaukunst und Blumenpflege mitgebracht, schaffte der Große Kurfürst in dem verwilderten Schloßgarten gründlichen Wandel. Von der Stelle etwa, wo heute auf der vorspringenden Schloßterrasse die Säule den Platz andeutet, an welchem zu Jablonskis Zeit der unglückselige Münzturm errichtet wurde, dessen Einsturz Schlüter zu Falle gebracht und sein Dasein in einem Grade hier verbittert hat, daß er gern einer Berufung nach Petersburg folgte, zog sich die alte Umwallung der Stadt quer über den Platz, wo das Denkmal Friedrich Wilhelm III. steht, an der alten Börse vorbei nach der Friedrichbrücke und von da

*) Man betrachte nur die beiden auf uns gekommenen Radierungen einmal von dem Ringrennen auf dem Schloßplatz 1592 und dann von dem Feuerwerk daselbst 1595, von denen getreue Wiedergaben sich finden in Berners Geschichte des preußischen Staates (Bonn 1896) S. 100 u. 102.

weiter auf Berliner Seite längs der neuen Friedrichsstraße. Die in Köln bedeutend hinausgerückten Festungswerke hatten auch den etwas eingeengten, schief verlaufenden Garten vorteilhaft erweitert. Gegenüber dem Schloß an der Nordspitze der Insel, wo gegenwärtig der neue Museumsbau sich erhebt, war „das Bollwerk im Lustgarten" errichtet, bis zu dem hin der Schloßgarten sich nun erstreckte und zwischen dessen Facen und Flanken ein Orangenhaus Platz fand, das einen schönen Abschluß zu dem gegenüber liegenden Schloß bildete. Der so gewonnene beträchtliche Raum wurde mit dem früheren Gemüsegarten zu einer geschmackvollen vielbewunderten Anlage großen Stils nach den Regeln der herrschenden holländischen Gartenbaukunst verbunden. Drei Leibärzte, der Kammerpräsident, der Baumeister Memhard,*) ein Gärtner, ein Bildhauer mußten zusammen wirken, um diesen „Baum-, Küchen- und botanischen Garten" nach den Wünschen des Kurfürsten und seiner Gemahlin herzurichten. Und es gelang den „vielen Köchen" trotz alledem die Aufgabe vortrefflich. Blumen- und Gemüsegarten waren nach holländischer Art streng geschieden, die weiten Gänge für die Lustwandelnden mit Kirsch- und Mandelhecken eingefaßt; auf den Beeten prangten die mit krankhafter Leidenschaft gepflegten Harlemer Tulpen; der Wasserturm speiste die Springbrunnen und Teiche; Marmor- und Zinkstandbilder, von dem damals schon spottlustigen Berliner Volksmund als „Puppen" oder „Männerchen weiß als der Schnee" bezeichnet, zierten die breiten Fußwege. Wie heute an der andern Seite des Schlosses auf dem von der Stadt geschenkten Wasserbecken „Ägir" mit dem Dreizack tronet, so hier im Lustgarten das kolossale Standbild eines behaglich hingelagerten Neptuns. An den Längsseiten des Gartens standen ein paar Gebäude oder war deren Bau in Angriff genommen: neben dem Wasserturm (später Münzturm) das für die damalige Zeit und ihre Spiele unentbehrliche Ballhaus, auf der entgegengesetzten Seite die „Apotheke", deren zierlicher Bau mit den Dacherkern und dem auch im heutigen Berlin wohl noch schönsten Erker uns Spätgebornen eine liebe Erinnerung an die Zeit des kunstsinnigen Kurfürsten Joachim II. und des von seinem Baumeister Theiß aufgeführten Schlosses ist. Die fromme Gemahlin des Kurfürsten, treu an der Lehre des deutschen Reformators hangend, hatte die Schloßapotheke eingerichtet auch zur unentgeltlichen Nutznießung der Armen Berlins. In dem mit der Apotheke verbundnen chemischen Laboratorium im Erdgeschoß war ihr großer Schützling, der berühmte Thurneyßer, mit seinen Versuchen zur Herstellung von Rubinen und Smaragden beschäftigt; im oberen Stockwerk befand sich

*) Ein anschauliches Bild von der Memhardschen Lustgartenanlage bietet Zeilers Topographie. Der Garten hatte nun bei einer Breite von 190 Meter 600 Meter Länge.

seit 1661 die kurfürstliche Bücherei, in deren langem Saal unser Jablonski so manche Stunde studierend verbracht. Ja auch die singularis typographia pro bibliotheca hatte in dem fesselnden Bau ein Unterkommen erhalten. Mit ihren Schriftzeichen hatte Otto von Schwerin die „vier eigenen Lieder" der Kurfürstin Luise (ihre Lieblingslieder, aber nicht von ihr gedichtet) drucken lassen, darunter das weltberühmte Trostlied „Jesus, meine Zuversicht". Auch das erste Berliner Gesangbuch war vierzig Jahre vor der Ankunft Jablonskis aus dieser kurfürstlichen Druckerei hervorgegangen. Wo der neue Dom steht, erhob sich die „lange Gallerie", ein großartig gedachter Bau, der aber unvollendet blieb und als zweigeschoßiges Altangebäude den Lustgarten im Osten nach der Spreeseite hin abschloß; daneben war an der Stelle der alten Börse eine künstliche Grotte geschaffen.

Wie der Schloßhof den Berlinern zugänglich war, so auch der prächtige, nach damaligem Geschmack kunstgerecht und von mancherlei Künsten gezierte Lustgarten, innerhalb der Festungsmauern der schönste und beliebteste Spaziergang der Bewohner der vier Städte. Auch Jablonski suchte ihn während des Frühlings und Sommers häufig und gern auf. Schon nach ein paar Jahren hatte sich die Arbeit und Flut der Besuche in einem Grade gesteigert, daß er oft in den warmen Tagen des Morgens frühe schon aus seinem „Museum" entwich und auf einer der Bänke in einem abgelegenen, schattigen Laubgang des Gartens seinen Studien ungestörter wie daheim oblag. Als er ein paar Jahre hindurch seinem französischen Amtsbruder Lenfant bei seiner Bibelübersetzung und Auslegung behilflich war, konnte man die beiden gelehrten Geistlichen gar manches Mal in den Gängen des Gartens wie ein paar griechische Peripatetiker herumwandeln sehen, der eine las aus der fertiggestellten Übersetzung, der andre gab an schwierigen Stellen seine wissenschaftlichen Erörterungen.

12. Der Dom und seine Gemeinde.

Als der aus Königsberg berufene Hof- und Domprediger die Stelle in Berlin antrat, nahm — wie im vorangegangenen Abschnitt erwähnt — die westliche Hälfte des heutigen Schloßplatzes von der Breite- bis zur Brüderstraße der Dom mit dem ihn umgebendem Kirchhof ein. Im Norden grenzte der Domhof unmittelbar an das zweistöckige Altangebäude, das von dem großen Schloßtor gegenüber der Breitestraße bis an die Spreeseite reichte und in dessen Erdgeschoß die kurfürstlichen Stallungen, wahrscheinlich nur während des vergrößerten Neubaus des 1665 eingeäscherten Marstalles in der Breitestraße, untergebracht waren,

im Oberstock aber die kurfürstliche Kanzlei sich befand, die nach Überführung der Stallungen in ihr neues Gebäude um diese nun frei gewordnen Räume erweitert wurde. Im Süden trennte die schmale, längst schon eingegangne Domgasse die Kirche von den unansehnlichen Häusern zwischen der Breite- und Brüderstraße, die sich in jenen Tagen so wenig in das Straßenbild des Platzes mit seinem schmucken Fürstenschloß eingliederten wie heute, nur daß sie jetzt nicht mehr im Versteck eines Domes liegen. Wenn doch der prächtige, groß und monumental gedachte Schlüterſche Entwurf vom Jahre 1710 zur Ausführung gelangt wäre! An der Westseite des Domes nach der Spree hin waren in den letzten Jahrzehnten wesentliche Veränderungen vor sich gegangen. Hier hatten die von dem Großen Kurfürsten aus der Heimat seiner ersten Gemahlin herangezogenen Baumeister und Werkleute gründlichen Wandel am Flußbett und Ufer geschaffen; heute noch erinnert der Name der Friedrichsgracht an die im Wasserwerkbau so tüchtigen Arbeiter aus Holland. Auf dem Merianschen Stich gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ist noch der Baumschmuck auf dem freien Platz vor der Kirche sichtbar, den die alte Stadtmauer nach dem niedrig gelegenen Spreeufer abgrenzte. Die Mauer war gefallen, seitdem die neue Befestigung den Werder mit in die Umwallung der Stadt eingezogen; der Spreearm lag nun im Schutz der Bollwerke. Der weit ausgedehnte und vorgeschobne Wallgraben entzog dem alten Flußbett einen großen Teil seines Wasserzulaufes; die Ufer konnten somit in Köln und Friedrichswerder eingeengt und mußten zugleich erhöht und auch verschalt werden, als die Schleuße und die Mühlen errichtet wurden. Der auf der kölnischen Seite gewonnene Raum wurde für Hausbauten freigegeben, von der heutigen Schloßbrücke an bis zur Gertraudenbrücke. Jablonski fand bereits vom Domplatz aus, an der damals viel bewunderten Jungfernbrücke entlang bis zur Gertraudenstraße hin eine Reihe stattlicher Häuser vor, zum Teil im Besitz bemittelter Hugenotten. Der freie Platz vor der Kirche, wo an der Stelle, an welcher in meiner Studienzeit die sog. neue Stechbahn lag, der von dem Grafen v. Schwarzenberg (1628) neben seinem Palast (Brüderstraße 1 und 2) angelegte Garten grenzte, bildete einen beliebten Spaziergang für alle, wie der alte Küster treuherzig berichtet, „welche an Sommerabenden sich im Lustgarten noch nicht gesättiget, vielleicht auch einige, welche traurigen Gemütes waren und solche Traurigkeit durch eine Lustwandlung zu vertreiben suchen."

Der Dom, für beinahe ein halbes Jahrhundert die Predigtstätte Jablonskis, galt als die stattlichste Berliner Kirche um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts. Eine dreischiffige Hallenkirche von etwa 59 Meter Länge, der Unterbau wie bei Marien und Nikolai aus erratischen Blöcken und Feldsteinen aufgemauert, wie solche Findlinge die

Mark bot, darüber dann bis zum Dachsims Backsteinbau. Ebenfalls ähnlich wie bei der nun ausgebauten Propstkirche drüben in Berlin stiegen die beiden Westtürme an der Spreeseite über den Seitenschiffgewölben ohne Turmvorbau in die Höhe; zwischen den Türmen auf der flachen Vorderwand ein hochragender Giebel. Entsprechend den drei Schiffen an der vordern Mauerfläche drei spitzbogige Fenster, wie die andren an den Längsseiten mit kleinen, bleieingefaßten Butzenscheiben; unter dem mittleren der Haupteingang. Zwei Nebeneinlässe an der nördlichen und südlichen Längsseite führten von dem umgebenden Domhof in die Kirche. Der einschiffige Chor im Osten nach dem Schloßplatz bestand aus Chorvorlage und vieleckigem Schluß. Neben dem Chor, aber ohne baulichen Zusammenhang mit dem Dom und insofern an die Stellung eines Campanile in Italien erinnernd, stand ein unförmiger, viereckiger Glockenturm, der in seiner mäßigen Höhe das reiche und auch kunstvolle Geläute von drei großen und sechs kleinen Glocken trug. Das erschien damals als eine zu geringe Verwendung eines so wuchtigen Baues. Ohne Rücksicht auf das nebenanstehende gottesdienstliche Gebäude, dem er doch in erster Linie diente, war der Turm in seinem mittleren Geschoß Polizeigewahrsam für das kurfürstliche Hofgericht; außen um den Turm herum und an ihn angelehnt waren Hallen für Kaufläden errichtet.

Ein anschauliches Bild des Innern der seit anderthalb Jahrhunderten abgebrochnen Kirche zu gewinnen, fällt nicht leicht; nur eine Darstellung davon ist mir zu Gesicht gekommen, ein Kupferstich, der die von dem Schloßbaumeister Eosander v. Göthe aufs kostbarste hergerichtete Aufbahrung der Leiche Friedrichs I. im Dom darstellt*); aber die Umwandlung der ganzen Kirche bei diesem Anlaß in eine antike Totengruft, in welcher zwischen den Dompfeilern die künstlerisch-prachtvollen Sarkophage der zwölf brandenburgischen Kurfürsten aus Hohenzollernstamme an der Bahre des ersten Königs ihres Hauses eine eigentümliche Art ergreifender Totenwache der Toten hielten, erschwert eine klare Vorstellung des damals bereits seit beinahe einem Jahrhundert für den schlichten reformierten Gottesdienst hergerichteten Innenraums. Gegenüber dem Haupteingang erhob sich im Osten auf einer Reihe von Stufen, wenn auch kaum halb so hoch wie im Dom zu Brandenburg, der Chor, in römischer Zeit mit dem Hochaltar. In der Krypta unter dem Chor war von dem Großen Kurfürsten die später sog. königliche Fürstengruft neben der älteren sog. markgräflichen hergerichtet worden, beide einen auch in künstlerischer Beziehung ungemein wertvollen Schatz bergend, der pietätvoll in den späteren und nun auch in den neuen Dom übergeführt ist. Die hölzerne Kanzel

*) Die Festausgabe des Hohenzollern-Jahrbuches zur 200jährigen Jubelfeier der preußischen Königskrone bietet auf S. 254 eine Wiedergabe des Stiches.

stand an einem Pfeiler der Südseite des Mittelschiffes. Vor drei Jahren (1690) hatte sie der Kurfürst an die kurz zuvor in der Dorotheenstadt errichtete Kirche geschenkt und für den Dom eine neue, ebenfalls hölzerne Kanzel anfertigen lassen, die aber nun gegenüber an einem Pfeiler der Nordseite angebracht war. Nach der auf uns gekommenen Schilderung*) muß sie in einem unangenehm überladnen Barockstil ausgeführt gewesen sein, nicht unähnlich so mancher Kanzel aus jener Zeit, die bis auf den heutigen Tag in alten Kirchen ihr überlebtes Dasein fristet. Das kurfürstliche Gestühl war auf der ersten Empore unter dem nach der Schloßseite hin gelegenen Westturm, zu dem von dem erwähnten Altangebäude für die Kirchgänger aus dem Schloß ein gedeckter, mit den Bildsäulen der Kurfürsten geschmückter Gang führte. Neben diesem Gestühle eine besondere Reihe gesonderter Sitze für Hofbeamte. Die Gemeinde saß im Schiff und auf den beiden übereinander liegenden Emporen der Längsseiten. Jeder Haushalt der Gemeinde hatte nach der Zahl der angegebnen Familienglieder seine bestimmten, unentgeltlichen Plätze, die wie ein Erbstück der Familie angesehen wurden. Solange die Gemeinde klein und Raum im Dom noch reichlich vorhanden war, bot dies keine Unbequemlichkeit; in der Einführungsrede Jablonskis deutet Fuchs auf bereits eingerissene Übelstände hin. Einzelne Familien waren von Berlin verzogen, die ursprünglichen Inhaber gestorben, oder die Kinder hatten für ihren neugegründeten Hausstand eigne Stühle sich erworben; aber das erloschene alte Besitzrecht war unbeanstandet geblieben. Es gebrach schließlich an Raum für neu eintretende Gemeindeglieder, so daß eine Neuordnung der Plätze nach der Zahl der vorhandnen Familien eintreten mußte.

Ursprünglich (bereits im vierzehnten Jahrhundert) war der Dom Klosterkirche der um sie angesiedelten Dominikaner, für Köln demnach ebenso eine Ordenskirche, wie auf der andren Spreeseite für Berlin die Franziskaner ihre Klosterkirche besaßen. Kurfürst Joachim II. hatte 1536, also nur drei Jahre vor seinem Anschluß an die Reformation, eine tiefgreifende Änderung mit der dicht an seinem prachtvollen Schloß gelegenen Klosterkirche eintreten lassen. Die Dominikanermönche wurden aus ihren 200 Jahre innegehabten Räumen nach Brandenburg, von wo sie einst gekommen, in ihr dortiges Mutterhaus verwiesen. Ihr unbeweglicher Besitz in Berlin wurde in ein reich ausgestattetes Domstift mit zwölf Domherrn, die Ordenskirche in eine Dom-Stiftskirche umgewandelt und dem dreieinigen Gott, der Jungfrau Maria, der heiligen Maria Magdalena und dem Bischof und Märtyrer Erasmus geweiht. Die ganze reiche Ausstattung der Kirche seitens des kunstsinnigen Kurfürsten

*) Bei Küster, Alt- und Neu-Berlin I, 39 ff.

und auch seines ebenso prachtliebenden Oheims, des Kardinal-Erzbischofs Albrechts von Mainz, ihre Heiligenbilder und Reliquien u. s. w. blieben unangetastet der Kirche, auch nachdem die Reformation in Brandenburg ihren Einzug 1539 gehalten, das Domstift lutherische Domkirche geworden. Täglich am Morgen und zur Vesperzeit war Gottesdienst; die Gemeinde sang die von alter Zeit hergebrachten lateinischen Lieder, der Magdalenen- und Erasmustag (22. Juli und 2. Juni) galten als hohe Domfesttage auch der lutherischen Gemeinde. Erst der Sohn Joachims, in entschiedenerer Weise noch der Enkel, Kurfürst Joachim Friedrich, schafften einen der Reformation mehr entsprechenden Wandel. Der Dom wurde nun oberste Pfarrkirche in Köln, damit über die Petrikirche gestellt, deren Geistliche die Gottesdienste in ihr zu versehen hatten; er verlor seine Schutzheiligen aus der römischen Zeit und hieß fortan nur Kirche der heiligen Dreifaltigkeit. Der lutherische Generalsuperintendent Pelargius hatte in Anlaß dieser Änderungen 1608 die Kirche neu zu weihen.

Seitdem durch Verweisung der Dominikaner nach Brandenburg ihr Besitz in Köln herrenlos geworden, galt das Domstift und der Dom als Eigentum der Kurfürsten. Mit ihnen hatte er binnen noch nicht achtzig Jahren (1536—1613) dreimal wie das Bekenntnis so auch die Gottesdienstordnung zu wechseln. Als Kurfürst Johann Sigismund am 25. Dezember 1613 sich und noch 54 angesehenen Männern, die zum Teil seit Jahren (wie der Kanzler Fr. Prückmann, Burggraf Abr. Dohna, Ad. v. Schlieben u. a.) sich der reformierten Kirche angeschlossen, das heilige Abendmahl nach reformierter Weise von seinen beiden Hofpredigern Füssel und Finck reichen ließ, war damit der Dom für den Gottesdienst des Kurfürsten und der sich bildenden Gemeinde in Beschlag genommen. Die beiden Hofprediger versahen fortan den Gottesdienst in demselben; die Geistlichen von St. Peter waren ihres Predigtdienstes am Dom ledig geworden. Der Dom selbst hatte bis dahin keine Sondergemeinde; die Petrikirche und ihre Pastore genügten vollkommen den Bedürfnissen der kleinen Gemeinde in Köln, die treu an ihrer altehrwürdigen Propsteikirche hing. Nun erst erhielt auch der gemeinde- und hirtenlose Dom seine sich bildende Gemeinde, deren Pastore die beiden Hofprediger wurden. Aber der Dom selbst bedurfte eine der neuen Gemeinde entsprechende, viel schlichtere Ausstattung, als sie noch wesentlich aus römischer Zeit bis dahin beibehalten war. Der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Johann Georg, der wie sein jüngerer Bruder, Markgraf Ernst, noch früher als Johann Sigismund sich der reformierten Kirche angeschlossen und während der oft längeren Abwesenheit des Kurfürsten Statthalter der Mark Brandenburg war, ließ in der Judica-Woche 1615 die vorhandenen Kruzifixe, Heiligenbilder, den Hochaltar im Chor, einen Seitenaltar außerhalb desselben entfernen und in den Chor einen

einfachen Abendmahlstisch stellen. Zu welch einem wüsten Aufstand dies den Anstoß gab, ist nicht nötig, hier im einzelnen zu erzählen; noch bei der Einführung Jablonskis hat Geheimrat Fuchs auf den tief beklagenswerten Vorfall angespielt (vergl. S. 113). Der Sturm war vorübergezogen; der Hauptanstifter Stuler, Diakonus an St. Petri, durch ein angerufenes Gericht in Leipzig des Landes verwiesen. Die Bürger in Köln mußten sich allmählich drein fügen, auf ihrem alten städtischen Grund und Boden eine Kirche zu haben, deren Glieder der ihnen verhaßten reformierten Sekte angehörten und aus den vier Schwesterstädten (Berlin, Köln, Friedrichwerder und Dorotheenstadt) in ihr zum Gottesdienst sich versammelten.

Der ältere der beiden Söhne Johann Sigismunds und Erbe in der Kurwürde, Georg Wilhelm, hatte sich allem Anschein nach noch etwas früher wie der Vater der reformierten Kirche angeschlossen, wohl unmittelbar nachdem er 1613 als Nachfolger seines Oheims Statthalter in den neu erworbenen jülisch-clevischen Ländern geworden war. Er war mit der Urgroßtochter des frommen Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, einer Schwester des unglücklichen Böhmenkönigs, vermählt und wie sie und auch sein Vater ein überzeugungsvolles, treues Glied der reformierten Kirche. In die schwere Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt seine Regierung. Den Forderungen des unglückseligen Krieges an einen evangelischen Hohenzollern war er, zumal unter dem verhängnisvollen Einfluß seines obersten Ratgebers, Grafen v. Schwarzenberg, nicht gewachsen. Er selbst hielt frommen Herzens unerschütterlich fest an dem evangelischen Bekenntnis; aber in seiner nächsten Umgebung, selbst in seinem Hause mußte er erleben, daß unter den Versuchungen und Lockungen des argen Krieges einzelne abtrünnig und zur römischen Kirche rückfällig wurden. Sein lutherisch gebliebner Oheim Christian Wilhelm, ebenso seine an den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor vermählte Schwester Katharina, sind im Laufe des Krieges katholisch geworden; unter den Hohenzollern ein unerhörter Fall. Aber der Dom und die in ihr sich sammelnde Gemeinde sollte nach seinem entschiednen Willen einem etwaigen Wechsel des Gottesdienstes und Bekenntnisses fernerhin nicht mehr ausgesetzt sein. Ein solcher von dem Kurfürsten befürchteter Umschlag war in jenen wechselreichen Tagen nicht ausgeschlossen. 1620 war der Kurprinz Friedrich Wilhelm geboren. Würde der Vater vor der Volljährigkeit des Sohnes gestorben sein, so konnte möglicherweise die Vormundschaft und Erziehung des unmündigen Prinzen an die lutherisch gebliebnen fränkischen Markgrafen gelangen, die im Geiste ihrer Zeit nicht angestanden haben würden, den Kurprinzen in ihrem Bekenntnis zu erziehen. Diese Bedenken trugen, wie aus dem Erlaß zu ersehen, wesentlich dazu bei, daß der Kurfürst 1632 — ein halbes

Jahr vor dem jähen Tode Gustav Adolfs auf dem Schlachtfeld von Lützen — den Dom ganz und für alle Zeit der reformierten Gemeinde in Berlin zu eigen gab. Die darüber ausgestellte Urkunde ist wichtig genug, um auch hier auf einzelne Punkte die Aufmerksamkeit zu lenken.[17])

In dem bedeutsamen Schriftstück ordnet und gebietet der Kurfürst und verpflichtet zugleich feierlich alle seine Nachkommen, daß von nun an und zu immerwährender Zeit und unverrückt der Dom als eine „absonderliche Pfarrkirche und Parochie derer, so sich zu unsrer erkannten, wahren reformierten Religion bekennen, gehalten und stetiglich bleiben soll. Im Falle der Sohn oder irgend ein Nachfolger auf dem Throne der reformierten Lehre abtrünnig wird, darf in der Kirche selbst keine Veränderung der Religion, weder in der Gottesdienstordnung noch auch in der Lehre, vorgenommen werden. Drei rechtschaffen berufne reformierte Geistliche, ein Pastor und zwei Prediger, sollen am Dome angestellt werden. So lange die Herrscher der reformierten Kirche angehören, steht es ihnen zu, ihre Hofprediger Gottesdienst und Amtshandlungen im Dom verrichten zu lassen. Ebenso lange sind sie auch die Pastore der Kirche. Für den „unverhofften Fall" aber, daß sie den reformierten Glauben wechseln, steht Berufung und Anstellung der drei Geistlichen den vornehmsten Gliedern und bewährten Ältesten der Gemeinde zu. Als weitere Sicherstellung ordnet der Erlaß eine gänzliche Trennung dieser „Oberpfarr- und Domkirche" von der Schloß- oder Hofkapelle an. Die Verordnung schließt mit der feierlichen Zusicherung göttlichen Segens für alle, welche diese Satzung gottesfürchtig innehalten, mit der Androhung des ernsten Fluches des Kurfürsten und Gottes harter und schwerer Strafe für alle, die sie zu brechen wagen.

Förmlich und durch ein ausdrückliches, rechtskräftiges Gesetz ist diese Verordnung niemals aufgehoben worden. Noch manche Äußerlichkeiten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht bis zur Stunde fortgeerbt, gehen in ihrem Ursprung auf diese Verordnung zurück. Die Geistlichen tragen die Bezeichnung „Hof- und Domprediger", zum Hinweis auf die anfänglich nicht zusammenfallende zwiefache Stellung. Die drei Geistlichen der Domgemeinde brauchten nicht zugleich Hofprediger zu sein. Noch Jablonski fand bei seinem Amtsantritt Kollegen vor, die zum Teil jahrelang Domprediger gewesen, ehe sie zu Hofpredigern berufen wurden; wir haben schon gehört, wie bei seiner Ernennung der Domprediger Schmettau ungehalten war, daß bei der Wahl weder das Domministerium noch auch die Gemeinde um ihre Ansicht gefragt wurden. Erst unter König Friedrich Wilhelm I. wurde zum letzten Male ein langjähriger Domprediger nachträglich noch zum Hofprediger gemacht. Wie ihre reformierte Schwesterkirche drüben in Berlin (die Parochialkirche) hat auch der Dom in Köln keine örtlich umgrenzte Gemeinde, konnte sie der Natur der

Sache nach nicht haben. Bis zur Stunde besitzen beide Kirchen nur Personalgemeinden, ursprünglich aus den durch die ganze Stadt zerstreuten Reformierten bestehend. Bis zur Errichtung der reformierten Parochialkirche wurde vielfach auch in behördlichen Schriftstücken der Dom kurzweg die reformierte Kirche genannt.

Die Übereignung des Domes an die sich bildende reformierte Gemeinde der Stadt machte die Schaffung einer Sonderbehörde, zunächst für die Verwaltung des meist in Liegenschaften angelegten Domvermögens, erforderlich. Bereits 1658 hatte der Große Kurfürst das Domkirchendirektorium eingesetzt, dem neben der Vermögensverwaltung auch die Leitung der Domangelegenheiten oblag. Aus hohen, selbstverständlich der reformierten Kirche angehörigen Räten war das Direktorium gebildet; der Kurfürst als oberster Bischof berief die Mitglieder. Vorsitzer war bei dem Amtsantritt Jablonskis der Wirkliche Geheime Staatsrat von Fuchs; außer ihm noch der bekannte Geheime Kammergerichtsrat Joachim Scultetus und der Hof- und Kammergerichtsrat Christoph Stosch. Erst seit drei Jahren (1690) bekamen, während Fuchs darauf verzichtete, die beiden andren Mitglieder für ihre Mühewaltung aus den Domeinkünften eine Entschädigung (je drei Wispel Roggen, Gerste und Hafer). Bis dahin verrichteten die Mitglieder, wie es sich für eine reformierte Gemeinde allein geziemt, solche Arbeit unentgeltlich. Man kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß das Direktorium erst zu einer Zeit eingesetzt worden wäre, nachdem der Kurfürst in der den aufgenommenen Hugenotten willig zugestandnen Gemeindeverordnung die für ersprießliches reformiertes Gemeindeleben unbedingt erforderliche Einsetzung von Kirchenältesten und Diakonen aus der Nähe kennen gelernt hätte. Das sei nebenbei bemerkt, daß aus diesem Domkirchendirektorium das heutige „Kirchenkollegium" der Oberpfarr- und Domkirche hervorgegangen ist, deren Mitglieder weder von der Gemeinde, noch ausschließlich aus ihrer Mitte gewählt werden.

Die durch Verordnung des Kurfürsten Georg Wilhelm feierlich und förmlich in den unantastbaren Besitz der Oberpfarrkirche gelangte reformierte Gemeinde bildete keinen kleinen Bruchteil der Berliner Gesamtbevölkerung. Wir sind nur auf mutmaßliche Schätzungen angewiesen; genaue, sorgfältige Zählungen, wie sie die gegenwärtige Blütezeit der Statistik fordert und auch bietet, kannte man in jenen Tagen nicht. In dem ersten Jahrzehnt Jablonskis betrug die Zahl der Taufen (nur über sie geben die vorhandenen Kirchenbücher Auskunft) in der Domgemeinde im wachsenden (1693: 90; 1699: 121) Jahresdurchschnitt 105 Kinder; dem würde — schätze ich richtig — eine Gemeinde von etwa 3500 – 4000 Seelen entsprechen. Eine mir vorliegende Angabe*) über

*) Muret, Gesch. der franz. Kolonie in Brandenburg (Berlin 1885) S. 34.

die vermutete Gesamtbevölkerung Berlins beziffert dieselbe für die Jahre 1697—1703 auf 27650 Seelen. Für das Jahr 1690 hat der alte Büsching nur 14000 Seelen angenommen, nach neuern Berechnungen sollen es 21000 gewesen sein. Die nach beiden Angaben immerhin bedeutende Zunahme mag zum großen Teil auf das starke Anwachsen der Flüchtlinge aus Frankreich zurückzuführen sein, deren Zahl in Berlin in den Jahren 1697—1703 auf 5354 Seelen angenommen wird. Werden den Franzosen noch die deutschen Reformierten zugezählt, so ergiebt sich, daß die Reformierten in jener Zeit rund ein Drittel der Berliner Bevölkerung bildeten. Während die unter dem Großen Kurfürsten nach Berlin übergesiedelten Niederländer, deren Zahl wohl kaum mehr ausgerechnet werden kann, sich alsbald der Domgemeinde anschlossen und in ihr aufgingen, war den Flüchtlingen aus Frankreich von vornherein in edler und weitherziger Weise auch in kirchlicher Beziehung ein Sonderbestand gewährleistet und auch treu gehalten worden. Bis sie eigene Kirchen sich errichtet, wurde ihnen Gastrecht für ihre Gottesdienste nach heimischer Weise gewährt, zunächst seit 1682 in der Schloßkapelle, dann nach dem Tode des Großen Kurfürsten für dreizehn Jahre (1688—1701) im Dom, in welchem sie allsonntäglich des Vormittags um elf, des Abends um fünf Uhr nach Beendigung der deutschen Gottesdienste ihre eignen in ihrer Muttersprache hielten.

Die Gemeinde war, wie ersichtlich, kirchlich gut und auskömmlich versorgt. Neben ihren drei Geistlichen walteten in völlig ebenbürtiger Weise die zwei Hofprediger des Amtes; bald schon waren die anfänglich getrennten Stellungen mit einander verschmolzen. Auf je 700 Seelen kam somit am Ende des Jahrhunderts eine geistliche Kraft; eine Zahl, die heutzutage nur noch in wenigen reformierten Ländern als die Grenze für einen Pastor angesehen wird. Freilich beanspruchte damals eine evangelische Gemeinde viel mehr von ihrem Pastor als in unsren in dieser Beziehung recht genügsam gewordnen Zeiten. Vor mir liegt ein nach mehr wie einer Seite hin höchst beachtenswertes Schriftstück.*) 1710 hatte König Friedrich I., um die Domgeistlichen etwas zu entlasten, einen sechsten Domprediger angestellt. Nun kam ihm das unbegründete Gerücht zu Ohren, als ob die Prediger für die Wochengottesdienste häufig Kandidaten für sich eintreten ließen. Der Kurfürst erteilte ihnen deshalb durch den Bischof Ursinus eine leise Rüge. Die Prediger wehrten dieselbe in einem längeren Schreiben ab, in einem allgemeinen Teile (von Jablonski verfaßt), dem Sondergutachten jedes einzelnen Geistlichen beigefügt sind. Das erhaltene Schreiben — erklären sie freimütig dem König — sei ihnen „höchst schmerzlich und seelenempfindlich“ gewesen.

*) Geh. St.-A. Dom 2. 46.

Von Weihnachten bis zum 30. März hätten die Domprediger 55 Predigten im Dom und ebenso viele in der Schloßkapelle gehalten, trotzdem einer von ihnen fünf Wochen krank gewesen. Insbesondere führte Jablonski an, daß er in dem in Frage stehenden Vierteljahr keine seiner Predigten abgegeben, dagegen für den einen oder andren verhinderten Kollegen noch eingesprungen sei; nur in einer Wochenbetstunde habe er sich vertreten lassen, da tagszuvor sein Kind gestorben, das er habe beerdigen müssen. Neben diesen gehäuften Arbeiten in der Stadt seien ihm noch vom Könige zugewiesen vierteljährliche Austeilung des heiligen Abendmahls in Bernau, wo die reformierte Gemeinde noch keinen eignen Prediger besitze, ebenso auch in Wusterhausen, beides regelmäßige Fahrten über Land, die mit dem Opfer eines Tages nicht auszurichten waren und die er auf seine eignen Kosten zu bestreiten hatte.

Zwei Mal allsonntäglich hatte die Domgemeinde Gottesdienst, von dem sich nicht leicht ein Glied ausschloß. Auch die Geistlichen mußten jedes Mal zugegen sein, selbst bei den zahlreichen Wochengottesdiensten. Sie hatten ihren eignen Predigtstuhl und in demselben jeder einzelne nach dem Dienstalter seinen bestimmten Platz, den sie nur dann mit einem günstiger gelegenen vertauschen durften, wenn sie wegen Schwerhörigkeit der Predigt nicht mehr folgen konnten. Denn der Predigtstuhl war weitab von der Kanzel angebracht, dicht an der Sakristei, die an die südliche Torvorlage angebaut war. Zu diesen Gottesdiensten am Tage des Herrn kamen noch am Dienstag und Donnerstag gut besuchte Vormittagsgottesdienste, am Montag und Freitag Betstunde, alle 14 Tage am Sonnabend Vorbereitungsgottesdienst für das heilige Abendmahl, am ersten Mittwoch jedes Monats Buß- und Bettag mit Vor- und Nachmittagsgottesdienst. Der Große Kurfürst hatte 1664 diesen Bußtag im Hinblick auf den Türkenkrieg angeordnet mit dem Beifügen, „daß derselbe von Jedermann fleißig besucht werden soll, es wäre denn, daß einige Alters, Krankheit oder andrer unumgänglicher Ursache willen zur Kirche nicht kommen können; diese haben zu Haus mit den Ihrigen das allgemeine Bußgebet mit herzlicher Andacht zu verrichten." *) Wegen abnehmender Beteiligung wurde die Zahl der nachmittäglichen Betstunden verringert. Bis 1679 waren es deren vier, dann drei, von 1685 nur noch zwei; aus dem gleichen Grunde wurde auch die Zeit von halb zwei auf zwei Uhr verlegt. Schon seit 1656 wurden an diesen beiden übrig gebliebnen Tagen (Montag und Freitag) nach der Betstunde die Zöglinge der Joachimsthaler Schule im Dom über den Heidelberger Katechismus geprüft. Seit 1662 gelangten die aus Gebrauch gekommenen öffentlichen Katechismuserklärungen eine

*) Mylius, Corpus constitutionum Marchicarum I, 2. 82.

halbe Stunde vor den Sonntag-Nachmittagsgottesdiensten wieder zur Aufnahme; ihre treue, gewissenhafte Haltung wurde den Domgeistlichen warm ans Herz gelegt. Die Sonntagsperikope des Heidelberger Katechismus wurde verlesen und darauf die diesen Abschnitt begründenden Worte der Heiligen Schrift erklärt.

Durch kurfürstliche Verordnung war 1677 der Vormittagsgottesdienst im Dom auf neun Uhr angesetzt. Schon um halb neun Uhr wurden, während die Gemeinde sich sammelte, ein paar Kapitel der Heiligen Schrift und die sonntägliche Perikope des Heidelberger Katechismus verlesen. Sobald das dritte Geläute vorüber und der Prediger die Kanzel bestiegen, mußte die Gemeinde versammelt sein; Späterkommende hatten eine Geldstrafe zum Besten der Gemeindearmen zu zahlen. Der Gottesdienst begann mit einem kurzen Psalmengesang. Die Domgemeinde war die erste in Berlin, die ihr eignes in Berlin verlegtes Gesangbuch schon seit 1623 besaß. Erklärlich; denn die Lutheraner bedienten sich des Wittenberger Gesangbuches; die Reformierten in Brandenburg-Preußen bedurften ein eignes, in dem auch der geforderte Psalmengesang aufgenommen war. Ein Vierteljahrhundert später gab der berühmte Kantor und Musikdirektor an der Nikolaikirche, Joh. Crüger, ein neues, dem Kurfürsten und seiner sangesfreudigen Gemahlin Luise Henriette gewidmetes Gesangbuch für die Domgemeinde heraus, die Psalmodia sacra, deren spätere Auflagen von 1700—1736 Jablonski besorgte und anfänglich auch bevorwortete.[18]) An den Psalmengesang reihte sich das längere Kanzelgebet, das der Gemeinde durch seinen Abdruck im Gesangbuch wohlbekannt war. Darauf das Hauptlied und die Predigt. Was ihre Länge betrifft, würde sie unsren heutigen Kirchgängern wohl kaum mehr zusagen. Wiederholt war den Predigern — nicht nur des Doms — eingeschärft worden, nicht länger als eine Stunde die Predigt auszudehnen. Immer wieder vergeblich. 1692 ließ der Kurfürst heimlich das damals übliche Stundenglas auch auf der Domkanzel anbringen. Die Geistlichen lehnten sich wider diesen Eingriff auf. Der Domprediger Brunsenius ging zum Kurfürsten und drang auf Beseitigung solcher Bevormundung vor den Augen der ganzen Gemeinde. Friedrich III. fuhr den Prediger an: „Was? Bin ich nicht supremus episcopus?“ Aber Brunsenius gab nicht nach, bis der Kurfürst den ärgerlichen Mahner mit seinen Sandkörnlein von der Kanzel entfernen ließ und zwar — wie Jablonski von seinem Amtsbruder hörte — mit den Worten: „Ich habe es nur zur Schonung der Geistlichen angeordnet; ich liebe sie so, daß ich sie gern konservieren wollte.“ Nach der Predigt noch ein Schlußgesang und die Erteilung des Segens.

Während des Hauptliedes ging der Klingelbeutel um, dessen Ertrag ungeschmälert den Armen zugute kam. Vielleicht hat auch dies zu einer

verhältnismäßig reichlichen Opfereinlage beigetragen. Nach einer noch vorhandnen Angabe*) betrug die Einnahme des Klingelbeutels in der Zeit vom 29. Dezember 1689 bis Ostern 1690 874 Taler, wobei angemerkt ist, daß die größere Hälfte der Summe „oben" (wo auch das kurfürstliche Gestühl sich befand) in den Klingelbeutel eingelegt wurde. Die Ansprüche waren keine geringe. So erhielten beispielsweise von den Eingängen des eben genannten Vierteljahres reformierte Hausarme 416 Taler, lutherische 225, fremde Armen 123. Ja selbst auswärtige reformierte Prediger und Predigerwitwen wurden, ehe der Mons pietatis gestiftet war, aus dieser Domsammlung unterstützt. Um der dadurch entstandnen fortwährenden Ebbe in der Dom-Armenkasse aufzuhelfen, hatte der Kurfürst 1690 angeordnet, daß auch bei den Nachmittagsgottesdiensten der Klingelbeutel herumgereicht werden soll, hatte er ferner 1692 das Gesuch der Domprediger bewilligt, daß wieder wie früher der Ertrag des Klingelbeutels bei den Hoflagern, wenn der Kurfürst in Begleitung eines Hofpredigers sich längere Zeit auf Reisen befand, an die Dom-Armenkasse abzuliefern sei. So konnte einst Hofprediger Ursin, von einer Reise des Kurfürsten nach Preußen heimgekehrt, 175 Taler als Ertrag des Klingelbeutels der Dom-Armenkasse übergeben.

Früher, in den Anfangszeiten des Großen Kurfürsten, beging die Domgemeinde vierteljährlich die Feier des heiligen Abendmahls. Obgleich die ganze mündige Gemeinde jedesmal daran teilnahm, beanspruchte die Feier nur kurze Zeit. Bei wachsender Gemeinde mußte sie auf jeden ersten Sonntag eines Monats verlegt werden; aber auch dieses genügte bald nicht mehr. Auf Pfingsten 1691 waren der Abendmahlsgäste so viele, daß die Austeilung bis halb zwei Uhr währte, die Gemeinde demnach viereinhalb Stunden im Dom versammelt war. So wurde von da an alle vierzehn Tage eine Abendmahlsfeier anberaumt. Tags zuvor war der Vorbereitungsgottesdienst, an dem alle Abendmahlsgäste teilzunehmen hatten. Zum Beginn desselben wurde jedesmal der 51. Psalm gesungen, dann folgte die Predigt, darauf der Gesang des Liedes „Allein zu dir, Herr Jesu Christ." Und nun die lange Vorbereitung nach reformiertem Brauche, die auch in dem Gesangbuche abgedruckt war und unter Zugrundelegung der herrlichen 81. Frage des Heidelberger Katechismus die Gemeinde aufforderte in betreff ihrer Sünde, ihres Glaubens, ihrer Entschließungen. Nachdem die Gemeinde zu dreien Malen die gestellten Fragen mit Ja beantwortet, wurde ihr die Sündenvergebung zugesichert und der Geistliche schloß mit den Worten: „So jemand sonderlich ein Anliegen hätte, darum er sich mit uns Kirchendienern gerne besprechen wollte, der komme im Namen Gottes; es soll ihm unverweigert sein." Das war nun

*) Geh. St.-A. K. II, 23.

freilich ein andres als der in den benachbarten lutherischen Kirchen noch nicht völlig beseitige Beichtstuhl. Nach erteiltem Segen sang die Gemeinde noch: „Nun lobe meine Seel' den Herrn." — Andren Tages nach der Frühpredigt sang die Abendmahlsgemeinde, während die, welche der Feier nicht beiwohnen wollten, den Dom verließen, das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Darauf verlas der Geistliche von der Kanzel die ebenfalls im Gesangbuch abgedruckte ausführliche Auseinandersetzung, wie das Abendmahl würdig zu genießen sei und was es dem Gläubigen biete. Dem angereiht ein gemeinsames Gebet, das Gebet des Herrn, das apostolische Glaubensbekenntnis. Der Geistliche begiebt sich nun nach dem auf dem erhöhten Chor zubereiteten Abendmahlstisch und die Gemeinde empfängt das heilige Mahl. Die dabei im Dom herrschende feierliche, ruhevolle Ordnung wurde vorbildlich. So schreibt ein Erlaß vom 15. Februar 1699 zur Abwehr der damals in den lutherischen Kirchen Berlins herrschenden Unsitte, daß allemal bei der Austeilung des Abendmahls Streit und Ärgernis wegen des Vortritts zum Altar stattfand, vor, „daß die Kommunikanten nach dem Beispiel bei dero allhiesigen Schloß- und Domkirche die in den nächsten Stühlen ohne Unterschied des Standes und der Personen zuerst zu dem Tische des Herrn und die Übrigen ihnen darauf in gleicher Ordnung nach den Stühlen folgen, die Contravenienten aber und welche sich vor andren hervordrängen, mit willkürlicher Strafe belegt werden sollen." — Eine ganze Reihe von Psalmen und geistlichen Liedern wurden in feststehender Reihenfolge während der Austeilung gesungen. Nach Beendigung dann noch gemeinsames Gebet, Segen und der Gesang von: Gott sei gelobet und gebenedeiet.

Es sei genug aus dem Leben der Domgemeinde zur Zeit, als Jablonski seine pastorale Arbeit an ihr begann.

---

13. Einleben in Berlin.

Für das erste Jahrzehnt des Aufenthaltes in Berlin besitzen wir an dem noch vorhandnen Tagebuch Jablonskis eine wertvolle Fundgrube zur Kunde der äußeren Erlebnisse in der neuen Stellung. In erwünschten Mitteilungen über die eigne Person oder die Familie, in Beurteilung der Leute und Vorkommnisse ist dasselbe freilich auffallend karg und spröde; der einfachste Chronist könnte nicht zurückhaltender sein. Je länger je mehr bei rasch wachsenden Berufsarbeiten enthalten die zahlreichen Blätter fast nur kürzeste tägliche Eintragungen von dem, was der Tag gebracht, wieviel Besuche gemacht oder empfangen wurden, von wem und an wen die von Monat zu Monat sich häufenden, schier zahl-

losen Briefe geschrieben sind, ab und zu eine Anekdote, auch ein vereinzelter Klatsch aus den Unterhaltungen eines reichen und, wie es scheint, plauderseligen, geselligen Lebens damaliger Zeit. Von dem, was eine später heraufkommende, gefühlsam-weichherzige Zeit von ihren Empfindungen in die Tagebücher ergossen, keine Spur. Seelenvorgänge vertraut Jablonski kaum dem Briefe eines nahen, warmen Freundes an. Hunderte von Briefen habe ich aufgespürt und gelesen; die Ausbeute an persönlichen oder häuslichen Erlebnissen ist ungemein dürftig.

Am 29. März 1693 hatte Jablonski seine Abzugspredigt in Königsberg gehalten; der erste Tagebucheintrag in Berlin ist vom 21. April. Bedenkt man den weiten Weg, dazu die Ungunst der Jahreszeit um die Frühjahrswende, so muß der Aufbruch aus der preußischen Hauptstadt bald nach dem Abschied von der Gemeinde stattgefunden haben. Wahrscheinlich, daß die Pastorin noch zurückblieb, die Haushaltung aufzulösen und Nachricht abzuwarten, daß ein Unterkommen gefunden. Ein Pastorat besaß die Domgemeinde nicht, damals nicht mehr. Erst seit kaum einem halben Jahrhundert hat sie ein solches erworben und selbst heute noch nicht ein für alle ihre Geistliche ausreichendes. Denn die mit einer Wohnung ausgestattete Stellung eines Ephorus am Domkandidatenstift ist nicht unumgänglich mit der des Oberhofpredigers verbunden. Der während ein paar Jahrhunderten bestandene auffällige Mangel ist erklärlich. Jahrzehnte hindurch wurden die Gottesdienste des Domes von den Geistlichen der Petrikirche versehen; als dann die Kirche der reformierten Gemeinde übergeben ward, fand sich kein eignes Pastorat für die Domgeistlichkeit vor. Vor dreißig Jahren (1661) hatte zwar zur Beseitigung des Übelstandes der Kurfürst in der Grünstraße das Haus des verstorbnen Christian Lindholz für eine Hofpredigerwohnung kaufen lassen; es findet sich auch noch im Staatsarchiv ein Schreiben des Grafen Schwerin an den Oberjägermeister Hartmann, auf Befehl des Kurfürsten das nötige Bauholz zu liefern, damit der Hofzimmermann das Haus für eine Pfarrwohnung herrichten könne; ich wüßte aber keinen Domgeistlichen zu nennen, der dies Pastorat bezogen hätte. Sie besaßen alle eigne Häuser. Es wird dem neu erworbnen Besitz vielleicht ähnlich ergangen sein, wie ein paar andren Häusern der alten Domdekanei. In der Brüderstraße gehörten ihr die Häuser Nummer 13, 36, 39, 45 (nach Fidicin); dieselben waren aber schon unter der vorigen Regierung veräußert worden, wohl aus dem gleichen Grunde, der mir bei einem der vier Häuser (vielleicht Nummer 13, denn es lag zwischen dem Haus des Leibarztes Böttcher und dem Eigenbesitz des Hofpredigers Sagittarius) bekannt geworden ist.*) Während der Verwüstungen

*) Geh. St.-A. Rep. II, Dom 10.

des dreißigjährigen Krieges waren die Domeinkünfte aus den Liegenschaften auf dem Lande so spärlich eingegangen, zum Teil völlig versiegt, daß gegen Ende der Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm die Rückstände der Gehaltszahlung für Domgeistliche und Lehrer an 4000 Taler betrugen. Noch 1660 hatte die Witwe des Dompredigers Joachim Menzel eine alte, hochaufgelaufene Gehaltsforderung von 1038 Talern. Der Kurfürst befahl den Domvorstehern, das in der Brüderstraße noch besitzliche Haus für 838 Taler zu verkaufen und aus der Domkasse 200 Taler bar zur Tilgung dieser Schuld zuzulegen.

Für einige Zeit im Gasthof abzusteigen, wäre damals einem Domprediger ungewohnte und auch unschickliche Sachen gewesen. Die Franzosen hatten vor ein paar Jahren den ersten anständigen Gasthof in Berlin, „die Stadt Paris," in der Brüderstraße errichtet. So galt es, auf die Suche nach einer Wohnung zu gehen. Eine geeignete fand Jablonski im Wiedekingschen Hause, dem zweitältesten Gebäude auf dem Werder, der seit der neuen Festungsanlage von Jahr zu Jahr wohnlicher wurde. Der Direktor des Joachimsthalergymnasiums, Bechner, erzählte Jablonski, daß er sich der Zeit erinnere, wo an Stelle des Wiedekingschen Hauses (wahrscheinlich unweit von Raules Hof) ein Teich gewesen, in dem man noch vor vierzig Jahren (1654) Hechte gestochen. Der Hofprediger konnte leicht von seiner Wohnung nach dem Dom gelangen. Noch hatte Schlüter die Jungfernbrücke nicht gebaut; aber ein schmaler Holzsteg unweit der von dem Holländer Wibrand Gerritson errichteten Schleuse führte nach der Spreegasse und von da zur Kirche. Mietwohnungen waren in jenen Tagen, zumal für einen Geistlichen, ein Notbehelf; man suchte sobald wie möglich in den Eigenbesitz eines Hauses zu gelangen. Fast alle Domgeistliche waren Hausbesitzer. Das älteste Berliner Adreßbuch von 1704 weist von den sechs Dompredigern nur die beiden jüngsten, zwei Jahre zuvor erst ins Amt getretne Domprediger noch in gemieteten Räumen nach. Bischof Ursin besaß ein stattliches Haus am neuen Markt gegenüber der Marienkirche, neben dem großen Prediger-Witwenhaus von Nikolai und Marien; Oberhofprediger Schmettau hatte sich in Friedrich-Werder angekauft; Selig in der Klosterstraße. Da auch nach ein paar Jahren Jablonski. Lange hatte er nach einem passenden Besitz gesucht; endlich im Mai 1698 das Haus des Geheimen Kammerrats Weise in der Klosterstraße (Nummer 41) erworben. Die Straße war eine der ansehnlichsten in Berlin, wohl ebenso breit wie drüben in Köln die Breitestraße; fast jedes einzelne Haus ein fesselndes, in dauernden Stein geschriebnes Blatt aus dem Geschichtsbuch von Alt-Berlin und seiner geistlichen und weltlichen Patrizier. Gegenüber dem Hause die schöne Kirche der grauen Mönche des Franziskanerordens mit dem anstoßenden Kloster, in welchem

schon seit über hundert Jahren das berlinische Gymnasium untergebracht war. Unweit davon die seit drei Jahren (1695) im Bau begriffne Parochialkirche. Auf der gleichen Straßenseite das langgestreckte „hohe Haus", in vergangnen Tagen der markgräfliche Herrschersitz. Das Gärtchen an Jablonskis Haus, das der neue Besitzer sorgsam pflegte, ging hinten nach dem großen Jüdenhof hin, einst am äußersten Ende des ältesten Teiles von Berlin und darum den bereits ansässigen Juden zum abgeschlossnen Wohnsitz angewiesen, bis sie 1573 nach der Hinrichtung des Juden Lippold aus der Mark Brandenburg verwiesen worden waren. In dem jetzt so traulich-stillen Hof steht noch das Haus, in welchem ein Freund Jablonskis, der Generalfiskal Duhram, der älteste Vorsteher der Parochialkirche, wohnte. Seine Großtochter ist die Mutter der beiden Humbolds. Das erworbene Haus reichte bald nicht mehr für die wachsende Familie aus; schon nach ein paar Jahren mußte Jablonski einen Anbau machen. Fast Jahr um Jahr sah der Domprediger die Zahl seiner Kinder sich mehren. Nachdem ihm genau neun Monate nach seiner Abzugspredigt in Königsberg, am 28. Dezember 1693, der zweite Sohn (der erste war, wie erwähnt, bald nach der Geburt in Lissa gestorben) geboren war, schenkte ihm seine Frau bis zu ihrem Heimgang im Juni 1723 noch weitere fünfzehn Kinder. Neun davon sind früh gestorben; nur sechs haben den Vater überlebt. Neben den Kindern waren noch zwei Schwestern der Frau bis zu ihrer Verheiratung Hausgenossen und bis an seinen Tod (1731) der unverheiratete Bruder Johann Theodor. Wir haben später darauf zurückzukommen.

Rasch lebte sich Jablonski in Berlin und die ihm gewiesene Stellung ein, wenn ihm auch anfänglich einige bald vorüberziehende Trübungen nicht erspart blieben. Die Kollegen am Dom waren verdrossen, bei dieser Wahl nicht wie herkömmlich über ihre Meinung gefragt worden zu sein. Der daran völlig Unschuldige bekam zunächst bei dem einen und andren nun doch die üble Laune über den kurfürstlichen Eingriff in ihre Wahlrechte leise zu spüren. Es fehlte auch nicht an Scheelsehen über den starken Beifall, den der junge Prediger in weiten Kreisen fand. Alle Welt laufe jetzt dem nach, der noch vor Jahresfrist ein unbekannter Fremdling, ein „armer Kerl", in den Straßen Berlins gewesen wäre: solch hämisches Gerede drang bis in die Zimmer Jablonskis. Selbst von Lissa herüber fielen häßliche Schatten auf seinen Weg. Der alte Gegner Gülich mit seiner Gefolgschaft, der ihm und seinem einstigen Pflegevater Hartmann vor ein paar Jahren den Aufenthalt am Sitz der Unität unerträglich gemacht, ruhte auch jetzt nicht. Neid und Mißgunst gaben ihm die böswillige Äußerung ein, die bis nach Berlin getragen wurde: „Diese Erhöhung zur Hofpredigerstelle in der unmittelbaren Nähe des Kurfürsten sei nun doch zu hoch. Das könne keinen Bestand

haben. Gott möge den gottlosen, hochmütigen Mann stürzen." Friedfertigen Herzens und in der Kraft eines guten Gewissens ging Jablonski schweigend über all' diese kleinlichen Kränkungen hinweg. Die edle, fromme Gesinnung, der lautere Wandel des Verdächtigten machten bald das nichtige Gerede verstummen; allgemein wurde je länger je mehr das Urteil gefällt, welch eine bedeutende Persönlichkeit und geistliche Kraft für die evangelische Kirche nicht nur der Hauptstadt der Kurfürst und sein Ratgeber Fuchs durch die Berufung des jungen Hofpredigers gewonnen. In der Tat in jenen großen Tagen staatlichen und kirchlichen Lebens an hoher, einflußreicher Stelle der rechte, wie von Gott auserwählte Mann!

Als Amtsbrüder am Dom fand Jablonski vor den Schlesier Heinrich Schmettau, Ältester im Amt seit 1666 und noch elf Jahre mit ihm zusammen an der Kirche; er galt bis dahin als der gelehrteste unter den Geistlichen. Neben ihm seit 1671 Benjamin v. Bär (Ursin), als Sohn eines Oberstleutnants in Kurland geboren, aber nach dem frühen Tod des Vaters in Lissa erzogen. Man rühmte seine Beredsamkeit; die wenigen veröffentlichten Predigten bieten uns Spätgebornen keine überzeugenden Belege; auch warf man ihm schon zu Lebzeiten vor, daß er nur gar zu bald früher gehaltene Predigten wiederhole. Sein Gedächtnis ist im letzten Jahre wieder aufgefrischt worden, daß er vor 200 Jahren die erste Königskrönung vollzog und kurz zuvor dafür zum Bischof ernannt wurde. Mit dem dritten Domprediger, Anton Brunsenius aus Bremen, der wie Schmettau vorher bei dem reformierten Herzog Christian in Liegnitz Hofprediger gewesen, 1680 aber vom Großen Kurfürsten nach Berlin berufen war, verkehrte Jablonski nur noch kurze Zeit; im Oktober 1693 starb er plötzlich an einem Schlagfluß. An seine Stelle kam der nur um zwei Jahre ältere Friedrich Sturm, ein Studiengenosse auf der Hochschule in Frankfurt, der die letzten zehn Jahre die reformierte Predigerstelle an der Friedrich Werder- und Dorotheenstädtischen Kirche inne gehabt. Vierter Domprediger war Christian Cochius, dessen Sohn Jablonskis Nachfolger in Königsberg geworden. Noch einen fünften Geistlichen fand Jablonski am Dome als „adjungierten Prediger" vor: Christian Eisenberg[19]) aus Dessau. Besonders innig gestaltete sich das Verhältnis zu seinen beiden Kollegen Sturm und Selig, seit 1699 Nachfolger von Cochius. Der vertrauten Berührungspunkte mit beiden waren mancherlei; zu der gleichen theologischen Gesinnung, zumal auf dem Lebensgebiete Jablonskis, seinen Unionsbestrebungen, kam, daß sie beide in Oxford gewesen. Auch nach ihrem Tode (1702 und 1709) blieb das trauliche Verhältnis der Familien ungetrübt fortbestehen. Jablonski muß eine in hohem Grade vertrauenerweckende, treu und pietätvoll fürsorgende Gabe besessen haben; noch nach Jahren

wenden sich die Witwen dieser und andrer Hausfreunde vorzugsweise gern um Rat und Tat an ihn.

Schon daß in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit in Berlin den Franzosen die Mitbenutzung des Domes für ihre Gottesdienste zugestanden war, brachte Jablonski in nahe Berührung mit den zahlreichen Geistlichen der französischen Kolonie. Dazu kam, daß sie reformierte Glaubensgenossen waren und mit ihren Gemeindegliedern die gleichen Malzeichen des Martyriums an sich trugen wie die Brüder der Unität. Bei den Franzosen waren diese Malzeichen frisch blutende. Solche üben je und je die geheimnisvolle Wirkung aus, daß auch bereits vernarbte Wunden heldenhaft getragener Glaubensverfolgung bei ihrem Nahekommen von neuem zu brennen beginnen und dann auch die Leidensgenossen noch im dritten und vierten Geschlecht kameradschaftlich mit einander verbinden. Von den Berliner Geistlichen trat ihnen verständnisinnig Jablonski wohl am nächsten. Ihrer Sprache war er mächtig. Auch er mit seinen Unitätsbrüdern besaß in dem Großen Kurfürsten und seinem hierin ebenbürtigen Sohne die hohen Schirmherrn ihres von der römischen Kirche so arg angetasteten, so blutig verfolgten Glaubens. Und seine ganze Lebensaufgabe fand Jablonski darin, in gleich hochherziger, duldsamer Gesinnung ein geistesgewaltiges Werkzeug, ein unermüdlicher Mitarbeiter der Hohenzollern im Schutz und Trutz der bedrängten Glaubensgenossen gegenüber den Vergewaltigungen der römischen Kirche in allen Landen der Reformation zu sein. In diesem ernsten Streben, dazu in der Waffenrüstung seiner Gelehrsamkeit und Bildung auf mancherlei Gebieten konnte er leichter, weil der Stachel ihn nicht berührte, eine verletzende Anmaßlichkeit übersehen, die einzelne Franzosen, durch das ungemeine Entgegenkommen der Kurfürsten und die ihnen eingeräumte, weitgehende Sonderstellung — schier ein Staat im Staate — verwöhnt, oft peinlich zur Schau trugen. Um nur einen solchen Fall zu erwähnen. Bei der Beerdigung des Großen Kurfürsten brach zwischen den Flüchtlingen und den Landesgeistlichen ein Streit in betreff Vortrittes beim Leichenzug aus. Der Direktor der Berliner Kolonie, Ancillon, ein Sohn des ehrwürdigen, von dem Großen Kurfürsten zum Geistlichen der reformierten Kirche in Berlin ernannten Flüchtlings aus Metz, „ein modester, kluger Mann," wie ihn Jablonski einmal bezeichnet, hielt seinen Landsleuten vor: „Ihr Herrn, wir sind hier Fremdlinge, müssen Gott danken, daß sie uns unter sich leiden. Was wollen wir uns um den Rang streiten. Lasset uns gehen." „Da trat ein junger Kerl auf, etwas über zwanzig Jahre: Was, sagte er, sollen wir den Kerlen (den deutsch-reformierten Predigern) weichen? Der Geringste unter uns ist besser als sie alle miteinander."*)

*) Tagebuch, 9. Mai 1693.

Wie an Gemeindegliedern so überragte auch an Zahl der Geistlichen die französische Kolonie die Reformierten des Domes. Eine mir vorliegende amtliche Liste für das Jahr 1700 gibt die Ziffer der in Berlin angesiedelten Franzosen mit 5327 an, die ihrer Geistlichen mit dreizehn.*) Die Mehrzahl wohnte in Köln und Dorotheenstadt. Hier war den Hugenotten schon 1688 die Mitbenutzung, 1697 sogar ein Eigentumsrecht auf die Hälfte der 1687 erbauten Dorotheenstädtischen Kirche eingeräumt. In diese von der Kurfürstin Dorothea gegründete Neustadt führte unsren Jablonski oft sein Weg, wenn er zumal an schönen Sommertagen die französischen Amtsbrüder Ancillon, Fetizon, Lenfant besuchte; damals sowohl von der Mietswohnung als auch später aus dem eignen Haus eine kleine Reise, bei der er einmal als etwas Besondres hervorhebt, daß er sie des Abends zu Fuße gemacht. Lenfants Gartenhaus lag in der Mittelstraße. Von da mußte ein später Wanderer im Dunkeln eilen, noch über die Wallbrücke vor dem Neuen Tor bei dem heutigen Denkmal Friedrich des Großen zu gelangen, ehe sie für die Nacht aufgezogen wurde; dann an dem im Bau begriffenen Zeughaus vorbei über die Hundebrücke, vorüber am hochragenden Wasserturm beim Schloß, am Dom, durch die Domgasse nach dem Fußsteig bei der Schleuse zur Kurstraße hin. Mit Lenfant war Jablonski besonders befreundet; wir haben schon erwähnt (S. 127), wie er sich mit ihm ein Stelldichein halbwegs im Lustgarten gegeben, um dem französischen Amtsbruder bei den Anmerkungen zu seiner Übersetzung des Neuen Testaments behilflich zu sein. Friedrich I. hat den gelehrten Franzosen zu der Arbeit ermutigt; eine Zeit lang schien es, als ob das bedeutende Buch unvollendet bleiben und nicht veröffentlicht werden würde. Endlich erschien es 1718 als gemeinsames Werk von Lenfant und seinem Berliner Amtsbruder, dem ihm an Geist und Gelehrsamkeit ebenbürtigen Isaac Beausobre.**) In einer längeren Zueignung haben die beiden Verfasser das Buch dem erst sechsjährigen Kronprinzen gewidmet, der zum Manne und Friedrich dem Großen herangereift über Beausobre das Urteil fällte: „Er war ein redlicher Mann, ein Ehrenmann, ein echtes Genie, ein scharfer und zarter Geist, großer Redner, in der Literatur ebenso bewandert wie in der Kirchengeschichte, die beste Feder in Berlin. 80 Jahre haben sein feuriges und lebhaftes Gemüt nicht zu erstarren vermocht.“ Auffälligerweise finde ich in dem Werke keine Erwähnung der Mitarbeit Jablonskis, für welche mir aus den Jahren 1700—1703 Belege zur

*) Muret a. a. O. S. 319.

**) Der Titel lautet: „Le nouveau testament de notre Seigneur Jésus Christ, traduit en français sur l'original grec avec des notes littéraires pour éclaircir le text par de Beausobre et Lenfant. 2 vol. Amsterdam 1718.“

Hand sind. Vielleicht weil er nur bei den Anfängen behilflich gewesen, nicht mehr, nachdem die lange liegen gelassene Arbeit frisch in die Feder genommen wurde, vielleicht weil der bescheidene Deutsche jeden Hinweis untersagte. Jedenfalls dürfte es nicht schwer sein, in der auch für die Gegenwart noch fesselnden, 308 Seiten starken Einleitung in das Neue Testament, sowie auch in den Anmerkungen zu den einzelnen Büchern Spuren der Mitarbeit des Herausgebers der hebräischen Ausgabe des Alten Testamentes und auch durch seine eingehenden Talmudstudien des gelehrten deutschen Kenners der Zeitgeschichte Jesu nachzuweisen. Jene Ausgabe des Alten Testamentes — wir haben bald das Nähere darüber zu berichten — und diese des Neuen sind unbestritten die beiden reifsten und wertvollsten Früchte theologischer Gelehrsamkeit evangelischer Geistlichen in Berlin um die Wende des Jahrhunderts. Das Werk der beiden Franzosen überragt das des Deutschen auch insofern, als es, in der damals formvollendeten Muttersprache ihres Volkes geschrieben, den kostbaren Ertrag echt evangelischer, von dogmatischen Fesseln freier Schriftforschung und auch tiefgründenden Schriftverständnisses ihren evangelischen Gemeinden zugänglich machte, Märtyrergemeinden, die in diesem teuerwerten Worte Gottes lebten und webten und um desselben willen glaubensfreudig Haus und Hof und Heimat drangegeben, die in aller Welt zerstreut in dem Worte Gottes und dem aus ihm quellenden Leben ein Band ihrer Volksgenossenschaft und auch der Genossenschaft mit dem Volke Gottes fanden. In Deutschland und den Niederlanden, in England und Rußland und Amerika wurde das Werk nicht nur von den Hugenotten eifrig gelesen. Auch Ranke hat auf seine hohe Bedeutung hingewiesen.*)

Obgleich die französische Kolonie damals nur etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung Berlins ausmachte, überragt die Zahl ihrer Geistlichen die der Lutheraner. Zähle ich recht, so fand Jablonski bei seiner Übersiedelung elf oder zwölf lutherische Amtsbrüder vor. Noch aus der römischen Zeit besaß sowohl Berlin wie Köln ihre Propsteikirche (Nikolai und Petri), dazu kam in dem bevölkerteren Berlin die Marienkirche, deren Pastor (neben zwei eignen Diakonen) der Propst von Berlin war; außerdem noch die seit der Reformation wie die Dominikanerkirche drüben in Köln herrenlos gewordene Klosterkirche der Franziskaner, in welcher die beiden Diakonen von Nikolai den Gottesdienst versahen, ebenso wie die Diakonen von Petri im Dom, bis die reformiert gewordnen Kurfürsten sie ihren Glaubensgenossen einräumten. Von den vor kurzem in die Umwallung der erweiterten Festung aufgenommenen neuen Stadtanlagen Friedrichswerder und Dorotheenstadt besaß letztere bereits seit 1687 eine

*) In seinen 9 Büchern Preuß. Geschichte (Ausg. 1848), I, 112

von der Gemahlin des Großen Kurfürsten erbaute Kirche, zunächst für deutschen und französischen Gottesdienst, später eine gemeinsame Kirche der Reformierten und Lutheraner; Friedrichswerder dagegen, die ältere der beiden Schwesternstädte, war zwanzig Jahre hindurch (1680–1701) für ihre Gottesdienste auf einen Saal im Rathaus angewiesen. Was hatte doch dieses Rathaus des Werders nicht alles unter seinem Dache zu beherbergen! Hier tagte der städtische Magistrat, hier waren die Kirche, die gleichzeitig angelegte Schule, die Gerichtsstube, der Stadtkeller, die Brotscharren, das Gefängnis und auch eine Folterkammer untergebracht. Gleich anfänglich wurden zwei Pastore eingeführt, im Oktober 1680 ein reformierter, vier Wochen später ein lutherischer, mit der Bestimmung jedoch, die bei den späteren Kirchenbauten maßgebend blieb, daß der reformierte Prediger allemal der erste sein und den Vorsitz im Kirchenrat führen solle. Die zwei Stellen wurden schon nach ein paar Jahren verdoppelt, da die beiden Geistlichen auch die Gottesdienste drüben in Dorotheenstadt zu versehen hatten. St. Georgsspital draußen vor der Festung, Gertrauden- und Heiligengeistspital, jetzt innerhalb der Festung, hatten je einen eignen Spitalgeistlichen.

Als Jablonski Hofprediger in Berlin wurde, hatte die schmerzliche Spannung zwischen den beiden Schwesterkirchen der Reformation bedeutend nachgelassen. Viel hat dazu beigetragen der streng durchgeführte Erlaß des Großen Kurfürsten von 1664, der die persönliche Schmähung mit Namensnennung auf der Kanzel, den sog. elenchus personalis, untersagte und zu dessen Einhaltung jeder Pastor bei Antritt des Amtes sich mit seiner Unterschrift zu verpflichten hatte. Günstiger noch hat auf Mäßigung der Streittheologen das Eindringen des Pietismus auch in Berlin gewirkt. Unter seinem Einfluß wandte man sich auch in den Predigten von der einseitigen Betonung rechtgläubiger Lehre und der scharfen Bekämpfung jeder geringfügigen Abweichung als seelengefährdende Irrlehre weg und fing an — es war die höchste Zeit, sollte nicht alles geistliche Leben erstarren und untergehen — auf Heiligung des christlichen Wandels auch in ernst aufgenommener Seelsorge zu dringen. In Berlin begrüßten nicht wenige Gemeindeglieder solche Wendung mit herzlicher Zustimmung.

Zumal von Nikolai drang dieser neue, erweckliche Geist wie eine heilsame Nachreformation in die Gemeinden. Propst war da seit 1690 Spener, der fromme, freisinnige Elsäßer, der in seinen Wanderjahren in Genf mit dem geistvollen und geistesmächtigen Prediger Labadie und mit den Waldensern in nahe, innere Berührung getreten und seit einem Vierteljahrhundert (seit 1666) in hohen kirchlichen Stellungen zu Frankfurt am Main und Dresden eine die ganze evangelische Kirche ergreifende, Freund und Gegner zur entscheidungsvollen Stellung nötigenden Einfluß ausgeübt. Nun auch in Berlin, wo er, nach wie vor von dem

Angstgefühl beseelt und dadurch zu rastloser Thätigkeit angespornt, daß die evangelische Kirche Gefahr laufe, das christliche Leben über dem Buchstabenglauben einzubüßen, mit seiner schlichten, innigen Schriftauslegung mächtig die Gewissen weckte und auf ihre Heiligung drang. Schon ein Jahr nach seiner Ankunft wählte die Gemeinde einstimmig den Schüler und Geistesgenossen Frankes, den frommen Kaspar Schade zum Diakonus der Kirche, die heute noch gern ihres einstigen Predigers glaubensinnige, gottselige Lieder singt.*) Von dem unermüdlichen Seelsorger, dessen Feuereifer sein Leben schon mit 32 Jahren aufgezehrt, drang eine gewaltige Aufregung in die lutherischen Gemeindem der Hauptstadt. Noch bestand in ihnen der Beichtstuhl und die dem einzelnen Beichtenden besonders zugesagte Lossprechung von Sünden. Das aus der römischen Kirche übernommene und beibehaltene Herkommen war aber in einem Grade veräußerlicht und zu einer leeren und damit die Gewissen einschläfernden Formel herabgesunken, daß Schade, in seinem Gemüte gedrängt, eine Predigt veröffentlichte: Der Beichtstuhl ist ein Satansstuhl und Höllenpfuhl. Viele aus der Gemeinde stimmten bei; auch der Propst in der Hauptsache, wenn auch nicht in der geäußerten heftigen Form. Jedenfalls hatte das kühne Wort die Wirkung, daß von da an nur eine allgemeine Freisprechung vor dem Abendmahl des Gemeindegottesdienstes, wie sie im Dom bestand, herrschend wurde. Auch mit einem andren Verlangen drang unter dem Einfluß dieser pietistischen Strömung die lutherische Gemeinde in Berlin durch, daß zunächst im Einzelfall auf Verlangen der Eltern, dann aber allgemein die Teufelslossage (Exorcismus) bei der Taufe der Kinder in Wegfall kam.

Mit keinem der lutherischen Amtsbrüder verkehrte Jablonski so viel und auch so innig wie mit Spener. Bei der Geistesrichtung der beiden hervorragenden Männer wohl erklärlich. Jablonski war bei seiner theologischen Ausbildung von dem aufkommenden Pietismus nicht beeinflußt worden; wodurch derselbe zu einem Salz in der evangelischen Kirche wurde, das hatte er zum großen Teil als eine holde Mitgift der Unität und als Familienerbe von Haus aus mitbekommen: dies ernste, unermüdliche Drängen auf Heiligung des Wandels, die fortwährende Erfrischung des Glaubenslebens aus dem Worte Gottes, das nicht so sehr herhalten mußte, eine unerschütterlich feststehende Lehre und unterscheidende Satzung der Kirche zu stützen und zu rechtfertigen, als vielmehr der unversiegbare, heilige Quell und Jungbrunnen war, dem Glauben Kraft und Weihe des heiligen Geistes zu bieten. Auch die Unionsbestrebung führte beide Gottesmänner einander nahe. Jeder stand treu zu seiner Kirche; keiner war gewillt, einer bekenntnislosen Vereinigung auch nur im geringsten

*) Auch das neue Brandenburger Gesangbuch hat deren noch sechs aufgenommen.

Vorschub zu leisten. Sie waren zu fromm, zu einsichtsvoll, um nicht zu wissen, daß eine bekenntnislose evangelische Kirche ein Widerspruch, ein Unding sei. Aber der Lutheraner war zaghafter als sein reformierter Amtsbruder. Er scheute vor aller menschlichen Macherei auf diesem ihm heilig-ernsten Gebiete zurück und fürchtete eine solche schon, wo sein begeisterter Amtsbruder nur die Ausrichtung eines göttlichen Willens erkennen zu können meinte. Eine Äußerung Speners in dieser Beziehung ist wert aufbewahrt zu werden. Im Februar 1697 hat der Generalsuperintendent von Pommern, Heiler, bei einem Besuche seine große Begierde zur Vereinigung der beiden Kirchen Jablonski gegenüber geäußert. Würde Brandenburg anfangen, so meinte er, dann würde das Haus Lüneburg miteinstimmen. Wohl niemals seien so viele fromme und gelehrte Leute für eine Vereinigung gewesen wie jetzt. Sein Rat ging auf Berufung seitens der Obrigkeit einer Synode aus „moderaten" Theologen und ebensolchen Staatsmännern und auch Gemeindegliedern zur Untersuchung und Verkürzung der symbolischen Bücher. Jedenfalls aber müsse die Synode noch zu Lebzeiten Speners tagen. Am Nachmittag suchte Jablonski den Propst auf und teilte ihm das Gespräch mit. Dies seine Entgegnung: „Die Heilkunde greift ein tief eingerissenes, veraltetes Leiden nicht unmittelbar an, weil solches einen schleunigen Tod verursachen würde; sie ist vielmehr vor allem beflissen, sorgfältig alle Ursachen und Äußerungen der Krankheit zu erforschen und zunächst nichts weiter anzuordnen, als die allzustarken Anfälle zu hemmen, im übrigen aber erstlich die am tiefsten liegenden Ursachen, dann die näheren, endlich die nächsten (causae remotissimae, remotae, proximae) zu heben, wodurch dann die Krankheit von selbst ausbleibe oder durch ein besondres Mittel ausgetrieben werde. Eine solche verschleppte Krankheit sei auch das Schisma. Man müsse zunächst den Anfall (Paroxysmus) hemmen, das ist das Schmähen, Zanken u. s. w., dann die tiefliegenden Ursachen erforschen und heben, das sind die fleischlichen Triebe, Gottlosigkeit, weltlicher Sinn u. s. w. Wenn man dann von beiden Seiten wird fromme Zuhörer gemacht haben, die Gott aufrichtig lieben, dann wird es Zeit sein, an die Vereinigung der Kirchen zu denken.*) Im andern Falle aber, wenn es zur Unzeit geschehe, könnte man leicht anstatt zwei Parteien zu vereinigen, noch eine dritte oder vierte dazu machen. Die Vereinigung sei nicht Menschenwerk, sondern müsse unmittelbar von Gott kommen, gleichwie auch das Schisma ein Gericht Gottes sei, weil man beim Anfang der Reformation nur die Spekulation beliebet, darin hangen geblieben sei und auf die Übung zur Gottseligkeit nicht gehörig gedrungen habe."

*) Das käme, so will mich bedünken, einem Aufschub ad calendas graecas gleich. H. D.

Vor zweihundert Jahren hob das Amt eines evangelischen Geistlichen seinen Träger in höherem Grade als heutzutage. Seine Stellung war bedeutsamer, einflußreicher, wenn man will, geachteter im gemeindlichen und gesellschaftlichen Leben. Auch die Stellung eines Hofpredigers, zumal am Hofe der Hohenzollern. Nicht allein durch äußere schwerwiegende Gründe veranlaßt übergab Kurfürst Georg Wilhelm den Dom der reformierten Gemeinde zum bleibenden Eigentum, wodurch die Hofprediger zugleich Domprediger wurden. Auch der schöne, tief evangelische, zumal in der reformierten Kirche allüberall betonte Zug tritt darin zu Tage, daß die Herrscher des Landes und ihr Haus in der Kirche Glieder einer Gemeinde des Herrn sind, vor dem und in dessen Gemeinde kein Ansehen der Person gilt. Als seinem vornehmsten Gemeindeglied trat ein Hof- und Domprediger dem Kurfürsten und seinem Hause nahe und zwar als ihr von dem guten Hirten berufener Pastor und Seelsorger und wurde als solcher anerkannt. Auch der junge Domprediger, der sich bald hohen Vertrauens bei dem Kurfürsten zu erfreuen hatte. Gleich im ersten Jahre verleiht ihm der Kurfürst die Aufsicht (Inspektion) über das von seinem Vater in Potsdam gestiftete Armenhaus (xenodochium; es ist das heute noch bestehende sog. reformierte Predigerwitwenhaus) und zwar, wie ihm Danckelmann mitteilt, „eigenbeweglich," was als ein Zeichen besondrer Huld des Kurfürsten anzusehen sei. Häufig, wenn der Hof außerhalb Berlins ist, wird der junge Hofprediger aufgefordert, den Gottesdienst zu halten, in Potsdam, in Lietzenburg, in Oranienburg oder anderswo in der Nähe. Er wird dann zur Hoftafel geladen, hat das Tischgebet zu sprechen, erhält seinen Platz neben dem Kurfürsten oder seiner Gemahlin. Die Unterhaltung nach aufgehobener Tafel ist meist eine ernste, wie ein Nachklang des Gottesdienstes, die Zwiesprache eines frommen Gemeindegliedes mit seinem Seelsorger. Um der Persönlichkeit willen darf hier nach 200 Jahren etwas davon verlauten. Nach dem ersten Gottesdienst in Oranienburg, dem Lieblingssitz einst der Oranierin Henriette Luise, deren Schloß der Kurfürst in pietätvoller Erinnerung an seine Mutter aufs prächtigste ausbaute und erweiterte, zeigte ihm der hohe Bauherr auch das berühmte Porzellankabinett, das in dem nach dem Garten gelegenen Turm untergebracht war und dessen Wert auf 300 000 Mark geschätzt wurde. Er bekannte seinem Seelsorger dabei, „wie er zwar diese Güter der Welt gern annehme, da er sie haben könne; aber sein Herz hänge gar nicht daran. Er sei bemüht, ein gottseliges Leben zu führen; empfinde aber die Schwachheit des Fleisches und denke oft bei sich, wie schwer es sei, selig zu werden, ja wie unmöglich, wenn es auf unsere Werke ankommen sollte und wir nicht den Trost des Verdienstes Christi hätten." Bei dem Gang waren die beiden in die Nähe des heute noch als hochherzige Stiftung der frommen Kurfürstin bestehenden Waisenhauses

gelangt. Auch darüber ein Wort des Kurfürsten. Er erzählte seinem Hofprediger, die selige Kurfürstin habe eine geraume Zeit steril im Ehestand gelebet, so daß sie in großer Betrübnis zur Ehescheidung resolvieret, damit dem Lande aus einer andren Ehe Prinzen erwüchsen. Aber der Kurfürst habe keineswegs dran gewollt, sondern den geleisteten ehelichen Eid durchaus halten wollen und so es auch Gott gefiele, durch sie ihn und das Land zu strafen, müsse man's sich gefallen lassen. Gott könne auch helfen. Die Kurfürstin habe dann ein Gelübde getan, ein Waisenhaus zu erbauen, was auch im selben Jahre, da der erste Kurprinz (der früh verstorbene Karl Emil) geboren, geschehen sei.

Beide Stiftungen des Hohenzollernhauses, die des Großen Kurfürsten in Potsdam sowohl wie die seiner gleichgesinnten Gemahlin in Oranienburg, gehen — es verdient, hervorgehoben zu werden — der Gründung des weltberühmten Franckeschen Waisenhauses in Halle um ein paar Jahrzehnte voraus (Potsdam 1659?; Oranienburg 25. September 1665; Halle 10. November 1695). Alle drei sind von dem gleichen, hohen Geiste eingegeben und beseelt, der, wie vom Himmel her, in unsrer evangelischen Kirche nach den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges seinen Einzug hielt und sie neu belebte zur Freude, daß es nach langer, winterlicher Zeit wieder wolle Frühling werden. Sie sind keine, wie wir heutzutage sagen würden, rein humanitäre Gründungen. Die herrlichen Eingangsworte der Oranienburger Stiftungsurkunde, aus der Feder der Kurfürstin selber, ein heute noch redendes Vermächtnis, weisen wie Worte einer Seherin unter ihrem Volke auf jene Lichtgestalt hin, die anderthalb Jahrhunderte später als eine Lieblingstochter unsrer evangelischen Kirche in der Inneren Mission ihren rettenden, heilenden, bewahrenden Siegeszug durch unsre Lande gehalten. Die Stiftungsworte bekunden ein Wohltun, eine Nächstenliebe, die sich zielstrebig um die Seele der Armen sorgt, ein Erbarmen im Gehorsam unter den Willen unsres barmherzigen Vaters im Himmel und als ein lebendiges Dankopfer, wie die Kurfürstin in ihrem Bekenntnisbuch von Kind auf gelernt, für die uns zuerst gewordne erbarmende Liebe des Vaters in seinem Sohne.

Friedrich III. wandelte auch hier in den Wegen seiner frommen Eltern. Schon vierzehn Tage nach jener Unterredung, als Jablonski wiederum den Gottesdienst in Oranienburg hielt, teilte er ihm seine weitgreifenden Pläne zur Hebung des kirchlichen Lebens in Berlin mit. Für einen neuen Dom aus Quadersteinen wolle er 300 000 Mark, die gleiche Summe für einen hochragenden Turm bei demselben geben. Ein paar Jahre hat der Bauplan den Kurfürsten beschäftigt. Einzelne Teile des alten Domes waren bedenklich baufällig und beanspruchten über kurz oder lang kostspielige Ausbesserungen. Schlüter arbeitete grade an den Plänen des großartigen Schloßumbaus, bei welchem dem genialen Künst-

ler das alte Bauwerk der Kirche im Wege stand. Schloß und Schloßplatz sollten bis zur Brüderstraße erweitert, dementsprechend der baufällige Dom abgebrochen und zur Spree hin, wo heute an der Stechbahn das große rote Haus steht, vorgerückt, im Stil des Schlosses als Kuppelbau neu aufgeführt werden. Leider ist es nicht dazu gekommen. Der Schloßplatz würde einen schöneren, stimmungsvolleren Abschluß bekommen haben, als ihn heute die mancherlei Kaufläden und die „Schneiderakademie" bieten, wahrlich ein ärgerliches Gegenstück im Westen des Platzes zu der damals auf seiner Ostseite im Bau begriffnen Prachtbrücke, auf der als schönstes Bildwerk Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten steht. Erst ein halbes Jahrhundert später hat Friedrich der Große einen neuen Dom, aber an der Nordseite des Schlosses, im Lustgarten, errichten lassen. Günstigeres Geschick hatte der andre Plan, den der Kurfürst an jenem Tage seinem Hofprediger in Oranienburg mitteilte; er gelangte zur Ausführung, wenn auch in etwas veränderter Gestalt: die Gründung einer Waisenanstalt in seiner Hauptstadt, nicht wie die der Mutter für zwölf Knaben und fünfzehn Mädchen, welche Zahl auch heute noch nicht überschritten ist, sondern für zweihundert Kinder. Das Haus wurde dicht an der Festungsmauer errichtet, unweit dem Stralauerturm, der an dem Schnittpunkt der Stralauer- und Neuen Friedrichstraße stand; in der Nähe also von Jablonskis Haus in der Klosterstraße.

Auf diese damalige Prachtstraße Berlins war die Aufmerksamkeit des Kurfürsten bei seinen Bauplänen stark gerichtet. Schon bei dem ersten Gottesdienst Jablonskis in Oranienburg hatte der Kurfürst ihm mitgeteilt, er beabsichtige, die von seinem Vater nur zeitweilig der Berliner Propstei überlassene Klosterkirche wieder einzunehmen; denn sie habe, wie der Dom nach der Reformation und dem Wegzug der Franziskaner herrenlos geworden, der alten Residenz in der Klosterstraße gehört. Er wolle sie nun zunächst den Franzosen einräumen, den deutschen Reformierten aber eine unweit davon zu erbauende „neue Kirche" (die Parochialkirche) übergeben. In der letzten Zeit hatte sich die Zahl der Reformierten stark vermehrt; der geräumige Dom reichte nicht mehr aus. Es war noch die schöne Zeit, in welcher am Tage des Herrn niemand sich vom Gottesdienst der Gemeinde fernhielt; der Säumige lief Gefahr öffentlicher Rüge. Wie die Lutheraner in jeder der beiden Schwesterstädte ihre Propsteikirche besaßen, so begehrten nun auch die Reformierten in Berlin eine Sonderkirche auf ihrem städtischen Gebiete. Zumal in der Kloster-, Stralauer-, Spandauerstraße und am Molkenmarkt wohnten zahlreiche Reformierte; es ließe sich heute noch, wenn auch mühsam, eine stattliche Reihe von ihnen mit ihren Wohnungen angeben. Denen dünkte der Kirchweg bis hinüber nach Köln zu weit; hörten sie doch — wie sie klagten — kaum

die Domglocken zum Gottesdienst rufen. Nicht um der räumlichen Entfernung willen allein wollten sie ihre eigne Kirche haben. Bei einzelnen spießbürgerlichen Leuten hat die tiefwurzelnde, noch nicht völlig überwundne Eifersüchtelei mitgewirkt, daß der Gang über die lange Brücke doch eben einen Gang von einer Stadt in eine Nachbarstadt bedeute und den Berlinern nicht anstehe, des Sonntags in dem kleineren Köln gewissermaßen zu Gast zu sein. Etwas anders wie geplant ist es geworden. Die Klosterkirche wurde Nikolai gelassen, ein ehrwürdiger Anhängsel, freilich ohne das Recht einer Sondergemeinde, wie am neuen Markt Marien es besaß. Die Franzosen, denen sie zunächst zugedacht, erwarben 1700 von dem kurfürstlichen Hofe um den Preis von 214 Mark (auch für damalige Verhältnisse einem Geschenke gleichkommend) den geräumigen, von der Markgrafen-, Französischen-, Charlotten- und Jägerstraße begrenzten Platz, auf welchem sie den heute noch vorhandnen, nach dem Plane der ihnen in der Heimat entrissenen und zerstörten Kirche zu Charenton erbauten „französischen Dom auf der Friedrichstadt" aufrichteten. Sie wollten aber doch nicht für ihre in Berlin angesiedelten Landsleute auf eine Kirche verzichten. Viel später, 1721, in welchem Jahre Jablonski sein Haus in der Klosterstraße verkaufte, erwarben die Franzosen das Nachbarhaus (Nummer 43) und bauten auf dem geräumigen Grundstück, das ebenfalls bis zum Jüdenhof reichte, die Kirche im Versteck des einträglichen Miethauses an der Straße.

Rascher ging es mit dem Bau der reformierten Parochialkirche. Kurz vor der Unterhaltung in Oranienburg hatte das angesehene Gemeindeglied Freiherr v. Knyphausen das dem Geh. Kammerdiener Kunkel gehörige Anwesen mit ein paar Nachbarhäusern für 19155 M. gekauft. Der Hofbaumeister Nering entwarf den Kirchbauplan; am 15. August 1695 fand in Gegenwart des kurfürstlichen Hauses die feierliche Grundsteinlegung statt.*) Nach dem handschriftlich vorliegenden gleichzeitigen Bericht Jablonskis wählte Ursin „mit Gutheißung des Kurfürsten und auf Wunsch der Gemeinde" als Predigttext: Matth. 16, 18. Nach der Predigt wurden in den ausgehöhlten Grundstein zuerst Denkmünzen gelegt, dann der Heidelberger Katechismus, darauf die Bibel und die Platte verlötet. Nachdem ein Gemeindeglied (Wirkl. Geh. Staatsrat von Berchem) dem Kurfürsten den Dank der Gemeinde ausgedrückt, sprach Konsistorial-Präsident v. Fuchs im Namen des Kurfürsten unter andrem die beachtenswerten Worte: „Dieses sei eine Pfarr- und Hofkirche. Der Kurfürst sei nicht hier als Fürst und Herrscher, sondern als das

*) Zur Ergänzung der eingehenden Darstellung bei Joseph (Die Parochialkirche in Berlin 1694—1894. Berlin 1894. S. 21 ff.) seien diese Zusätze des bei der Feier anwesenden Hofpredigers beigefügt.

erste Glied der reformierten Kirche. Er übergebe das jus patronatus der reformierten Gemeinde für ewige Zeiten. Er hoffe, seine Nachfolger werden wie er selbst patroni sein. Deshalb habe er den damals siebenjährigen Kurprinzen mitgebracht, daß er seine zarten Hände an den Grundstein lege. Sollte aber — so schloß Fuchs im Namen des Kurfürsten — jemand, was Gott verhüte, eine Aenderung vornehmen und dieses Haus entweder zerstören oder von dem dedicierten Gottesdienst abwendig machen wollen, so weissage*) der Kurfürst dem Frevler, was Samuel dem Saul gesaget: ich will nicht mit dir umkehren, denn du hast des Herrn Wort verworfen und der Herr hat dich auch verworfen, daß du nicht König seist über Israel" (1 Sam. 15, 26).

Acht Jahre verstrichen bis zur Vollendung der Kirche und ihrer Einweihung, acht bedeutsame Jahre in der preußischen Geschichte. Wie bei dem Bau der reformierten Kirche in Königsberg der Herrscher als Kurfürst den Grundstein gelegt und als König sie eingeweiht, so auch bei der Parochialkirche in Berlin. Eine weitere Ähnlichkeit der zwei reformierten Kirchen in den beiden Hauptstädten von Brandenburg-Preußen sei erwähnt. Beide Kirchen sind von den betreffenden Gemeinden, wie es ihnen wohl ansteht, selbst gebaut, nicht ein Erbe aus römischer Zeit, auch nicht das freigebige Geschenk des Fürsten; in Berlins Kirchbau-Geschichte das erste schöne Lebenszeichen einer evangelischen Gemeinde, ihre Pflicht zu tun und in opferwilliger Liebe selber für ihre Bedürfnisse aufzukommen. „Das vornehmste Gemeindeglied" steuerte mit gewohnter freigebiger Hand eine fürstliche Gabe bei (30 000 M.), der seine Gemahlin 3000 M. ihrerseits hinzufügte; die übrigen Gemeindeglieder weitere 83 130 M., so daß, wenn ich die damalige Zahl der Reformierten in Berlin richtig geschätzt habe, auf den Einzelnen ein Opfer von 50 M. kommt. Als ein wertvolles Zeichen der damals anhebenden freundlicheren Gesinnung der Schwesterkirche verdient hervorgehoben zu werden, daß die drei lutherischen Kirchen des Berliner Propstbezirkes mit 6300 M. sich an dem Bau beteiligten. Diese in Berlin aufgebrachten Summen reichten noch lange nicht aus. Nach damaligem Brauche — es bestand noch kein Gustav-Adolf-Verein — wurden die reformierten Glaubensgenossen da und dort nicht vergeblich um eine Beisteuer angegangen; sie (in Bremen, Hamburg, Frankfurt a. Main, Magdeburg, Preußen, Schweiz) beteiligten sich insgesamt mit 3748 M. Jablonski war bei diesen Sammlungen eifrig tätig. Die schweren Drangsalszeiten in der Unität hatten ihn frühzeitig gelehrt, sowohl die Opferwilligkeit der Brüder als auch der Glaubensgenossen da und dort anzugehen und auch anzuspornen. So hat er für den Bau nicht weniger als 4350 M. unter seinen Freunden gesammelt.

*) Bei der damals im Schwange gehenden Verunstaltung unsrer herrlichen deutschen Muttersprache ist hier das fremdländische Wort „ominieren" gebraucht.

In die ersten Jahre des Einlebens Jablonskis in Berlin fällt eine weitere hochherzige Tat des Kurfürsten, die ebenfalls ein glänzendes Zeugnis freigebigster und auch frommer Fürsorge für seine Glaubensgenossen ablegt und hier nicht unerwähnt bleiben darf. Bereits am 23. März 1696 empfing Jablonski von seinem Freunde Duhram den Entwurf zur Stiftung des „Mons pietatis", die neun Monate später ins Leben trat und die der Kurfürst der reformierten Kirche am 24. Dezember als wertvolles Weihnachtsgeschenk übergab. Es will mich bedünken, daß der junge Hofprediger die wichtige Stiftungsurkunde so früh zur vertraulichen Kenntnisnahme empfing, um noch rechtzeitig ein Gutachten abgeben zu können. Der Eingang der Urkunde spricht in schönen, warmen Worten christlichen Erbarmens von den Drangsalen und Nöten der vielen um ihres Glaubens willen von ihren heimischen Sitzen verjagten Reformierten, die in Brandenburg eine Zuflucht und Ansiedlung gefunden und mit deren geistlichen Fürsorge in jenen Jahren Jablonski — die Folge wird es zeigen — vielfach betraut war. Friedrich III. legte in dieser Stiftung ein Kapital von 300000 Mark fest, „um den wahren reformierten Glauben, auf welchen unsere Vorfahren christmildesten Gedächtnisses selig verschieden sind und darin wir selbst das ewige Leben zu erwerben ungezweifelt hoffen, in unsrem Lande zu erhalten, die an andren Orten um dieser einigen Wahrheit willen Vertriebnen dazu zu versammeln und solches Kleinod als den teuersten Schatz unsrer Seelen auf unsre Nachkommen fortzupflanzen." Das Kapital, (zumeist aus den Strafgeldern der Kipper- und Wipperei stammend,*) die „einzig und allein uns als Kurfürsten und Landesherrn kraft habender landesfürstlicher Macht und Hoheit gehören") wird bestimmt, 1) daß es für die vertriebnen, notleidenden Glieder der wahren reformierten Religion, so in unsren Landen sich befinden; 2) zur Benefizierung der jetzigen und noch künftig anzubauenden reformierten Kirchen und deren Bedienten in unserer Kurmark; 3) zur Rettung der noch außerhalb unsren Landen gedrückten und verfolgten Religion gesammelt und von nun an bis zu ewigen Zeiten dazu gewidmet sein und bleiben solle. Zur Verwaltung dieses Mons pietatis ordnet der Kurfürst einen Vorstand an, dessen Leitung allzeit ein reformierter Wirklicher Geheimrat haben und der aus einigen reformierten Räten und Dienern bestehen soll. Zehn nähere Bestimmungen setzen die Obliegenheiten dieses Vorstandes fest. Die Stiftungsurkunde schließt — wie das in jenen Zeiten Brauch war — mit den feierlichen Drohworten: „sollte jemand Vorschläge tun oder ausführen, dies Gott, dem Höchsten,

*) Freytag gibt in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit (III, Abschn. 4) ein anschauliches Bild dieses Unwesens in der Münzprägung und Münzverschlechterung.

gewidmete Kapital zu weltlichem und andrem als hier benanntem Nutzen anzuwenden oder wider Unsre Intention zu mißbrauchen, denselben wollen wir mit ihren Nachkommen dem Zorn und Fluch des gerechten Gottes übergeben, bis sie von ihrem Raten und Taten abgestanden." Gegengezeichnet ist die wichtige Urkunde von dem berühmten Eberhard von Dankelmann, dessen Büste neben der seines großen Zeitgenossen Schlüter in der Nische des Denkmals Friedrich I. in der Siegesallee steht.*)

Dem Enkel des Comenius, dem mehrjährigen Leiter des Gymnasiums zu Lissa würde das Einleben in Berlin schwer gefallen sein, wenn er als Hofprediger keine irgendwelche Beziehung zur Schule gehabt hätte. In jenen Tagen des innigen, ungetrübten Verbandes zwischen evangelischer Kirche und Schule und zumal auch in der Hauptstadt der Hohenzollern brauchte deshalb keine Besorgnis aufzukommen. Schon gleichzeitig mit Einführung des reformierten Gottesdienstes im Dom erhielt die Gemeinde ihre eigne Schule, von der aber unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges und bei der noch geringen Zahl der Gemeindeglieder wenig verlautet. Anders unter dem Großen Kurfürsten, als er die von seinem Ahnen, dem Vater des Kurfürsten Johann Sigismund, 1607 gegründete und durch die Verwilderung des unheilvollen Krieges, endgültig noch durch die Zerstörung durchziehender sächsischer Truppen 1636 vernichtete Fürstenschule in Joachimsthal nach Berlin überführte und mit der in einem der Domhäuser der Brüderstraße untergebrachten kölnischen Domschule vereinigte. Kurfürst Joachim II. Friedrich hatte in dem ersten Jubeljahr der von seinem Urgroßvater Joachim I. Nestor 1507 gegründeten Hochschule in Frankfurt a. d. Oder, angeregt durch die blühenden sächsischen Schulen in Meißen und Porta und nach ihrem Vorbild, eine Schule in dem malerisch zwischen dem Grimnitz- und Werbellinsee wie ein Interlaken der Mark und unweit von dem schönen Forst der Schorfheide weltabgelegenen Joachimsthal ins Leben gerufen und mit reichen Einkünften bedacht. 120 Zöglinge, dazu noch 50 Kostgänger sollte die freigebig ausgestattete Anstalt beherbergen, schulen und erziehen, ein seminarium ecclesiae et reipublicae, wie die von frommem Geiste durchhauchte Stiftungsurkunde besagt, „darin die liebe zarte Jugend als in des heiligen Geistes Offizin und Werkstatt in Gottes Furcht, christlicher wahrer Religion und den nützlichsten Sprachen und freien Künsten unterwiesen werde," eine Schutz- und Trutzschule der Reformationskirche

*) Die fast völlig vergessene und außer acht gelassene Stiftungsurkunde des heute noch vorhandenen Mons pietatis ist abgedruckt in Mylius, Corpus constit. Marchic. VI, CXCVIII.

wider die damals mit Erfolg gekrönten Anläufe der Jesuitenschulen. Die Anstalt war als eine lutherische von Kurfürst Joachim ins Leben gerufen; der Sohn hat sie bei seinem Anschluß an die reformierte Kirche ihr zugeführt. Er war dazu berechtigt; denn er hat die Stiftungsurkunde und Schulgesetze mit dem von seinem Vater zugestandnen Vorbehalt unterschrieben, hinzusetzen und wegnehmen zu können, was ihm gut dünkte.*) Als die Schule 1707 ihre erste Jahrhundertfeier beging, hat König Friedrich I. feierlich die Stiftungsurkunde der Schule neu bestätigt nach Maßgabe der von Kurfürst Johann Sigismund am 23. April 1616 dem Gymnasium vorgeschriebnen Kirchen- und Schulordnung, wie dieselbe bei Wiederaufrichtung des Gymnasiums in Berlin von seinem Vater beibehalten wurde.**)

Der Große Kurfürst hatte mit der Überführung des Gymnasiums aus dem zerstörten Joachimsthal nach Berlin und ihrer Verschmelzung mit der Domschule in der Brüderstraße ein paar Mitglieder der Domgemeinde betraut: den Kammergerichtsrat v. Rochow, der bereits unter seinem Großvater Vorsitzer des reformierten Kirchenrats gewesen, den Kammergerichtsrat v. Rahden, den Lehnssekretär Tornau und seinen Leibarzt Boettcher, ein warmes, eifriges Mitglied des Doms. Der Anfang der Schule 1650 war sowohl in betreff der Schülerzahl als auch der vorhandnen Mittel ein sehr bescheidener. Der Kurfürst räumte in seinem Schlosse vier Zimmer, ein Speisegemach und eine Küche für Unterbringung der Anstalt ein. Bald füllten sich die Klassenzimmer; auch die während den Kriegsnöten fast völlig versiegten Einkünfte flossen wieder aus den Pachten regelmäßiger ein; es konnte selbst an den Erwerb eines Eigenbesitzes in der Hauptstadt gedacht werden. 1667 hatte der Kurfürst an der langen Brücke die südwestliche Ecke der Georgs- (die heutige Königsstraße) und Heiligegeiststraße für die Schule erworben; zwanzig Jahre später tauschten das Gymnasium und die Post ihren Besitz, sodaß fortan das Joachimsthaler Gymnasium etwas weiter flußabwärts (Heiligegeiststraße 3—7 und Burgstraße 21—22) auf eignem Grund und Boden seine großartigen Bauten aufführte, in denen es bis zu seiner Übersiedelung (1880) nach der Kaiserallee in der Wilmersdorfer Gemarkung hauste.

Jablonski trat von Anfang an in sehr nahe Beziehung zu dem Gymnasium. Als Rektor fand er Gerson Bechner vor, der über ein halbes Jahrhundert seine Kraft der Anstalt gewidmet (1654–88 Kon-

*) Vergl. Symbolae Joachimicae (Berlin 1880) II, 323 Die Unterschrift Joh. Sigismunds unter die Schulgesetze lautet: confirmavit, publice promulgari et perpetuum observari jussit, reservata tamen sibi vel addendi vel demendi potestate.

**) Der Wortlaut dieser neubestätigten Stiftungsurkunde bei Hering (Beiträge ꝛc.) II, 136.

rektor, 1688—1707 Rektor); ich vermute, daß er ein Glied der weitverzweigten, durch ihre gelehrte Bildung ausgezeichneten Familie der Brüderunität ist. Wir greifen der Zeit nach vor und bieten für diese innigen Beziehungen hier schon ein paar Belege. Bereits vor seiner Ankunft waren für je zwei der reformierten Kirche angehörige Söhne aus Groß-Polen und Litauen Freistellen in der Anstalt gestiftet worden. Hofprediger Ursin hatte über sie die Aufsicht, die 1712 durch Friedrich I. auf Jablonski bis an sein Lebensende überging. Zu diesen vier Alumnen kamen zumeist durch seine Bemühung vier weitere Alumnatsstellen für je zwei Reformierte aus Klein-Polen und dem so arg bedrängten Siebenbürgen, die sich für Theologiestudierende auch auf die Hochschule in Frankfurt erstreckten. Wir werden davon noch in andrem Zusammenhang zu reden haben. — Als man sich zur ersten Jahrhundertfeier rüstete und dafür die Grundgesetze des Gymnasiums erneuerte und verbesserte, vertraute der König die Ausarbeitung des Entwurfes drei Mitgliedern der Domgemeinde an, dem Geh. Staatssekretär Friedeborn, dem Geh. Archivar Kuno und Jablonski. Nach diesen von dem König bestätigten Gesetze „müssen alle an dem Joachimsthaler Gymnasium jetzt und künftig zu bestellende Professoren und Kollegen, nicht weniger auch die Direktoren und der Kurator zu allen Zeiten dem Glaubensbekenntnis des Kurfürsten Johann Sigismund und also der christlichen reformierten Kirche zugetan sein. Der Rektor soll ein guter Grammatikus, Dialektikus, Rhetorikus und in allen freien Künsten, bevorab in der lateinischen und griechischen Sprache, wohl geübet, ingleichen der hebräischen und der Theologie mächtig sein, weil er diese docieren soll." — Bei der Jubelfeier am 4. September 1707 versammelten sich die Berliner Gymnasien, Lehrer und Schüler, im Joachimsthalschen Gymnasium und begaben sich von da in langem Zuge, alle mit blauen Mänteln bekleidet, über die prächtige, neugebaute Kurfürstenbrücke, vorüber an dem Denkmal des Großen Kurfürsten, des Wiederherstellers der Joachimsthaler-Fürstenschule, nach dem nahegelegenen Dom auf dem Schloßplatz, woselbst in Gegenwart des Königs und seines Hauses Jablonski die Jubelpredigt hielt. Sie scheint nicht im Drucke erschienen zu sein, wenigstens ist sie mir nicht zu Gesicht gekommen.

Wie der junge Hofprediger in Berlin die ersten leisen Lebenszeichen einer Liebesarbeit der evangelischen Kirche sehen durfte, die mehr wie ein Jahrhundert später zu voller, schöner Entfaltung und Blüte gelangt als „Innere Mission" ihren reichen Segen unsrer Kirche brachte, so tauchten auch gleichzeitig die ersten, hoffnungweckenden Spuren von der in unsrer heimischen evangelischen Kirche heraufkommenden Zwillingsschwester, der äußeren Mission, vor Jablonskis Blicken auf. War es auch nur ein

blitzartiges Aufleuchten zunächst ohne bleibende Folge, so ist es doch wert, völligem Vergessen entrissen zu werden. Die evangelische Kirche der Reformation hat sich doch nicht so spät auf ihre Missionspflicht besonnen als gemeiniglich angenommen wird; früher und entschiedener freilich in reformierten Landen als in der deutschen Kirche, deren hervorragendsten Glaubenslehrer des siebzehnten Jahrhunderts den Missionsbefehl des Herrn von den Aposteln bereits ausgerichtet erklärten. Schon in den sechziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts bestimmte eine schottische Synode den Missionsbefehl des Auferstandenen als bindend für die Jünger aller Zeiten. Als die Niederlande, dann England um die Herrschaft zur See wetteiferten und die römischen Mächte aus ihrem fernen Kolonialbesitz mehr und mehr verdrängten, wiesen einzelne ihrer treuen Söhne die Aufgabe nicht ab, den unterworfenen heidnischen Völkern das Evangelium zu bringen. Lohnend wäre es, den mehr und mehr in allen evangelischen Landen sich erschließenden Quellen aufmerksam nachzuspüren und die ersten noch unsicheren, vielfach schwankenden auch nicht zielbewußten evangelischen Missionsversuche, die bis in die ersten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts hinaufreichen, einer erneuten eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Kaum hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm, ein Seher und auch Säemann von Deutschlands Macht und Größe unter zielstrebiger Führung der Hohenzollern, mit dem Scharfblick eines Adlers die hohe Bedeutung fernen Kolonialbesitzes für den aufkommenden Weltverkehr eines emporstrebenden Volkes erkannt,*) kaum hatte er mit eiserner Willenskraft und beherzten, frohen Mutes, der glaubensstark vor keinen Hindernissen zurückschrickt, eine brandenburgische Flotte zu schaffen begonnen, kaum festen Fuß an der Guineaküste Westafrikas gefaßt und daselbst das Fort Groß-Friedrichsburg nach den Regeln des neuen Festungsbaues angelegt,**) als er auch für die kleine Besatzung und Insassen der noch im Bau begriffenen Festung auf Bitte seines Schiffdirektors Raulé die Entsendung eines Geistlichen zusagte. Wie lange nach der Zusage ein solcher abgeordnet wurde, weiß ich nicht; nur daß derselbe gleich in den ersten Jahren seiner Ankunft von dem an der Küste herrschenden Fieber weggerafft wurde. Ebensowenig habe ich trotz eifrigen Nachspürens erfahren können, ob dieser erste Kolonialgeistliche unsrer deutschen Kirche zugleich mit der Aufgabe betraut wurde, Mission unter den umwohnenden Negern,

*) Es sei auch hier an das bedeutsame Wort des ersten deutschen Kaisers aus dem Hohenzollernhaus erinnert. „Jetzt erst — so äußerte sich Wilhelm I. nach dem Erwerb der deutschen Schutzgebiete in Westafrika — könne er dem Standbild des Großen Kurfürsten wieder grade ins Gesicht sehen."

**) Ein genaues Bild der Festungsanlage bietet nach der Veröffentlichung des Generalstabes Erdmannsdörfer, Deutsche Geschichte von 1648—1740, I, 468.

wenn auch zunächst nur der beiden Häuptlinge von Accada und Taccarrary, die sich unter den Schutz der brandenburgischen Kompanie gestellt (1685), zu treiben.

Kurfürst Friedrich III. war anfänglich nicht gewillt, das weitausschauende Unternehmen, das für die erste Zeit unter schwierigen Verhältnissen keinen Gewinn, nur Opfer eintragen konnte, kleinmütig aufzugeben. Er hielt es für eine „gloire und point d'honneur das Commerzienwerk zu konservieren", wie er sich ausdrückte. Auch er ließ sich die geistliche Fürsorge seiner in der Ferne weilenden Glaubensgenossen von Herzen angelegen sein; er nun schon mit dem bestimmten Auftrag an den zu entsendenden Geistlichen, neben seinem Pfarramte in der Festung den umwohnenden Heiden das Evangelium zu predigen. Elf Jahre früher — es ist des Anmerkens wert —, als die ersten deutschen Kandidaten, Ziegenbalg und Plütschau, sich dem König von Dänemark als Missionare in den fernen dänischen Kolonien zur Verfügung stellten. Sonntag 29. April 1694 hielt der für Groß-Friedrichsburg bestimmte Kandidat Eßkuch [20]) im Dom die Probe- und zugleich Abschiedspredigt über Jes. 2, 3: Kommt, lasset uns zum Herrn gehen. Jablonski war mit dem Inhalt der Predigt nicht völlig zufrieden. Wohl habe der Sendbote als seine Pflicht betont, die Heiden zu dem Herrn zu führen, aber versäumt, die Gemeinde um ihre Fürbitte anzugehen, daß der Herr ihn zu diesem großen Vornehmen wolle tüchtig machen. Geheimrat Fuchs war ärgerlich über die Wahl des zu entsendenden Geistlichen, die demnach ohne ihn vor sich gegangen. Noch war Fuchs nicht Präsident des Konsistoriums; das wurde er erst andren Tages nach der Grundsteinlegung der Parochialkirche. Als Direktor der kirchlichen Angelegenheiten hätte er aber bei der Besetzung eines so wichtigen Postens nicht umgegangen werden dürfen. In einem Gespräch mit Jablonski deutete er denen sehr übel, die Eßkuch vorgeschlagen, „weil er wohl zu einem Schulfuchs auf irgend einer Universität, aber nicht zu einem Apostel für die Heiden sich schicke; dazu hätte sollen ein hurtigeres Subjekt ad exemplum Jesuitarum ausgewählt werden." Um solchen augenscheinlichen Mißgriffes willen in der Person blieb dieser erste Missionsversuch unsrer deutschen evangelischen Kirche ohne Folge und ist fast gänzlichem Vergessen anheimgefallen. Das ganze, hochbedeutsame Kolonial-Unternehmen des Großen Kurfürsten sank, wie von der Schwindsucht ergriffen, langsam dahin, noch ehe er selbst das Auge geschlossen. Sein Sohn hielt es zwar noch als einen Ehrenpunkt der Pietät künstlich am Leben; der nüchterne, sparsame Großsohn aber hatte keine Lust weiterhin die Kosten für ein Unternehmen zu tragen, das ihm eine Chimäre dünkte. 1721 wurde die ganze Anlage an Holland verkauft. Damit war auch ein starker Ansporn zur Mission der evangelischen Kirche in Deutschland genommen. Es bleibt immer ein

ungesunder Fehlgriff, wenn die Kirche den Prediger einer Auslandsgemeinde in heidnischem Gebiete nebenbei auch noch mit der Evangelisierung der heidnischen Landeskinder betraut; bei einer solchen Doppelaufgabe kommen beide Teile zu kurz. Lebendige, evangelische Gemeinden haben den unabweisbaren Missionsbefehl des Herrn als eine Sonderaufgabe, unbehelligt und unverkürzt von Nebenämtern, zu treiben. Durch Gottes wunderbare Führung unsrer heimischen evangelischen Kirche hub in dem Jahre des Zusammenbruches des ersten verfehlten Missionsversuches die Zeit an, in welcher die Kirche nicht mehr eines weltlichen Ansporns bedurfte, sich auf ihre Missionspflicht zu besinnen. 1722 hat der Zimmermann Christian David, einer der aus ihrer Heimat vertriebnen „Mährischen Brüder," den ersten Baum am malerisch gelegenen Hutberge bei Berthelsdorf gefällt. Zehn Jahre später hat Zinzendorf, der in das Gewissen seiner Brüdergemeinde den Stachel unabweisbarer Missionspflicht so tief in begeisterter und begeisternder Jesusliebe eingetrieben, daß unsre gesamte evangelische Kirche ihn zu spüren bekam und fernerhin nicht mehr dawider löcken konnte und wollte, seine ersten Sendboten, Nitschmann und Dober, nach Westindien gesandt, die glaubenskühnen Pfadfinder einer leuchtenden Heldenschar evangelischer Missionare.

Ein reiches, schönes Leben, in welches der hochbegabte junge Hofprediger eintrat. Noch waren die hervorragenden Staatsmänner am Ruder, welche die hohe Schule unter dem Großen Kurfürsten durchgemacht und als erprobte Ratgeber dem Sohne bei der Weiterführung des Baues zur Seite standen, dessen gewaltige Grundpfeiler der Vater gelegt. An diesem Bau war der evangelischen Kirche ein bedeutsames Teil der Mitarbeit zugewiesen, und zwar ein Teil, dessen Ausführung ihr selbst oblag, um die ihr gebührende Stellung im Ringe der christlichen Völker einzunehmen. Dazu bedurfte es verständnisinnige, tatkräftige Kirchenmänner, bereit, mit dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit an der geforderten Aufgabe mitzuwirken. Jablonski war an ihrer Förderung wie von dem Herrn der Kirche selbst dazu bereitet, ein auserwähltes Rüstzeug, unter den Mitarbeitern einer der eifrigsten und auch befähigtsten; der Fortgang der Erzählung wird es zeigen. Daß er alsbald herangezogen wurde, eine schaffensfreudige Hand anzulegen, hat ihm ein rasches Einleben in den neuen, bedeutsamen Wirkungskreis wesentlich erleichtert. Er fand freundlichstes, vertrauensvolles Entgegenkommen wie bei seinem Fürsten so auch bei den tonangebenden Staatsmännern. Gebend und nehmend empfing er reiche Förderung auf dem vielverheißenden, schwierigen Arbeitsfeld, das tief in die Kirchenpolitik einzugreifen hatte, einem Gebiet, in welchem unsre Geistlichkeit zum Schaden der evangelischen Kirche meist ungeschult und dann im Bedürfnisfall ungelenk und unerfahren ist. Hier schon

müssen wir ein paar Belege beibringen zum Zeichen, in wie schier idealer Weise damals Männer am Staatsruder Hand in Hand gingen mit Männern der Kirche und zwar zur Förderung beider Teile, von Staat und Kirche.

Der eine Beleg ist die bereits erwähnte herzliche und innige Freundschaft Jablonskis mit dem Staatsmann, zugleich dem Direktor der Kirchensachen und Vorsitzer des Konsistoriums, Paul v. Fuchs. Es ist eine seltene Erscheinung in unsrer Geschichte, einen großen Staatsmann zugleich hervorragend bedeutend in den Angelegenheiten der Kirche zu sehen und mit ihm eng verbunden einen evangelischen Geistlichen mit dem eindringenden Verständnis für die Dinge des Staatslebens. Köstlich ist es dann, wenn solche seltne Erscheinungen sich die Freundeshand zu gemeinsamer Arbeit reichen und dies in einem Augenblick, in welchem der von dem Großen Kurfürst geschaffne Staat als Grundpfeiler seines Bestandes die Wahrung der evangelischen Kirche gegenüber Rom erhalten, in welchem die Hohenzollern als oberste Bischöfe ihrer evangelischen Kirche deren staatlichen Rechte vor Kaiser und Reich zu erkämpfen und zu wahren hatten. Vielleicht, daß v. Fuchs während seiner Studienreisen in den Niederlanden mit dem Großvater Comenius bekannt geworden und Teilnahme für dessen Familie gewonnen, was der Lebensbeschreiber des Comenius, Kvacsala, nicht für ausgeschlossen hält, vielleicht daß er durch seinen Oheim, Jacob Friedeborn, den Erzieher der Söhne des Kurfürsten von der Pfalz, den Jablonskis Urgroßvater einst zum König von Böhmen gekrönt, auf die Familie aufmerksam geworden. Wie dem auch sei: seine Berufung nach Königsberg und Berlin dankte Jablonski in erster Linie der Befürwortung von Fuchs; seine warmen Worte bei der Einführung ins Amt bahnten dem jungen Hofprediger die Wege in der Hauptstadt und ihre tonangebenden Kreise. Ungetrübt blieb das innige Freundschaftsverhältnis bis an den Heimgang von Fuchs (1704); es übertrug sich auch auf die beiden Familien. Jahre hindurch speiste Jablonski allsonntäglich bei Fuchs und bildete dann meist die Predigt am Vormittag den ergiebigen Gegenstand der Unterhaltung und Weiterführung der erbaulichen Gedanken. Der Gang zu dem hochgestellten Freunde, wenn er in der Stadt weilte, war nicht allzuweit von der Klosterstraße aus. Fuchs hatte von dem Kurfürsten den prächtigen Garten nebst Wohnhaus zum Geschenk erhalten, den draußen vor dem Tor in der Stralauer Vorstadt (in der heutigen Holzmarktstraße Nummer 58—70) der einstige Generaldirektor der Marine, Raulé, angelegt. Belvedere hieß der Besitz, weil man vom Obergeschoß aus ungehindert über den Fluß und die Kornfelder weg die schöne Aussicht bis zu den Kirchtürmen von Köpenick, die über dem Gehölz hervorragten, genießen konnte. Monatelang freilich hielt sich der vielbeschäftigte Staatsmann fern der Stadt auf seinem prächtigen Herrensitz in Malchow

auf, über Weißensee hinaus eine gute Meile von der Wohnung des Pastors entfernt.[21]) Auch da war er und auch seine Familie häufig willkommen geheißener Gast. Mehrmals im Jahre ließ sich Fuchs mit den Seinen und umwohnenden befreundeten Gutsbesitzern das heilige Abendmahl draußen in der ländlichen Zurückgezogenheit reichen. Dann pflegte Jablonski schon am Sonnabend hinauszufahren, den Abendmahlsgästen die Vorbereitung zu halten, um ihnen dann am Tage des Herrn in der Frühe das heilige Mahl zu geben und noch am Gottesdienst in der Dorfkirche mit der ganzen Familie teilzunehmen.

Die Ortsgemeinde in Malchow war lutherisch. Jeder Versuch, sie zu seiner Kirche herüberzuziehen, was in jener Zeit nichts Ungewöhnliches gewesen wäre, lag dem mildgesinnten, mit frommem Ernste auf eine Union hinarbeitenden Gutsherrn und auch seinem Seelsorger vom Dom fern. Mit seinem ganzen Hause pflegte Fuchs dem Gottesdienst in seiner Patronatskirche des Dorfes beizuwohnen, zumal seitdem wohl auf Jablonskis Befürwortung hin 1698 der vom Pietismus ergriffne und erwärmte Prediger Porst von dem Patron nach Malchow berufen und von Spener eingeführt worden war. Ein schönes Vorbild gab der fromme Patron seinen Gutsleuten, daß er, wenn draußen, an der für die Erwachsenen auf kurfürstlichen Befehl nach dem Vormittagsgottesdienst wieder eingerichteten Katechisation teilnahm. Blieben die Bauern dem fragenden Pastor eine Antwort schuldig, so konnten sie zu ihrer Beschämung und auch Verwunderung Zeuge sein, wie ihr Patron nun auch in Luthers Katechismus wohl beschlagen war und für sie antwortete. Auch der König besuchte nicht selten von seinem Landsitz in Schönhausen den um sein Haus und das Reich hochverdienten Staatsmann auf seinem Landsitz. Während einer Fahrt dahin, am 7. August 1704, ging Fuchs, vom Kaiser vor zwei Jahren in den Reichsfreiherrnstand erhoben, heim; erst 64 Jahre alt, aber körperlich durch die vielen geistigen Arbeiten erschöpft. Die Kunde des Todes seines treuen Dieners erreichte den König unterwegs.

Nicht nur als seinen Pastor und Seelsorger schätzte und liebte Fuchs den um zwanzig Jahre jüngeren Hofprediger. Er fand bald an ihm Züge, die ihm selbst auszeichnendes Gepräge gaben. So die gleiche Richtung in ernstem Streben auf das Edle und Hohe, eine vielseitige und reiche Bildung in den schönen Wissenschaften, die ihm lebenslang treu blieb und ihn jugendfrisch erhielt. Auch gleiche Liebhabereien, wie sie die damalige Zeit bei den Gelehrten pflegte. Beide waren eifrige und verständnisvolle Bücherfreunde. Gar manche kostbare Bereicherung seines „Museums" dankte Jablonski dem wohlhabenden Freunde, der nicht kargte, ihm solche Freude zu bereiten. Ganz besonders fesselte den Staatsmann an dem Hofprediger die in gleichem Maße entschieden ausgeprägte Unionsgesinnung, sowie sein frühe bekundetes hochgerichtetes Streben, den

bedrängten evangelischen Glaubensgenossen allüberall Schutz und Trutz gegenüber dem scharfen, unerbittlichen Vorgehen der römischen Kirche zu bieten. Darinnen waren beide Männer des Staates und der Kirche völlig gleichgesinnt; beide auch in hoher Begabung gleich gerüstet, unverdrossen ihrer Gesinnung im Leben wirksamen Ausdruck zu geben. Der Staatsmann konnte vertrauensvoll dem Hofprediger nach diesen Seiten hin auch schwere Aufgaben der Mitarbeit zumuten, sicher einen ebenso willigen als auch geschickten Ausrichter an ihm zu haben. Und ebenso wieder konnte Jablonski darauf rechnen, für die ihm notwendig erscheinenden Wege nach dem gleichen Ziel in dem einflußreichen Ratgeber des Kurfürsten und Königs einen mächtigen Förderer zu finden.

Den andren, für Jablonskis rege Teilnahme bei Gründung der Akademie nicht unwesentlichen Beleg mag die frühe und nahe Berührung mit dem berühmten und vielseitig gelehrten Staatsmann Ezechiel Spanheim bieten. Mehr wie dreißig Jahre älter als der Hofprediger hat Spanheim dennoch den jugendlichen Gelehrten alsbald in seine Kreise gezogen. Er selbst stammte aus einer gelehrten Theologen-Familie der Pfalz. Sein Großvater war der gelehrte Toffanus; den in Genf Theologie lehrenden Vater berief 1642 die Witwe des unglücklichen Böhmenkönigs zu sich in die Niederlande, woselbst der Sohn unter Männern wie Salmasius und Heinsius theologische Studien betrieb. Auch ihn, den vielseitig begabten und namentlich durch seine Münzenkunde in der wissenschaftlichen Welt anerkannten Gelehrten und feingebildeten Weltmann hat Fuchs als einen gewiegten Staatsmann entdeckt und mit kühnem, sicherem Griffe an Brandenburg und den Hof des Großen Kurfürsten zu fesseln vermocht. Von 1680—89 war der einstige Theologe bewährter außerordentlicher Gesandte am glänzenden Hof in Paris. Es war keine leichte Zeit für einen preußischen Gesandten, jene Jahre der Aufhebung des Ediktes von Nantes, infolge davon des glaubensstarken, kühnen Potsdamer Ediktes vom 29. Oktober 1685, der gewaltigen Schutz- und Trutzschrift des Kurfürsten für seine Glaubensgenossen wider den überall gefürchteten Sonnenkönig, das beredte Zeichen des Brandenburger flügge gewordnen Adlers: non soli cedit. Von 1689—98 war der Gesandte aus Paris zurückgezogen. Spanheim lebte in Berlin; der Kurfürst vertraute ihm die Leitung der französischen Kolonien im Brandenburgischen an; Staatsminister v. Fuchs hatte nur darüber zu wachen, daß die bischöflichen Hoheitsrechte des Landesherrn von diesen Kolonien und den ihnen eingeräumten, weitgehenden Vollmachten gewahrt würden. In Paris hatte der gelehrte Gesandte des Kurfürsten an all' den reichen Anregungen eines hochgesteigerten geistigen Lebens teilgenommen; so auch als ständiger und gefeierter Gast an den wöchentlichen wissenschaftlichen Unterhaltungen im Hause des Herzogs von Aumont, dem stark besuchten Stelldichein der

in Paris versammelten wissenschaftlichen Größen. Sie scheinen jenen gelehrten Zusammenkünften nachgebildet zu sein, die schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Leiter des Wadham College in Oxford, Dr. Wilkins, regelmäßig in seinem gastfreien Hause zu halten pflegte und aus denen nachweisbar die Londoner Sozietät der Wissenschaft hervorgegangen ist. Was ihm in Paris eine reiche Quelle geistiger Anregung gewesen, das wollte Spanheim in Berlin nicht missen. Er öffnete sein Haus für solche gelehrte Besuchsabende auf märkischem Boden; wer nur immer in der Hauptstadt auf den Namen eines Gelehrten Anspruch erheben konnte, wurde geladen. Die Männer besprachen dann vorliegende wissenschaftliche Gegenstände, trugen ihre eignen gelehrten Arbeiten dem auserwählten Kreise zunächst vor, woran sich dann eine gelehrte Beratung reihte; der Wirt stellte seine reichhaltige Bücherei zur Verfügung, die er nun freilich, ehe er ein zweites Mal nach dem Ryswiker Friede als Gesandter nach Paris ging (1698—1701), sich genötigt sah, an die königliche Bibliothek für 36 000 Mark zu verkaufen.

Bereits am 3. Mai 1694, also nach Jahresfrist, nahm Jablonski als geladener Gast zum ersten Mal an diesen Konferenzen teil. Von da an gehörte er zu den regelmäßigsten Besuchern; er versäumt nicht in seinem Tagebuch die einzelnen genußreichen Donnerstagabende anzumerken, auch Angaben über die behandelten gelehrten Sachen zu geben. Unerschöpflich an Mitteilungen war der Wirt selbst. Er konnte bei seinem reichen Leben unter den Gelehrten der tonangebenden Länder aus dem Vollen schöpfen; die aufliegenden neuesten Werke der gelehrten Welt boten ihm immer neue, geistvolle Anknüpfungspunkte der Unterhaltung. Auch Jablonski, den ich von den deutschen Predigern in Berlin allein verzeichnet finde, während er gleich bei dem ersten Abend fünf französische Geistliche der Kolonie antraf, blieb nicht lange stummer Zuhörer. Bald schon zählte er zu den eifrigsten, tätigsten Teilnehmern. Hier im Gelehrtenkreise hat er zuerst Bruchstücke seiner ins Lateinische übersetzten Bentley-Aufsätze vorgelesen, hier auch die einzelnen fertiggestellten Bogen seiner hebräischen Bibelausgabe. Die gelehrte Bildung jener Tage war noch eine so vielseitige, daß selbst für solche theologische Sondergebiete auf eine allgemeine Teilnahme der Anwesenden gerechnet werden konnte; zumal auch für theologische Arbeiten, die noch im Mittelpunkt der gelehrten Studien standen. Nach dem Weggang von Spanheim nach Paris hörten diese Konferenzen auf. Man darf vielleicht sagen, wurden sie von der in Gründung begriffnen Akademie der Wissenschaften abgelöst. Sie mögen ja ähnlich wie in Oxford-London den inneren, wenn auch äußerlich nicht wahrnehmbaren Anstoß zu einer wissenschaftlichen Vereinigung gegeben haben, deren Bedürfnis — wir werden es sehen — damals allerwärts in der Luft zu liegen schien.

Wir sind dem Einleben Jablonskis an seiner neuen Wirkungsstätte Schritt für Schritt mit der Feder in der Hand nachgegangen; für manch einen, der uns bis dahin das Geleite gegeben, ein ermüdender Gang und dennoch unvermeidlich zum vollen Verständnis der Wirksamkeit des auf so einflußreichem Posten gestellten Mannes. Wenn wir uns der vielseitig beanspruchten Tätigkeit des Hof- und Dompredigers nun zuwenden, so erscheint es zweckdienlich, nicht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Leben in der bunten Mannigfaltigkeit der Amtstätigkeit zu schildern, sondern die einzelnen Seiten gesondert und in ihrem Zusammenhang zu betrachten.

---

14. Der Berliner Hof- und Domprediger.

a) Der Prediger.

Wir haben uns bereits an der Stätte umgesehen, an welcher während beinahe einem halben Jahrhundert Jablonski das Wort Gottes rein und lauter seiner feiernden Gemeinde verkündiget hat. Auch mit dem Gang des Gottesdienstes im Dom vor zweihundert Jahren haben wir uns vertraut zu machen gesucht. So wird es uns heutigen Dom-Mitgliedern trotz der wesentlichen Veränderungen nach beiden Seiten hin nicht allzu schwer fallen, im Geiste uns mit den längst entschlafenen Gemeindegenossen an einem Tage des Herrn im alten Dom zu versammeln und einer Predigt des gefeierten Dieners am Worte zu lauschen, dessen Leben diese Blätter erzählen. Freilich werden nicht viele heute in der Gemeinde sein, die bei einem solchen Besuch Aufnahme in der Kirchenbank eines Familiengliedes finden würden; die alteingesessenen Familien, die ihre Zugehörigkeit zum Dom zweihundert Jahre hindurch zurück verfolgen und nachweisen können, sind wohl an den Fingern zu zählen.

Von drüben aus der Klosterstraße ist der Choral des Glockenspiels der Parochialkirche vernehmbar über die niedrigen Häuser der Königstraße weg bis auf den Schloßplatz gedrungen.*) Er hat den Berlinern die

*) Wir greifen wegen des Glockenspiels zeitlich etwas vor. Bald nach seiner Krönung hatte Friedrich I. in Holland ein Glockenspiel für den Preis von 20000 Gulden gekauft; er wollte seiner Hauptstadt bieten, was er bei seinen Besuchen in den Niederlanden lieben gelernt. Der geplante Münzturm unweit dem Dom sollte das Glockenspiel, das allstündlich den Schloßbewohnern und der Domgemeinde einen Choral spielte, aufnehmen. Aber der Turm mußte noch vor seiner Vollendung schleunig abgetragen werden. Die Sache blieb liegen. Der Nachfolger auf dem Throne nahm sie wieder eifrig in die Hand; die Parochialkirche ward nun für die Aufnahme ins Auge gefaßt. Es vergingen Jahre bis zur allendlichen Aufstellung; auch ein neues Glockenspiel mußte aus Holland bezogen werden. Erst 1719 begann das fertig gestellte Uhrwerk sein regelmäßiges, traulich-schönes Spiel.

neunte Stunde, den Beginn des Gottesdienstes in allen Kirchen gemeldet. Auch das mächtige Glockengeläute des freistehenden Turmes ist verklungen. Darum rasch auf unsre Plätze im Dom! Er ist bereits dicht besetzt. Die Gemeindeglieder sind an pünktliches Eintreffen gewöhnt; sie haben nicht Lust, wegen Zuspätkommens sich einer Rüge, vielleicht gar einer kleinen Geldstrafe auszusetzen, wenn sie auch der Armenkasse zugute kommt. Der neue Domprediger, unser Jablonski, begibt sich gleich zum Beginn des Gottesdienstes auf die Kanzel. Eine schöne, fesselnde Erscheinung, trotz der jugendlichen Gesichtszüge ehrwürdig auch durch die tief auf die Schultern herabfallende Allongeperrücke, die mit ihren zahlreichen, zierlich gedrehten Locken das bleiche Gesicht wie mit einem kräftigen dunklen Rahmen einfaßte. Schon geraume Zeit — es mögen damals an die zwanzig Jahre gewesen sein; man hatte sich allgemach daran gewöhnt — hatte diese absonderliche, welsche Mode das früher lang herabwallende natürliche Haar auch bei den Geistlichen und auch auf der Kanzel verdrängt.*) Aus solcher Umrahmung trat bei unsrem Prediger dort im Dom wirkungsvoll eine hochgewölbte Stirn hervor, dazu unter mächtigen Brauen ein Paar frei und offen in die Gemeinde blickende dunkle Augen, eine kräftig vorspringende, scharf gezeichnete Nase, ein wie meist bei Rednern großer Mund, der, wenn festgeschlossen, beides andeutete: eine starke Willenskraft mit Wohlwollen zu seiner Umgebung. Das Gesicht war glatt rasiert, die allgemeine herrschende Sitte, noch aus der Zeit festgehalten, da man das lang herabwallende natürliche Haar trug, das allmählich den früheren Vollbart mehr und mehr kürzte, bis denn der letzte Rest, ein Strich Haar über der Oberlippe, schwand. Auch die Gewandung der Geistlichen auf der Kanzel würde uns Kindern des 19. und 20. Jahrhunderts fremdartig und auffällig erscheinen. Nur das ständig auch zu Hause getragene weiße Beffchen erinnert an die heutige Amtstracht; als Jablonski noch Militärgeistlicher in Magdeburg war, mußte er im Dienste und zu Hause statt des weißen ein blaues Beffchen tragen. Der an das Mönchskleid Luthers erinnernde Talar war abgekommen; es sind noch keine hundert Jahre her, daß er wieder bei geistlichen Amtshandlungen in Brauch gekommen. Der Prediger erschien auf der Kanzel in dem Amtskleide, das

*) Noch 1689 hatte in Paris ein römischer Priester und Dr. theol., Thiers aus Champrond, in einem unendlich gelehrten, 600 Seiten langen Buch, das 1712 in Frankfurt a. Oder selbst in deutscher Übersetzung erschien, eine Lanze wider das Perrückentragen eingelegt. Der Apostel Paulus (1 Kor. 11, 4.), dann Chrysostomus in seiner 26. Homilie über diese Schriftstelle, Tertullian, Cyprian u. a. werden von Thiers als Streitgenossen herangezogen. Der gute, eifrige Anwalt des natürlichen Haarschmuckes bittet in der Vorrede Gott, den Frieden und die Gnade unsres Herrn Jesu reichlich auf die kommen zu lassen, die diese Historie mit ruhigem Gemüte lesen und die Wahrheit der Gewohnheit vorziehen.

er überall und allzeit trug, dem eng anliegenden, einreihigen, bis zu den Knien reichenden und auch bis dahin fest zugeknöpften Rock, in kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen mit Schnallenschuhen. Wie ein Rest und eine Erinnerung an den aus der Mode gekommenen Talar war am Hals eine Art Mantel befestigt, der dem Rücken entlang bis zum Boden reichte, allmählich in seiner Breite mehr und mehr gekürzt, bis er zuletzt wie ein schmaler, dunkler Fahnenstreifen erschien, den der Geistliche beim Gehen über den linken Arm zu schlagen pflegte. Der Streifen hat sich an einzelnen Orten bis beinahe in unsre Tage bei Küstern und Kirchendienern erhalten.

Alle diese Äußerlichkeiten sind bald übersehen und vergessen, sobald Jablonski seine klare, laute, wohlklingende Stimme ertönen läßt, die den mächtigen, hochragenden Dom in allen Teilen, selbst auf der obersten Empore, vernehmlich ausfüllt. Keine Klage ist mir bekannt geworden, daß man auf irgend einem Sitzplatz den Prediger nicht Wort für Wort vernommen; wohl aber könnte ich eine Briefstelle aus dem Jahre 1740 anführen, in der der Schreiber rühmt, auch von dem achtzigjährigen Prediger noch jedes Wort an seinem von der Kanzel entlegenen Platze verstanden zu haben. Wohltuend merkt die Gemeinde alsbald, daß die Predigt einem überzeugungsvollen Herzen entspringt, das glaubt und darum redet. Jablonski war in hohem Grade redebegabt. Er durfte in dringendem Falle es wohl auch wagen, unvorbereitet die Kanzel zu besteigen. Er lebte in dem Worte Gottes; seine Gedanken wurzelten tief in dem heiligen Grund und Boden, daß er ständig als ein Vorbereiteter angesehen werden konnte. Zwei beachtenswerte Belege sind mir bekannt geworden. Einmal am Sonntag in der Frühe empfängt er in seiner Stadtwohnung den Befehl, den Vormittagsgottesdienst in Potsdam vor dem König zu halten. Der dortige Hofprediger war in der Nacht krank befallen; der Meldereiter hatte gegen vier Uhr das Schloß auch mit dem Auftrag verlassen, unterwegs für bereit zu haltende frische Pferde zu sorgen. Kurz vor sieben Uhr fährt der aus dem Schlafe geweckte Hofprediger von Berlin weg und trifft — für damalige Zeit eine außerordentliche Leistung — zeitig genug im Potsdamer Schloß ein, um unmittelbar aus der Hofkalesche die Kanzel zu besteigen. Nur die holprige, hastige Fahrt bot die Gelegenheit einer Vorbereitung. Ein ander Mal begleitet ihn sein ältester Sohn Paul zur Kirche. Unterwegs fragt er den Vater nach seinem Predigttext und ist nicht wenig überrascht, gleich darauf ihn im Dom über ein ganz andres Schriftwort predigen zu hören. „Ja, er habe von der Sakristei aus die unerwartete Ankunft des Königs bemerkt und in Erinnerung an ein Gespräch mit ihm ein paar Tage zuvor habe er den neugewählten Text für geeigneter gehalten.“ Nur nach sehr sorgfältigen, bis ins Kleinste ausgearbeiteten Entwürfen pflegte Jablonski zu predigen. Einmal — es

war in der für ihn verhängnisvollen Adventszeit 1718 — ließ der König unmittelbar nach der Predigt die Handschrift einfordern; Jablonski konnte dem Minister nichts als einen Entwurf aushändigen. Ich habe ihn im Geheimen Staats-Archiv gefunden; wohl der einzige Fall, daß sich an diesen stillen Ort die Handschrift einer harmlosen Predigt (Luk. 21, 25—36.) verirrt haben mag.*) Die lateinische Sprache war dem bald sechzigjährigen Theologen noch so geläufig, daß er selbst den Predigtentwurf in ihr zu Papier brachte; nur das wörtlich wiedergegebene Schlußgebet ist deutsch niedergeschrieben. Sollte der erste Satz desselben: „Hilf, heiliger Jesu, daß wir uns allzeit fürchten vor dem letzten Gericht, damit wir uns nie fürchten müssen vor dem letzten Richter" auf nähere Ausführungen in der Predigt hindeuten, die böser Argwohn dem in der damals schwebenden Klementschen Angelegenheit verdächtigten Hofprediger übel deuten konnte?

Eine Reihe von Einzelpredigten (mehr wie 35), auch ein paar Predigtsammlungen**) sind im Drucke auf uns gekommen. Die Einzelpredigten, neben Festreden bei besonders feierlichen Anlässen sind zumeist nach damaligem Brauche oder auch Mißbrauche weit ausgeführte Leichenreden; die Sammlungen „acht Zehende über verschiedene auserlesene Sprüche Heiliger Schrift" sind zum größeren Teil auf Grund von Nachschriften, die das langsame, klare Sprechen einem Schnellschreiber ermöglichte, dem Drucke übergeben worden, zum Teil auch von ihm selbst in der reichlicheren Muße des Greisenalters nach sorgfältigen und eingehenden Entwürfen ausgearbeitet. Bei einzelnen Predigten war es an der Hand von Briefen möglich zu erkennen, wie mühsam und zeitraubend ihm eine solche nachträgliche Niederschrift fiel. Sein Freund Spener hatte es in einem solchen Falle bequemer. Er predigte nur nach einer bis aufs Komma genauen, wörtlich auswendig gelernten Niederschrift; wenn er nun doch einmal in einem Wort oder Satz abwich, versäumte er in großer Gewissenhaftigkeit nicht, nachträglich am Rande der Handschrift die Änderung alsbald anzumerken. Schwer ist es, aus veröffentlichten Predigten den Eindruck, den sie auf den Zuhörer gemacht, zu ermessen. Der Weg durch Tinte und Feder ist ein andrer als der des freien, frischen Wortes einer redebegabten Persönlichkeit, das Gehör ein feinerer Übermittler der Gedanken als das Auge. Predigtbücher sind wie Herbarien; der schlichte Naturfreund zieht die farbenprächtige, duftende Blume des Feldes vor. Erschwert wird die gerechte Wertung von Predigten einer weit abliegenden Zeit, daß es uns noch immer an einer Geschichte der Erbauung selbst in der engeren Abgrenzung auf die evangelische Kirche gebricht. Wohl mag die Schwierig-

*) Geh. St.-A. Kap. 49, Nr. 28 b. c. Fol. 245.

**) Christliche Predigten über verschiedene auserlesene Sprüche der Heiligen Schrift zu verschiedenen Zeiten gehalten von Dan. Ernst Jablonski. I. Bd. 1727 (1—4. Zehend enthaltend), II. Bd. 1734 (5—8. Zehend).

keit der kulturgeschichtlich so bedeutsamen Aufgabe auch einen Beherzten abschrecken; aber aufgehoben wird sie damit nicht. Der Nachweis muß einmal geboten werden, inwieweit der hauptsächlichste, berufene Träger der Erbauung, der evangelische Prediger, das unaustilgbare Erbauungsbedürfnis der christlichen Gemeinde seiner Zeit leitet und in der Tiefe stillt, inwieweit er bei dieser hohen und köstlichen Aufgabe seines Berufes von der jeweilig herrschenden Zeitströmung, in die wir uns nach der Weisung des Apostels zu schicken haben, beeinflußt wird. Diesem unwiderstehlichen Einfluß Rechnung tragend, wird die Predigt Zeichen der Zeit an sich tragen, in ihrem Inhalte sowohl als auch in dessen Ausgestaltung. So lange diese Aufgabe nicht für die Zeit von Luther bis auf unsere Gegenwart gelöst ist, fällt es schwer, einem Prediger dieses Zeitraums in der Beurteilung völlig gerecht zu werden und auch die Seiten richtig zu würdigen, die mit der entschwundenen Zeit uns entfremdet sind.

Die vorliegenden gedruckten Predigten tragen noch, zumal die aus der früheren Zeit, die Spuren an sich, daß die üblen Nachwirkungen des unseligen dreißigjährigen Krieges auch in unsrer deutschen evangelischen Predigtkunst noch lange nicht verwunden sind. Während die französischen Glaubensgenossen jener Tage in ihren Predigten beredtes Zeugnis ablegen, daß ihr Volk eine klassische Blütezeit auch der Sprache und Literatur durchlebt und ihre hervorragenden Prediger in formvollendeter Weise ihre wohllautende Muttersprache in einer auch heute noch mustergültigen Weise zu handhaben wissen, reden unsere Prediger und auch Jablonski an nur allzu vielen Stellen ein kauderwelsches, mit Fremdwörtern überladenes, uns kaum mehr verständliches Deutsch, das heute zum Glück abstoßend wirkt, das aber damals vom Throne bis selbst in bürgerliche Kreise für gebildet, weil alamodisch galt. Dagegen bietet aber auch Jablonski mehr wie einen beachtenswerten Beleg, daß nun doch grade unsre evangelischen Prediger jener Zeit mit am frühesten und entschiedensten — noch vor den weltlichen Dichtern, gleichzeitig mit den Sängern unsrer herrlichsten Kirchenlieder, in den meisten Fällen zugleich die Prediger selbst — den argen Bann der Sprachverwilderung und Sprachverlüderlichung durchbrochen haben. Wohl in erster Linie danken sie die preiswerte Tat, daß und in dem Maße als ihre tiefsten und besten Gedanken in dem heimischen Grund und Boden der unübertrefflichen Dolmetschung des Wortes Gottes in unsre traute deutsche Muttersprache wurzelten und ihre Gemeinden diese wunderbare Dolmetschung Luthers als ihre Mutter- und Gebetssprache liebten und verstanden. Lockend wäre der unschwere Nachweis, daß diejenigen Prediger am geschicktesten den bösen Bann brachen, die zeitig in ihren Predigten die Lehrstreitigkeiten und das Schulgezänke verließen und die Heilige Schrift selber zur Erbauung der Gemeinde zu Worte kommen ließen.

Von Anfang an freier als noch die Mehrzahl seiner damaligen lutherischen Amtsbrüder, dazu einfacher in dem Aufbau, als es die damals tonangebenden Homileten forderten und priesen, bewegte sich Jablonski in der Form und methodischen Ausgestaltung seiner Predigten. Es mag dies mit beigetragen haben, ihm weithin den Ruhm und Ruf eines bedeutenden Predigers zu verschaffen. Befangen war er freilich anfänglich noch in den herrschenden Satzungen der Schule. Auch bei ihm schwillt die eine, die andre Predigt zu einer langen, scheinbar nach unsrem Ermessen mühsam ausgedüftelten, schier abgequälten Abhandlung an mit Vorrede, Einleitung, Herausstellung eines Themas und dann die vielen Teile, in welche das Thema zerspalten wird, weiter noch die Unterteile und wenn das alles abgehandelt, dann erst noch eine langatmige, wie der Holländer sagt und fordert, „toepassing." Aber man stößt doch — auch heute noch für den Leser zum Glück — in den veröffentlichten Predigten nicht auf die schulgerechten Künsteleien der „lokalen, paraphrastischen, parallelitischen, dialogistischen, synthetischen Methoden," die dann jedesmal in der vierfachen Anwendung und ihrem Nachweis endeten, daß und inwieweit der vorliegende Text nach dem Worte des Apostels (2. Tim. 3, 16) als von Gott eingegeben nütze sei zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Zucht in der Gerechtigkeit.

Daß sich Jablonski zeitig und je länger je mehr von solcher Geschmacksverirrung loslöste, dazu mag beigetragen haben, daß er von Anfang an in seinen Predigten des lästigen Perikopenzwanges los und ledig war, daß das ganze Wort Gottes offen vor ihm zur Erbauung der Gemeinde am Tage des Herrn lag. So nicht eingeengt, war er ungehindert, die Schriftauslegung zum Herzpunkt der Predigt zu machen, nicht die alljährlich regelmäßig wiederkehrende Perikope zum ausgiebigen Beleg irgend eines dogmatischen Lehrpunktes zu machen, der nur allzu rasch in damaliger Zeit in eine unerquickliche Lehrstreitigkeit mit öffentlicher Namennennung der ketzerischen Gegner ausartete. Der Enkel des Comenius, des bedeutendsten Predigers und Schriftauslegers der Brüderunität, hatte auch hier an dem Großvater ein glänzendes Vorbild gründlicher und tiefer Beleuchtung der ewigen Heilstatsachen aus dem Worte Gottes. Was er da von früh auf in frommer Umgebung gelernet, darin förderte ihn die in Lichtgestalten wie Spener und Francke heraufziehende schöne Zeit des aufkommenden Pietismus, der sich in die Heilige Schrift versenkte, nicht um aus ihr als der offenstehenden Rüstkammer die Waffen in dem heißen Kampf der Lehrstreitigkeiten zu holen, sondern um an ihr als der heiligen Quelle des ewigen Lebens Wasser der Heiligung für sich und die Gemeinde zu schöpfen. Unter den Berufsgenossen in der eignen Kirche sah Jablonski die Zahl derer sich mehren, die wie Lampe in Bremen der herrschenden orthodoxen Scholastik in der Predigt mit großem Geschick und weitgehender

Wirkung eine biblisch praktische Betrachtung der göttlichen Wahrheit gegenüberstellten. Der Berliner Hofprediger war innig befreundet mit Konrad Mel, einem der Nachfolger seines Vaters in Danzig, der 1697 sein Nachfolger in Königsberg geworden und dessen zahlreichen Predigtbücher wie die Schriften von Arnd und Scriver heute noch in vielen stillen Kreisen fromme Seelen erbauen. Das fest im Auge behaltene Ziel, durch die Predigt und ihre Schriftauslegung die Gemeinde zu erbauen, führte Männer wie Spener, Jablonski und die lichte Reihe ihrer Gesinnungsgenossen nicht dazu, den unterschiedlichen Lehr- und Glaubensinhalt zu verschleiern und zu verwischen, entfernt nicht. Aber in welch schöner, mustergültiger Art hat Jablonski dem milden, versöhnlichen Bestreben beispielsweise in einer vor dem König und der ganzen Gemeinde gehaltenen Passions- und Abendmahlspredigt über Luk. 22, 19. 20. lauteren evangelischen Ausdruck verliehen.*) Vierzig Jahre früher, am 24. Juli 1667, hatte sich Spener, damals noch in Frankfurt am Main, zu einem heftigen polemischen Angriff wider die Reformierten hinreißen lassen. So mächtig aber hatte sich der Umschwung auch bei ihm nach dieser Seite hin vollzogen, daß er jene Verirrung auf der Kanzel als die eines jugendlichen Heißspornes bereute und die seiner Zeit veröffentlichte Predigt nicht in die spätere Predigtsammlung aufnahm. Eine große Menge von Predigten Jablonskis, im Laufe von fast einem halben Jahrhundert veröffentlicht, habe ich nach dieser Seite hin durchblättert und kann mich nicht entsinnen, auf einen unevangelischen Ausfall wider unterschiedliche Lehren der Schwesterkirche gestoßen zu sein. Daß uns dies heute als selbstverständliche Forderung einer evangelischen Predigt gilt, danken wir jenen Männern in beiden Schwesterkirchen vor zweihundert Jahren, die lieber das Gemeinsame, das zugleich Mittelpunkt des einen Evangeliums ist, betonen, als das Trennende, das auf dem Umkreis liegt, auch vor der Gemeinde hervorzukehren Lust hatten und die in solchem wahrhaft christlichen Bestreben bewußt oder auch unbewußt Pfadfinder zu einer gemeindlichen Verbindung der so lange und schmerzlich getrennten Brüder wurden.

Auf zwei beachtenswerte Vergleichspunkte einer damaligen und heutigen evangelischen Gemeinde weisen uns auch die Jablonski-Predigten und sie vielleicht in hervorragender Weise hin. Die Mehrzahl der Domgemeinde mit ihrem „vornehmsten Mitgliede“ an der Spitze, dem Könige und seinem Hofe, gehörte der gebildeten Klasse an, die in Gymnasien und Hochschulen nach damaliger humanistischer Weise vorgebildet, wie in der lateinischen Sprache so auch im Leben der alten Griechen und Römer heimisch waren, als ob es sich um das eigne Vaterland handle.

*) Die im Sonderdruck veröffentlichte Predigt befindet sich in einem Sammelband der Königl. Bibliothek aus den Jahren 1701—1711 (Sa. 3280).

Den in der Jugend erworbenen reichen Schatz klassischer Kenntnis verdrängte noch nicht, wie bei uns in späteren Jahren, die Hochflut täglicher Zeitungsnachrichten aus aller Welt. Bis in ein hohes Alter hinein blieben die alten Griechen und Römer, ich möchte sagen im täglichen Verkehr mit den Gebildeten; auch die kleinste Orts- oder Familiengeschichte versuchte und verstand es bei den alten Helden und ihren Sagen anzuknüpfen. Und auch die gefeierten Stadtprediger konnten der Versuchung nicht widerstehen, die alten, der Mehrzahl der Gemeinde vertrauten Gestalten geeignetenfalles als Beispiele heranzuziehen, ja selbst landläufige geflügelte Worte in der klassischen Sprache mitten hinein in ihre deutsche Predigt zu mischen. Oft in recht wirksamer Weise selbst für die gebildeten Frauen der Gemeinde, denen verständnisvoll die Dichter der Zeit den ganzen Olymp, die Helden und Heldinnen von Virgil in ihren Liedern vorführen konnten. Uns Kindern der Gegenwart macht dies Hereinziehen der alten klassischen Zeit auch in die Predigt dieselbe vielfach ungenießbar; wir büßen aber den unverkennbaren Wert solcher geschichtlichen Belege ein, daß wir nicht in dem wirksamen Hereinziehen der vaterländischen und kirchlichen Geschichte einen wünschenswerten Ersatz bieten.

Der andre, sich auch bei Jablonskis Predigten aufdrängende Vergleichpunkt weiset auf eine bei unsren Predigten viel peinlicher sich geltend machende Einbuße. Wie sehr doch — nach den vorliegenden Predigten zu urteilen — lebten und webten die Prediger sowohl als auch die Gemeinden in dem Worte Gottes, in der ganzen Heiligen Schrift! Wie war ihnen die biblische Geschichte Alten und Neuen Bundes bis in die entferntesten Einzelheiten vertraut, daß dem Prediger der ganze Reichtum des gesamten Bibelschatzes rasch und leicht zur Hand war, daß er der Gemeinde nur den Namen einer den meisten unter uns fremdgewordnen Persönlichkeit zu nennen hatte, um ihre ganze Geschichte zu vergegenwärtigen und durch sie und ihre gelungene Heranziehung eine schwierige Stelle der Predigt verständlich und auch fesselnd zu machen. Der zeitgenössische, hervorragendste französische evangelische Prediger Saurin, der im Haag Sonntag um Sonntag die ungezählten Scharen seiner Landsleute um den Predigtstuhl sammelte, hat in wirksamster Weise das Alte Testament in seinen Predigten aufleben lassen. Er konnte seiner Märtyrergemeinde, die um des Wortes Gottes willen und mit ihm als ihrem teuer-werten Schatz die Heimat verlassen und in die Fremde gezogen, solche eingehendste Kenntnis der ganzen Heiligen Schrift zutrauen. Die Predigten Saurins sind Jablonski nicht fremd geblieben; ich kann es belegen. Er hat von ihm nicht erst die Anregung erhalten; auch er kannte von Kind auf die Schrift und war der treue Sohn einer Gemeinde, die um der Schrift willen hin und her in die Verbannung gezogen. Und die Gemeinde, vor der er nun jahrzehntelang das Evangelium

zu predigen hatte, war denn doch in ganz andrer Weise in der Schrift heimisch als die Mehrzahl unsrer heutigen Gemeinden; sie forschte auch zu Hause in dem Worte Gottes, nicht mit einem modernen kritischen Auge, sondern mit dem einfältigen Blicke eines Kindes Gottes und eines Jüngers, der den Herrn suchet und festiglich glaubet, daß die Schrift von ihm zeuget.

In dem Predigen, wie auf allen Gebieten, war und blieb bis an sein Ende Jablonski ein Lernender; darin lag ein Teil der Kraft, die ihn auch in der Predigtkunst jugendfrisch im hohen Greisenalter erhielt. Je länger je mehr streifte er die ihm anhaftenden Schalen der Schule und ihrer schwerfälligen, unnatürlichen Methodik ab. Damit wurde auch der Inhalt einfacher, schlichter, volkstümlicher. Nicht daß der Inhalt selbst ein anderer geworden wäre. Jablonski gehörte zu den begnadeten, wir pflegen zu sagen, Johannisnaturen, die nicht durch viele innere Kämpfe und Zweifel hindurch sich den Frieden der Seele erstreiten müssen. Wie von den Flügeln eines Adlers in die Hohe getragen, ging es von einer frommen Kindheit in eine fromme, ihres Heiles in Christo bewußte Jugend, in ein im Glauben gefestigtes frommes Mannesalter, treu dem Herrn bis an den Tod und im tiefen Frieden eines mit Christo in Gott verborgenen Lebens. So kann ich auch keinen Wechsel des Inhaltes in den Predigten der frühesten und spätesten Zeit entdecken, nur die Ausgestaltung des gleichen Inhaltes wurde natürlicher, einfältiger, damit auch für uns spätgeborne Leser herzandringender. Ein Vergleich nach dieser Seite hin etwa zwischen der Predigt, die Jablonski vor dem ersten König von Preußen in Berlin nach seiner Rückkehr von der Krönung in Königsberg gehalten, und der andren, fast vierzig Jahre später bei der Thronbesteigung Friedrich des Großen zeigt den Unterschied und auch Fortschritt. Friedrich Wilhelm I. war ein scharfer Beurteiler seiner Prediger; er hielt mit seinem Urteil ihnen und der Gemeinde gegenüber nicht zurück. Von Schultheologie wollte er nicht viel wissen; von ihren weit ausgesponnenen, klug ausgedüftelten Methoden und nun gar erst von ihren Lehrstreitigkeiten war er ein abgesagter Feind, daß er auch grob dreinfahren konnte. Sein tief frommer Sinn, auch in der Kirche und Predigt allem Tand und Scheinwesen gründlich abhold, forderte schlichte Predigt des Evangeliums mit dem steten praktischen Hinweis, die Zuhörer zu braven, gottesfürchtigen Christen, zu treugesinnten Unterthanen ihres himmlischen Königs, aber auch ihres irdischen Königs in Berlin zu erziehen. Nachdem eine ursprüngliche Abneigung wider Francke in Halle und die ersten, auf praktische Betätigung des Glaubens gerichteten pietistischen Bestrebungen hauptsächlich durch die Beeinflussung des Generals Natzmer, des Stiefvaters von Zinzendorf, bei dem Könige gewichen, nachdem auch Freilinghausen einer königlichen Ein-

ladung nach Wusterhausen 1729 gefolgt war,*) trat eine günstige Wendung und Zuneigung zu den der lutherischen Kirche angehörigen Männern des Pietismus ein, deren praktische Bestrebungen zur Erfrischung des kirchlichen Lebens den eignen Wünschen des Königs so sehr entsprachen. Sowohl an diesen Vertretern des frühen Pietismus in Halle, als auch bei einer sich mehrenden Zahl unter ihrem und Speners Einfluß stehenden lutherischen Prediger in Berlin hatte der König den heilsamen Umschwung der Predigtweise in der lutherischen Kirche kennen gelernt und stand nicht an, offen zu erklären, daß sie die Mehrzahl der Prediger der reformierten Kirche in ihren sonntäglichen Darbietungen überflügelt hätten. Nur seinen Hofprediger und einstigen Lehrer Jablonski nicht. Als 1737 zur Zeit der Martinimesse der König die Hochschule in Frankfurt besuchte und der derzeitige Rektor Professor Paul Jablonski, des Hofpredigers ältester Sohn, den König empfing, da sagte ihm derselbe, der mit Lobeserhebung viel mehr kargte als mit Tadel, daß sein Vater alle Eigenschaften eines rechten Predigers besitze, so wie er ihn haben wolle. In einem Erlaß des Königs vom Januar 1740, also nicht lange vor seinem Heimgang erschienen, wird den reformierten Predigern des Landes eindringlich vorgehalten, in der guten Art des Oberhofpredigers Jablonski zu predigen und ihn zum Muster und Exempel zu nehmen, als in dessen Predigten „benebst einer kurzen, deutlichen und erbaulichen Erklärung der Textworte Schlüsse auf Schlüsse zu finden seien, wodurch die Herzen der Zuhörer gerührt und von dem Grund und der Wahrheit des Vortrages erbaulich überzeugt werden."

Der gleiche Erlaß stellt auch die Predigten des damaligen Propstes an St. Marien, Reinbeck, als mustergültig auf. Dieser hochbegabte Propst war dreiundzwanzig Jahre jünger als Jablonski, folgte ihm aber in den Tod bereits nach einem Vierteljahr (25. Mai und 21. August 1741). Beide Geistliche galten als die besten Berliner Prediger ihrer Zeit; von dem Propste sagte man, daß er zu viel Philosophie, von dem Hofprediger, daß er zu viel Frömmigkeit auf die Kanzel bringe. Als ob dies für einen Prediger des Evangeliums ein auch nur leiser Tadel sein könne! Den vielleicht berechtigten Vorwurf von zu viel Philosophie in der Predigt mag sich Reinbeck durch sein ernstliches Streben schon seit den Studienjahren zugezogen haben, die damals aufkommende Wolffsche Philosophie mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Trotzdem hat er in einem auf Wunsch des Königs gemeinsam mit Jablonski 1740 ausgearbeiteten Grundriß für lutherische Kandidaten, wie sie ihre Predigten zur Belehrung und Erbauung einzurichten hätten, be-

*) Den fesselnden Tagebuchbericht dieses Nachfolgers Franckes in der Leitung der Haller Anstalten von seinem siebentägigen Besuche am Hof Friedrich Wilhelm I. hat kürzlich Krieger (Berlin, Duncker 1900) veröffentlicht.

sonders hervorgehoben, daß eine auf rechtem Schriftverständnis und durch Anwendung des göttlichen Wortes auf das Leben erreichte und geförderte Erbauung der Gemeinde Zweck und Ziel jeder Predigt zu sein habe. Reinbeck war schon frühe, erst 26 Jahre alt, Amtsgehilfe von Porst an Friedrich-Werder, dann 1716 „aus eigener Bewegung" des Königs Propst von Köln geworden. Der König hatte ihn wohl kurz vorher bei seiner Stiefmutter, die bekanntlich als mecklenburgische Prinzessin bei ihrer Vermählung 1708 ihrer lutherischen Kirche treu geblieben war, kennen gelernt; denn Porst und dann seit 1713 sein Nachfolger Reinbeck waren „Beichtväter" der verwitweten Königin. Königliche Gunst gesellte unsrem Jablonski den Kölner Propst als geistlichen Aufsichtsrat im Potsdamer Waisenhaus zu, wahrscheinlich für die zahlreich aufgenommenen lutherischen Zöglinge. Noch kurz vor dem Hinscheiden des Königs waren die beiden befreundeten Aufsichtsräte (Visitatoren, wie ihre Bezeichnung lautete) in Potsdam und bei diesem Anlaß wie gewöhnlich zur Hoftafel geladen, an der aber der leidende König nicht mehr teilnahm; erst nach Tisch ließ er sich im Rollstuhl ins Speisezimmer bringen, sich mit den ihm lieben Predigern eine Weile in geistlichen Gesprächen zu unterhalten. Bei ihrer Rückkehr nach Berlin erfuhren sie, daß es ihre letzte Besichtigung gewesen. Der König — so hörten sie — beabsichtige die wohltätige Anstalt seines Großvaters bedeutend zu erweitern und beanspruche dann die vermehrte Zahl der Pfleglinge ständige geistliche Aufsichtsräte in Potsdam selbst.

b) Der Katechet.

Ein beachtenswerter Unterschied in der Verkündigungsweise der alttestamentlichen Propheten, auch noch des größten und letzten in der jahrhundertlangen Reihenfolge, und unseres obersten Propheten Christus ist, daß während auch der Täufer sich noch darauf beschränkt, das nahe herbeigekommene Himmelreich zu predigen, von Christus und in seiner Nachfolge von den Aposteln wiederholt gesagt wird: er lehrete in den Schulen und predigte das Reich Gottes. Die Reformation hat nach jahrhundertlanger Vernachlässigung in der römischen Kirche die doppelseitige Aufgabe der Verkündigung mit Ernst auf Grund des Wortes Gottes wieder aufgenommen. Der deutsche Reformator gab seinem Volke das Wort Gottes in der Muttersprache und gleichzeitig den Katechismus. Wie neben Luther Melanchthon als praeceptor Germaniae steht, so neben der evangelischen Kirche die evangelische Schule, in ihren Anfängen mit der zielstrebigen Weisung, unser deutsches Volk von Kindheit auf das Wort Gottes zu lehren. Unter den Wirren des dreißigjährigen Krieges verstummte das geforderte Lehren des Wortes Gottes in der mannigfaltigen, jung und alt in der Gemeinde entsprechenden Weise; an vielen Orten konnte sich not-

dürftig nur die Predigt am Tage des Herrn erhalten. Bald fehlte der vertriebene Prediger, bald die in alle Winde zerstreute Gemeinde; an mehr wie einem Orte die Stätte, da man hätte zusammenkommen können. Bei der so anhebenden Verwilderung gemeindlichen Lebens, der Entfremdung und Unwissenheit in der Lehre des Wortes Gottes gewöhnte sich in weiten Kreisen Hirt und Herde daran, als ob es an der sonntäglichen Predigt genug sei. Und wenn es nur immer eine evangelische Predigt zur Erbauung der Gemeinde gewesen wäre! Sobald der unglückselige Krieg vorüber und die evangelische Kirche von Herzensgrund ihr Jubellied in den deutschen Landen anstimmen konnte: Nun danket alle Gott, wurde der Hebel treuer Arbeit, die zerstörten Mauern der Kirche wieder aufzurichten, an die tief geschädigte Stelle gelegt, das unwissend gewordene Volk das Wort Gottes neben der Predigt nun auch zu lehren; und zwar die ganze evangelische Gemeinde: die Alten in den wieder eingeführten sonntäglichen Katechisationen, die Jungen in der geforderten Konfirmation, daß sie nicht zum Abendmahl zugelassen wurden, wenn sie nicht zuvor einen mehrmonatigen vorbereitenden Katechismusunterricht bei dem Pastor und eine öffentliche Prüfung bestanden.

Ganz besonders ließen sich der fromme Kurfürst Friedrich Wilhelm und sein auch hier in den gleichen Geleisen wandelnder Sohn diese unabläßige Fürsorge zur Wiederaufrichtung wahrhaft evangelischer Gemeinden von Herzen angelegen sein. Als oberste Bischöfe in ihren Landen gleicher Maßen für die lutherische wie reformierte Kirche. Eine Reihe von Erlassen ordnet für beide Kirchen eindringend die sonntäglichen Katechisationen im Anschluß an den Gottesdienst („stracks nach gepredigter Mittagspredigt") an.*) Sie werden vom Sonnabend, wie anfänglich, auf den Sonntag verlegt, um die Kirchgänger dafür um so sicherer festzuhalten. Wir haben gesehen, wie dieselben in Malchows getrieben wurden und daß auch der Minister nicht anstand die Katechismusfragen des Pastors zu beantworten, wenn die Bauern die Antwort schuldig blieben (S. 163). Im Dom war es so, daß Jablonski und seine Amtsbrüder die sonntägliche Perikope des Bekenntnisbuches vorlasen, die Fragen und Antworten, und sich dann von den Gemeindegliedern die angegebenen Belegstellen aus der Heiligen Schrift aufsagen ließen. Wie früher erwähnt, war dem Gesangbuch der Domgemeinde der Heidelberger Katechismus beigedruckt, nach den 52 Abschnitten für jeden Sonntag des Kirchenjahres eingeteilt, welche bereits die 1563 von Kurfürst Friedrich III. für sein Land erlassene Kirchenordnung festgesetzt hat. Ob und in welchem Grade die Beteiligung der Domgemeinde und namentlich auch ihrer im bürgerlichen und mili-

*) Mylius gibt in seinem Corp. constit. March. eine Reihe von Verordnungen an, so beispielsweise I, XLIX; I, LXI u. s. w.

tärischen Leben hochgestellten Glieder eine rege gewesen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Besser unterrichtet sind wir, wie es in der Domgemeinde und insbesondere von Jablonski mit der Vorbereitung auf die Konfirmation gehalten wurde. Die streng eingeschärften Verordnungen waren auch für die reformierten Gemeinden des Landes verpflichtend. Ihre treue sorgfältige Einhaltung kam einem weithin empfundnen Bedürfnis entgegen, ward durch die gesegnete Strömung gefördert, die, von Spener und seinen pia desideria ausgehend, der ergreifenden Bitte des deutschen Reformators nachzukommen beflissen war, sich doch allem zuvor der Kinder in der Gemeinde zu erbarmen. Wie es mit dem Konfirmandenunterricht in der Domgemeinde und auch von Jablonski gehalten wurde, entsprach nach mancher Seite hin nicht den hohen Anforderungen, die derselbe zu stellen berechtigt ist.*) Daß der so wichtige Unterricht nur mehrere Wochen, ein paar Monate dauerte, war damals weniger bedenklich, wie es heutzutage der Fall wäre. Die Kinder der Gemeinde waren von früh auf zu Hause und in der Schule mit dem Bekenntnisbuch ihrer Gemeinde vertraut; sie besaßen es zu ständigem Brauche im Gesangbuch; sie lernten die einschlägigen Sprüche schon daheim. Der Unterricht des Geistlichen war somit mehr eine Nachlese und Wiederholung eines längst bekannten Schatzes als eine bis dahin dem Kinde fremd gebliebne Mitteilung neuer Lehre. In solch' frühzeitiger Gewöhnung war kein Unterschied in den Häusern und Familien der Gemeinde. Der herrliche Otto von Schwerin, dem der Kurfürst und seine Gemahlin Luise Henriette die Erziehung des Kurprinzen, des späteren Kurfürsten Friedrich III., anvertraut, teilt in seinem ausführlichen Tagebuch mit, wie der achtjährige Kurprinz bereits sein Tagewerk mit Lernen von Psalmen, Bibelsprüchen und den leichtern Fragen des Katechismus begonnen.

Schwerwiegender ist das andere Bedenken wider die damalige Übung, daß nicht die sämtliche Jugend, wenn ihre Zeit kam, einen gemeinsamen Unterricht empfing. Die Unsitte war eingerissen, daß Konfirmanden zumal aus den vornehmen Kreisen einen Sonderunterricht erhielten, entweder allein oder drei, vier Söhne oder Töchter aus bekannten oder verwandten Familien gemeinsam. Sie gingen damit des nachhaltigen Segens auch für das Gemeindeleben verlustig, daß sie den gleichaltrigen Gliedern der Gemeinde an dieser ernsten entscheidungsvollen Vorbereitung und selbst an einer gemeinsamen Feier der Konfirmation fremd blieben, daß die Aufnahme in die Gemeinde als fortan mündige Glieder mehr wie eine Familien- denn eine Gemeindeangelegenheit erscheinen mußte. Welche

*) Eingehend habe ich von diesen Anforderungen gehandelt in dem Buche: Aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde (Gütersloh. Bertelsmann. 1901) S. 200—223.

gewaltige Arbeitsüberbürdung aber auch für einen Geistlichen, dem schon nach wenigen Jahren der größte Teil der Gemeinde seine Kinder zum Konfirmandenunterricht anvertraute! Es wäre ein leichtes, für Jahre die Liste dieser Sondervorbereitungen Jablonskis zusammen zu stellen, oft zwei und drei täglich. Die Angabe wäre auch heutzutage fesselnd zu sehen, wie die höchstgestellten und angesehensten adligen Familien des Landes ihre Söhne und Töchter bei dem gefeierten Domprediger, der sich auch als Katechet bewährte, in dem Bekenntnisbuch der Gemeinde unterweisen ließen. Diese Privatvorbereitungen forderten von dem vielbeschäftigten Geistlichen nicht nur das Zeitopfer der Lehrstunden; in den meisten Fällen mußte der Seelsorger noch an dem Frühstück der Familie teilnehmen; nicht selten arbeitete er für besonders begabte und ihm liebgewonnene Konfirmanden Teile des Unterrichtes schriftlich zu einer bleibenden Erinnerung aus. Auch nach der Konfirmation blieb ein reger, seelsorglicher Verkehr grade mit diesen bevorzugten Konfirmanden und ihren Eltern, der sich über lange Jahre und tief in die Zeit hinein erstreckte, wo dieselben am eignen häuslichen Herde lebten. Neben diesen vielen Privatvorbereitungen ging ununterbrochen der in großer Treue regelmäßig gehaltene Gemeinde-Konfirmandenunterricht, daß man sich vor der seltenen Arbeitskraft des Mannes beugt und erstaunt fragt, woher er Jahrzehnte lang die Zeit und Frische genommen. Sie müssen doch andre stählernere Nerven besessen haben, diese Pastoren vor 200 Jahren, als die der Mehrzahl der Geistlichen unsres nervös gewordnen Geschlechts beschieden ist.

Dem Konfirmandenunterricht in der Domgemeinde mußte der Heidelberger Katechismus zu Grunde gelegt werden. Grade in dem Jahre, da Jablonski in Berlin sein Amt antrat, hatte der Hofprediger Cochius auf Befehl des Kurfürsten zusammen mit dem Geheimrat Fuchs eine Kirchenordnung für die reformierten Gemeinden des Landes ausgearbeitet, in welcher bei den „Kinderkatechisationen" bestimmt wird, daß viermal im Jahr (März, Mai, Juli, September) die Kinder der Gemeinde konfirmiert werden sollten, jedoch nur, nachdem sie zwei bis drei Monate den Unterricht bei dem Pastor gehabt, in demselben die Hauptstücke des Heidelberger gelernt. „Denn dieser Katechismus sei der reformierten Kirche Symbolum und müsse in den Gemeinden fleißig getrieben, den Kindern fleißig eingeschärft werden, zunächst die Hauptstücke als eine Milch der Kinder und dann auch die harte Speise darin."*) Die wichtige „königlich preußisch evangelisch-reformierte Inspektions-, Presbyterial-, Classikal-, Gymnasial- und Schulordnung" vom Jahre 1713**) schreibt den verordneten geistlichen Inspektoren vor, auf die ihnen unterstellten Geistlichen,

*) Geh. St.-A. Dom. Reg. 2. 47–49.

**) Abgedruckt bei Mylius, Corp. Constit. March. I, LXXXIII.

Gymnasien und Schulen fleißig zu achten, daß die Konfirmanden in dem in den reformierten Kirchen der königlichen Lande, sonderlich in Berlin recipirten Heidelberger Katechismus fleißig und treulich unterrichtet werden. Friedrich I. hat am 31. März 1713 eine Verordnung ausgehen lassen, daß in den französisch-reformierten Kirchen und Schulen nur der Heidelberger Katechismus gebraucht werden dürfe. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode scheint das Gesetz unbeachtet geblieben zu sein; es dünkte wohl den so sehr Begünstigten ein Antasten der ihnen vom Großen Kurfürsten eingeräumten Vorrechte kirchlicher Selbstverwaltung. Denn drei Jahre später kam ein königlicher Erlaß, der den Franzosen nur die Benutzung ihrer aus der Heimat mitgebrachten alten Katechismen, nicht aber die Einführung neuer, moderner Katechismen gestattete. Wahrscheinlich veranlaßt durch die Klage, daß diese alten Katechismen ausgegangen seien, befahl der König 1717 eine Übersetzung des Heidelberger ins Französische und ließ ihn zusammen mit dem französischen Glaubensbekenntnis*) in Berlin im Druck erscheinen, der dann dem Konfirmandenunterricht der französischen Jugend zu Grunde gelegt werden mußte. Der Katechismus war den deutschen Gemeindegliedern von früh auf wie ein wertgehaltenes Familienerbe geläufig und auch fortwährend zur Hand. Ihr Gesangbuch bot ihnen denselben bei der täglichen Hausandacht; bei dem Gemeindegottesdienst kam er jahraus, jahrein zur festgeordneten Verlesung und auch in den Katechisationen zur Erklärung. Von dem Großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm I. sind die Hohenzollern in diesem Bekenntnisbuche während ihres Konfirmandenunterrichts unterwiesen worden. Vier verschiedene Sonderausgaben, in Berlin während des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt, sind mir bekannt geworden.

Selbstverständlich, daß Jablonski, wie es die Kirchenordnung verlangte, dem Konfirmandenunterricht den Heidelberger Katechismus zu Grunde legte. Wann er ihn zuerst kennen gelernt, habe ich nicht ausfindig machen können. In seiner Kindheit wurde er in dem kleinen Brüderkatechismus unterwiesen, später dann in Lissa in dem noch vor Abfassung des Heidelberger, bereits 1554 erschienenen großen Brüderkatechismus. Ein Jahr nach seiner Geburt, 1661, hatte der Großvater an seinem Bergungsort in Amsterdam als ein Vermächtnis an seine Glaubensgenossen und als ein bischöfliches Sendschreiben an die armen Brüder in der Zerstreuung einen Katechismus ausgehen lassen,**) der dem

*) Die „Confession de foy“, auf der ersten allgemeinen Synode zu Paris 1559 festgestellt und zwölf Jahre später auf der Synode zu la Rochelle von Heinrich IV., seiner königlichen Mutter, Johanna d'Albret, dem Prinzen von Condé, Ludwig von Nassau, Coligny, Chatillon und sämtlichen Predigern unterschrieben.

**) Das Büchlein „Die uralte christliche katholische Religion in kurze Fragen und Antworten verfasset“, ist kürzlich (1900) wieder in Leipzig neu aufgelegt worden.

Großsohn auch schon in jungen Jahren nicht unbekannt geblieben sein kann. Das Fragbüchlein nimmt keinen Bezug weder auf den lutherischen noch den reformierten Katechismus, selbst nicht auf die vorhandenen Brüderkatechismen; es ist mehr als ein ergreifendes Sendschreiben des letzten böhmischen Bischofs an „alle frommen, hin und her zerstreueten Schäflein Christi" anzusehen. Auf der Hochschule in Frankfurt hat Jablonski auch keinen Lehrer gefunden, der ihn hätte in das Bekenntnisbuch der reformierten Kirche einführen können; ebensowenig später dann in Oxford. So scheint es nicht ausgeschlossen, daß er ihn erst lehrend gelernt hat. Auf eine Äußerung Jablonskis über den Heidelberger bin ich gestoßen, die vielleicht um des Schreibers willen nicht unwert ist, hier angemerkt zu werden. In einem Briefe*) an seinen Konsenior Cassius in Lissa 1723 sagt er bei Anlaß eines nötig gewordenen Neudruckes des Unitäts-Katechismus: „Was der Glaube sei, so benennet Katech. Palatinus nur zwei Stücke cognitio et fiducia (Fr. 21). Weil aber diese nur auf zwei officia mediatoris sich beziehen, hingegen an Christum glauben heißt: den ganzen Christum in seinen drei Ämtern aufnehmen (Joh. 1, 12.), so wollte ich lieber fidem definieren, daß er sei eine Erkenntnis und Vertrauen zu Gott durch Christum, begleitet mit einem heiligen Wandel (Erkenntnis bezogen auf Christus propheta; Vertrauen auf Christus sacerdos propitians; heiliger Wandel auf Christus rex leges praescribens)."

Als Jablonski hochbetagt zum Sterben sich niederlegte, fand sich auf dem Schreibtisch, von seiner auch im achtzigsten Jahre klaren, schönen Handschrift ins reine geschrieben und völlig druckfertig ein Büchlein, das der Greis wie ein Vermächtnis und Gedenkblatt an die ihm über ein halbes Jahrhundert liebgewordne Unterweisung der christlichen Jugend seinen Konfirmanden hinterlassen. Noch im Todesjahr erschien es im Druck.**) Der Inhalt des Büchleins bezeugt, daß sich Jablonski bei seinem Konfirmandenunterricht nicht auf die Erklärung des Katechismus beschränkt hat; die auch von ihm fertig gestellte Vorrede sucht die scheinbare Abschweifung zu rechtfertigen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß es an einem wichtigen Punkte eine nachträgliche Ergänzung bieten soll, wofür ihm die Beschränkung auf den Katechismus keine Gelegenheit bot. Er sagt: unsre Katechismen seien auf die Heilige Schrift gebaut; sie erweisen aber nicht die göttliche Autorität derselben, sondern setzen dies als bekannt voraus. Die Lernbegierigen aber unter den Katechumenen wünschen eine genauere Kunde und für sie habe er die Betrachtungen niedergeschrieben. In einem ersten Teil werden die innerlichen Kennzeichen des

*) Aufbewahrt im Posener Staatsarchiv X, 4.

**) Betrachtungen von dem göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift, so die Bibel genannt wird, durch Dan. Ernst Jablonski. D. Berlin 1741.

göttlichen Wortes, in einem zweiten die äußerlichen angegeben, jene für die Einfältigeren unter den Konfirmanden, diese für die mit geübteren Sinnen unter ihnen, wie es auffälligerweise in der Einleitung heißt. Schön und auch tief werden die inneren Kennzeichen erörtert nach dem göttlichen Inhalt und Zweck, nach den darin enthaltenen göttlichen Geboten, die über menschliche Gewalt gehen, nach den gemeldeten, unwiderlegbaren Wundern, nach den in Erfüllung gegangnen Weissagungen und endlich nach den göttlichen Wirkungen auf die, so ihnen gehorsamen. Auch jetzt, nach mehr wie anderthalb Jahrhunderten wird ein gläubiger Katechet den größten Teil dieser Beweise mit Segen seinen Konfirmanden mitteilen können; freilich in etwas veränderter, vielleicht vertiefter und gegen moderne Angriffe verschärfter Ausführung und Begründung. In dem zweiten Teil sind viele Punkte auch gegenüber einer maßvollen Kritik unsrer Tage nicht mehr stichhaltig. Jablonski selbst würde der letzte sein, die stumpf und schartig gewordnen Waffen nicht mit den besseren, in ernster Forschung gestählten Beweismitteln vertauschen zu wollen.

c) Der Seelsorger.

Als weitaus den bedeutendsten und einflußreichsten Geistlichen der lutherischen Schwesterkirche nicht nur der Hauptstadt, sondern in jenen Tagen von ganz Deutschland hatte Jablonski während der ersten zwölf Jahre seiner Berliner Wirksamkeit Spener zur Seite. Einen Reformator innerhalb der lutherischen Kirche ihn zu nennen, ist doch wohl zu viel, wenn auch von ihm als einem auserwählten Rüstzeug eine Bewegung ausgegangen, die heute noch nicht zum Stillstand gekommen, die überhaupt unsre evangelische Kirche zur Gesundung ihres Lebens nicht mehr missen kann noch darf. Wohl aber ist Spener durch und durch eine reformatorische Persönlichkeit, deren machtvollen seelsorgerlichen Einfluß auf die evangelische Kirche beide Gemeinden, die lutherischen wie reformierten, in hohem Grade ihnen zum Segen zu spüren bekamen. Auch dies ist uns ein beachtenswertes Zeichen der inneren Zusammengehörigkeit beider Reformationskirchen als fruchtbringender Zweige desselben Stammes. Vom Beginn der Begegnung hub ein schönes, brüderliches Verhältnis zwischen dem weithin durch ganz Deutschland berühmten Propst an St. Nikolai und dem noch unbekannten, um ein Vierteljahrhundert jüngeren Domprediger an. Der in treuer, gewissenhafter Arbeit schier überbürdete Propst hat während neun Jahren nur zweimal sich den Besuch seines Gärtchens dicht am Hause gegönnt und einst am Ende eines Jahres angemerkt, daß er 622 Briefe binnen Jahresfrist geschrieben — es waren eingehende Schreiben, deren Inhalt nicht auf eine heutige Postkarte gebracht oder durch den Fernsprecher übermittelt werden könnte —, daß aber

noch 300 unbeantwortet auf seinem Schreibtische lägen. Und dennoch können wir aus dem vorliegenden Tagebuch den Nachweis eines vertraulichen Verkehrs der geistesverwandten Männer nachweisen. Spener beratet mit Jablonski über den erbitterten Kampf, der durch das Vorgehen seines Mitarbeiters Schade an St. Nikolai in betreff des Beichtstuhles ausgebrochen; dann wieder sucht Jablonski von seiner nahegelegenen Wohnung in der Klosterstraße Spener in der Propstei auf, grade mit ihm zu verhandeln, was ihm so warm am Herzen liegt, die Vereinigung der beiden Kirchen der Reformation.

Wir haben ein Recht, das Schwergewicht des tiefgreifenden Einflusses Speners als eine seelsorgerliche Einwirkung auf die evangelische Kirche zu bezeichnen. Nur mittelbar durch die Predigt, durch die zahlreichen Schriften, in brieflichem Verkehr kam das einzelne Gemeindeglied unter den heilsamen Einfluß dieser seelsorgerlichen Fürsorge. Es gebrach dem Manne, der von allen Seiten angelaufen wurde, der nach allen Seiten hin die von ihm der gesamten evangelischen Kirche gegebene mächtige Anregung zu verfechten hatte, zunächst an Zeit, vielleicht auch an Geschick im persönlichen Verkehr mit den Menschen, um mit der Seelsorge des einzelnen Gemeindegliedes näher sich einzulassen. Auch seine Stellung als Propst enthob ihn der Ausübung der schweren Kunst. Er hatte als solcher keine Gemeinde im engeren Sinne des Wortes, keine Amtshandlungen. Gesegnete, nachhaltige Seelsorge kann nur in einer Gemeinde geübt werden, in welcher auch der von dem Herrn geforderten Kirchenzucht Raum gegeben ist. Schon in seiner Frankfurter Tätigkeit hatte Spener zu seinem Leidwesen erfahren, daß die Ausübung dieser unumgänglichen Lebensäußerung einer geordneten evangelischen Kirche im Laufe der Zeit je länger je mehr auf die weltliche Behörden übergegangen war. Was Spener von dem Beichtstuhl in den lutherischen Kirchen Berlins kurz vor dessen Zusammenbruch vorfand, entsprach weder evangelischer Seelsorge noch evangelischer Kirchenzucht.

Günstiger nach beiden Seiten hin waren die Berliner Domprediger daran. Sie alle waren sich gleich gestellt; keine Rangordnung enthob den einen oder andren irgend eines wesentlichen Teiles der pastoralen Tätigkeit; die Amtshandlungen nebst der damit eng verbundnen Seelsorge bilden aber einen wesentlichen Teil. Selbst die Bezeichnung eines Oberhofpredigers war in den Tagen Jablonskis noch nicht gang und gäbe. Zuerst kam die Sonderbezeichnung im kurfürstlichen Sachsen auf. Je kleiner ein Ländchen war, um so eiliger hatte man es, die Sonderbezeichnung einzuführen, um den größeren Höfen nachzukommen. Als man auch in Brandenburg an diesen prunkhafter klingenden Namen dachte, fragte erstaunt ein Mitglied der Domgemeinde, ob es denn auch Unterhofprediger gäbe. Bis an das Ende seines Lebens trug Jablonski, sobald er durch

die Länge der Amtsjahre die Stufe erreichte, den herkömmlichen Titel „ältester Hofprediger." Auch waren nicht dem ältesten unter den fünf oder sechs Predigern die Amtshandlungen bei Hofe ausschließlich zugewiesen. Die Domgemeinde hatte von Anbeginn erhalten und bewahrt die strengere kirchliche und gemeindliche Organisation, wie sie der reformierten Kirche eignet. Von einer Überantwortung und Abschiebung der Kirchenzucht an die weltliche Behörde und den städtischen Magistrat konnte bei der Domgemeinde in Berlin um so weniger die Rede sein, als sie um ihres Bekenntnisses willen mitten in der lutherischen Bevölkerung der Stadt wie eine Art Auslandsgemeinde stand, in ihrer Verwaltung, in ihrer inneren Ordnung wesentlich geschieden und unterschieden von den Schwestergemeinden.

In dem bereits am 17. Januar 1693 von dem Kurfürsten unterzeichneten Anstellungspapier*) wird Jablonski zur Pflicht gemacht, „wie es einem getreuen reformierten Hirten und Seelsorger eignet und gebühret, beides in Lehre und unsträflichem Wandel, sich zu verhalten, wie er es gegen Gott und vor seinem gestrengen Richterstuhl zu verantworten sich getraue." Mit Ernst ist der neue Domprediger der übernommenen Pflicht nun auch als Seelsorger der Gemeinde nachgekommen. Ihm in diesem unerläßlichen Teil pastoraler Tätigkeit jetzt noch nachzuspüren, ist unmöglich; selbst einem Zeitgenossen wäre der Zugang versagt geblieben. Nur mittelbar können wir an einzelnen und auch nur äußerlichen Punkten seine seelsorgerlichen treuen Gänge verfolgen. Ich zähle dazu, wie schon nach ein paar Jahren das Arbeitszimmer des Seelsorgers überlaufen ist von solchen, die seinen geistlichen Rat erbitten, ihm das Herz ausschütten, vor ihm ein belastetes Gewissen erleichtern wollen. Er eilt aus dem Hause, um in den abgelegenen Laubgängen des Lustgartens sich für die Predigt zu sammeln, über eine wissenschaftliche Arbeit nachzudenken. An unwirtlichen Wintertagen flüchtet er auch in das stille Sitzungszimmer der Akademie, seitdem 1702 dieselbe eine Wohnung erhalten. Daß die Zahl seiner Konfirmanden sich so stark mehrte, ist nicht allein dem zuzuschreiben, daß der begabte, von dem Kurfürsten ausgezeichnete Prediger bald „in Mode" kam. Die er konfirmiert, denen blieb er lebenslang und in allen oft recht schmerzlichen Lebenstagen vertrauter Hausfreund, allzeit angegangner Tröster und Seelsorger. Bei den Kranken, den Sterbenden ist

*) Geh. St. A. Akte Jablonski. Hier taucht auffälligerweise noch einmal — mir scheint zum letztenmal — der Name Figulus auf. Die Urkunde beginnt mit den Worten: Wir Friedrich III. u. s. w. u. s. w. urkunden und bekennen hiermit, daß wir den Würdigen und Wohlgelahrten Unsern lieben und getreuen Daniel Ernst Jablonski genannt Figulus zu Unsrem Hofprediger allhier gnädigst angenommen, berufen und bestellt.

er zu finden, in dem Hause des armen Handwerkers so gewiß als bei den höchstgestellten Beamten. Mehr wie ein Fall könnte aus den Tagebüchern und wo die im späteren Leben verstummen, aus Hunderten von durchgeblätterten Briefen nachgewiesen werden, wo er stundenlang, einen ganzen Tag an einem Sterbebette betend, tröstend ausharrte, um dann noch wochen- und monatelang den Hinterbliebenen als treu beratender Hausfreund zur Seite zu stehen. Um nur einen Fall zu erwähnen. Der schmerzliche Sturz des Oberpräsidenten Eberhard von Dankelmann 1697 riß auch den Marinedirektor Raulé zu Boden. Der an des Gestürzten Stelle rückte, Kolb von Wartenberg und seine nun ans Ruder gelangte Partei hatten für die hochgemuten brandenburgischen Kolonisationen des Großen Kurfürsten so wenig übrig, wie in unsren Tagen der Nachfolger des verabschiedeten Altreichskanzlers. Raulé büßte seine Stellung, sein Vermögen ein; er saß monatelang zu kläglicher Verantwortung in Spandau in Haft, während welcher Zeit seine gebrechliche Frau ihn nur ab und zu und in Gegenwart eines Wächters sprechen durfte. Begnadigt, wurde der unschuldige und unglückliche Mann zuerst nach Havelberg, dann, weil daselbst keine reformierte Gemeinde, nach Spandau verbannt, um endgültig in Emden den Wohnsitz angewiesen zu erhalten, wo der siebzigjährige Greis vierzig Monate Sommer und Winter auf einer alten, abgetackelten Jacht verbrachte. Die letzten beiden Jahre (1705—1707) durfte er in Hamburg leben. Seine schwergeprüfte Frau war körperlich leidend, meist bettlägerig. Auch sie hatte die bittre Erfahrung durchzukosten, in der Not von den früheren Freunden gemieden zu werden. Ihr Seelsorger ließ sie nicht im Stich; er hatte sich nicht darum zu kümmern, ob er bei den neu aufgekommenen Hofgünstlingen deshalb scheel angesehen werde oder nicht. Jahrelang hat Jablonski die Vereinsamte an ihrem Krankenlager besucht; ihr das heilige Abendmahl gereicht, sie getröstet, wenn sie ihr Haus auf dem Werder, das ihr allein noch geblieben, nicht verlassen durfte.

Schon der Große Kurfürst hatte 1664 eine Urkunde ausfertigen lassen, die der König 1703 erneuerte und welche von allen Domgeistlichen beim Amtsantritt unterschrieben werden mußte; auch Jablonski hat sich 1693 durch eigenhändige Unterschrift zur gewissenhaften Einhaltung verpflichtet. In vierzehn Artikeln wird den Geistlichen ihre Amtsführung ans Herz gelegt. Im Punkt der zu übenden Kirchenzucht heißt es: das Domministerium habe alle Stände, welche in Sünden leben und denen das Reich Gottes verschlossen ist, vorzunehmen, zunächst zur Vermahnung mit den Geistlichen; wenn dies erfolglos, dem Kurfürsten und Geheimen Rat anzuzeigen und sie nochmals zu vermahnen und dann entweder vom Abendmahl oder von der Gemeinde auszuschließen. Vor keinem Stande, auch vor keiner Standesperson durfte Halt gemacht werden; auch nicht vor den

Geistlichen des Domministeriums selbst und ihren Angehörigen. An jedem Sonntag nach dem Vormittagsgottesdienst versammelte sich die Domgeistlichkeit in der Sakristei, um seelsorgerliche Fälle der Kirchenzucht zu beraten und auch vorkommenden Falles gegenseitig sich brüderlich zu ermahnen. Gerade in einer der ersten Beratungen, an der Jablonski teilnahm, wurde über den ärgerlichen, skandalösen Lebenswandel der Witwe eines Hofpredigers verhandelt. Diese gemeinsamen Beratungen der Domgeistlichen, und daß sie die Kirchenzucht auch auf das eigne Amt und Haus auszudehnen, gewissermaßen da zu beginnen hatten, erinnert sehr an die heilsamen Ordnungen des sog. coetus in Emden, die Laski anderthalb Jahrhunderte zuvor für die Kirche in Ostfriesland eingesetzt hatte. Wenn auch der eigne Stand nicht übergangen werden durfte, so auch nicht „das vornehmste Glied" der Domgemeinde und sein Haus. Daß die Domgeistlichen damals nicht vor ihm Halt gemacht und ihres ernsten Amtes furchtlos gewaltet, dafür ein Paar Belege, beiden Teilen zur Ehre, beizubringen, sind wir verpflichtet. Mehr wie ein Kulturhistoriker unsrer Tage hat sich darin gefallen, die Hofprediger jener Tage als höfische, gefügige Geschöpfe darzustellen, ohnmächtig Seelsorge und Kirchenzucht im Namen des Herrn auch dem Herrscher des Landes gegenüber zu üben. So war es nun doch nicht am Hofe der Hohenzollern vor zweihundert Jahren und auch nicht bei ihren Hof- und Dompredigern.

Markgraf Karl Wilhelm, der Stiefbruder des Kurfürsten, war, erst 23 Jahre alt, in Savoyen 1695 gestorben, nachdem er kurz zuvor heimlich in Turin die verwitwete Marquise von Salmour geheiratet und um dies zu ermöglichen, ebenso heimlich der römischen Kirche sich angeschlossen. Darum sollte die nach Berlin übergeführte Leiche nicht feierlich beerdigt, nur still in der Fürstengruft des Domes beigesetzt werden. Der Kurfürst hatte zum Text für die Beisetzung das Wort Sirach 4, 13. 14 angeordnet. Einstimmig weigerten sich die Geistlichen, darüber zu predigen; den Apokryphen dürfe in einer reformierten Kirche kein Predigttext entnommen werden. Der Kurfürst ist unwillig, daß das Domministerium dem obersten Landesbischof drein reden wolle; fügt sich aber doch insoweit, daß er von den vorgeschlagenen acht Bibelworten keins wählt, sondern Jablonski den Auftrag gibt, über das Psalmwort zu sprechen: Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewig bleiben wie der Berg Zion. — Ein andrer Stiefbruder des Kurfürsten, der älteste und auch Lieblingssohn der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten, dem die Mutter gern die Nachfolge in der Kurwürde zugewandt hätte, Markgraf Philipp Wilhelm, führte einen ärgerlichen Lebenswandel an seinem Wohnort Schwedt, welches uckermärkische Städtchen als freigewordenes Lehn dem Kurhause heimgefallen war. Was in dem kleinen Oderstädtchen alle Welt wußte, davon war die Kunde auch vor das Dom-

ministerium gelangt, daß ein Kindchen des unverheirateten Markgrafen in Schwedt mit seiner Mutter lebe. Nach langer Beratung entschied das Domministerium, dem Markgrafen das heilige Abendmahl zu verweigern. Er ließ sich zwar selten in Berlin sehen und vermied dann geflissentlich mit den Domgeistlichen in Berührung zu kommen; aber diese untersagten dem Pastor Eisenberg, der in der markgräflichen Hauskapelle in Schwedt zu predigen pflegt, dem Hausherrn das Abendmahl zu reichen. Schriftlich wurde dem Markgrafen der seelsorgerliche Beschluß mitgeteilt. Das ernst und entschieden, aber in ehrerbietigen Formen gehaltene, auch von Jablonski unterzeichnete Schreiben vom 13. Juni 1695 liegt mir vor. Es heißt darin: „Unser von Gott uns anvertrautes Amt zwingt uns, so wir anders nicht wider Gott, unsren Kurfürsten, diesen Bericht abgehen zu lassen, daß ein Geschrei entstanden, E. D. eignes zartes Gewissen und unsre Pflicht uns versündigen, daß E. D. ein sündliches Ärgernis begangen, welches uns bekümmert, ob ohne gänzliche Renovierung desselben; E. D. würdig das heilige Abendmahl genießen können, da nicht der bloße Gebrauch des Abendmahls, sondern nur die würdige Nießung, so in einer rechten, ungefälschten Buße, in wahrem Glauben und untrüglicher Zusage künftiger gänzlicher Abstoßung von voriger Sünde und in einem neuen, heiligen Leben besteht, welchem dergleichen Unreinigkeit ganz und gar zuwider ist.“ Deshalb verlangen die Hofprediger vor einer Zulassung zum Abendmahl, daß der Markgraf entweder vor dem Domministerium erscheine oder einen der ordentlichen Hofprediger zu sich nach Schwedt entbiete, der dann im Namen des Domministeriums mit ihm über den ernsten Fall zu beraten habe. Das Schreiben erregte den Markgrafen gewaltig. Er brauſete in Zorn und Dräuen auf — wie es in dem Bericht, wahrscheinlich des Rats Vorstius, des Übermittlers des Schreibens, heißt — ob man ihn denn exkommunizieren wolle. Nach einer Weile überzog Schamröte sein Gesicht und er versprach Besserung, solche mesures zu nehmen, die dem Domministerium gefallen würden.

Bei der Verlobung des Kurfürsten von Sachsen mit der verwitweten Markgräfin von Ansbach (1692) wurde zum ersten Male am brandenburgischen Hofe ein von Besser gedichtetes „Lustballet“ gegeben, in welchem Prinzen, Prinzessinnen, Kavaliere und Damen der Hofgesellschaft auftraten. Sie wurden während des folgenden Jahrzehntes die beliebteste Unterhaltung am prunkvollen Hofe.*) Im großen Saale des Schlosses war ein eignes Theater meist mit vielen Kosten hergerichtet. So auch wieder um Pfingsten

*) Eingehende Schilderung solcher Hoffamilienfeste unter Friedrich I. gibt Vehse, Gesch. d. deutschen Höfe (Hamburg 1851) II. 2, 128 flg.

1695. Statt zur Kirche zu gehen, hatte der Tanzmeister sowohl den jungen Graf Dönhoff als selbst die Tochter des Kurfürsten veranlaßt, von dem Gottesdienste wegzubleiben und sich an den Proben zu beteiligen, freilich zum Ärgernis der beiden Väter. Der Reichsgraf, weitläufig, wie wir gesehen (S. 14), mit dem kurfürstlichen Hause verwandt, redete dem Kurfürsten nachdrücklich zu, solchem Treiben ein Ende zu machen, „damit nicht selbst die kurfürstliche junge Herrschaft als Komödianten-Gehülfen dürften traktiert werden." Die ärgerliche Sache war stadtkundig geworden. Drei Domgeistliche hielten sich in ihrem Gewissen gedrängt, sie auf der Kanzel und vor dem Hofe zur Sprache zu bringen; darunter Ursin mit den scharfen Worten: der Untertanenschweiß werde in solcher Weise vertanzt, verspielt und versungen. Auch in der herkömmlichen seelsorgerlichen Beratung nach dem Gottesdienst in der Sakristei kam der Anstoß erregende Gegenstand zur Sprache; die Hofprediger konnten sich nicht einigen. Jablonski und sein Freund Sturm waren für strenge Maßregeln, drangen aber damit nicht durch. Sie verlangten, daß der erste Grad einer Kirchenzucht, der einer ernstlichen Vermahnung, anzuwenden sei und zu seiner Ausführung Abgeordnete aus dem Domministerium an den Hof gesandt werden sollten. Nachsichtiger meinten die andren, daß Komödien doch nicht an sich verboten seien; man müsse den Fürsten nach dieser Richtung hin etwas nachsehen; an andren evangelischen Höfen wie in Holland, England und Hannover spiele man auch. Unbillig sei es, den Kurfürsten nicht genießen lassen zu wollen, was nach den Regeln der Vernunft und des Christentums dem Geringsten seiner Untertanen nicht könne untersagt werden. — Als am Sonntag nach Trinitatis wiederum eine Aufführung bei Hof sein sollte, gab der Kurfürst den Befehl, das Theater abzubrechen. Hofprediger Cochius war grade bei ihm im Schlosse, als der Kurfürst ihm erregt erzählte: „Wie soll man nicht krank werden, wenn man so geärgert wird." Cochius erwiderte: „Er sei Kurfürst, habe nur zu befehlen und es müsse geschehen." Worauf der Kurfürst erwiderte: „Ja, ich beklage meine Schwachheit. Ich habe bereits remords in meinem Gewissen gehabt, aber meine Schwachheit so bald nicht überwinden können." Die Kurfürstin, die von dem Befehl ihres Gemahls keine Kenntnis erhalten, hatte im Laufe der Woche bereits da und dorthin Einladungskarten für die Vorstellung versenden lassen, auch an die Familien der Hofprediger Cochius und Ursin, die sie aber zurücksandten, ersterer mit dem Bedeuten: er sehe alle Tage an die Werke (opera) Gottes in seinem Hause und außer demselben, damit er sich vergnügen und seine grauen Haare nicht mit Eitelkeit besudeln wolle.

Den paar Beispielen, wie ernst und gewissenhaft das Domministerium in den Tagen Jablonskis den schweren Pflichten der Seelsorge und Kirchenzucht auch „den vornehmsten Gliedern" der Domgemeinde gegenüber

nachzukommen bemüht war, sei wenigstens ein Fall der Kirchenzucht an hochgestellten Gemeindegliedern beigefügt.

Marquis de Varennes, einer der vertriebnen Glaubensgenossen aus Frankreich, hatte noch unter dem Großen Kurfürst (1686) den Auftrag erhalten, in Soest ein neues Regiment zu bilden. Er war verheiratet; es scheint — aus den mir vorliegenden Papieren ist es nicht ersichtlich — daß die Frau ihrem Manne nicht in die Fremde gefolgt. de Varennes sah damit die Ehe als gelöst an und war eine zweite Ehe mit einer Gräfin von Behlen eingegangen, die von der ersten, noch nicht gelösten Ehe keine Ahnung gehabt zu haben scheint. Die Sache wurde 1694 ruchbar; der hochangesehene Oberst kam wegen Zweiehe vor Gericht. Monatelang zogen sich die Verhandlungen vor dem Kammergericht hin; der Kurfurst nahm lebhaftesten Anteil an dem Fortgang der peinlichen Untersuchung wider einen seiner Generale. Wie alle Domgeistliche und Prediger der französischen Kolonie erhielt auch Jablonski ein Schreiben vom 22. Juni 1694, genau alles zu prüfen und vor Fällung eines Urteils dem Kurfürsten das Ergebnis der Untersuchung zuzustellen. Die Gräfin gehörte der Domgemeinde an und stand damit unter der Kirchenzucht der Domgeistlichkeit. So lange noch die Sache schwebte und ihre Unschuld nicht klar zu Tage lag, wurde sie von der Teilnahme an dem heiligen Abendmahl ausgeschlossen. Sie bat dringend um Zulassung. Lange währte die Beratung im Domkollegium. Endlich kamen die Geistlichen überein, sie zuzulassen als eine, die ihr Tun ernstlich bereue. Wie gewissenhaft die Seelsorger dabei verfuhren, zeigt ihre Begründung des Urteils: die Gräfin habe die äußeren Zeichen der Buße bekundet, das Bekenntnis ihres Glaubens an die Sündenvergebung Christi abgelegt, auch eine Besserung des Lebens zugesagt und damit bekräftigt, daß sie von ihrem Manne abgesondert lebe. Sie habe damit gemäß dem Bekenntnisbuch die drei Erfordernisse aufrichtiger Buße abgelegt (contritio, confessio und melioratio vitae nach den Schulausdrücken der Domgeistlichen).

d) Der Theologe.

Früh am Morgen, ehe noch das Empfangszimmer des viel beanspruchten Pastors sich mit Gemeindegliedern füllt, suchen wir Jablonski in seinem „Museum“ auf, wie damals eines Gelehrten Studierzimmer genannt wurde. Die geräumige Stube im Erdgeschoß reichte bald zur Aufnahme der stattlichen Bücherschätze nicht mehr aus; der Hausbesitzer mußte sich schon nach ein paar Jahren zu einem Anbau entschließen. Damals kam in deutschen Landen der Spruch auf, daß die evangelischen Prediger, arm an äußeren Mitteln, reich wären an Kindern und Büchern. Die Vorliebe für letztere ist ihnen bis heute nicht ganz

verloren gegangen; mir scheint, daß noch immer das „Museum" des Pastors mehr Bücher und auch vielseitigeren Inhaltes berge als der Arbeitsraum des Arztes oder Beamten. Dem spätgebornen Bücherfreund ist es eine Lust, den Bretterfächern in jenem „Museum" entlang zu gehen und ein prüfendes Auge auf die Schätze zu werfen, die der gelehrte Domprediger im Laufe eines langen, bis zuletzt in wissenschaftlichen Arbeiten ungemein tätigen Lebens angesammelt. Zählen wir recht, so sind es 5927 Werke, nicht Bände, in dreizehn Sprachen (arabisch, böhmisch, dänisch, deutsch, englisch, französisch, griechisch, hebräisch, jüdisch, lateinisch, litauisch, polnisch, russisch, schwedisch) — ein beredtes Zeugnis für die vielsprachige Bildung des Hofpredigers! Wir können nun doch nicht schweigend an ihnen vorübergehen. Die Mehrzahl der Bücher gehören selbstverständlich der Theologie an. Von ihr sind die Fächer besonders reichlich vertreten, in denen Jablonski wissenschaftlich tätig gewesen: die heilige Schrift in den damals besten Ausgaben und Auslegungen zumal des Alten Testamentes mit der Ausdehnung auf den Talmud und die anhebenden Forschungen über den Orient und seine Völker. In der reichen Abteilung der Kirchenväter erfreuen den Kenner die vorzüglichen Benediktiner- und Maurinerausgaben, die heute nicht mehr leicht in der Bücherei eines Pastors angetroffen werden. An den vielen dogmatischen und polemischen Schriften läßt sich leicht erkennen, auf welch eingehenden Studien der Besitzer seine Unionsbestrebungen zu gründen bemüht war, ebenso an den liturgischen Schriften, an den Werken über Konzilien, Kirchenrecht, Glaubensbekenntnisse und die damals so beliebten Religionsgespräche: alles Gebiete, deren genaue Kenntnis Jablonski, wie wir sehen werden, auf seinen Unionswegen, aber auch in der Verteidigung seiner Glaubensgenossen gegenüber Rom förderten. Die vielen kirchen- und zeitgeschichtlichen Werke weisen auf den Gelehrten hin, der Jahre hindurch eifrig bemüht war, einen umfangreichen Stoff für eine evangelische Kirchengeschichte der slawischen Völker zusammenzutragen. Auch die sogenannten weltlichen Wissenschaften sind in der Bücherei des vielseitig gebildeten Gelehrten und einstigen Vorsitzenden der Akademie gut vertreten, Werke aus dem Gebiete der klassischen Literatur zumal, aber auch der Chronologie, der Erd- und Länderkunde, der Mathematik und Heilkunde, der geistlichen und weltlichen Dichter u. s. w.

Jablonski hat bald an dem frühen Besucher den Bücherfreund erkannt und hält nun in seiner leut- und redseligen Art nicht zurück, auf besonders gehütete Schätze zumal unter seinen 138 Handschriften aufmerksam zu machen. Da holt er allem zuvor seinen kostbarsten Schatz herbei, eine hebräische Pentateuch-Handschrift mit großen Buchstaben, ohne Kapitel- und Versabteilung, 300 Pergamentblätter mit allen Zeichen hohen Altertums. Hofrat Erasmus von Seidel hat die Handschrift, die im

letzten Kriege Venedigs mit der Türkei bei der Erstürmung von Patras gefunden worden war, aus Griechenland nach Berlin mitgebracht und sie seinem Freunde verehrt. Nach dem Tode des Hofpredigers ist sie mit der ganzen Bücherei unter dem Hammer für nur 60 Mark losgeschlagen worden; in wessen Besitz sie heute sein mag, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.*) Hofprediger Schrodberg hat ihm die Handschrift der von ihm zusammengetragenen, von der Pfalzgräfin Luise Charlotte (S. 104) selbst aufgeschriebnen pia novissima verehrt, aus denen sich ergibt, daß sie bis zu ihrem Ende (1695) trotz aller Bemühungen Roms unerschütterlich treu an ihrem reformierten Glauben festgehalten. Da in dem Kasten werden die jahrelang eifrig gesammelten Lesefrüchte zur Geschichte der polnischen Dissidenten bewahrt, in dem andren eine Reihe von Handschriften des Maimonides, eine Chronik der Krakauer Kirche von Wengierski, ein hundert Seiten langes apologetisches Sendschreiben, das Buddeus an einen Freund in Rußland in betreff der Verleumdungen des Jaworski geschrieben. Doch genug der Hervorhebung von Schätzen, die heute leider spurlos verschwunden. Ebenso wie eine kleine, wertvolle Münzsammlung (welcher Gelehrte jener Tage hätte sich nicht nach dem Maß seiner Mittel eine solche angelegt?), die in alle Winde zerstreut und verloren ist. Über diesem „Museum" konnte nicht die Inschrift stehen, die mit goldnen Buchstaben der Abt von Loccum, Molanus, mit dem Jablonski in der Unionssache viel zu verhandeln hatte, über seiner viel größeren Bücher- und Münzsammlung (der Wert der letzteren allein wurde auf 180000 Mark berechnet) hat anbringen lassen: Fructus sancti coelibatus, Lohn und Frucht einer heiligen Ehelosigkeit.[22])

Der ungemein fleißige Pastor hat die unentbehrlichen Hilfsmittel und geistigen Werkzeuge eines Gelehrten, die er mit Bienenemsigkeit von allwärts, zum Teil und mit Vermittlung seiner Freunde auf Versteigerungen in England und den Niederlanden, in Paris und Rom zusammenzubringen verstand, gründlich benützt. Er blieb ein Lernender lebenslang; staunenswerter Weise auch grade in den ersten Jahren der heißesten Berufsarbeit ein Schüler, eifrig bemüht, Lücken des Wissens zu ergänzen, durch Fachgelehrte in das Verständnis ihrer gelehrten Arbeiten eingeführt zu werden. Wer den Tageslauf des schier überbürdeten Dompredigers einigermaßen glaubt überblicken zu können, steht vor einem Rätsel, wie trotz aller sich auftürmenden Berufsarbeiten Jablonski den vierundzwanzig Stunden eines Tages noch die Zeit abgewinnen konnte, Privatunterricht in verschiednen Fächern zu nehmen. In den mathematischen

*) Vergl. darüber auch Jablonski selbst in § 6 der Einleitung zu seiner hebräischen Bibelausgabe, wo nach dem Wortlaut freilich die Handschrift noch Eigentum von Seidel zu sein scheint und somit erst später ihm geschenkt wurde.

Wissenschaften scheinen sich wahrscheinlich noch von der Schulbank her ihm peinliche Lücken fühlbar gemacht zu haben. So läßt er sich monatelang fast täglich in Geometrie, Trigonometrie u. s. w. von dem Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium Naudé, dem späteren Kollegen in der Akademie, unterweisen; ein andrer Gelehrter der Kolonie und Hauptlehrer am französischen Gymnasium, Sperlette, gibt ihm bis zu seinem Abgang von Berlin Unterricht in der Physik und fördert darin den fleißigen Schüler so sehr, daß er nach Jahresfrist im stande ist, die Aufsehen erregenden Vorträge über Physik mit Experimenten seines Nachfolgers am Kollege, des berühmten Chauvin aus Nimes, mit Genuß und Verständnis zu hören. Der Subrektor am Joachimsthaler Gymnasium, Meyer, macht für ihn einen in Berlin weilenden Juden aus Hanau ausfindig, den Levin David, der ihm lange Zeit täglichen Unterricht im Lesen rabbinischer und talmudistischer Schriften erteilt, so daß dem jungen Domprediger das Lesen und Verstehen von ohne Selbstlaute geschriebnen und gedruckten hebräischen Werken völlig geläufig wird. Und so wäre noch mancher fesselnde Beitrag für die große Lernbegierde Jablonski auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten mitten in den aufreibenden Zerstreuungen eines angestrengten Berufes zu bieten.

Es währte nicht mehr lange und Jablonski trat mit Werken seiner Feder an die Öffentlichkeit. Meines Wissens zunächst mit der Übersetzung eines damals großes Aufsehen erregenden englischen Werkes ins Lateinische. Der 1691 verstorbene Robert Boyle*) hatte unter andren Vermächtnissen eine Summe von jährlich tausend Mark für acht Predigten bestimmt, welche die christliche Wahrheit wider Angriffe von offenkundigen Ungläubigen zu verteidigen hatten. Als ersten in der langen Reihenfolge der apologetischen Redner betrauten die Testamentsvollstrecker den erst dreißigjährigen Hauskaplan des Bischofs von Worcester (Stillingfleet), Richard Bentley. Er löste sie vorzüglich. Seine acht religiösen Vorträge (denn diese Bezeichnung kommt ihnen eher zu als die von Predigten, wenn auch jeder einzelne über ein Wort der heiligen Schrift gehalten ist, der erste über das Psalmwort 14, 1.) über die Torheit des Atheismus und den sogenannten Deismus auch in bezug auf das gegenwärtige Leben**) zeigen alle Vorzüge dieses großen Philologen und auch Theologen: unerbittlich scharf, oft bis zur Bitterkeit, wider seine Gegner,

*) Über die fesselnde Persönlichkeit vergl. auch die sorgfältige und eingehende Abhandlung von Keller: „Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrh." (Monatshefte der Comenius-Gesellschaft IV, S. 150 flg.)

**) The folly of atheism and (what is now called) deism, even with respect to the present life. Meine Ausgabe (London 1838) enthält unter andren Beilagen auch die vier Briefe, die sein Freund, der berühmte Isaak Newton, in Anlaß der Vorträge 1692 an ihn geschrieben.

dabei witzig und seine und Shakespeares Muttersprache mit einer Schönheit und gefälligen, markigen Kraft im Reden und Schreiben handhabend, daß er mich an unsren Lessing erinnert, freilich auf strenggläubigem Boden, daß er den Dichter Nathans des Weisen wohl mit der Feder eines Lessing bekämpft haben würde. Jablonski wurde alsbald mit dem Buche bekannt; es ist nicht ausgeschlossen, daß er Bentley während seines Aufenthaltes in Oxford persönlich kennen gelernt, damals, als derselbe als Erzieher des Sohnes von Stillingfleet in der Bodleiana die Anfänge seiner eigentümlichen Hexapla machte, sämtliche hebräische Worte des Alten Testamentes mit Wiedergabe ihrer Übersetzung in chaldäischer, syrischer, lateinischer und griechischer Sprache nebeneinandergereiht. Das apologetische Buch fesselte ihn in einem Grade, daß eine Reihe von Sonntagen hindurch im Hause seines Freundes, des Ministers Fuchs, die eifrige Unterhaltung sich um den Inhalt der Vorträge drehte. Die Gegner, wider welche Bentley seine scharfe, schlagfertige und treffsichere Lanze einlegte, die seit ein paar Jahrzehnten in England aufkommenden, immer größeren Einfluß gewinnenden Deisten und Freidenker waren auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben, auch nicht in Berlin. Ihre Ansichten kamen fördernd einer geistigen Strömung der Gebildeten allüberall entgegen wie ein paar Jahrzehnte später der Rationalismus. Einer aus der Zahl dieser Deisten, der verwegene Toland, tauchte bei einer Reise nach dem Festland im Lietzenburger Schloß auf. Er war einer Einladung der geistvollen und geistig angeregten Schülerin von Leibniz, der Kurfürstin Sophie Charlotte, gefolgt, die es liebte, hervorragende Männer um sich zu sehen, auch wenn sie ihre religiösen oder philosophischen Ansichten nicht teilte, und den Unterhaltungen zu lauschen, wenn miteingeladne Gäste in ernste Zwiegespräche der Streitfragen gerieten. Jablonski und ein paar französische Geistliche hatten solche Auseinandersetzungen mit Toland in den Charlottenburger Gemächern der Kurfürstin gehabt. Er kannte die Weltansicht der Deisten, ihr Bemühen, die Religion, auch die christliche, ohne Annahme einer Offenbarung dem Menschenverstand mundgerecht zu machen, die natürliche Religion über eine geoffenbarte, von der sie nichts wissen wollten, zu stellen. Er kannte auch, wie er Fuchs auseinandersetzte, den unerträglichen Hochmut dieser Deisten, welche die geoffenbarten Wahrheiten mit stolzer Verachtung abweisen und für sich den Alleinbesitz der Weisheit beanspruchen, die den Unterschied zwischen Philosophen und Theologen so bestimmen, als ob sie allein ein Recht hätten, die verborgenen Tiefen der Natur zu erforschen und ihre geheimnisvollen Heiligtümer zu betreten, während die andren, die Gott als Führer, der Heiligen Schrift als Lehrerin folgen und mit der Erforschung der Natur die Ehrfurcht vor ihrem Schöpfer verbinden, als gemeiner, ungebildeter Haufe davon ferngehalten werden

müssen.*) Jablonski übersetzte die Vorträge in die lateinische Sprache, die denen unter seinen Landsleuten geläufig war, in deren Hände er sie wissen wollte. Die Muttersprache der Gelehrten schien ihm gelenker, fähiger zur Wiedergabe der auch in ihrem kernigen, treffenden Ausdruck formvollendeten Vorträge des Engländers als die deutsche Sprache, die ihren Lessing erst nach Jahrzehnten erhielt und in ihrem damaligen Kauderwelsch noch nicht vermochte, eine philosophisch-gelehrte Rede klar und zutreffend wiederzugeben. Die Übersetzung**) ist seinem Freunde und Gönner Fuchs als eine geringe Gegengabe für die reichen Büchergeschenke, die er seiner Güte alljährlich zu danken hatte, gewidmet.***)

Während Jablonski mit der Übersetzung in den kargen Mußestunden noch beschäftigt war und die fertiggestellten Bogen in den Konferenzen bei Spanheim vorlas, reifte das seit Jahren in Angriff genommene Werk der Vollendung entgegen, die Herausgabe eines hebräischen Alten Testamentes. Die ersten bescheidnen Anfänge lassen sich bis in die Gymnasialzeit zurück verfolgen. Die Hochschule in Frankfurt, mehr noch die in Oxford mit der gelehrten Tafelrunde, die noch an Waltons Polyglotte mitgearbeitet und eingetretne Lücken mit tüchtigen Schülern ergänzt hatte, bot erwünschte Förderung in dem Lieblingsstudium. Wo wir in den folgenden zehn Berufsjahren einen flüchtigen Einblick in die gelehrten Arbeiten des Geistlichen und Rektors gewinnen, finden wir ihn eifrig über hebräischen Werken. In Berlin gelangten die lange getriebnen, ausgedehnten Forschungen zu einem gewissen Abschluß. Der Konrektor am Berliner Gymnasium, Starcke, führt unsren Forscher noch in die Kenntnis des Arabischen ein. Unter Förderung seines hebräischen Lehrers bringt er es so weit, einzelne Teile der berühmten, alttestamentlichen Auslegung des gefeiertsten Erklärers der Synagoge, Raschi, (im 12. Jahrh.)

*) Wir geben die auch in unsren Tagen noch da und dort zutreffende Kennzeichnung in Jablonskis eignen Worten: „intolerandum supercilium hominum non a pietate quam sobria ratione magis alienorum, qui, dum revelatas veritates alto cum fastu despuunt, sapientiae tamen monopolium sibi arrogant et discrimen inter philosophos et theologos ita definiunt, quasi ipsis solis abdita naturae adyta pernoscere secretioraque ejus sanctuaria adire fas sit; contra qui ducem Deum, Scripturam magistram secuti naturaeque cognitioni naturae conditoris reverentiam jungunt, vulgus profanum et inhabile iisdem sint arcendi."

**) Aus dem unmäßig langen Titel nur ein Teil: Stultitia et irrationabilitas atheismi . . . . octo orationibus sacris habitis a Rich. Bentley, in Latinum vertit D. E. Jablonski, V. D. M. Ser. Elect. Brand. a sacris anulis. Berolini Sumptibus Joh. Mich. Rüdiger 1696.

***) Die Widmung schließt mit den bezeichnenden Worten: Deus vero te, principis ocellum, populi amorem, ecclesiae statorem, literarum maecenatem, afflictorum patronum, nobilissimum familiae columen, diu divitissimeque felicem incolumem annis et honoribus auctum superare jubeat.

ins Lateinische zu übersetzen.*) Auch nach all diesen gründlichen Vorarbeiten und nachdem eine Reihe von Erschwernissen aus dem Wege geräumt waren, konnte doch noch nicht unbehindert an die Drucklegung des in so langen Jahren ausgereiften Werkes Hand angelegt werden. Wohl war bereits 1522 in Heddernheim bei Frankfurt am Main die älteste hebräische Buchdruckerei in Deutschland gegründet worden, viel später dann noch verschiedene in den beiden Frankfurt, in Köln, in Hamburg und an ein paar andren Orten; Berlin aber besaß keine und doch erforderte die Durchsicht der Druckbogen eine Sorgfalt, die nur am Orte und ständig unter den Augen des Gelehrten selbst geübt werden konnte. So entschloß sich Jablonski zur Anlegung einer hebräischen Druckerei; der Hofprediger ward nebenbei auch Druckherr. Wenn ich das Wort auf dem Titelblatt meiner Ausgabe von 1699 „edita opera et impensis Knebelii“ richtig deute, so hat der Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium Heinrich Knebel die nicht unbedeutenden Geldmittel vorgeschossen. Die Schriftzeichen wurden aus Amsterdam bezogen; das Gymnasium bot anfänglich den nötigen Raum für die Setzer und Pressen. Sobald Jablonski sein eignes Haus in der Klosterstraße bezogen, wurde ein auf dem Hof befindlicher unbenutzter Stall zur Werkstätte hergerichtet; sein jüdischer Lehrer und Mitarbeiter verschaffte ein paar gelehrige Judenjungen für die Setzerarbeit und nun erst konnte der Druck beginnen. Aber auch jetzt noch, welche Mühe bereitete die ungewohnte Drucklegung. Und der Löwenanteil daran lag auf dem Druckherrn, der in jahrelanger Arbeit die schwierige Handschrift hergestellt und vor der Gelehrtenwelt die Verantwortung für fehlerfreien Druck trug. Jeder einzelne Druckbogen wurde einer genauen vierfachen Durchsicht unterzogen. Die erste übernahm der gelehrte Hebräer Levi David. Nachdem dessen angemerkten Druckfehler verbessert waren, las Knebel, der im Gymnasium das Hebräische lehrte, die zweite Durchsicht unter ständiger Rücksichtnahme auf die in der damals berühmtesten hebräischen Druckerei des Athias in Amsterdam, welche die für jene Zeit hohe Zahl von zwölf Pressen beschäftigte, hergestellte Ausgabe des Alten Testaments. Die dritte dann Jablonski und darauf kamen die drei Gelehrten zu gemeinsamer Beratung der vierten Durchsicht zusammen, in der der einzelne für seine Verbesserung Rechenschaft abzulegen und sie der Begutachtung der andren zu übergeben hatte. Bei solcher Sorgfalt nimmt es nicht Wunder, daß diese Ausgabe an der damals besten, 1697 erschienenen von Leusden zweitausend Druckfehler verbessert zu haben sich rühmen konnte.

*) Was aus diesen Bruchstücken geworden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Im Druck erschienen sind sie nicht, vielleicht nicht, weil Breithaupt in Halle von 1713 an seine Übersetzung veröffentlichte.

Seiner Bibelausgabe legte Jablonski die kürzlich in Amsterdam erschienene des berühmten Leusden zu Grunde; aber auch nur insoweit, daß er von ihr ausging. Der Kurfürst besaß in seiner Büchersammlung zwei bis dahin noch nicht verwertete hebräische Handschriften, auf eine dritte in Dessau hatte ihn wohl sein Bruder Theodor aufmerksam gemacht und auch, daß sie ihm zur Benutzung zugestellt wurde, vermittelt; als vierte Handschrift diente ihm die oben erwähnte Seidelsche. Auch das genügte ihm noch nicht. Auf seinem Arbeitstisch lagen die gepriesenen Ausgaben von Daniel Bomberg in Venedig (1518), ferner die des Arias Montanus, welche er in seiner Londoner Polyglotte wiedergegeben fand, die Baseler unsres gelehrten Landsmannes Buxtorf und die von Hutter, die in Wiederherstellung der Accentuation Bedeutendes geleistet. Als weiteres wesentliches Hilfsmittel stand ihm zur Seite seine Kenntnis der rabbinischen Literatur, des Talmuds, der Targumim. Die auch heute noch lesenswerte, fesselnde Einleitung legt beredtes Zeugnis ab wie von der Gelehrsamkeit des Herausgebers, so auch von seiner eingehenden Kenntnis dieser schwer zugänglichen Quellen. Jablonski hat das Werk seinem Kurfürsten gewidmet in wenigen, aber schönen, männlichen Worten, die beide ehren, den obersten Landesbischof und auch seinen Hofprediger. Das Titelbild meiner Ausgabe mit der Inschrift: „Biblia hebraica ex recensione Dan. E. Jablonski, theologi Brandenb. 1699“ zeigt den brandenburgischen Adler mit einem Flatterband im Schnabel, das die Worte des Hosenbandordens trägt: hony soit qui mal y pense. Wäre das Buch zwei Jahre später erschienen, dann würde wohl das Band die schönere Inschrift des bei der Königskrönung (1701) gestifteten schwarzen Adlerordens aufweisen: suum cuique.

Die Ausgabe machte bei ihrem Erscheinen in der Gelehrtenwelt begreifliches großes Aufsehen. Opitz, der seit Jahren mit der Herausgabe einer hebräischen Bibel beschäftigt war, bekennt, daß er im ersten Augenblick von seiner Veröffentlichung wegen der ungemein sorgfältigen Ausgabe des Jablonski abstehen wollte. Der Gelehrte Reimann und ähnlich auch Loescher rühmten die Ausgabe wegen der geringen Zahl der Druckfehler und auch wegen der in der Einleitung bekundeten vielseitigen Gelehrsamkeit (polyhistoria). Schon nach kurzer Zeit war die Auflage vergriffen. Auch eine Sonderausgabe mit größeren Buchstaben für Greise plante Jablonski, wie er 1702 an Gabriel Groddeck schreibt, die zugleich mit bildlichen Darstellungen aus der Landes- und Altertumskunde des Volkes ausgestattet sein sollte. Ob der Plan zur Ausführung gelangte, ist mir unbekannt geblieben; ein Exemplar der Ausgabe ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Dagegen erschien 1711, aus seiner Buchdruckerei hervorgegangen, mit einer Vorrede von Jablonski versehen, die einzelnen Bogen auch von ihm sorgfältig durchgesehen, eine

nicht punktierte hebräische Bibel kleinsten Druckes, die der Greifswalder Professor Stark, der während der Drucklegung gestorben, „in Philebraeorum gratiam“ besorgt hatte.

Wie hoch der Wert der Jablonskischen Bibelausgabe heute noch nach mehr wie zweihundert Jahren zu schätzen sei, bleibe den Fachgelehrten überlassen. Es wäre kein günstiges Zeichen für diesen wichtigen Zweig der Bibelkunde, wenn die ebenso fleißige wie gelehrte Arbeit des Dompredigers nicht schon lange überholt wäre. Ein andres ist, was an ihr bleibend des Lobes würdig und nachahmenswert erscheint. Soweit meine Kenntnis der wissenschaftlichen Leistungen der Berliner Domprediger während der abgelaufenen Zeit reicht, sind nicht viele theologische Werke aus ihrer Feder erschienen, die diese Leistung Jablonskis an wissenschaftlichem Werte ihrer Zeit überragen. Der Theologie wie der Kirche gereicht es zum Gewinn und Segen, wenn hochgestellte Männer der Kirche an dem Fortbau der Theologie treu mitarbeiten, wenn hervorragende Männer theologischer Wissenschaft mitten in der Kirche stehen und an ihrem Ausbau in warmer, inniger Fühlung teilnehmen. Tritt zwischen Katheder und Kanzel eine wachsende Entfremdung und Spannung ein, daß jeder Teil seine Sonderwege ohne Rücksicht auf den andren geht, dann werden beide den Schaden davontragen, der sich verhängnisvoll für Kirche und Theologie bis zum feindseligen Gegensatz der auf einander im Geben und Nehmen angewiesenen „guten Kameraden“ steigern kann. In Deutschland liegt die Gefahr näher als unter günstigeren Verhältnissen bei vielen unsrer evangelischen Glaubensgenossen des Auslandes. Die vielfachen, zum Teil bis in das Reformationszeitalter zurückgehenden Ursachen dieses drohenden Mißstandes hier anzudeuten, würde zu weit führen; wir geben nur der Freude Ausdruck, daß unser jugendlicher Domprediger durch die bedeutende gelehrte Leistung seinen Teil geleistet, dem Schaden eines Auseinandergehens vorzubeugen. Er war in England in guter Schule gewesen und hatte den Wert leuchtender Vorbilder an seinen Freunden kennen gelernt, jenen hochgestellten Kirchenmännern und Bischöfen, die aus der Lehrerschar der Hochschulen hervorgegangen, zum Teil noch zu ihm zählten, jenen gelehrten Forschern, die eifrig bemüht waren, ihre tief- und weitgehenden Studien der Kirche darzubringen, als deren treue, gläubige Glieder sie sich je und je ansahen und ihr zu dienen für die schöne Aufgabe ihrer Lebensarbeit hielten. Grade bei diesen Vorbildern und ihrer Arbeit Tag und Nacht für Kirche und Theologie hatte Jablonski die Wahrheit des Volksspruches erfahren: wo ein Wille, da ist auch ein Weg, und daß Kirche und Theologie verpflichtet sind, ihren Dienern den Raum zu bieten, den gemeinsamen Weg fruchtbringend einzuschlagen.

Mit der bedeutenden Leistung der hebräischen Bibelausgabe schloß der nach so ganz andrer Seite hin immer stärker beanspruchte Dompredi-ger seine theologischen Arbeiten nicht ab. Zunächst fesselte ihn jahre-lang die hebräische Druckerei, die bald in seinen Alleinbesitz überging — er hat keinen materiellen Gewinn daraus geschlagen — bis er sie wieder veräußerte. Die Juden waren auf den vorzüglichen Druck ihres heiligen Buches aufmerksam geworden. Nun kamen sie von weit her, aus Lissa, aus Breslau, aus Königsberg und andren Orten, den in ihren Büchern gelehrten Druckherrn um Übernahme des Druckes von Psalmbüchern, von Talmuds oder Targunim zu bitten. Der christliche Druckherr schlug nicht immer die Bitte ab. Die meist von ihm selbst besorgte Durchsicht der Druckbogen förderte ihn in der Kenntnis der hebräischen und rabbi-nischen Literatur. Größer und begehrter war dem evangelischen Prediger der Gewinn, daß er durch diese Nebenarbeit mit vielen frommen Juden in Berührung kam, von denen nachweisbar gar mancher bei seinem Suchen nach dem verheißnen Messias sich von dem freundlichen, mildgesinnten und in seinen heiligen Büchern gut bewanderten Geistlichen weiterführen ließ bis zu der gläubigen Erkenntnis, daß Jesus der heißersehnte Christ sei. Die 1573 nach der Hinrichtung des Hofjuden Lippolt durch den Kurfürsten Johann Georg aus ihrem Ghetto in Berlin, dem großen Judenhof damals dicht an der ältesten Stadtmauer, und auch aus dem Brandenburgischen Gebiete vertriebnen Juden wurden bekanntlich hundert Jahre später, wenn auch in beschränkter Zahl, wieder in Berlin eingelassen. Wien hatte sich 1670 seiner mißliebig gewordnen Juden entledigt; der Große Kurfürst bewilligte 40—50 Familien dieser vertriebnen Juden Aufnahme in seinem Lande; ein Erlaß vom 21. Mai 1670 bezeichnet sie als Schutz-Juden. Die meisten unter ihnen ließen sich in der aufblühenden Hauptstadt nieder; da konnte man einträgliche Geschäfte machen. Sie ver-standen es auch, weit über die zugestandne Zahl sich in Berlin festzusetzen; als Jablonski nach der Stadt kam, schätzte man sie auf 1000 Personen und sah sich die Regierung genötigt, Schutzmaßregeln gegen ein weiteres Anwachsen zu ergreifen. Noch leben in ihren Nachkommen zwei dieser damaligen Schutzjuden-Familien in der Hauptstadt, die Familie des Benedikt Veit und Abraham Ries. Auch das verstanden diese Fremdlinge rasch, was ihnen allzeit und unter allen Völkern vortrefflich gelingt: schon nach wenigen Jahren hatten sich die meisten zu einem ge-wissen Wohlstand emporgearbeitet. Als Jablonski erst vier Jahre in Berlin war, bewilligte ihnen der Kurfürst das Recht einer Schule, zuerst 1697 dem Schutzjuden Ries in seinem Hause, dann drei Jahre später dem Schutzjuden Lipmann, daß er auf seinem Hofe gegenüber dem Riesschen Häuschen in der Büttelstraße (die heutige Heidereutergasse) ein kleines Haus zur Synagoge einrichten dürfe. Die Judenschaft hatte das

Haus des Kammergerichtspräsidenten Sturm erworben und da bauten sie nun mit großer Opferwilligkeit einen ganz aus Stein ausgeführten Tempel, der als schönstes Bethaus im Reiche galt und der Amsterdamer Synagoge gleichgestellt wurde. Ich weiß nicht, ob die heutige Synagoge in der Heidereutergasse noch die alte, wenn auch umgebaut ist, jedenfalls steht sie auf dem alten Platz. Dort in der Spandauerstraße und in den anstoßenden Gassen lebten damals zurückgezogen in ihren Häusern und Familien die Juden, ein fremdes Volk unter den deutschen Bürgern in der Stadt. Nur im Geschäftemachen kamen sie mit ihrer christlichen Umgebung, die sie nicht mochte, in Berührung. Fanden sie einen Mann, der in den heiligen Büchern und ihrer Muttersprache gut beschlagen war und im Verkehr ihnen wohlwollend entgegenkam, da traten sie aus ihrer Absonderung hervor, und der eine und andre wurde offenherzig auch von seinem Sehnen nach dem verheißenen Messias, dessen heiligen Schatten sie auf allen Blättern ihrer Bücher fanden, zu reden. Mehr wie einer von diesen „rechten Israeliten" wäre namhaft zu machen, den Jablonski taufte, wie jenen „stillen, modesten und ehrlichen" Hanauer Juden, dem er vier Monate Unterricht erteilt und dessen Taufzeugen der Kurfürst, Geheimrat v. Fuchs, Generalkommissar v. Dankelmann und Raulé waren. In einem Sammelband*) alter vergilbter Traktate stieß ich auf einen Brief Jablonskis aus dem Jahre 1715, in welchem er von der Bekehrung dreier Judenmädchen in Berlin berichtet (Sprintz, Gütel und Esther, des Schutzjuden Isaak Veit Töchter). Die Eltern hatten bei einer Unteroffiziersfrau gewohnt und waren die Kinder durch sie mit dem Christentum bekannt geworden. Der Vater beklagte sich deswegen bei dem Könige. Dieser ernannte mehrere evangelische Geistliche und zwei Glieder seines Geheimen Rats zur Prüfung der Angelegenheit in der Wohnung Jablonskis. Es wurde beschlossen, die bei ihrem Wunsche beharrenden Mädchen ihren Eltern wegzunehmen, auf königliche Kosten zu erziehen und dann im mündigen Alter taufen zu lassen.

Die fortlaufenden hebräischen und rabbinischen Studien und Arbeiten gaben Jablonski den Anstoß, mittelbar an der Herausgabe einschlägiger Werke sich zu beteiligen, sei es, daß er bei dem König eine Drucklegung befürwortete, sei es, daß er selbst eine solche in die Hand nahm. Für jede Seite ein Beleg. Nach neunzehnjährigen, unermüdlichen Vorarbeiten war es dem in der Kenntnis der hebräischen Literatur gelehrten Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg, Eisenmenger aus der Pfalz, möglich geworden, sein zweibändiges Werk „Entdecktes Juden-

*) Den Sammelband (the college library of Christian Knowledge II No. 11) fand ich im British Museum.

tum“ 1700 im Druck ausgehen lassen. Arge Schmähungen von Juden wider Christum und die christliche Wahrheit hatten ihn veranlaßt, mit einem staunenswerten Sammlerfleiß alles zusammenzutragen, was in alten und neuen Zeiten die Juden Feindseliges über die christliche Religion geäußert. In seinem fast blinden Eifer hat er Wahres und Falsches ungesichtet nebeneinander gestellt und dadurch doch nur ein einseitiges Machwerk geliefert, bei dem es ihm nicht darauf ankam, eine Aussöhnung der Juden mit den Christen anzubahnen, als vielmehr nach jüdischem Wiedervergeltungsrecht „Auge um Auge“ die Christen wider die Juden aufzureizen und die Juden tief zu verletzen. Das mit einer Überfülle von Erzählungen, zumal aus dem Talmud, schwer belastete Werk bietet bis zur Stunde den Antisemiten für ihre gerechten und ungerechten Angriffe die reichhaltigste und ergiebigste Waffenkammer. Noch ehe es in die Öffentlichkeit gelangte, galt nach einzelnen bekannt gewordnen Bruchstücken das stachlichte Buch den Juden für so gefährlich, daß sie alle Hebel zu seiner Vernichtung in Bewegung setzten. Zunächst boten sie dem Verfasser für die Gesamtauflage von 2000 Exemplaren 12000 Gulden, um das Werk einzustampfen. Als sich der Handel zerschlug, gelang es ihnen, zumal den Juden in der Krönungsstadt zu Frankfurt, vielleicht mit geriebner Verwendung des angebotnen Kaufpreises, in Wien einen kaiserlichen Befehl auszuwirken, der das Buch mit Beschlag belegte. Fast vierzig Jahre lang lag das zweibändige Werk hinter Schloß und Riegel.*) Nur ein paar Exemplare entgingen der Festnahme; man spricht von zweien. Das eine davon war nach Berlin und hier zur Kenntnisnahme Jablonskis gelangt. Ein bekehrter Jude, Paul Christian, der am Joachimsthalschen Gymnasium angestellt war, gab eine längere Flugschrift heraus, „Aufrichtige Gedanken und Urteile über Eisenmenger,“ wie er angibt „auf hoher Patrone Begehr.“ Ob unter den Patronen der König oder auch Jablonski zu verstehen, ist nicht ersichtlich; das nur ist gewiß, daß der Hofprediger, ärgerlich über die den Juden gelungene Beschlagnahme eines wissenschaftlichen Werkes, das widerlegt, aber nicht unterdrückt zu werden verdient, den König zu dem immerhin kleinen Wagnis vermochte, in seinen Landen, und zwar in Berlin selbst, den Nachdruck eines Buches zu gestatten, das der Kaiser mit strenger Haft belegt. 1711 kam es heraus, zehn Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage.

*) Ich besitze ein Exemplar dieser so lange zu dunkler Haft verurteilten Auflage. Sein Titelblatt, etwas länger als die Größe des Buches, ist nach der Freigabe 1740 vorgedruckt; an seiner Spitze trägt es den Vermerk: Das bei 40 Jahre von der Judenschaft mit Arrest bestrickt gewesene, nunmehr aber durch Autorität eines hohen Reichsvikariats relaxierte J. A. Eisenmengers Endecktes Judentum u. s. w. u. s. w.

Drucklegungen einzelner Teile des Talmud im Auftrage von verschiednen Rabbinern führten Jablonski tiefer in das Lesen des Buches. Ihm war wohl der Beschluß einer jüdischen Ältestenversammlung in Polen vom Jahre 1631 nicht fremd geblieben, die unter Androhung des großen Bannes verbot, in irgend einer neuen Ausgabe der Mischna oder der Gemara etwas auf Jesum bezügliches zu veröffentlichen.*) Solche eigenmächtige Zensur veranlaßte Jablonski zu der großen Arbeit der Herausgabe des sog. Babylonischen Talmud. Die 1520 in Venedig von Bomberg gedruckte vollständige Ausgabe wird als mit vielen Fehlern behaftet bezeichnet; die Basler von 1581 als durch die Zensur in törichter Weise verstümmelt. In besondrem Ansehen steht eine Amsterdamer Ausgabe von 1644, die siebenzig Jahre später in zweiter Auflage erschien. Letztere legte Jablonski seiner Ausgabe zu Grunde, die von 1715—1722 teils in Berlin, teils in Frankfurt a. d. Oder gedruckt wurde. Es war nun doch ein allzu kühnes, kostspieliges Unternehmen; Jablonski geriet durch dasselbe in schwere Sorge und Geldverlegenheiten, die seinen Lebensabend etwas verdüsterten. Die Herstellung der bändereichen Ausgabe kostete 30000 Taler; daß sie sich in kurzer Zeit bezahlt machen würde, war nicht zu hoffen. So lastete die Auslage auf dem Hofprediger. Zwei ihm befreundete Berliner Kaufleute schossen das Geld für den Papierankauf vor; freilich gegen eine Verzinsung von 6 a. H., aber sie waren bereit einen Teil des Vorschusses sich in fertig gestellten Exemplaren des Talmuds zurückzahlen zu lassen. Den Druck in Frankfurt leitete und überwachte Professor Grillo und auch er mußte aus der eignen Tasche für die Drucklegung Zahlung leisten. So weit nur irgend er konnte, steckte Jablonski seine geringen Sparpfennige in das Unternehmen; sie waren bald aufgebraucht. Da bot sich unerwartet eine neue Quelle. Wir werden sehen, daß in den Jahren 1718—20 sehr reichliche Sammlungen für die Glaubensgenossen in Polen, Litauen und Ungarn, in England und Schottland gemacht wurden. Jablonski hatte all seinen Einfluß zur Anbahnung der Wege aufgeboten; der preußische Geschäftsträger Preußens in London, Bonnet, mit Jablonski eng befreundet, hatte mit regem Eifer die Sammlung betrieben. Sie soll über 200000 Mark bezielt haben. Man wollte nicht die ganze Summe den Bedrängten aushändigen, vielmehr einen Teil davon in die englische Bank legen und nur die Zinsen jährlich zahlen. Jablonski war dawider! Er konnte auf einen Fall hinweisen, wo eine kommende Regierung sich nicht verpflichtet fühlte, die von der vorhergehenden übernommene Leistung weiter zu zahlen. So übernahm mit Gutheißung der Unität Jablonski die Veranlagung von

*) Strack hat in s. Einleitung in den Talmud (1900 S. 74) auf dieses jüdische Zensurverbot hingewiesen.

etwa 50000 Mark. Zunächst lieh er sie dem Minister von Marschall. Als derselbe sie schon nach einem halben Jahr zurückzahlte, legte er die ganze Summe selbstverständlich gegen Zinszahlung in der Talmudausgabe an; er hatte freie Verfügung bekommen. Jahrelang leistete er regelmäßig die Zinsen zum Teil aus den spärlichen Einkünften des Werkes, zum Teil aus den eignen Tagesgeldern. 1739 war die Summe noch nicht zurückbezahlt; dem Greis wurde bange über dem verfehlten Unternehmen. Mit seinem Hause, mit seiner Büchersammlung, mit all seiner sonstigen Habe verpflichtete er sich im Fall des Todes für das Darlehen zu haften. Von Lissa wurden alsbald nach seinem Abscheiden ein paar Vertrauensmänner nach Berlin abgeordnet. Es gelang ihnen — wahrscheinlich durch den Verkauf von Haus und Bücherei — die Sache im Sinne des Verstorbnen und ohne jeden Verlust für die Unität in die Reihe zu machen.

Auch mit diesen viele Zeit beanspruchenden Arbeiten war die wissenschaftlich-literarische Tätigkeit des durch kirchliche und kirchenpolitische Aufgaben schier überbürdeten Hofpredigers nicht beendigt. Noch eine ganze Reihe fertiggestellter, oder in jahrelanger Vorarbeit geplanter Werke werden wir im Fortgange unsrer Erzählung zu erwähnen haben. Hier reihe sich zunächst der Bericht über die bedeutende, unverdrossene Tätigkeit an, die unser gelehrter Theologe und Domprediger bei Gründung der Akademie der Wissenschaft und in den ersten vierzig Jahren ihres Bestandes entfaltet hat.

---

15. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Es war in den Frühlingstagen 1697. Der Kurfürst hielt sich längere Zeit in dem Schlosse seiner Väter zu Königsberg auf, in dem er vierzig Jahre zuvor das Licht der Welt erblickte. Der frühe gehegte Wunsch, den Kurhut mit der Königskrone zu vertauschen, hatte festere umrissene Gestalt angenommen. Das aufstrebende Selbstgefühl, das der Große Kurfürst seinem Hause wie ein unveräußerliches Erbe vermacht, pulsierte stark in dem Sohne; die an so vielen Höfen damals sich geltend machenden Bestrebungen nach gesteigertem glanzvollem Auftreten im Ringe der Herrscher drängten den prunkliebenden Fürsten, dem ererbten Selbstgefühl auch durch Annahme des Königstitels Ausdruck zu verleihen. Das Herzogtum Preußen konnte leichter den Titel bieten als Brandenburg, weil das frühere Lehnsgebiet von Polen außerhalb der deutschen Reichsländer lag; die ursprünglich angenommene Benennung „König in Preußen“ erschien unverfänglicher als die nach mehr wie einem halben Jahrhundert

erst veränderte Bezeichnung: „König von Preußen." Über all den Erwägungen mag dem Kurfürst an der Stätte, wo seine Wiege gestanden, auch das Seherwort lebhaft in der Erinnerung aufgestiegen sein, mit welchem einst ein sechzehnjähriger Königsberger das einjährige Knäblein, damals als Zweitgeborner nicht einmal Kurprinz, begrüßt: Nascitur in Regis Fridericus monte. Quid istud? Praedicant Musae: Rex Fridericus erit.*) Die Kurfürstin war, wie sie es liebte, während der Abwesenheit ihres Gemahls Berlin und damit den steifen, ihr lästigen Förmlichkeiten des Hoflebens entflohen und nach einem „nahgelegenen Lusthause," wie ein Jahr später Jablonski Leibniz mitteilt,**) übergesiedelt. Nicht in Lietzenburg (Charlottenburg) haben wir dies Lusthaus aufzusuchen. Dort sah es 1697 gar unwirtlich aus. Seit ein paar Jahren erst war das Anwesen in den Besitz der Kurfürstin gelangt. Soldaten lichteten noch den Eichwald nach dem Fürstenbrunnen hin und durchzogen ihn mit Alleen; in dem anzulegenden Park führte ein Franzose die von dem berühmtesten Gartenkünstler der Zeit, Lenôtre, entworfenen Pläne aus, während der große Schlüter eifrig am Werk war, an der Stelle, wo vor kurzem noch eine alte Teerbude gestanden, den schönen Schloßbau zu errichten. Das erwähnte „nahgelegene Lusthaus" ist vielmehr Schönhausen, wohin die Kurfürstin damals gern und oft sich zurückzog. Am Sonntag pflegten dann Hofprediger zum Gottesdienst hinauszukommen. Besonders häufig, wenn ihn die Reihe im Dom nicht traf, Jablonski, dessen inhaltreiche Predigten die Kurfürstin erbauten und dessen anregende Unterhaltung bei der Tafel, zu welcher er geladen wurde, die geistreiche Großtochter des unglücklichen Böhmenkönigs in hohem Grade fesselte.

So war es auch wieder am 18. April 1697, in jenem Jahre der Sonntag Miseric. In der Frühe war Jablonski über Pankow ins Schönhauser Schloß gefahren, hatte den Gottesdienst gehalten, auch der Kurfürstin nach der Predigt das heilige Abendmahl gereicht. Die Unterhaltung bei Tisch bewegte sich zunächst um Dinge der „Oberwelt," wie Jablonski später erzählte. Unter Berücksichtigung des vorangegangenen Gottesdienstes ist bei dem knappen Ausdruck wohl an ein Gespräch zu denken, das sich auf die „Dinge der oberen Welt" bezog. Von da war ein Übergang der Unterhaltung zum Sternenhimmel und weiter dann zu

*) Von dem jungen Musensohn, Bödiker, stammt wohl auch die deutsche Dolmetschung seiner lateinischen Zweizeile:

Wie kommt's, daß Königsberg in Preußen
Soll Friederichs Geburtsstadt heißen?
Dieweil die Musen prophezein,
Prinz Friderich wird König sein.

**) Der Brief ist abgedruckt bei Kvacsala, Neue Beiträge zum Briefwechsel zw. Jablonski und Leibniz. Jurjew 1899, S. 11.

dem, was alle Welt damals lebhaft bewegte, zu der immer drängender werdenden Einführung des Gregorianischen Kalenders auch in die evangelischen Länder Deutschlands naheliegend. Vor länger wie einem Jahrhundert (1582) hatte Papst Gregor XIII. nach einem Beschlusse des Tridentinischen Konzils den verbesserten Kalender in den katholischen Ländern eingeführt. Die der Reformationskirche zugetanen Länder sträubten sich wider die Annahme auch einer guten Gabe seitens des Papstes,*) bestärkt in ihrer Abneigung, daß alsbald ein so himmelskundiger Landgraf wie Wilhelm von Hessen-Kassel und ein Gelehrter wie Scaliger den päpstlichen Verbesserungsversuch für mißglückt erklärten. Zumal in kirchlich gemischten Ländern trat fortan arge Verwirrung ein. Die bis in die Bauernhütte gelangenden Kalender trugen doppeltes Gepräge sog. alten und neuen Stiles; die christlichen Feste wurden an verschiednen Tagen in den Kirchen und Häusern der neben einander wohnenden evangelischen und römischen Bevölkerung gefeiert. Auf die Dauer machte sich der Zustand als unhaltbar geltend. Die evangelischen Stände in Regensburg ließen einen verbesserten Kalender ausarbeiten; seine Zeitrechnung kam mit dem Gregorianischen überein; die Festrechnung wurde etwas anders bestimmt. 1700 wurde dieser Kalender, der Jahre voraus seinen Schatten auch in die Unterhaltungen geworfen, eingeführt. Sobald an jenem Sonntag bei der kurfürstlichen Tafel das Gespräch sich dem Sternenhimmel zugewandt, ergriff Jablonski die von ihm vielleicht absichtlich herbeigeführte günstige Gelegenheit, der Kurfürstin seine Verwunderung auszudrücken, daß die Hauptstadt trotz allem, was in den letzten Jahren zur Förderung von Kunst und Wissenschaft geschehen, weder einen sternkundigen Gelehrten, noch auch eine Sternwarte besäße, selbst nicht einmal einen eignen Kalender herausgebe und sich mit fremden, fehlerhaften Machwerken behelfen müsse. Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Die Kurfürstin sagte ihre Hilfe zur Errichtung einer Warte (specula) zu und ermunterte ihren gelehrten, auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete wissenseifrigen Hofprediger, sie in der Folge an diese Zusage zu erinnern.

Wir haben ausführlich von jenem Sonntagsgespräch im Schönhausener Schloß erzählt; es ist immer fesselnd, den ersten leisen, unscheinbaren Anfängen von Werken nachzuspüren, die senfkornartig begonnen, zu einem mächtigen Baum herangewachsen sind. Und das ist unsere Akademie der Wissenschaften; wir Deutsche dürfen uns der Pflanzung freuen. Der Stein war ins Rollen gekommen. Der zu guter Stunde den äußeren Anstoß gegeben, vielleicht ohne im ersten Augenblick die volle Tragweite seiner Anregung zu ermessen, war nun doch — das kann nicht bestritten werden — der Prediger der Domgemeinde in Berlin, unser Jablonski.

*) timeo Danaos et dona ferentes.

Dies hervorzuheben, ist nach mehr wie einer Seite hin gerade in unsren Tagen eine Pflicht.

Der Gedanke einer Akademie der Wissenschaften war kein neuer an der Schwelle des heraufkommenden achtzehnten Jahrhunderts; er zieht sich, bald absichtlich verhüllt, bald offen zu Tage tretend, in mancherlei zum Teil seltsam verschwommenen, schwärmerischen Formen durch das geistige Leben des ganzen siebzehnten Jahrhunderts, mühsam um eine Ausgestaltung ringend, die ihm bleibenden Bestand gewährleisten könnte. Thomas Morus hat den fruchtbringenden Gedanken in seiner Utopia wie ein Traumgebilde gesehen. Valentin Andreä hat den gleichen Faden des Gebildes nur in andrer Färbung weiter gesponnen in seinem auf die phantastische Insel Capharsalama verlegten „christlichen Freistaat." Comenius blieb nicht unberührt von diesen Anregungen. Sein Freund Hartlib widmete um die Zeit, da Comenius, vom Parlament gerufen, in London weilte, ein ähnliches Phantasiegebilde dem Parlamentshof, seine Schrift Macaria, die eine Verbesserung des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens anbahnen will. Und auch Comenius selbst benutzte die Muße des Londoner Aufenthaltes, um in einem Büchlein „Weg des Lichtes" (via lucis) Vorschläge einer höheren und einheitlichen Gestaltung der in vielen Ländern bereits bestehenden gelehrten Gesellschaften zu geben. Es geht ein gemeinsamer Zug durch die geistige Strömung der gelehrten Welt, ein tastendes Suchen; aber das zu erstrebende Ziel ist nicht klar umrissen, der Weg dahin liegt auch den führenden Geistern im Morgennebel.*) Zu diesen Suchenden zählt die 1617 vom Anhaltiner Fürsten Ludwig angeregte, rasch weit bis über die deutsche Grenze hinaus verzweigte „Fruchtbringende Gesellschaft des Palmbaums," welche, als bei ihrer Auflösung (1673) ein bis dahin gehütetes Geheimnis der Zugehörigkeit fiel, die bekanntesten Namen der Zeit als Mitglieder aufwies, einen großen Teil der Männer, die bis jetzt in unsrer Erzählung genannt wurden. Der Kurfürst Georg Wilhelm, sein Sohn, Friedrich Wilhelm, gehörten dem Palmbaum an; mit ihnen die hervorragendsten ihrer Staatsmänner. Andre Akademien, nach dem Vorbilde des Palmbaumes verfaßt, schossen da und dort in jenen Tagen auf, auch mit einer Reihe von Mitgliedern berühmten Namens. Jablonskis Onkel, Daniel Comenius, gehörte der Akademie der drei Rosen an, Leibniz vor dreißig Jahren der Nürnberger Gesellschaft der Rosenkreuzer, deren Schriftführer er eine Zeit lang war.

Einer gleichartigen Akademie, „der Aufrichtigen Gesellschaft von der

*) Keller bietet in dem Aufsatz „Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrh." (Monatshefte der Comen.-Ges., 4. Jahrg.) ein fesselndes Bild dieser geistigen Gärung und Bewegung.

Tanne" in Straßburg, war der Kanzler der Universität Upsala, Joh. Skytte, beigetreten, ein warmer Freund und Gönner des Comenius, der ihm und seinem Lebenswerke die Wege in Schweden wesentlich geebnet. Grade in den Tagen der Unterhaltung in Schönhausen — es war auch die Zeit der anhebenden Unionsversuche — hatte Jablonski das leider auf uns nicht gekommene Tagebuch seines Vaters, welches derselbe während der siebenjährigen Wanderungen durch halb Europa mit dem Vorkämpfer der Union, Dury, geführt, zum Lesen vorgenommen und war ihm darin die edle Gestalt des Schweden wieder warm vor die Seele getreten. Wohl ein Bruder des Kanzlers, der Senator Benght (Benedikt) Skytte, hatte 1666 dem Großen Kurfürsten den abenteuerlichen Plan von der Gründung einer Universitas Brandenburgica gentium, scientiarum et artium (einer internationalen Brandenburgischen Hochschule der Künste und Wissenschaften) vorlegen lassen, einer mitten in seinen Landen neu anzulegenden Freistadt als Bergungsort für Männer aus allen Völkern, an dem sie in voller Religionsfreiheit den Wissenschaften und Künsten leben könnten. Einen Augenblick berauschte der Entwurf auch eine Persönlichkeit wie den Großen Kurfürsten, der seine lebhafte Teilnahme für gelehrte Studien durch Neugestaltung der Frankfurter Hochschule, durch Stiftung der Hochschule in Duisburg mitten in drangsalvoller Zeit bekundet hatte. Der Entwurf schien dem noch unklaren Sehnen und Wünschen der tüchtigsten Zeitgenossen lockend entgegen zu kommen; aber auch er löste sich wie eine Luftspiegelung bei näherem, prüfendem Hintreten auf. Wieder ein Traumbild! Nun endlich aber schien der ersehnte Tag anbrechen zu wollen.[23])

Sobald Jablonski die aufmunternde Zusage der Kurfürstin erhalten, ließ er die ihm am Herzen liegende Angelegenheit nicht mehr aus den Augen. Er teilte die Nachricht seinen Freunden, den Hofräten Rabener und Kuno*) mit; auch ihnen eine freudig begrüßte Botschaft. Rabener machte sich alsbald daran, den Plan für eine Sternwarte zu entwerfen. Er scheint himmelskundig gewesen zu sein; am 19. Oktober beobachtet er zusammen mit Jablonski und Kuno im Hause Viëtors eine Mondfinsternis. Als im Herbst der kurfürstliche Hof aus Königsberg zurückkehrte, entwickelte Jablonski am 26. September, an welchem Tage das kurfürstliche Ehepaar dem Gottesdienste im Dome beigewohnt, seinem Gemeindeglied, dem Oberhofmarschall Dobrzenski, den Plan mit der Sternwarte und bat ihn, die Angelegenheit bei dem Kurfürsten zu befürworten. Der Bescheid des Kurfürsten lautete, wenn auch nicht ablehnend, doch ungünstig. Die Zeitverhältnisse gestatteten ihm nicht, sich der Sache

*) So oder auch Chuno schreibt Jablonski den Namen. Harnack hat sich für die Schreibung Cuneau entschieden.

jetzt anzunehmen, der er übrigens guten Erfolg wünsche. Aber für Jablonski war es drängende Zeit; er ließ nicht nach. Die Beratungen mit seinen beiden Mitarbeitern wurden, wie sich aus dem Tagebuch ergibt, eifrig in den Herbstmonaten fortgesetzt; auch mit dem Oberhofmarschall gehen die Verhandlungen weiter. Noch eine andre einflußreiche Persönlichkeit wird in das Interesse gezogen. Jablonski wendet sich an den jüngeren Dankelmann, daß er seinen damals noch allvermögenden Vater, den Oberpräsidenten, für die Sache gewinne. Es ist alle Aussicht auf günstigen Erfolg. Da tritt, den Fernstehenden völlig unerwartet, der jähe Sturz des um den Kurfürsten und die Regierung hochverdienten Eberhard von Dankelmann (10. Dez. 1697) ein. Nun wollte auch Jablonski der Mut sinken. Doch nur einen Augenblick.

Als am Neujahrstag 1698 das Domministerium, wie es seine Gewohnheit war, dem kurfürstlichen Paar den Glückwunsch nach dem Gottesdienst überbrachte, fragte die Kurfürstin Jablonski um den Stand der Angelegenheit und forderte ihn auf, in seiner Fürsorge für die Sternwarte fortzufahren. Der Domprediger wandte sich an ein andres Gemeindeglied, an den nach dem ihm in erster Linie gelungenen Sturz Dankelmanns rasch empor steigenden Günstling Kolbe (Reichsgraf von Wartenberg 1704), damals noch Oberkammerherr und eben an die Spitze der kürzlich gestifteten Akademie der Künste gestellt, auch an den neuen Leibarzt, Dr. Albinus, um durch ihre Vermittlung eine Bestätigung seines Entwurfs der Sternwarte und was sich daran anschließen sollte, zu erlangen. Er erhielt von beiden Männern keinen Bescheid. Der neue, geschmeidige und den prachtliebenden, kostspieligen Wünschen des Kurfürsten gefügige Vertrauensmann fand kein Geld für ein Unternehmen übrig, das zunächst nur Unkosten, aber einen den äußeren Glanz des Hofes fördernden Gewinn nicht zu bereiten schien. Wieder enttäuscht fragte sich Jablonski ernstlich, ob er fernerhin Zeit und Kraft seinem eigentlichen Lebensberufe für ein von demselben abliegendes, scheinbar aussichtsloses Beginnen entziehen dürfe. Da war es wiederum die Kurfürstin, die ihn aufmunterte. Wahrscheinlich am 4. März, als er nach einem längeren Unwohlsein zum erstenmale wieder im Schlosse den Töchtern des Grafen Alexander Dohna, des Oberhofmeisters des Kurprinzen, Konfirmandenunterricht erteilte, traf er mit der Kurfürstin zusammen, die alsbald die Unterhaltung auf die Sternwarte brachte und im Fortgang des Gespräches Jablonski aufforderte, mit Leibniz in brieflichen Verkehr zu treten, an dessen Inhalt sie selbst, die einstige Schülerin des hochgefeierten Gelehrten, teilnehmen wolle. Schon andren Tages schrieb Jablonski Leibniz; bis an dessen Tod (1716) riß der Faden schriftlichen Verkehrs zwischen den beiden Männern nicht mehr völlig ab. Zeitweilig war der Briefwechsel ein so reger, daß kaum ein Posttag verstrich, ohne von der einen

oder andren Seite ein Schreiben zu befördern. Denn es war gleichzeitig die Förderung der Akademie und auch der Unionssache, welche die beiden Männer veranlaßte, Hand in Hand mit einander zu gehen. Dem ersten Brief an den weltberühmten Mann fügte der bescheidne, wie er meinte, unbekannte, um vierzehn Jahre jüngere Domprediger seine kürzlich im Drucke erschienene Übersetzung der Bentleyschen Vorträge bei.

Durch Kuno hatte bereits im Herbst 1697 Leibniz Kunde von dem Plan mit der Sternwarte und voraussichtlich einer daran sich anknüpfenden Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Berlin erhalten. Einer Akademie! Das war ja der seit Jahrzehnten gehegte und auch laut vertretne Lieblingswunsch des großen, genialen Gelehrten und Weltweisen, er selber mit seinem ungemeinen, allumfassenden Wissen eine Akademie der Wissenschaften in seinem Geiste bergend. Nicht wie in dem Gedächtnis eines Polyhistor jener Tage, nicht wie Bücherschätze in den Schränken war das ungeheuerliche Wissen auf allen Gebieten in seinem Riesengeist aufgestapelt. Der war in fast einzigartiger Größe gleichsam ein geheimnisvoller Kristallisationspunkt, an dem das Gesamtwissen der Zeit in lebendiger Kraft anschoß, um von ihm aus lebensvoll und befruchtend wieder in alle Wissensgebiete auszugehen. In seinem Kopfe sammelte sich noch einmal der geistige Erwerb einer langen, vorangegangnen Zeit, um, von ihm gesichtet und das Vergängliche ausgeschieden, zum Keim- und Quellpunkt einer neuen Zeit des Geisteslebens zu werden. Wir sind Leibniz schon dreißig Jahre früher als Schriftführer der „Nürnberger Gesellschaft" begegnet. Unablässig ist er bemüht, Entwürfe und Gutachten zu einer Neugestaltung des literarischen Lebens, zur Errichtung einer Akademie in Deutschland ausgehen zu lassen; Harnack hat eine Reihe derselben aus den Jahren 1667—94 in seiner Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften (II, Nr. 3—6) veröffentlicht. Wir müssen es uns versagen, auf den Inhalt der fesselnden Urkunden einzugehen, die auch dies zeigen, wie Leibniz selber im Laufe der Jahre zu größrer Klarheit sich hindurcharbeitete und wesentlich zur Klärung des noch dunklen Dranges und Sehnens der gebildeten Kreise seiner Zeit beitrug.

Mit Eifer ergriff Leibniz die aus Berlin ihm zugetragne Kunde; sie schien geeignet, auch einen andren, glühenden Wunsch ihm zu verwirklichen. Mit steigender Bewunderung hatte er das Regiment des Großen Kurfürsten und die aufquellende Lebenskraft, die dieser Hohenzoller seinen Landen und seinem Volke einzuflößen verstand, verfolgt. In dem neu sich gestaltenden Staate sah er die Zukunft und Größe Deutschlands lichtverklärt ihm nahen. Er sehnte sich, in freier Stellung Fuß in diesem Lande zu fassen. Der Geschichtschreiber des Kurfürsten, Pufendorf, war kürzlich gestorben. Könnte er nicht den frei gewordnen Platz einnehmen, an

ihm dann seine Anregung zu einer allgemeinen Archivsammlung verwirklichen? Noch weiter schwärmten die Wünsche des großen Mannes, der auch nicht klein und gering von sich dachte. In dem Sturz Dankelmanns erkannte Leibniz einen Sieg oder Gewinn der Stellung und dann des Einflusses der Kurfürstin auf ihren Gemahl. Bei der Interessengemeinschaft zwischen Mutter und Tochter wird sich, so rechnete er aus, das Bedürfnis eines Vertrauensmannes ergeben, der, ohne Aufsehen zu erregen, persönlich, nicht brieflich den Verkehr zwischen den beiden Kurfürstinnen unterhält. Der gegebne Vertrauensmann — so schreibt nicht grade bescheiden Leibniz der Kurfürstin im Februar 1698 — ist er selbst und wenn er eine gewisse Aufsicht über die in Berlin zur Blüte gelangenden Künste und Wissenschaften erlangen würde, dann könne er unauffällig von Zeit zu Zeit nach Berlin kommen. In dieser Vertrauensstellung zu den beiden Kurfürstinnen würde es ihm dann möglich sein, auf den Kurfürsten und den jungen Kurprinzen Einfluß zu gewinnen und ihnen zu raten, was zu ihrem Ruhm und zum Gemeinwohl dient, zugleich und wesentlich aber auch den Bestrebungen der Kurfürstin von Braunschweig-Hannover entspricht.*) Die Kurfürstin Sophie Charlotte war feinfühlig und klug genug, den in bedenklicher, ja verletzender Weise sich aufdrängenden Besuch nicht anzunehmen. Sie übertrug ihrem Hofprediger den brieflichen Verkehr, in erster Linie in betreff des Planes, der ihnen drei am Herzen lag; sie bat sich nur aus, Mitleserin des Briefwechsels der beiden gelehrten Männer zu sein.

Was den ersten Anstoß zu diesem Briefwechsel gegeben, die Sternwarte und im Zusammenhang mit ihr eine daran sich reihende Akademie, trat zunächst in dem nun angebahnten schriftlichen Verkehr der beiden Gelehrten zurück, in den Vordergrund dagegen die auch von dem Kurfürsten mit der lebhaftesten Teilnahme verfolgten Unionsverhandlungen zwischen Brandenburg und Hannover, zwischen Jablonski und Leibniz; wir haben in einem späteren Abschnitt davon zu reden. Mittelbar kamen dieselben auch der Stiftung der Akademie zu Gute, insofern über ihnen das starke Mißtrauen des Kurfürsten wider Leibniz, als ob er eine Ahnung von dem aufdringlichen Anerbieten seiner Person als eines zwischen den beiden verwandten Höfen — das erwähnte Schreiben führt auf die scharfe Bezeichnung — Ränke schmiedenden Vertrauensmannes gehabt, etwas wich.

Aber die Zeit blieb nach wie vor für ein mit voraussichtlich großen Geldopfern verknüpftes Unternehmen zur Förderung der Wissenschaften

*) Das höchst beachtenswerte Schreiben, das ein eigentümliches, nicht wohltuendes Licht auf Leibniz wirft, namentlich wenn zusammengehalten mit einem ein Jahr zuvor von ihm aufgestellten Pro memoria über den Berliner Hof, ist abgedruckt in Harnacks Gesch. der Akademie II, 16 u. 11, (S. 48 u. 42).

ungünstig. Jablonski war voll beschäftigt in seiner Lebensaufgabe, der Union. Dazu kamen neben den vielseitigen Berufsarbeiten in der gleichen Zeit die mühsame Drucklegung der hebräischen Bibelausgabe, die lange sich hinziehenden Verhandlungen inbetreff seiner Wahl ins Unitätsseniorat. In Sachen der Union war im Sommer 1698 auf kurfürstlichen Befehl Jablonski nach Hannover gereist; im Spätherbst und ein zweites Mal im Februar 1699 hielt sich Leibniz zumeist aus gleichem Anlaß in Berlin auf. Der Verkehr der beiden Männer ist in diesen Besuchstagen ein ungemein reger; täglich treffen sie sich bald im Pastorat, bald im Gasthof zu stundenlanger Unterhaltung, selbst zweimal am Tage. Über dem eingehenden Gedankenaustausch steigert sich die gegenseitige Hochachtung. Der allseitig gebildete Weltmann, dem wie selten einem nichts Menschliches fremd hat bleiben dürfen,*) fand in dem kurfürstlichen Hofprediger einen Geistlichen, eifrig bemüht, die Schätze menschlichen Wissens nach der Weisung des Apostels, daß alles dem Christen eignet, sich zu erwerben und in das Licht und die Verklärung seiner Gotteserkenntnis zu stellen; andrerseits erkannte Jablonski in Leibniz den allumfassenden Gelehrten, der seine Weltweisheit, so anders wie die Deisten Englands, auf tiefgründender religiöser, ja christlicher Unterlage aufbaute. Wie innig auch der persönliche Verkehr in Berlin und dann brieflich fortgesetzt sich gestaltete, bildete doch, soweit erkennbar, die Gründung der Akademie nicht den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Sie schien aussichtsloser wie je. Eine fast ununterbrochene Reihe glänzendster Hoffestlichkeiten verschlang grade damals Unsummen Geldes, so daß die geleerten Kassen nichts übrig hatten, für, wie es schien, dauernd kostspielige wissenschaftliche Unternehmungen.

Und doch stand die Verwirklichung des nun schon vor über zwei Jahren an der Hoftafel geäußerten Wunsches und seitdem verfolgten Planes nahe bevor. So viel war Jablonski klar geworden, daß der Gründung einer Akademie, die dem Kurfürsten nichts kosten, wohl aber seinen Ruhm als Förderer der Wissenschaften mehren würde, nichts im Wege stände. Nun war im Herbst 1699 das Corpus evangelicorum in Regensburg schlüssig geworden, am 18. Februar 1700 die folgenden 11 Tage zu streichen und den Mathematikern im Reiche die Aufgabe zu stellen, künftighin auf dieser Grundlage richtige Kalender herzustellen. Demgemäß wurde in Brandenburg den Konsistorien und den vier Landeshochschulen befohlen, diesen Beschluß am letzten Sonntag des Kirchenjahres von der Kanzel aus bekannt zu machen. Der Beschluß war in Regensburg auf Drängen eines Jenaer Professors gefaßt, der den weiteren Vorschlag gemacht, ein kaiserliches Collegium artis consultorum für ganz

*) Homo sum quia, nil humani a me alienum puto.

Deutschland ins Leben zu rufen, dem das gesamte Kalenderwesen anvertraut und in weiterer Folge der Kalendervertrieb im ganzen Reich zum Alleinhandel überwiesen werden solle. Bereits 1697 hatte Leibniz über diesen ihm mitgeteilten Vorschlag des Professors Weigel sich geäußert.*) Ob Jablonski von diesem Gutachten Kenntnis gehabt, was ja nahe liegt, oder ob er selbständig auf den gleichen Gedanken des Alleinhandels mit dem Kalender zur Verwertung des zu erwartenden Gewinnes für die Akademie gekommen, wird wohl unaufgehellt bleiben. Klar ist nur, daß sein Vorschlag von dem des Leibniz und Professors Weigel in nicht unwesentlichen Punkten sich unterscheidet. Hat Jablonski davon gewußt, so ist sein Plan die glückliche, praktisch durchführbare und durchgeführte Anwendung eines glücklichen Gedankens, der in seiner ersten uns vorliegenden Äußerung mit weiteren Vorschlägen verquickt nicht verwirklicht worden ist.

Die Zeit drängte. Schon war der Sprung vom 18. Februar unmittelbar zum 1. März und damit der Übergang von der julianischen zur gregorianischen Zeitrechnung geschehen. Es hatte Eile, den Alleinhandel für den neuen, verbesserten Kalender zu erhalten und eine tüchtige Kraft für seine Ausarbeitung zu gewinnen. Jablonski hatte wieder die Beratungen mit seinen früheren Arbeitsgenossen Rabener und Kuno aufgenommen; nun aber noch seine beiden Lehrer der Mathematik und Physik, Naudé und Chauvin, dazu noch den Leibarzt Albinus, seinen Hausarzt und Hausfreund, den innig frommen Jägwitz und den Oberingenieur Bär zugezogen. Jablonski wurde mit der Abfassung einer an den Kurfürsten zu richtenden Bittschrift betraut. Sie liegt uns in einer ausführlichen und einer kürzeren Fassung vor, die beide dem Kurfürsten überreicht wurden. Auch an dieser zwiefachen Fassung merkt man den gewandten, mit den Gewohnheiten des Kurfürsten vertrauten Hofprediger. Die kürzere Form sollte dem Kurfürsten einen raschen Überblick über den Inhalt bieten und wenn er die Teilnahme des Herrschers gewonnen, ihn reizen, in der weiteren Ausführung sich mit dem Vorhaben näher vertraut zu machen. Um den Erfolg vorweg anzugeben. Am 16. März hat Jablonski in großem Arbeitsgedränge noch rasch den kürzeren Auszug der Bittschrift zu Papier gebracht, andren Tags beide Fassungen mit einem Begleitschreiben an Moritz von Wedel gesandt, der damals der Bittschriftenabteilung vorstand (Maitre de Requêtes). An dem Tage war unerwartet der Kurfürst nach Oranienburg gereist. Dort in der größeren Stille überreichte Wedel die Bittschrift und hatte die Freude, bereits am Freitag den 19. März von Oranienburg aus seinem „wertesten Gönner" Jablonski zu schreiben: „S. Chur-

*) Das Gutachten ist abgedruckt in Gesch. der Berliner Akademie II, Nr. 21.

fürstl. Durchlaucht haben gnädigst resolviret eine Académie des Sciences und ein Observatorium, wie vorgeschlagen, in Berlin zu etabliren, welches in Eyl hiermit melde und particularia reservire, bis ich die Ehre habe, meinen hochgeehrten Herrn Hof-Prediger zu sprechen." Schon andren Tages meldet Jablonski die freudige Nachricht an Leibniz. Er fügt die längere und kürzere Fassung in Abschrift bei, sich entschuldigend, nicht früher ihm, dem vorgeschlagenen Vorsitzenden der zu errichtenden Akademie, die Bittschrift zur Begutachtung vorgelegt zu haben: die Zeit habe zu sehr gedrängt. Daraus ist ersichtlich, daß der Kurfürst den Plan des Jablonski in all seinen Einzelheiten, an dem Leibniz unmittelbar nicht beteiligt ist, bestätigt hat. Das längere Schreiben von Leibniz an Jablonski vom 12. März aus Wolfenbüttel ist zu spät in Berlin eingetroffen, um noch, wie auch aus einem Vergleich der beiden Schriftstücke leicht ersichtlich, Inhalt und Fassung der Bittschrift beeinflussen zu können. Leibniz war nicht ungehalten, die bedeutsame Denkschrift erst gleichzeitig mit der bereits erfolgten Bewilligung erhalten zu haben. Umgehend erwidert er: „meines hochgeehrten Herrn Hofpredigers Projekt, wie alles, was von demselben kommt, ist allezeit vollkommlich wohl ad scopum gerichtet." Und an einer andren Stelle des langen Briefes: „Der Kalendervorschlag ist von dem Herrn Hofprediger vortrefflich wohl ausgeführt." Auf die von Leibniz weiterhin gemachten Vorschläge prüfend einzugehen, ist hier nicht der Ort, wohl aber auf ein paar fesselnde Punkte in der Eingabe des Hofpredigers, durch deren Bestätigung die Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen wurde.

Jablonski geht in seinem „untertänigsten Vorschlag" an den Kurfürsten von dem Punkte aus, der bei jener Unterhaltung an der kurfürstlichen Tafel vor drei Jahren den Anstoß gegeben, von dem Wunsche nach einer Sternwarte mit dem unmittelbar daran sich reihenden Vorhaben, ihre Errichtung zum Ausgangspunkt der Bildung einer Akademie zu machen. Die Sternwarte verlangt die Anstellung eines sternkundigen Gelehrten, die Akademie beansprucht bedeutende Mittel. Um durch die Kosten den Kurfürsten nicht abzuschrecken, stellt Jablonski alsbald seinen Plan in den Vordergrund, für alle Unkosten durch eine kurfürstliche Gewährung des Alleinhandels des Kalenders, den die Akademie fehlerfrei auszuarbeiten habe, aufzukommen. Der Hofprediger unterbreitet dem Kurfürsten gleichzeitig einen genauen Kostenüberschlag. Den Reingewinn der Kalender berechnet er mit 7500 Mark, den Unterhalt der Akademie mit 7530 Mark. Die geringe Mehrausgabe von 30 Mark hofft er bei einem oder andrem Posten zu „menagieren". Rührend sind die bescheidnen Ansprüche: dem Vorsitzenden (ohne Consequentz in futuro) werden 1500 Mark zugebilligt, ebenso viel dem zu berufenden sternkundigen Gelehrten und 900 Mark

dem Schriftführer der Akademie; die andre kleinere Hälfte für einen Diener, für Bücher, wissenschaftliche Werkzeuge, Briefwechsel und Drucksachen u. s. w. u. s. w. Während Jablonski zum Schutzherrn (Patron) der Akademie den Kurprinzen erbittet,*) schlägt er zum Vorsitzenden Leibniz vor. Nicht um deswillen, weil er sich selbst als die geeignetste Persönlichkeit bezeichnet, sondern unter Angabe des triftigen Grundes, daß derselbe „eine Person von großem Savoir in Mathesi und bekannter Reputation in der Welt sein müsse;" es sei aber bei diesem Anfang des Collegii keiner würdiger als Leibniz, „welcher ein membrum honorarium der französischen Akademie ist und dessen große Erudition in omni scibili, auch stupenda inventa promotae Mathesees nicht weniger als seine herausgegebne scripta bekannt sind." Als sternkundigen Gelehrten weist Jablonski auf Kirch in Guben hin, der „wegen seiner großen Wissenschaft" in der ganzen Gelehrtenwelt wohl bekannt ist und dessen Frau, Margareta, sich in der Sternkunde ebenfalls einen berühmten Namen erworben und sich als treue Gehilfin ihres Mannes in seinem Berufe erwiesen. Als bequemsten Platz für eine Sternwarte bezeichnet Jablonski „den mittelsten Pavillon des großen Stalles in der Dorotheenstadt." Zwei bedeutsame Punkte in dem Vorschlag sind noch hervorzuheben, einer der darin steht, der andre, den der Kurfürst erst hinzugefügt.

In Erwartung, daß mit der Zeit der Kalender-Alleinhandel mehr Gewinn abwerfen werde, als die Akademie für ihren damaligen Bestand bedarf, schlägt Jablonski vor, die Überschüsse ihr zu belassen; aber mit der Weisung, dieselben für Anlage von Sternwarten in fernen Ländern bis nach China und in Abordnung von tüchtigen Mathematikern dahin zu verwenden. So mache man es auch in Frankreich. Aber unser Hofprediger erweitert den Pariser Vorgang beachtenswerterweise dahin, daß nach ihm diese Mathematiker gute Theologen sein sollten, die (in erster Linie ist China ins Auge gefaßt) „daselbsten zugleich die Ehre Gottes durch Fortpflanzung des reinen christlichen Glaubens befördern könnten." Jablonski legt diesen Gedanken dem Kurfürsten warm ans Herz. „Geich wie dieses vor dem allmächtigen Gott ein sehr angenehmes Werk sein würde, also ist auch kein Zweifel, selbiger würde es segnen und S. Churf. Durchl. hohes Haus und dessen Scepter befestigen und erweitern. Und was für eine Glorie würden S. Churf. Durchl. von einer solchen gottseligen Entreprise vor der ganzen evangelischen Welt haben, wenn von Ihnen gesagt werden könnte, daß Sie der einzige evangelische Potentat wären, der sich die Fortpflanzung des reinen christlichen Glaubens

*) Der Kurfürst hat alsbald statt des erst sechzehnjährigen Kurprinzen sich selbst zum Schutzherrn bereit erklärt, so lebhaft hatte ihn das Lesen des Vorschlags gefesselt und für die Sache erwärmt.

unter den Ungläubigen zur Ehre des großen Gottes angelegen sein lassen." Der Hofprediger kannte seinen Kurfürsten und in welcher Form man einen Lieblingsgedanken ihm zugänglich zu machen habe.

Diese meines Wissens erste Stimme, das Werk der äußeren Mission vor dem Thron eines Hohenzollern verlauten zu lassen, ist doch kein vereinsamter Weckruf der evangelischen Kirche für das von dem Herrn geforderte Werk an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts. Freilich der laute, treue, wiederholt seit 1664 ausgegangene Missionsweckruf des Baron von Welz ist unerhört in Deutschland verhallt; auch seine Academia universalis philadelphica scheint nur ins Leben getreten zu sein, um bald wieder sang- und klanglos aus demselben zu verschwinden. Aber 1697 hatte Leibniz in einer Flugschrift „novissima Sinica" die fesselnden Briefe herausgegeben, welche ihm Jesuiten, die er während seines Aufenthaltes in Rom kennen gelernt, von ihrem fernen Missionsgebiet zugesandt. Ihr rosig gefärbter Inhalt hatte den christlichen Philosophen entzückt. Eine neue Welt tauchte vor ihm auf, auch alsbald, wie er das liebte, eine Fülle von Plänen, umgestaltend auf diese vor seinem Riesengeist aufsteigende Welt einzuwirken.*) Die Schrift machte weithin Aufsehen. Durch sie veranlaßt knüpfte Francke in Halle eine persönliche Bekanntschaft mit Leibniz an. Wiederholt hat damals Francke Jablonski besucht. Ebenfalls von dem Inhalt der Schrift angeregt, veröffentlichte der Freund Jablonskis, und wahrscheinlich durch seine Vermittlung seit 1697 sein Nachfolger an der Schloßkirche in Königsberg, Konrad Mel aus Kurhessen, seine „Schauburg der evangelischen Gesandtschaft oder unmaßgebliche Vorschläge wegen Fortpflanzung des allerheiligsten Glaubens durch Bekehrung der Heiden, sonderlich in China." Der letztere Zusatz weiset auf jene Flugschrift hin.

Wir haben den Domprediger in leiser Berührung mit der Mission bereits bei Abordnung des Landsmannes von Mel, Eßkuch, nach Guinea 1695 gesehen. Durch seine alttestamentlichen Studien in diesen Jahren war er auf China aufmerksam gemacht worden. Schon Walton hatte in der Einleitung zu seiner Polyglotte auf eine Bemerkung des in China missionierenden Jesuiten Semedo hingewiesen, der bei dort angesiedelten Juden eine 600 Jahre alte hebräische, unpunktierte Handschrift des Pentateuchs gefunden; der gelehrte Jesuit hielt diese Juden, die sich aber Israeliten nannten und von Jesus keine Kunde hatten, für Überbleibsel eines der verloren gegangenen zehn Stämme (24). Den Domprediger fesselte in hohem Grade der Hinweis. In seiner 1700 erschienenen Bibelausgabe erwähnt er, daß man im Aufsuchen von Handschriften auch nach

*) Es sei hier auf die beachtenswerte, sorgfältige Arbeit von Plath: „Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibniz" (Berlin 1869) hingewiesen.

China gehen müsse.*) Er bittet Leibniz, mit seinem weitreichenden Einfluß ihm für so manche zweifelhafte Lesart die Benutzung der alten hebräischen Handschrift in China, koste es, was es wolle, zu ermöglichen, auch Nachforschungen anstellen zu lassen, ob nicht für ihn in China punktierte alte Ausgaben käuflich zu erwerben seien. So ist es begreiflich, daß sein Missionsinteresse vorzugsweise sich China zuwandte, verstärkt vielleicht durch die von Leibniz herausgegebnen „Neueste Nachrichten aus China." Ob Leibniz dem verehrten Freunde die Aufnahme der Mission in China in die Stiftungsvorschläge der Akademie ans Herz gelegt, ob Jablonski selbst, wenn auch offenbar unter dem mittelbaren Einfluß von Leibniz die günstige Gelegenheit benutzt, sein Missionsinteresse mit der Gründung der Akademie in enge Verbindung zu bringen, ist schwer zu entscheiden, an sich auch belanglos. Von Wert ist nur, daß der Kurfürst auch diesen Punkt des Vorschlags bestätigt und damit die äußere Mission den Aufgaben der Berliner Akademie der Wissenschaften zugezählt hat. Mehr freilich nicht. Denn in all den folgenden Jahren bis zum heutigen Tage ist in der Akademie von diesem Teil ihres Arbeitsgebietes keine Rede mehr gewesen;**) selbst die Erinnerung daran mag manchem ihrer heutigen Mitglieder noch ebenso peinlich sein, wie sie es einst dem Altmeister der klassischen Altertumskunde, Boeckh gewesen. Es ist auch gut so. Eine Akademie der Wissenschaft hat mit der äußeren Mission und der Predigt des Evangeliums unter den Heiden unbehelligt zu bleiben. Noch entschiedener hat die äußere Mission, zu einer freigebornen Lieblingstochter unsrer evangelischen Kirche herangewachsen, jede Art der Verquickung und damit Abhängigkeit von weltlichen Mächten irgend welcher Art abzuwehren. Sie will und darf nur um ihrer selbst willen getrieben werden, in treuem, glaubensfreudigem Gehorsam unter den letzten Befehl des auferstandenen Siegesherzogs, der seinen Sendboten zusaget, bei ihnen zu sein alle Tage, bis an der Welt Ende.

Unmittelbar bei Bestätigung des ihm in Oranienburg von dem Bittschriftenmeister Wedel übergebnen Vorschlags Jablonskis hat der Kurfürst und zwar als seinen eigensten Gedanken hinzugefügt, — es ist wohl wert zum Ruhme der Hohenzollern besonders hervorgehoben zu werden — daß man bei Gründung der Akademie auch der Pflege der deutschen Sprache eingedenk zu sein habe. Jablonski meldet mit Freuden Leibniz diese Willensäußerung des Kurfürsten. „Inmaßen einem deutschen

*) Quin in ipsam Chinam pes proferendus fuerit: in der Einleitung zu seiner Bibelausgabe § 38. Das Schreiben an Leibniz vom 19. Sept. 1699 abgedruckt in der Briefsammlung von Kapp (Leipzig 1745) S. 55. Nr. XI.

**) Vergl. übrigens die ungemein fesselnde Denkschrift von Leibniz an den König vom November 1701 inbetr. Propagatio fidei per scientias, abgedruckt in d. Gesch. d. Akad. II, 66 a.

Fürsten nichts mehr anstehen will, als der edlen, aber sehr verwilderten Muttersprache sich anzunehmen, welche fürstliche Sorge um so mehr zu preisen ist, je weniger es Fürsten giebt, die selbige zu Herzen nehmen." Auch der jüngste Geschichtschreiber der Akademie rühmt des Kurfürsten geforderte Aufnahme der Pflege der deutschen Sprache in den Kreis der Aufgaben der zu stiftenden Akademie und erklärt, daß damit Friedrich III. der Stifter und auch geistige Urheber der philologisch-historischen Klasse der preußischen Akademie geworden.*) Der Kurfürst nahm es ernst mit dieser Forderung. Als etwa vierzehn Tage später Jablonski die von Kuno entworfenen Erlasse inbetr. der Anstellung von Kirch und des Kalender-Schutzbriefes dem Kurfürsten durch den Bittschriftenmeister vorlegen ließ, kamen dieselben unerledigt zurück; ihre lateinischen und französischen Ausdrücke sollten ausgemerzt und „der Stilus gemäß der Teutschliebenden Intention des Fundatoris" eingerichtet werden, wie freilich nun selber recht undeutsch Wedel meldet. Eine besonders rege Tätigkeit nach dieser Seite hin entfaltete die Akademie nicht. Nur von Jablonski sollen verschiedene Aufsätze und Entwürfe über ein herauszugebendes deutsches Wörterbuch in der Urkundensammlung der Akademie aus den ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm I. vorhanden sein.**) Aber in der bald darauf anbrechenden dreißigjährigen trüben Zeit des tiefsten Niederganges der Akademie blieb auch diese Anregung ein beschriebnes Stück Papier. Mit Friedrich dem Großen hub wohl eine neue Glanzzeit der Akademie an; sprachlich aber war sie eher eine französische wie deutsche und blieb es, bis nach den Unglückstagen von Jena, nach der Gründung der Berliner Hochschule ein neuer Geist auch in die Akademie einzog und ihr ein deutsches Gepräge wieder aufdrückte. Dreißig Jahre später sind die beiden Grimm in die Akademie aufgenommen worden, das edle, deutsche Brüderpaar, von dem das schöne Wort gilt, was der eine von ihnen, Jakob, über Schiller und Goethe gesagt, „daß an ihren Namen das deutsche Volk stets die Vorstellung von der

*) Harnack a. a. O. I, 78.

**) Harnack teilt einen Entwurf von 1711 mit (II, 223). Wenn er nebenbei (I, 193) bemerkt, „daß die beiden Slawen Jablonski nicht fähig waren, in deutscher Sprachlehre etwas zu leisten," so übersieht H., daß die Muttersprache Jablonskis die deutsche gewesen. Schon der Vater war deutscher Prediger in Danzig, Nassenhuben und Memel und ist der Knabe nur in deutscher Umgebung wie geboren so auch erzogen. Auf dem Gymnasium zu Lissa war neben dem Lateinischen die deutsche Sprache die Umgangssprache; die böhmische bereits fast völlig verdrängt, die polnische in rascher Abnahme. Als Jablonski den Entwurf 1711 einreichte, war er seit 28 Jahren deutscher Prediger und hatte in der langen Zeit sowohl auf der Kanzel wie auch in Schriften genügende Proben abgelegt, daß er seine deutsche Muttersprache so gut wie die andren deutschen Zeitgenossen zu handhaben und auch in deutscher Sprachlehre etwas zu leisten verstehe.

reinsten Empfindung und dem tiefsten Verständnis seines eignen Wesens knüpfen wird." Die beiden Brüder und Arbeitskameraden nahmen den Jablonskischen Gedanken von einem deutschen Wörterbuch — ohne um ihn zu wissen — wieder auf, viel tiefgründender, allumfassender als er ursprünglich gedacht war; sie selber die tüchtigsten, berufensten Gelehrten, die das deutsche Volk für solch ein Werk aus seiner Mitte hervorgebracht. Aber so eigen doch! Die Herausgabe des Riesenwerkes hat die Akademie nicht den großen Unternehmungen eingereiht, die sie seit Jahrzehnten mit reichen Mitteln veröffentlicht.

Am 19. März 1700 hatte Jablonski das inhaltschwere Schreiben aus Oranienburg erhalten, drei Tage später den ausführlichen mündlichen Bescheid des mit dem Hofe nach Berlin zurückgekehrten Bittschriftenmeisters. Schon am selben Tage (Montag) sehen wir ihn mit seinen treuen Mitarbeitern Rabener und Kuno in der Dorotheenstadt die kurfürstlichen Stallungen und den für die Sternwarte geeigneten Raum besichtigen. Wedel hatte ihm mitgeteilt, daß der Kurfürst die Bitte seines Hofpredigers genehmigt und bereit sei, die Aufführung eines einzimmerigen Stockwerkes auf den mittleren Pavillon des Stallgebäudes auf seine Kosten zu übernehmen. Die Besuche wiederholen sich in den nächsten Tagen. Am 31. März sendet der Kurfürst seinen Baumeister Grünberg, den Platz zu besichtigen. Er findet die Erhöhung um ein Stockwerk für baulich unausführbar und dringt auf Niederreißen des schwachen Pavillons und Neuaufführung bis zur erforderlichen Höhe. So steht die Warte heute noch, wohl nur für ein paar weitere Jahre, da; die wenigsten vorüberhastenden Zeitgenossen ahnen die einstige Bestimmung des etwas plump den unschönen Bau überragenden Luginsland. Die Unkosten hatte der Baumeister auf etwa 2000 Mark veranschlagt; Wedel stellte ihm aus der kurfürstlichen Kasse 3000 Mark zur Verfügung. Am selben letzten Tag des Monats überreichte Jablonski die fertiggestellte, dem Kurfürsten gewidmete hebräische Bibelausgabe und hatte so die erste günstige Gelegenheit, dem ihm wohlwollenden Herrscher wie für Bestätigung der Akademie so auch für den gewährten Ausbau der Warte zu danken. Vierzehn Tage später trifft Professor Krich aus Guben zum Besuche bei Jablonski ein; er gibt ihm die Zusage zur Übernahme der Stellung und seiner baldigen Übersiedelung nach Berlin. Alle, auch der Kurfürst drängen auf baldigen Besuch des bestätigten Vorsitzenden. Am 10. Mai kommt Leibniz in Berlin an. Nun wieder lange Besuche der beiden Männer, eingehende Beratungen und Verhandlungen des Vorsitzenden und Dompredigers mit den Männern, die sich an den Vorbereitungen lebhaft beteiligt, zumeist mit Rabener und Kuno. Noch ist eine Stelle unbe-

setzt, die des Schriftführers. Leibniz wünschte für diesen Posten einen jungen Medicum, der dabei in Mathesi, Mechanica und Chymia Kundschaft habe. Denn weil man doch eine solche Person besolden muß, so ist es desto besser, si una fidelia plures parietes dealbari possent." Aber er konnte die Klappe nicht nennen, mit der die junge Akademie hätte zwei und mehr Fliegen schlagen können. So einigte man sich auf die Wahl des älteren Bruders von Jablonski, Theodor, der nach längeren Reisen durch Deutschland, Holland, England zuerst Sekretär der Fürstin Radzivil in Polen, einer gebornen Dessauer Prinzessin war, seit 1689 in gleicher Eigenschaft am sächsisch-weißenburgischen Hofe in Barby lebte. Er war der französischen und englischen Sprache in Wort und Schrift mächtig und im stande, einen brieflichen Verkehr mit den dortigen Akademien zu unterhalten, die schon nicht mehr gewillt waren, die allgemeine Gelehrtensprache zu reden. Dazu der Vorteil, daß er dem Bruder, auf den durch Abwesenheit des Vorsitzenden ein gesteigertes Maß von Arbeit fiel, am bequemsten und auch willigsten zur Hand sein konnte. Der reiche vorhandne Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden und Schriftführer legt Zeugnis ab von der treuen, rastlosen Gewissenhaftigkeit, von der sorgfältigen Ordnungsliebe, mit welcher der Erwählte seines Amtes waltete. Zumal in den schweren Anfangsjahren der Akademie wurden dem Willigen eine Menge von Nebenarbeiten zugeschoben, so daß sein Posten mit der Stellung eines „Mädchen für alles" in manchem Berliner Haushalt verglichen werden kann. Lebenslang unverheiratet und im Hause des Bruders wohnend konnte sich bis zu seinem Tode 1731 der vielbenutzte Schriftführer an seinem kärglichen Gehalte genügen lassen, ein Vorteil, den die in jenen Jahrzehnten auch in ihren Einkünften stiefmütterlich behandelte Akademie bei der Wahl wohl ebenfalls berücksichtigt haben mag.

Wir haben nicht auf die mancherlei Verhandlungen und Arbeiten einzugehen, die zur inneren Ausgestaltung und Einrichtung der Akademie auf Grundlage des bestätigten Vorschlags während der wochenlangen Anwesenheit des Vorsitzenden in Berlin statthatten; das berichtet in fesselnder Weise die Geschichte der Akademie (I, 87—103). Auch sie vermag nicht genau anzugeben, welcher Anteil an den endgültigen Bestimmungen Leibniz, welcher unsrem Jablonski zukommt. Der Gedankenaustausch der beiden Männer in betreff der geplanten Akademie war in diesen Wochen ungemein lebhaft, freilich durch mancherlei Störungen oft unterbrochen. Leibniz klagt in seinen damaligen Briefen wiederholt, daß die Zerstreuungen am Hofe, denen er sich nicht entziehen konnte, ihm so viele kostbare Zeit raubten; es war die Hochzeit der einzigen Tochter des Kurfürsten mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel und wochenlang reihte

sich eine feenhafte Festlichkeit an die andere. Dazu legte die Kurfürstin starken Beschlag auf den Gast; sie wollte im Zwiegespräch mit dem geistreichen Mann sich schadlos halten für die oberflächlichen Lustbarkeiten, die sie mitmachen mußte. Dazu dann noch, daß Leibniz selbst die günstige Gelegenheit ausnutzte, nach allen Seiten hin in seinen Beziehungen zwischen Braunschweig-Hannover und Brandenburg geschäftig zu sein; er konnte die unerbetnen Einmischungen in die Kabinettspolitik der beiden Höfe nun einmal nicht lassen. Erst am 21. Juli, seinem letzten Geburtstag, ehe er sich ein halbes Jahr später die Königskrone aufs Haupt setzte, fand der Kurfürst Zeit, die in seinem Auftrag von Leibniz fertig gestellte Stiftungsurkunde zu unterzeichnen. Zutreffend nennt Harnack die bedeutsame Urkunde „ein Meisterstück weiser Wissenschafts-Politik; sie steckt das Gebiet der Aufgaben weit und umfassend ab und hütet sich vor zu genauen Ausführungen, die der zukünftigen Entwicklung hinderlich werden könnten." In den vielen Denkschriften und Vorschlägen, die Leibniz in den letzten drei Monaten mit bis ins kleinliche gehenden Ausführungen gemacht, hat sich freilich der gefeierte Mann weniger vor solchen Hinderungen gehütet.

So war denn endlich verbrieft und besiegelt das zukunftreiche Werk ins Leben getreten, das Jablonski nun doch — dies kann ihm nicht bestritten werden — zuerst angeregt und allen sich ihm entgegentürmenden Schwierigkeiten und Hindernissen zum Trotz mit der ihm eignenden Ausdauer und durch das „ungewöhnliche praktische Geschick," das Harnack an dem Hofprediger rühmt, bis zur Verwirklichung durchgesetzt. Er wie seine beiden frühesten Mitarbeiter Rabener und Kuno mit der schönen Interesselosigkeit, die nur der als notwendig erkannten Sache dienen will, nicht im geringsten eignen Vorteil erstrebt oder das hochgesteckte Ziel irgendwie Mittel sein läßt, anderweitige persönliche, wohl gar politische Zwecke zu erreichen. Die gerühmte unentwegte Treue und Ausdauer hat Jablonski auch in den folgenden schweren Jahren und Jahrzehnten der Akademie bewahrt und bewährt. Als sie unter König Friedrich Wilhelm bis zum Sterben leidend daniederlag, hat er sie wie eine Lieblingstochter „hindurchgerettet," daß er, bei seinem Tode seit acht Jahren ihr Vorsitzender, sie doch noch als lebensfähig Friedrich dem Großen, der wieder wie Friedrich I ihr Schutzherr zu sein sich bereit erklärte, zur Weiterpflege, zu einer beginnenden Blüte übergeben konnte. Die Geschichte der Akademie und damit auch jene dreißigjährige arge Leidenszeit ist von sachkundigster, geschickter Hand jüngst geschrieben worden. Uns, die wir das Leben Jablonskis erzählen, bleibt nur eine Nachlese. In wenigen Worten haben wir die fernere Arbeit des ersten Anregers und Mitstifters zu berichten.

Ende August 1700 kehrte der Vorsitzende an seinen Wohnort nach

Hannover zurück. Von der Akademie war nun doch die kurfürstliche Geburtsurkunde ausgestellt, ihr auch ein freilich karger Lebensunterhalt gewährt, eine eigne Heimstätte wenigstens zugesagt und auch ein paar Männer ernannt, die neben dem Vorsitzenden die Geschäfte zu verrichten hatten: der sternkundige Kirch, auf dessen Kalenderausgabe und ihrem Erfolg der äußere Bestand der Stiftung beruhte, und der Schriftführer, der nebenbei auch Archivar, Rechnungsführer, Schatzmeister, Aufseher über das Kalenderwesen der Akademie war. Aber der innere Ausbau war noch unfertig, Mitglieder, einheimische und auswärtige Gelehrte, waren noch nicht vorhanden, die ihnen anzuweisende Stellung innerhalb der Akademie nicht geklärt. Nach wie vor blieb ein Hauptteil der Arbeit, aber auch bei dem schleppenden Gang der Verhandlungen der Geduld und nicht zu ermüdenden Ausdauer auf den Schultern Jablonskis und seines treuen Mitarbeiters Kuno; denn der dritte im Bunde von Anfang an, Rabener, war 1701 bereits gestorben. Darüber waren Leibniz und Jablonski einig geworden, das Arbeitsgebiet der Akademie in drei Abteilungen zu sondern, in eine mediko-physische, eine mathematische und in eine historisch-philologische Klasse. Jablonski schlug vor, jeder Klasse einen Dekan vorzusetzen, ferner einen stellvertretenden Vorsitzenden, der in Abwesenheit von Leibniz die Sitzungen zu leiten habe. Als 1711, am zehnjährigen Jahrestag der Königskrönung, die feierliche Einrichtung der Akademie statt hatte, finden wir Jablonski als diesen stellvertretenden Vorsitzenden, die anfänglich historisch-philologische Klasse in zwei Abteilungen gesondert, in einen deutschen Zweig, entsprechend der kurfürstlichen Forderung von der Pflege der deutschen Sprache, und in einen kirchlich-orientalischen Zweig (classis hist.-philol. Eccles. et Orient.), wohl im Hinblick auf die der Akademie zugewiesne Missionsarbeit. Bis zu seinem Tode stand von Anfang an Jablonski dieser vierten Klasse der Akademie als Leiter (Direktor) vor.

Mehr wie ein Jahrzehnt verstrich von dem Erlaß der Stiftungsurkunde bis zur feierlichen Einrichtung der Akademie. Tantae molis erat! Die lange Verschleppung hatte äußerlich ihren Grund, daß Jahre vorübergingen, bis der Bau der Sternwarte vollendet und die Akademie in den Eigenbesitz einer Wohnstätte für ihre Sitzungen und Sammlungen gelangt war. In der Zwischenzeit fanden die Sitzungen bei den einzelnen Mitgliedern, so viel ich sehen kann, wohl am häufigsten bei Kuno statt. Als von Anfang Oktober 1701 bis zum 20. Januar 1702 Leibniz in Berlin sich aufhielt, nahm er ein paar Mal an den Sitzungen teil, vielmehr versammelte er die Mitglieder in seiner Wohnung (in der Breitenstraße) zu einer Sitzung, bei der er selbstverständlich den Vorsitz einnahm.*) Schon während dieses mehrmonatigen Besuches tritt eine merk-

*) Harnack (I, 127) gibt als Sitzungen unter seinem Vorsitz an den 4. Okt.,

liche Erkaltung in der Teilnahme für die Akademie zu Tage. Sie war nicht der Hauptzweck seines Kommens, auch nicht die noch rege betriebnen Unionsverhandlungen. Im Vordergrund standen Leibniz die ihm verhängnisvoll gewordnen politischen — nun daß es beim rechten Namen genannt werde — Einmischungen und Umtriebe, daß er, wie Harnack sich etwas diplomatisch ausdrückt, als außerordentlicher geheimer Geschäftsträger der Königin die Wünsche und Bestrebungen von Mutter und Tochter einer engsten Verbindung der beiden Höfe in Berlin und Hannover eifrig zu fördern suchte. Solch Treiben des unzünftigen Staatsmannes aus Hannover konnte den hervorragenden Staatsmännern noch aus der bewährten Schule des Großen Kurfürsten nicht unbekannt bleiben; es erschien ihnen als ein lästiges, dazu unverantwortliches Nebenregiment mitten auf ihrem verantwortungsvollen Gebiete und durfte nicht geduldet werden. Als Leibniz im Herbst wiederum und dieses Mal gar für acht Monate kam, für die Außenwelt mit der Absicht, zum Besten der Akademie den Seidenbau in Preußen einzuführen und zu pflegen — er gewann dafür rege Teilnahme — im Geheimen aber, um seine politischen Machenschaften zwischen Hannover und Berlin fortzuführen, war das berechtigte Mißtrauen der Regierung schon so weit gestiegen, daß ihm im Mai der nicht mißzuverstehende Wink gegeben wurde, seiner Abreise stünde nichts im Wege, wenn die Seidensache der alleinige Grund seines Berliner Aufenthaltes wäre.

Weitere Ereignisse förderten die Erkaltung und allmähliche Entfremdung des Vorsitzenden für die einst mit regem Eifer betriebne Anteilnahme an der Akademie. Begreiflich, daß dadurch die Arbeit und Verantwortung des durch seinen Beruf bereits stark belasteten Stellvertreters im Vorsitz gesteigert ward. Und nun faßte der von der preußischen Regierung beargwöhnte und mit Mißtrauen beobachtete Leibniz den Plan zur Gründung einer Akademie in Dresden, am Hofe also des um der polnischen Königskrone willen schmachvollerweise zur römischen Kirche übergelaufenen Nachkommen des einstigen „Schirmherrn der Reformation," Kurfürst Friedrich des Weisen. Die allendlich doch noch gescheiterten Unterhandlungen zumal mit dem Preußen und den Hohenzollern nicht wohlgesinnten Ränkeschmied Graf Flemming, und dem Jesuiten Vota standen nach zweimaligem Aufenhalte von Leibniz in Dresden dicht vor dem Abschluß. Dem preußischen Hofe und auch den Mitgliedern der

---

7. Nov., 30. Dez. Die von ihm dafür bezeichnete Quelle versagt zweimal die Auskunft. Am 4. Oktober und 30. Dezember sind keine Sitzungen angemerkt. In den $3^1/_2$ Monaten des Aufenthaltes von Leibniz in Berlin finde ich 10 Sitzungen verzeichnet, davon die am 12. Okt. und 7. Nov. in der Wohnung und unter dem Vorsitz von Leibniz. Auch von der Ankunft Leibniz am 30. September berichtet das Tagebuch von Jablonski nichts.

Akademie in Berlin waren diese Bemühungen des Vorsitzenden nicht unbekannt geblieben; sie konnten nur peinlich befremden. Dazu kam, daß bald nach dem Abbruch der Dresdener Verhandlungen unerwartet rasch (1705) die Königin Sophie Charlotte, die geistvolle Freundin und auch warme Förderin wie von Leibniz so auch der Akademie, starb. Ihr Heimgang wirkte zugleich lähmend auf den schier endlos langsamen Fortgang der Bauarbeiten der Sternwarte und der damit zusammenhängenden Bemühungen, der Akademie zu einem eignen, bescheidnen Heim zu verhelfen. Ein Jahr vor dem Tode der Königin war der endlich fertiggestellte Entwurf der Grundgesetze der Akademie dem Vorsitzenden zur Begutachtung nach Hannover gesandt und von ihm — es darf dies nicht außer acht gelassen werden — gebilligt worden. Er enthielt zwei wichtige Bestimmungen, bei deren Fassung sich dem Eingeweihten leise Spuren der Entfremdung von Leibniz geltend machen. Nach der einen Bestimmung betraute der König einen seiner Wirklichen Geheimräte mit der Stellung eines Ehrenvorsitzenden der Akademie mit klar und bestimmt abgegrenzten Rechten, eine Stellung, die durch die fast ständige Abwesenheit des gegenwärtigen Vorsitzenden wesentlich bedingt war. Die andre Bestimmung verfügte, daß nach dem Ableben von Leibniz die ihm für Reiseunkosten ausgesetzten 600 Taler unter die Leiter der einzelnen Klassen zur Verteilung gelangen sollten, offenbar weil man eines abwesenden Vorsitzenden leidig war und nicht für Reisekosten verwenden wollte, was den eigentlichen Arbeitern der Akademie von Rechtens zukam. Jahre vergingen. Als bei der feierlichen Einrichtung der Akademie 1711 diese Grundgesetze ins Leben traten und Minister von Printzen als der vom König erwählte Ehrenvorsitzende seine Stellung einnahm, fühlte sich Leibniz verletzt, als ob alle diese Vorgänge gewissermaßen hinter seinem Rücken geschehen seien; er hatte völlig vergessen, daß er vor sieben Jahren mitten in seinen weit gediehenen Plänen der Errichtung einer Akademie in Dresden — bei den gespannten Verhältnissen des preußischen und sächsischen Hofes, darf wohl gesagt werden: einer Gegenakademie zur Berliner; wenigstens wurde sie hier so angesehen — diese Bestimmungen gutgeheißen. Der Brief ist noch vorhanden, in welchem Jablonski dem verletzt sich fühlenden Leibniz den früheren Vorgang ins Gedächtnis zurückruft;*) es ist nicht das Schreiben eines, der glaubt, sich oder die Akademie entschuldigen zu müssen.

Ganz aufgegeben hatte Leibniz seine Teilnahme für die Berliner Akademie nun doch nicht. Hauptsächlich auf sein Drängen und unter starker Beteiligung von eignen Beiträgen aus allen Wissensgebieten (von sechzig Abhandlungen sind zwölf von Leibniz) kam 1710 ein Band

*) Abgedruckt bei Kvacsala a. a. O. Nr. 143 vom 30. Dez. 1710.

wissenschaftlicher Abhandlungen (Miscellanea Berolinensia) heraus. Diese Erstlingsfrucht der Akademie hat Leibniz dem König gewidmet;*) sie war nicht im stande, das tiefwurzelnde Mißtrauen des Königs und der Regierung wider ihn zu beseitigen. Es zeigte sich bald, daß dasselbe nicht unbegründet war. Schon der Feier der Eröffnung der Akademie am 19. Januar 1711 blieb Leibniz auffälligerweise fern. Der Ehrenvorsitzende, Printzen, hielt die Festrede; Jablonski beantwortete sie mit einer längeren, nicht unbedeutenden Ansprache, die den Redner als einen dankbaren und aufmerksamen Verehrer des gefeierten christlichen Philosophen kennzeichnet.**) Erst ein paar Wochen nach der Einweihung kam Leibniz nach Berlin. Nicht unbekannt gebliebne Vorgänge hatten seine Stellung in Berlin schwierig gemacht. Es wurde ihm bedeutet, alsbald die Stadt zu verlassen; man hielt ihn für einen Spion. Das eigentümliche Verhalten des gern auch in die Politik sich einmischenden Weltweisen hatte jedenfalls in der letzten Zeit mehr wie einen Anhalt zu dem nun doch wohl ungerechtfertigten Verdacht geboten. Es war das letzte Mal, daß Leibniz den König sah und sprach; er blieb von da an bis zu seinem Tode Berlin und auch der Akademie fern. Von Dresden aus, wo er mit Peter dem Großen zusammengetroffen, der ihn zum Geheimen Justizrat mit 3000 Mark Jahresgehalt ernannte, war Leibniz (1712) nach Wien gereist. Die alte Sehnsucht, in einer Weltstadt und an einem Mittelpunkt zu leben, an welchem die verwickelten politischen Fäden der Zeitgeschichte zusammenliefen, hatte ihn nach der Kaiserstadt an der Donau gezogen; der glänzende Hof war für einen solchen Gast gar empfänglich und wußte den Wert des Besuches zu schätzen. Kaiser Karl VI. hatte mehr wie einen Grund, dem gefeierten Gelehrten wohlgesinnt zu sein; er ernannte ihn zum Reichshofrat. Neben mancherlei politischen Arbeiten hielt Leibniz in Wien den Plan fest, hier auszurichten, was ihm eben in Dresden gescheitert war, die Einrichtung einer Akademie. Gewiß, es mag bei ihm der brennende Wunsch im Vordergrund gestanden haben, seinen Lieblingsgedanken der Bildung einer solchen wissenschaftlichen Anstalt ausgeführt zu sehen; aber ebenso

*) In der Geschichte der Akademie ist die Zueignung (lateinisch, als ob vergessen wäre, daß der König die Pflege der deutschen Sprache der Akademie ans Herz gelegt) abgedruckt I, 161.

**) In der Gesch. d. Akademie I, 174. Der ganze Abschnitt ist ebenso fesselnd wie beachtenswert; nur kann die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß der gelehrte Verfasser den hervorragendsten deutschen Gelehrten damaliger Zeit, dessen gefeierter Name der Akademie zu einer glänzenden Empfehlung vor der ganzen Gelehrtenwelt mit Recht diente, auf Kosten der Akademie und auch des Dompredigers an dieser Stelle zu sehr hervorhebt und tadelnde Worte für sie hat, wo der Grund und auch die Schuld des Verhaltens bei Leibniz zu suchen ist.

gewiß durfte der Vorsitzende der Berliner Akademie diese nicht im Stiche lassen und bei einem Karl VI. und den ihn umgebenden Jesuiten eine Akademie gründen wollen. Für den Fall des Gelingens erklärte er sich bereit, nach Wien überzusiedeln und die Leitung der Anstalt gegen einen ihm in Aussicht gestellten Jahresgehalt von 6000 Gulden zu übernehmen. Der Vorsitzende der Akademie am Sitze der protestantischen Vormacht in Deutschland und des mächtigen Schirmherrn der auch in Österreich und Ungarn von den Jesuiten vergewaltigten Evangelischen und gleichzeitig Vorsitzender der Akademie am Wiener Hofe, der sich völlig von den argen Verfolgern der Protestanten leiten ließ! Damals hatte man noch nicht die Losung ausgegeben, daß die Religion Privatsache sei und die Kreise der Wissenschaft und eines Gelehrten nicht zu berühren habe. Wie tiefschmerzlich mußte die Kunde über das Vorgehen ihres Präsidenten auf die Akademiker in Berlin, auf eine Persönlichkeit wie Jablonski, wirken! Daß und warum auch dieser Plan in Wien ebenso wie in Dresden scheiterte, die Mitteilung gehört nicht hierher.

Während des zweijährigen Aufenthaltes von Leibniz in Wien und seines offenkundigen Verkehrs mit politischen und kirchlichen Kreisen, die den Hohenzollern und dem jungen evangelischen Reiche nichts weniger wie wohlgesinnt waren, starb Friedrich I., der Gründer und Beschützer der Akademie. Sein Sohn und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., war kein Freund der Wissenschaften und gelehrter Studien, die keinen alsbaldigen augenfälligen Nutzen bringen. Von vornherein lehnte er die erbetene Schirmherrschaft über die Akademie ab. Er wollte auch nicht scheinen, was er zu sein nicht willens war. Nüchternen Sinnes auf dem festen Boden der Wirklichkeit, des alltäglichen Lebens und seinen Bedürfnissen in Staat und Kirche stehend, war er abhold allem nichtigen Prunk, jeglicher verschwenderischer Prachtentfaltung, in welcher die vorige Regierung Unsummen Geldes verschlungen. Mit rauher unerbittlicher Hand, aber zum Segen des Landes griff er da ein, allermeist an dem eignen Hofstaat, den er von aller Nachäfferei des französischen Hofes gründlich säuberte. Auch die Akademie bekam beides zu spüren, seine scharf ausgeprägte Unlust an, wie er meinte, nichtiger Gelehrsamkeit, und seine sparsame Hand, die alle Ausgaben strich oder rücksichtslos beschnitt, deren Nutzen er nicht einsehen konnte. Der König forderte von dem Ehrenvorsitzenden von Printzen, der nach Absage des Königs Schirmherr der Akademie geworden, Einblick in die Geldverhältnisse der Akademie. In seiner darauf bezüglichen Eingabe berichtet das Direktorium Ende November 1714 unter anderem, von den dem Vorsitzenden für Reisekosten und Briefwechsel ursprünglich angesetzten 1800 Mark habe Leibniz im Laufe der Jahre 20 700 Mark erhalten, 5400 Mark seien noch rückständig und habe

das Direktorium beschlossen, diese Summe ihm zu sperren. Seit länger wie drei Jahren war Leibniz nicht mehr nach Berlin gekommen; die letzten drei Schreiben der Akademie hatte er unbeantwortet gelassen. Man merkt der Eingabe den Unwillen des Direktoriums an, einen Vorsitzenden zu haben, der, statt sich um die Akademie zu kümmern, seit zwei Jahren in Wien mit der Gründung einer neuen Akademie und mit der Uebersiedelung dahin, wo ihm reiche Einkünfte winken, eifrig beschäftigt ist. Das Direktorium bittet, die durch solch peinliches Verhalten des Vorsitzenden hinfällig gewordne Entschädigungssumme unter die Direktoren zu verteilen, die seit vierzehn Jahren ohne jede Entschädigung die Geschäfte der Akademie geleitet. Der Entscheid des Königs fiel nun doch etwas anders aus. Die aus dem Kalender-Alleinhandel der Akademie im Laufe der Jahre reichlicher zufließenden Mittel wurden in der Weise beschnitten, daß der Vorsitzende, aber auch der Schriftführer fortan nur noch die Hälfte ihrer bisherigen Bezüge erhalten sollten. Für den unbemittelten, unermüdlich arbeitstreuen Bruder des Hofpredigers war es ein unerwarteter herber Schlag. Mit 400 Mark konnte auch der Genügsamste damals in Berlin nicht auskommen. So sah sich der sechzigjährige Mann genötigt, neben dem kargen Posten noch eine Erzieherstelle anzunehmen. Harnack hat hier das harte, schmerzliche Wort: es war eine heilsame Strafe für den Sekretär, daß auch sein Gehalt um die Hälfte gekürzt wurde. Er vergißt anzugeben, wofür denn nun der arme, unschuldige Schriftführer Strafe verdient.

Der Schriftführer hat sich nicht, wie Harnack sagt, erst nach vier Monaten dazu „bequemt," Leibniz einen umständlichen Bericht über die traurigen Verhältnisse der Akademie zu geben; er hat mit Gutfinden der Direktoren die Antwort in Hoffnung hinausgeschoben, auch von einer besseren Wendung bereits berichten zu können. Die aber trat nicht ein. Im Gegenteil, es wurde schlimmer und schlimmer. Es war doch ein bitter-herbes Wort aus dem Munde eines Königs, wenn er die Arbeiten der Akademie als Curieusitet Doller menschen bezeichnet.*) Es gehörte in der Tat ein großes Teil Selbstlosigkeit dazu, um doch nach solchem Schimpf die Arbeit fortzusetzen. Keiner der Direktoren oder Mitglieder hat entmutigt die Hand vom Pfluge gelegt. Der Schriftführer hat während der paar folgenden Jahre bis zum Tode Leibniz' (1716) dem fern von Berlin weilenden Vorsitzenden getreulich Bericht über den langsamen Verfall der Akademie erstattet; es scheint aber, daß Leibniz seinerseits einen Briefwechsel mit der Akademie nicht wieder aufgenommen. Der Hofprediger wechselte noch bis zuletzt Briefe mit Leibniz; aber die

*) So in dem königlichen Handschreiben aus Wusterhausen vom 29. November 1714, vergl. a. a. O. I, 198.

Akademie bildete nicht mehr ihren Inhalt. Er hatte erfahren, daß das in Berlin verbreitete Gerücht, als ob Leibniz sich der römischen Kirche angeschlossen, falsch sei; in seinem friedfertigen Gemüte scheint er Mitleid mit dem Manne gehabt zu haben, dessen Größe er voll anerkannt, und nun sehen muß, wie er am Abend seines Lebens vereinsamte, beim Hofe in Berlin und auch in Hannover beargwohnt, in Dresden und Wien mit seinen Plänen gescheitert, ohne Macht über die Menschen, freundlos, verlassen. Nach dem Tode von Leibniz (1716) brachen öde Zeiten für die Akademie an. Der König ließ sie fortbestehen und tun oder auch nicht tun, was sie wollte. Aber an Stelle eines Leibniz gab er zu Vorsitzenden — es ist wie ein Hohn — Männer wie den Hofnarren Gundling und den noch unwürdigeren Faßmann. Wohl blieb der edle Printzen Schirmherr bis zu seinem Tode (1725); aber sein Nachfolger, der Staatsminister von Creutz, lastete schwer wie ein Alpdruck auf der schier bis zur Untätigkeit schläfrigen, siechen Akademie. Gundling hatte sich als Schirmherr 600 Mark ausgewirkt, die dann auf seinen verächtlichen Nachfolger übergingen; als dieser aber nach ein paar Monaten in Ungnade fiel, überwies der König die Summe an die Mitglieder der Akademie, jedoch unter dem höhnenden Titel: „Vor die sämtliche Königl. Narren."

Erst 1733 brach eine bessere Zeit an, wenigstens was die Wahl der leitenden Persönlichkeiten betrifft. Unmittelbar nach dem Tode von Creutz (1733), der sich um die Akademie nichts gekümmert, wurde der Staatsminister von Viereck für diesen Posten ausersehen, ein Mann mit regem Eifer wie für die Wissenschaften, so auch für deren Pflegestätte, die Akademie. Befreundet mit dem Hofprediger setzte er alsbald nach seinem Amtsantritt bei dem König die Wahl des um die Gründung und den Fortbestand der Akademie auch in ihrer trübsten Zeit hochverdienten Jablonski zum Vorsitzenden durch. Er hatte vor 37 Jahren den Anstoß zur Gründung der Akademie gegeben; von den Männern, die damals die erste, hoffnungsvolle, arbeitsfreudige Hand ans Werk legten, war er der einzig Überlebende. Auch die hohe Gönnerin und Förderin, die Kurfürstin Sophie Charlotte, auch der erste Schirmherr, der Kurfürst und König Friedrich, waren lange schon heimgegangen, ebenso der erste große Vorsitzende, der Schriftführer, der Astronom. Nur Jablonski stand wie der letzte Zeuge aus dem Anfang der Akademie da. Nicht als ein unbeteiligter Zuschauer, vielmehr einer der wackersten Arbeiter, der mit uneigennütziger Treue auch in der schwersten, trübsten Zeit ausgedauert, unentmutigt, auch im Greisenalter nicht ermüdet, ein Freund der Wissenschaften, ein treuer Freund der Akademie, der an ihren bleibenden Bestand „geglaubt auch wider Hoffen."

Unter der Leitung Viereck's und Jablonskis kam ein frischer Lebenshauch in die Akademie. Man raffte sich aus einer Art Schlaf-

trunkenheit auf; schaffensfreudig besann man sich auf die Aufgaben der Akademie und griff sie auch tatkräftig an. Nachdem 1710 der erste Band Miscellanea erschienen, in den folgenden 23 Jahren nur zwei weitere Bände, kamen unter dem siebenjährigen Vorsitz Jablonskis und auf sein Antreiben so viele Bände heraus wie in den vorangegangnen 33 Jahren (1734, 1737 und 1740).

---

16. Unionsversuche.

In dem knappen Wort der Überschrift fassen wir das größte und bedeutsamste Teil der Lebensarbeit unseres Jablonski zusammen, an dem er trotz aller Mißerfolge treu und fest mit der ganzen Kraft seines frommen, tief im Evangelium gegründeten Herzens wirkte und das uns heute noch an seine liebenswerte Gestalt also gefesselt, um ihr jahrelang mit der Feder in der Hand nachzugehen. Die frühe schon in der einen evangelischen Kirche der Reformation, für die man vielfach anfänglich den gemeinsamen Namen der auf Gottes Wort reformierten Kirche hatte, aufklaffende Spaltung weiset nicht auf zwei in ihrem Wesen unterschiedliche Bildungen hin, die gleichzeitig aufgetreten, sich einen Augenblick nahe berührt, um dann wieder bei schärfer umrissener Ausgestaltung in immer größerer Spannung unheilbar auseinander zu gehen. Die beiden Seiten unserer deutschen evangelischen Reformationskirche sind Zweige eines Stammes, sind für eine Weile uneins gewordne Brüder eines gemeinsamen Hauses. Je länger und tiefer, der dies schreibt, sich in die Ursprünge der größten geschichtlichen Tat der christlichen Kirche seit den Tagen der Apostel versenkt, um so gewisser und dann auch über den Schmerz der Spaltung um so trostvoller ist ihm die Überzeugung geworden, daß der uns in alle Wahrheit führende heilige Geist diese Reformation der einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche geleitet und durch alle Länder und Völker, die dieser Führung zu ihrem Heil nicht widerstrebten, zum Siege und damit zu einer segensreichen Reformation des gesamten Volkslebens verholfen. Wie der Sohn Gottes, das unsichtbare Haupt seiner heiligen Gemeinde, der ewige König des Reiches Gottes auf Erden, die Apostel zu mannigfaltig ausgerüsteten Trägern und Sendboten seines einigen Evangeliums an alle Völker auserwählet und unter ihnen einem Petrus, einem Johannes, einem Paulus besonders hervorragende Stellung vor den anderen Jüngern angewiesen, so hat auch der heilige Geist die Fülle der Reformation und ihrer gewaltigen Aufgabe nicht auf eines auserwählten Mannes Schulter gelegt, nicht in einer einzigen Persönlichkeit erschöpft und zur vollendeten Erscheinung gebracht. Unter allerlei

christlichen Völkern hat er Boten ausgesondert, ihrem Volke die Kunde der einigen Reformation zu bringen und das ganze große Werk in geteilter Arbeit nach dem Maß der verschiedenen Gaben kund zu tun und zu vollbringen. Neidlos und auch mit uneingeschränkt öffentlich bekundeter Dankbarkeit haben die Reformatoren alle den Reformator, den Gott in unserem deutschen Volke erwecket, als den hervorragendsten in ihrer Mitte, als das gottbegnadete, zu dem befohlenen Amt der Führung auserwählte Rüstzeug unseres Herrn Christus anerkannt und gepriesen. Sie würden aber in den verhängnisvollen Fehler der römischen Papstkirche verfallen sein, wenn sie Luther als den alleinigen Träger und Ausrichter der Reformation anerkannt hätten. Ganz gewiß, sie würden unseren deutschen Reformator selber als den entschiedensten Widersprecher solcher der römischen Kirche entlehnten Irrlehre gehabt haben.

Der für unsre deutsche evangelische Kirche verhängnisvoll gewordne, tief beklagenswerte Riß ist nicht an dem Herzpunkt der Reformation, auf dem die volle Majestät göttlicher Wahrheit ruht, entstanden. Weder um der Lehre der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christus, noch auch um des andern Grundzuges unsrer gemeinsamen evangelischen Kirche willen, daß die Heilige Schrift die alleinige göttliche Richtschnur unsres Glaubenslebens sei, sind die beiden Brüder auseinander gegangen; da herrscht unter ihnen in all der abgelaufenen Zeit völlige und auch herzliche Übereinstimmung. Was sich in der weiteren Entwicklung als Trennungspunkt erwies und geflissentlich in den Vordergrund des Streites auch noch in den Tagen Jablonskis gestellt wurde, die Sakramentslehre und die Lehre der Gnadenwahl, darüber herrschte anfänglich Übereinstimmung. Luther sprach sich zumal in seinem Sendschreiben an den König von England in unerbittlich scharf ausgeprägter, vielleicht noch entschiedenerer Weise als Calvin über die Prädestination aus; in unsren Tagen hat bekanntlich die schärfste Gestaltung der lutherischen Kirche, die Missouri-Synode, diese Aussprüche Luthers für festzuhaltende Lehre der lutherischen Kirche erklärt. In seiner Geschichte der protestantischen Theologie weiset Dorner nach (S. 296 und auch S. 146 flg.), daß die Grundzüge der schweizerischen und der deutschen Kirchenreform einheitliche und gemeinsame gewesen. Selbst zwischen Zwingli und Luther habe neben einer Selbständigkeit und Besonderheit des Standpunktes dennoch eine prinzipielle Zusammenstimmung geherrscht; 1518 und 1519 trete bei Luther die dogmatische Seite des Abendmahls stark zurück hinter seiner ethischen Bedeutung und komme er so Zwingli ganz besonders nahe. Dorner führt eine fesselnde Briefstelle Luthers aus späterer Zeit an, in welcher er bekennt, er hätte damals nichts lieber gesehen, als wenn ihm jemand hätte berichten können, daß im Abendmahl bloßes Brot sei; er habe in jenen Tagen harte Anfechtung erlitten, sich gerungen und gewunden, weil

er wohl gesehen, daß er damit hätte dem Papsttum den größten Puff geben können. Erst 1526, also mehrere Jahre nach seinen grundlegenden Reformationsschriften (an den christlichen Adel deutscher Nation; de captivitate babylonica ecclesiae; von der Freiheit eines Christenmenschen) hebt der verhängnisvolle Abendmahlsstreit an.

Unsere Erzählung nötigt uns zum Glücke nicht, dem ebenso schmerzlichen wie peinlichen Verlauf dieses Bruderzwistes Schritt für Schritt und in seiner steigenden Verbitterung nachzugehen. Unsere deutsche evangelische Kirche hat schier bis zum Verbluten darunter gelitten; die Narben ihrer über dem unrühmlichen Streite empfangenen Wunden trägt sie heute noch an ihrem Leibe. Sieht sie auf die unsagbar großen Verluste hin, die ihr über dem Hader und von ihm wesentlich gefördert die siegreich vordringende Gegenreformation gebracht, so kann sie wehklagend wie jener Kaiser ausrufen: o Varus, gib mir meine Legionen wieder! Nur auf einen beachtenswerten, oft übersehenen Punkt sei hier hingewiesen. In hohem Grade Vorschub geleistet hat dieser Zwietracht das frühe Aufkommen der Landes- und Staatskirche in unsrem hundertfach zerrissenen Vaterlande der Ländchen- und Kleinstaatskirche, und daß dadurch unsere deutsche Kirche der Reformation ihre Selbständigkeit drangab, sie zu ihrem eigenen Schaden unheilvoll mit der weltlichen Obrigkeit verquickt wurde. Der Schaden war nicht gering; wir leiden heute noch und zwar bei der wesentlich veränderten Staatenpolitik von Tag zu Tag bis zur Unerträglichkeit weiter darunter. Schon im Reformationsjahrhundert bekam die lutherische Kirche in Deutschland diese fast bis zur Verschmelzung gehende Verbindung von Kirche und Staat, diese eng von einander abgegrenzten Kirchlein und Staatlein bitter zu kosten. Die schroffen Verfechter der Lehre in Weimar und Jena, wo der eine den andern noch zu überbieten versuchte, neben ihnen die Gesinnungsgenossen in Magdeburg, standen in erbitterter Fehde wider die Lutheraner in Wittenberg, solange diese Wiege unsrer deutschen Reformation unter dem milden und gemäßigten Einfluß Melanchthons und seiner Schüler stand. Zwischen den beiden Parteien innerhalb der lutherischen Kirche, ohne zu einer vermittelnden Stellung zu gelangen, lagerten die Württemberger und Pfälzer, die Braunschweiger und Niedersachsen. Auch die Konkordienformel bot kein einigendes Band; nicht alle lutherischen Länder und Ländchen hatten Lust sich an sie gebunden zu halten. So waren die mancherlei Kirchen und Kirchlein uneins unter einander wie heute etwa Missouri wider Breslau und Breslau wider Hannover. Wer aufmerksam das Staatsleben dieser Länder und Ländchen in jenen Jahrzehnten verfolgt, weiß um den wechselseitigen und auch bestimmenden Einfluß, den die weltliche Politik auf das Verhalten der Kirche ausgeübt, weiß um den nach damaliger Lage der Dinge und unter der Herrschaft des Grundsatzes cujus regio ejus religio noch stärkeren Einfluß der Kirche auf die

Politik des kleinen oder größeren Staates, beiden zum Schaden, weil beiden in einer Abhängigkeit, die ihnen nicht geziemet. Bis tief hinein in das siebzehnte Jahrhundert ist dieser gegenseitige verhängnisvolle Einfluß nachweisbar wirksam.

Eine Wendung — sagen wir gleich: zum Bessern — hub an, als Kurfürst Johann Sigismund und mit ihm das Hohenzollernhaus die lutherische Kirchengemeinschaft aufgab und sich der deutsch-reformierten anschloß. Auch bei ihm wie vor mehr als einem halben Jahrhundert zuvor bei dem frommen Kurfürst Friedrich III von der Pfalz hat den ersten Anstoß zum Übertritt der unselige Hadergeist gegeben, mit dem die herrschende lutherische Kirche auch in seinen Landen wider die Glaubensbrüder der gemeinsamen Kirche der Reformation anging. Wir haben bereits erwähnt (S. 109), wie nur tiefe, glaubensvolle Überzeugung zu einem Schritte drängen konnte, die dem Kurfürsten Land und Leute kosten konnte. Die Gefahr war eine sehr große. Ebenso ist darauf hingewiesen, daß die Hohenzollern die Ersten gewesen, die duldsamen Geistes von ihren Untertanen nicht forderten, mit ihrem Herrscher den gleichen Wandel zu vollziehen. Sie hatten ihn um ihres Gewissens willen vor Gott getan; die von ihnen betätigte Gewissensfreiheit gewährten sie gleichermaßen ihren Untertanen. Das aber forderten sie von ihnen und hatten als evangelische Christen Recht und Pflicht zu solcher Forderung, daß der unselige Hadergeist, der die Theologen beseelte und von der Kanzel aus tief in die Gemeinde gedrungen, gestillt werde und die Brüder aus dem gemeinsamen Hause am Tage des Herrn im Gottesdienst der Gemeinde unangetastet bleiben. Der Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen war nicht gewillt auf sein überkommenes Recht als oberster Landesbischof zu verzichten. Wer ihm das verübeln will, der klage nicht ihn an, sondern die Kirchenmänner aus den Tagen der Reformation, die dem Herrscher des Landes nun auch den Bischofsstab über die Landeskirche in die Hand gegeben, ein verhängnisvolles Tun, dessen schwere Gefahren auf den treuen Söhnen unsrer evangelischen Kirche im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert viel schwerer lastet als auf unsern Glaubensvätern im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Damals hatten die obersten Landesbischöfe nur Glieder ihrer Kirche zu Untertanen, nicht ihnen staatlich gleichberechtigte Katholiken und Juden, ja selbst heutzutage Muhammedaner und Heiden. Das feine Lob darf niemand den Söhnen der reformierten Kirche streitig machen, daß sie weitaus in der Mehrzahl allzeit willig und auch eifrig bemüht waren, den Brüdern der Reformation eine versöhnliche Hand zu bieten und unter Wahrung der ihnen von Gott verliehenen und anvertrauten Gaben eine Kirchengemeinschaft, eine Verbindung der so lange getrennten Glaubensgenossen anzubahnen. Das kostbare Erbe tiefgründender Unionsgesinnung haben die Herrscher aus dem Hohenzollernhause von

den Tagen Johann Sigismunds mit fester, frommer Hand übernommen und in den abgelaufenen drei Jahrhunderten treu bewahrt; es hat nicht wenig zur Größe Preußens, und daß es die evangelische Vormacht in Deutschland geworden, beigetragen. Durch ihre Stellung als oberste Landesbischöfe in einer zum größten Teil lutherischen Landeskirche waren sie darauf hingewiesen, mit aller Entschiedenheit einer Union der beiden evangelischen Kirchen die — nach meiner festen Überzeugung — von Gott befohlenen Wege zu ebnen.

Das gleiche schöne, große Erbe hatte auch der Hofprediger überkommen, den Kurfürst Friedrich III in sorgfältiger Wahl zum Hof- und Domprediger 1693 berufen. Jablonski hat dies Erbe nicht erst auf mühsamen Studienwegen erworben; es war ein treu und sorgsam gehüteter Schatz seines Hauses, der wie ein Familienbesitz von dem Vater auf den Sohn ging, ein teuer-wertes Vermächtnis, das die Brüderunität aus den heimischen Sitzen in Böhmen und Mähren mit in die Verbannung und Fremde genommen und das sie auch ihren späten Nachkommen in der Brüdergemeinde übergeben haben. Als ob ihnen unvergessen geblieben wäre, wie einst Luther trotz des erkannten Unterschiedes in der Abendmahlslehre den frommen evangelischen Sendboten aus dem fernen Böhmen und Mähren die Bruderhand gereicht, so haben die Unitätsbrüder, auch nachdem sie sich in ihrem Glauben mit der reformierten Kirche verschmolzen, den inneren, geistigen Zusammenhang mit den Brüdern aus dem gemeinsamen Haus der Reformation je und je gewahrt; sie sind auf dem Boden des Sendomierer-Vergleiches standhaft und fest geblieben. Von Anfang an lag für sie das Schwergewicht nicht so sehr in einer bis in alle Einzelheiten ausgestalteten reinen Lehre des Evangeliums, als vielmehr, ihr Leben dem durch die Reformation wieder erschlossenen Evangelium gemäß zu führen. Unerschütterlich fest bis zum Martyrium standen sie auf dem Grundstein des Glaubens, auf welchen in der Reformation der heilige Geist die Kirche Christi gestellt. Diese Glaubensfestigkeit schließt ihnen die gewisse Zuversicht ein, daß die Kirche der Reformation stark genug sei, auch leise Unterschiede in der Lehre zu ertragen und so einträchtigen Geistes zusammenzustehen wider die römische Kirche, die an den Grundpfeilern unseres evangelischen Glaubens je und je zu rütteln wagt. Was Jablonski als holde Mitgift seines Hauses, seiner Brüderunität ins Leben mitgenommen, vergeudete er nicht, zehrte er nicht im Lebenskampf auf; lebenslang blieb es ihm ein von dem Herrn der Kirche anvertrautes Pfund, mit welchem er rastlos bis zuletzt wucherte. Durch alle die fünfzig und sechzig Jahre seiner Berufsarbeit erwies er sich als ein unermüdlicher Streiter für die Vereinigung der lange getrennten Brüder und zwar nach heutiger Fassung als wackerer Vorkämpfer einer sog. positiven Union, weder Verfechter des blutleeren Schattenbildes

einer bekenntnislosen Vereinigung, noch auch Anwalt einer Verbindung, in welcher der eine Teil sich von dem anderen soll aufsaugen lassen, beide Versuche gleich töricht, in gleichem Grade das große, reiche Erbe der Reformation vergewaltigend. Das fesselt uns heutige Sachwalter einer wahren, aus der Gotteswahrheit des Evangeliums geschöpften positiven Union so mächtig an diese vor zweihundert Jahren auf hervorragenden Posten unserer Kirche der Reformation gestellte Lichtgestalt, zu sehen, wie sie in allen trüben Tagen und schweren Anfechtungen unentmutigt und hoffnungsvoll dasteht, in ihrem Volk Seher und Kündiger einer dennoch heraufkommenden besseren, schöneren Zeit, in welcher die lange getrennten Söhne der einen gemeinsamen Reformation sich im Geist und in der Wahrheit die Bruderhand reichen und als geeinte Streitgenossen unter dem gleichen Siegesherzog den schweren Kampf wider die argen Mächte zur Rechten und zur Linken aufnehmen, die ihnen beiden die Heilsgüter des lauteren Wortes Gottes und der Reformation entwinden wollen.

Jablonski hat mit seinen Unionsversuchen nicht Neuland in der evangelischen Kirche der Reformation unter den Pflug genommen. Er ist als schaffensfreudiger Mitarbeiter in einen schönen, lichten Kreis von Männern getreten, die ihre geistigen Ahnen bis dicht an den Ausgang der Reformation in ununterbrochener Reihe verfolgen können. Unter seinen Zeitgenossen auch edle, herrliche Gestalten innerhalb der lutherischen Kirche, von denen ein Geist ausgegangen, der segnend und befruchtend der ganzen Kirche der Reformation zu gute gekommen. Wir sind bereits mehrfach den rastlosen Bemühungen des Schotten Dury begegnet, mit dem die Familie Jablonskis in so nahe Berührung getreten. Hätten wir eine Geschichte der Unionsbestrebungen zu schreiben, dann würde einen breiten Raum Calixt und die von ihm ausgegangene mächtige Bewegung einnehmen, ebenso die andere, fast gleichzeitig auftretende, noch tiefer und inniger das Gemüt unseres evangelischen Volkes ergreifende Strömung, die auf unsere Kirche einen Einfluß ausgeübt, wie ihr seit den Tagen der Reformation kein so lebenerfrischender, umgestaltender zu teil geworden. Wir haben nur von der Mitarbeit Jablonskis an der gleichen Stelle des Weinberges unserer Kirche zu berichten. Der Übersichtlichkeit halber wollen wir den Bericht einer halbjahrhundertjährigen Arbeit in ein paar klar und auch zeitlich sich von einander abhebenden Teilen sondern.

a) Die ersten Unionsversuche 1697—1703.

Zeitlich nun doch nicht so frühe wie zum Schutz der bedrängten Glaubensgenossen in Polen und Litauen wurde der junge Hofprediger zur Mitarbeit an Unionsbestrebungen herangezogen. Auf den ersten darauf bezüglichen Vermerk bin ich Ende Oktober 1697 gestoßen. Minister

Fuchs hatte Jablonski zu sich gebeten, ihm seine Absicht der Wiederaufnahme von Unionsversuchen mitzuteilen, bei der er dem Freunde eine bedeutsame Rolle zugedacht. Nach dem Tode des Kammergerichtspräsidenten Sylvester von Dankelmann (1695) war Fuchs dieses Sternes aus dem berühmten „Siebengestirn" Nachfolger im Vorsitz des Konsistoriums geworden. Die ersten Jahre an der Spitze des Kirchenregiments gingen vorüber in den später mitzuteilenden Streitigkeiten bei Einweihung der Luisenstädtischen Kirche, ferner mit heftiger von der Wittenberger Hochschule, der damaligen Hochburg konfessionellen Hadergeistes, ausgegangenen Angriffen und Streitschriften, und einer namenlosen Gegenschrift wider des Thomasius' Aufsehen erregendes Werk „Das Recht des Fürsten in theologischen Streitigkeiten," deren Beurteilung der Minister und auch Eberhard von Dankelmann Jablonski zugewiesen, und in ähnlichen Arbeiten des Tages. Nun war etwas ruhigere Zeit eingetreten, die der neue Konsistorialpräsident und Staatsmann alsbald für seinen Lieblingsgedanken der Wiedervereinigung der beiden getrennten Kirchen, ausnutzen wollte. Jablonski sagte von Herzen die erbetene Mitarbeit zu und stellt sich dem Minister zur Verfügung. Allem Anschein nach sind dieser Abmachung Monate vorher eingehende Wechselgespräche über den Gegenstand wohl an den Sonntagen bei dem gemeinsamen Mahl vorausgegangen. Soweit noch ein Einblick in des Dompredigers Studien während den knappen Mußestunden jener Tage möglich geworden, ist fesselnd zu sehen, wie ernstlich und eingehend er bemüht gewesen, sich mit der reichen Literatur vertraut zu machen. Ich finde ihn um diese Zeit über dem Lesen von Utenhovens erschütterndem Berichte der tiefschmerzlichen Erlebnisse in Dänemark und Norddeutschland der unter Führung Laskis durch die „blutige Maria" aus London vertriebenen Fremdlingsgemeinde, wohl eins der dunkelsten Blätter in der Geschichte des lieblosen Hadergeistes innerhalb der Kirche der Reformation. Gleichzeitig hat er die unrühmliche Abendmahlspredigt Speners vorgenommen, die der milder gewordene Verfasser und mittelbare Bahnbrecher einer lauteren Unionsgesinnung unter den uneinigen Brüdern der Reformationskirche, nicht in seine später veröffentlichte Predigtsammlung aufgenommen. Solche Schriften waren wohl geeignet, die Notwendigkeit einer Union jedem wahrhaft evangelischen Christen warm und unabweisbar ans Herz zu legen. Wie zur Erholung von den schmerzlichen Eindrücken nahm Jablonski in jenen Tagen das während der jahrelangen Wanderungen mit Dury geführte Tagebuch seines Vaters zur Hand; mehrere Wochen ist er mit dem Lesen der fesselnden, uns leider verloren gegangenen Blätter beschäftigt. Auch die Augustana wird vorgenommen und eingehend die Ausgabe von 1530 mit der ebenfalls von Melanchthon besorgten, von Calvin unterschriebenen und meines Wissens stillschweigend von

Luther angenommenen Ausgabe 1540 verglichen. Das Religionsgespräch von Thorn, bei dem Calixt für die Reformierten Polens eingetreten,*) führte ihn auch in die Schriften Calixts wider Abraham Calov, den damaligen streitbaren Führer der Wittenberger in ihrem unerbittlichen Kampf gegen die Synkretisten. Gar manches zeitgenössische Werk über die Gnadenwahl wäre anzuführen, in das sich damals Jablonski vertiefte, um wohl ausgerüstet den ihm von dem Minister bei jener Zusammenkunft gewordenen Auftrag zu erfüllen. Eins nur sei hier noch erwähnt zum Zeugnis, wie ernst und fromm unser Domprediger in die Mitarbeit an dem Unionswerk eingetreten. Von jenem 25. Oktober an (es war im Jahre 1697 ein Freitag) fastete er regelmäßig und lange Jahre hindurch an jedem Freitag. Gar oft begegnet uns in dem Tagebuch oder in vertrauten Briefen als Tagesbezeichnung: jejunium irenicum. Vergeblich habe ich bei den Gegnern der Friedensbestrebungen gewissermaßen als Weihe zu ihrem Kampfe nach einem jejunium polemicum gesucht.

Vierzehn Tage nach jenem Gespräche, als am 7. November Jablonski wiederum nach dem Gottesdienst Sonntagsgast bei dem Minister war, konnte dieser ihm als kurfürstlichen Auftrag die Ausarbeitung einer Unionsschrift übergeben. Als ob es gelte ein Eisen zu schmieden, so lang es glühend ist, machte sich Jablonski alsbald und mit Feuereifer an die Arbeit. Wir können ihrer Fertigstellung fast von Tag zu Tag nachgehen. Schon am 11. November in der Frühe ist Fuchs, ehe er nach Frankfurt aufbricht, bei dem Domprediger, zu fragen, wie weit die Denkschrift vorgeschritten; anderen Tages kann dieser ihm bereits drei Bogen durch den gemeinsamen Freund, Dr. Jägwitz, nach der Hochschule übermitteln; fünf Tage später gehen weitere drei Bogen nach des Ministers Landsitz in Malchow. Die größte Mühe bereitete ihm der gerade damals vielumstrittene Artikel von der Gnadenwahl. Jablonski gehörte zu den entschiedenen Anhängern der allgemeinen Gnadenwahl; aber selbst

*) Vergleiche die auch heute noch mustergültige Arbeit von Henke, Georg, Calixtus und seine Zeit. (Halle 1853, II, 2, S. 71—108.) Die eine Stelle Calixts über seinen Zusammenstoß mit Calov sei hier angeführt (S. 93): Dr. Calovius war auch ziemlich und tractabilis, bis er vernommen, daß ich die Calvinisten zu verdammen und aus der Zahl wahrer Christen zu stoßen, Bedenken getragen; im gleichen, daß mir nicht zuwider, wenn Lutheraner und Calvinisten in Stücken und Punkten, in welchen wir wider die Papisten einig, sich zusammen hielten. Da ward er grimmig und ungestüm, also daß wir auf solche Weise mit ihm zu konferieren verdrießlich und ich das Colloquium abrumpieret mit Andeutung, daß von diesem Werke mir mit ihm, der so gar eifrig und hitzig wäre, zu reden nicht beliebte. Und dies, halte ich, ist neben dem, daß ich mit ihm in gleichem fervor wider die Calvinisten nicht begriffen, des grimmigen Hasses und unersättlicher Feindschaft, welche er bis auf den heutigen Tagen continuieret, die rechte Ursache.

unter seinen Amtsbrüdern am Dom waren noch ein paar Verfechter des sogenannten Partikularismus; sie hatten studienshalber einige Zeit auf niederländischen Hochschulen sich aufgehalten und daselbst von der Schriftgemäßheit der Dordrechter Synodalbeschlüsse über diesen Artikel sich überzeugen lassen. Am 29. November ist die Denkschrift „Kurze Vorstellung der Einigkeit und des Unterschieds im Glauben bei den Protestierenden, nämlich Evangelischen und Reformierten"*) fertig, nachdem sie mit Fuchs, mit dem ältesten Domprediger Schmettau und teilweise auch mit Spener durchberaten. Acht Tage später händigte Jablonski die Reinschrift dem Minister zur Übergabe an den Kurfürsten ein, dessen volle Zustimmung und Anerkennung sie fand. Nicht zu eigner Belehrung hatte Friedrich III. die Denkschrift erbeten. Sie sollte als Unterlage bei neu aufzunehmenden Verhandlungen mit dem nahe verwandten Hofe in Braunschweig-Hannover dienen. Eile tat not, um etwaigen „Vorstellungen" oder Vorschlägen von dort zuvor zu kommen. Verwunderlich und auch befremdend mag manchem heutzutage erscheinen, daß gerade Hannover bei anzubahnenden Unionsversuchen Schulter an Schulter mit Berlin vorgehen wollte. Um der Wichtigkeit der Sache willen müssen wir etwas weiter ausholen; es wird sich ergeben, daß für die wesentlich verschiedne Stellung Hannovers damals und jetzt politische Rücksichten den Ausschlag gaben, wie sie auch heute wieder sich leise im Lande des letzten Welfenkönigs geltend machen.

Seit dem schmachvollen Überlaufen des Kurfürsten August des Starken von Sachsen zur römischen Kirche um der polnischen Krone

*) Jablonski übernimmt hier den zumal bei irenischen Schriften damals landläufig gewordenen Ausdruck Evangelisch für Lutheraner. Fast vom Beginn der Spaltung an hatten die Lutheraner die deutschen Reformierten als Calvinisten bezeichnet, trotzdem diese mit aller Entschiedenheit dawider Einsprache erhoben, auch um deswillen, um nicht in ihrer Heimat als Anhänger eines Ausländers von ihren deutschen Mitbürgern verdächtigt und in den Bann getan zu werden. Was sie an den Brüdern aus dem gemeinsamen Hause der Reformation tadelten, daß sie sich trotz des Widerstrebens Luthers nach einem Menschen nannten, wollten sie sich nicht gefallen lassen; schon Friedrich III. von der Pfalz nicht. Sie sahen sich mit vollkommnem Rechte nicht als geistige Söhne Calvins, sondern der auf Gottes Wort reformierten Reformation an. Das änderte sich 1705. In jenem Jahre schrieb Bischof Ursinus an Anton Ulrich von Braunschweig: S. K. M. (König Friedrich I.) vermeinen die Notwendigkeit, daß die parteilichen Namen Lutherisch und Reformirt aufhören und beide Kirchen sich hiefüro allein Evangelisch nennen. Es ist ungeschichtlich und auch unberechtigt, wenn Rocholl in seiner fesselnden „Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland" (Leipzig, 1897) die Bezeichnung „Evangelisch" für die Kirche ausschließlich in Beschlag nimmt, die sich noch zu Lebzeit des Reformators und bis zum heutigen Tage nach Luthers Name nennt und sich deß allzeit gerühmet hat.

willen*) war die Vormacht der Reformationskirche in Deutschland von Kursachsen auf Brandenburg übergegangen; der Sohn des Großen Kurfürsten hat mit kraftvoller Entschiedenheit den Ehrenposten angetreten und die Wacht gegenüber den römischen Übergriffen standhaft und treu gehalten. Fünf Jahre früher, am 19. Dezember 1692, war es dem staatsmännisch hochbegabten Welfenherzog Ernst August von Hannover geglückt, von dem Kaiser Leopold I. das Ziel seiner ehrgeizigen Pläne, die Belehnung mit der (neunten) Kurwürde, zu erlangen. Schon der Große Kurfürst hatte einmal (1678) den Gedanken geäußert, den protestantischen Herzog von Braunschweig in den Kurfürstenverband aufzunehmen. Als dann 1685 die Kurwürde der Pfalz an die katholische Linie von Neuburg überging, waren von den acht Stimmen nur noch zwei protestantische; die eine davon, die sächsische, ging bald schon ebenfalls für die Evangelischen verloren. Das Jahr zuvor (1684) war das Haus Hannover durch Vermählung der Tochter von Ernst August, Sophie Charlotte, mit dem ältesten Sohn des Großen Kurfürsten in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu Brandenburg getreten, die dann durch die Belehnung mit der Kurwürde die religiöse Interessengemeinschaft der beiden Länder verstärkten. Hannover gehörte der lutherischen Kirche an. Seit länger als einem Jahrhundert herrschte unter dem Volke und seiner Geistlichkeit eine milde Richtung vor; die Konkordienformel hatte keinen Eingang im Lande gefunden. Befestigt war diese Richtung durch den tiefgehenden Einfluß, den die Hochschule des Landes auf die Geistlichen, durch sie auf die Gemeinden ausübte. Jahrzehntelang hatte in Helmstedt machtvoll Georg Calixt gewirkt; auch nach seinem Hingang nahmen treue Schüler die Lehrstühle ein und waren eifrig bemüht, das von ihrem Meister der Hochschule verliehene Gepräge zu bewahren und gegen widrige Einflüsse andrer strengerer Hochschulen zu schützen. Ein Weitres kam hinzu, den Kurfürsten von Hannover geneigt zu machen, mit dem alleinigen andren evangelischen Kurfürsten und zwar dem reformierten Hohenzoller Hand in Hand zur Versöhnung der beiden getrennten Kirchen der Reformation zu gehen. Ernst August war mit Sophie, der Tochter des unglücklichen Böhmenkönigs und reformierten Kurfürsten von der Pfalz vermählt. Durch ihre Mutter, eine Tochter Jakob I., pulsierte das Blut der Stuart in ihren Adern, das ihren Kindern das Erbe der großbritannischen Krone in Aussicht stellte. Und in der Tat bestieg der Enkel von Ernst August als

*) Der Übertritt fand am Trinitatissonntag den 3. Juli 1697 in Baden bei Wien statt; sein Vetter, ebenfalls ein abtrünniger Lutheraner aus dem Hause der Wettiner und eines Friedrich des Weisen, des starken, frommen Schirmherrn unsres deutschen Reformators, der „Kardinal von Sachsen" — wir werden ihm im folgenden Abschnitt wiederholt, aber immer unrühmlich begegnen —, nahm ihn in die römische Kirche auf.

Georg I. den Thron. Nach den Gesetzen des Landes war er bei der Thronbesteigung verpflichtet, sich der Kirche von England anzuschließen; jenseits des Kanals ein Glied der reformierten, diesseits der lutherischen Kirche.

Nicht nur für eine Vereinigung der beiden so lange schon uneinigen evangelischen Kirchen war von mancherlei Seite her der Boden günstig vorbereitet. Noch vor ein paar Jahren hatte man in Hannover die Möglichkeit einer Aussöhnung mit der römischen Kirche ernstlich ins Auge gefaßt; auch ein Beleg, daß die dortige Unionsbewegung stark von politischen Beweggründen beeinflußt war. Einem Bruder des Kurfürsten Ernst August, dem 1679 kinderlos verstorbenen Herzog Johann Friedrich, war infolge väterlicher Erbteilung das Fürstentum Calenberg-Göttingen, damit die Stadt Hannover und das alte, 1593 lutherisch gewordne Loccum zugefallen. Der Herzog hatte sich in Italien von den Netzen der Jesuiten fangen lassen und war 1651 zur römischen Kirche übergetreten. Mit ihm hielt 1665 in Hannover eine „bekehrungslustige Kapuzinerkolonie" ihren Einzug; das altprotestantische Land bekam bis zum Tode des Herzogs einen apostolischen Vikar. Abt von Loccum und damit erster Prälat und Landstand im Fürstentum Calenberg ward Gerhard Molanus aus Hameln, ein Schüler Calixts. Mehr wie einmal verbreitete sich das Gerücht, als ob er seinem Herzog nach katholisch geworden. Die weltgewandte, schmiegsame, kluge Persönlichkeit bot manche Handhabe für das Gerücht; aber doch wußte Molanus geschickt und vorsichtig allen Lockungen auszuweichen.*) Bezeichnend für sein Wesen ist die Lebensregel, die er einem Freunde einst erteilte: „Den Oberen (superioribus) erweise dich ehrerbietig, deinen Obliegenheiten komme nach so gut du kannst (taliter qualiter); töricht ist es zu arbeiten, wo du ruhen kannst." In einem Büchlein „Privat-Gedanken" stellt der Abt den uns auch für jene Zeit schier unfaßbaren Satz auf: „Eine Wiedervereinigung der Kirche der Protestanten mit der römisch-katholischen ist nicht allein möglich, sondern hinsichtlich des zeitlichen und ewigen Gewinnes auch so vorteilhaft, daß sie sich allen und jedem Christen so empfiehlt, daß sich jeder verpflichtet fühlen muß, dazu bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, an jedem Orte und zu jeder Zeit ein Scherflein beizutragen."

Neben dem lutherischen Abt arbeitete, wenn auch von andrem Standpunkt aus, mit gleichem Eifer an einer solch unmöglichen Wiedervereini-

*) Sein Fürst wollte ihn, den ebenso ehrgeizigen, wie selbstsüchtigen Abt für den Fall des Übertritts zum Bischof nebst einer Schenkung von 300000 Mk. machen. Er lehnte ab. Der kinderlose Fürst bot doch zu wenig Sicherheit, daß das Land lange einen römischen Herrscher haben werde und in der Tat hat Molanus den Herzog und damit den römischen Zwischenfall um 43 Jahre überlebt.

gung der Philosoph Leibniz.*) Die Bestrebungen am Hofe des zur römischen Kirche abtrünnig gewordenen Herzogs in Hannover waren dem General des Franziskanerordens in Madrid, Royas von Spinola, nicht verborgen geblieben. Er hatte die Gemahlin Kaiser Leopold I., eine Tochter des spanischen Königs Philipp IV., als Beichtvater nach Wien begleitet, war daselbst zum Bischof von wienerisch-Neustadt ernannt worden und durchzog das protestantische Deutschland, um für eine Wiedervereinigung der beiden Kirchen zu wirken. Man hat ihn, den im ganzen wohlgesinnten, von spanischer Hinterlist möglichst freien Mönch unzutreffend einen römischen Dury genannt; es war denn doch wesentlich anders, der zu seiner Zeit verfehlte Versuch, die verschiedenen Zweige der Reformationskirche zu vereinigen, und der allzeit verfehlte Versuch, die Reformationskirche mit der römischen zu verbinden oder vielmehr sie zur Rückkehr dahin und Unterwerfung unter sie zu verführen. Hannover schien Spinola die geeignetste Walstätte zur Ausführung seines „spanischen Luftschlosses". Boßuet nahm aus der Ferne tätigen Anteil an den Verhandlungen mit Leibniz und Molanus; veranlaßt dazu war der berühmte „Adler von Meaux" durch die jüngste Schwägerin des Kurfürsten Ernst August, die Prinzessin Luise, die 1658 zur römischen Kirche übergetreten und bald darauf Äbtissin von Maubuisson geworden war. Die ziemlich weit gediehenen Verhandlungen scheiterten. Unbegreiflich erscheint uns heute, daß zwei Männer wie Leibniz und Molanus das notwendige Scheitern nicht voraussahen. Sie mußten nach all den grauenhaften Vergewaltigungen, deren Augenzeugen sie auf dem Gesamtgebiete der evangelischen Kirche waren, wissen, daß die an die unnachgiebig zielbestrebigen Jesuiten ausgelieferte römische Kirche nur eine Vereinigung im Auge hat und anerkennt, bei welcher sich die auf Gottes Wort reformierte Kirche bedingungslos den Satzungen Roms unterwirft, mit andern Worten Selbstmord vollzieht und ihr Grab in der römischen Kirche erhält. Auch das Betonen des starken Einflusses politischer Beweggründe löst das Rätsel nicht völlig. Als evangelische Christen dürfen wir den Wahrspruch nicht verleugnen, daß geistliche Dinge geistlich gerichtet sein wollen.

Die verfehlten Versuche Hannovers mit Spinola und Boßuet waren um die Zeit gescheitert, als durch den Übertritt des sächsischen Kurfürsten zur römischen Kirche eine empfindliche Lücke unter den wenigen Ver-

*) Es würde hier zu weit führen, auf die Verhandlungen der beiden Lutheraner mit römischen Unterhändlern zur Anbahnung einer Union näher einzugehen. Hering hat in s. Gesch. der kirchlichen Unionsversuche (Leipzig, 1838) ausführlich davon gehandelt (II, 208—304). Zur Ergänzung mag dienen, was Guhrauer im 2. Teil seiner Lebensbeschreibung von Leibniz (Breslau, 1846) über diese Bestrebungen seines Helden mitteilt.

tretern der evangelischen Kirche im Kurfürstenverband entstanden war. Hannover als nun doch die schwächere unter den beiden evangelischen Kurstimmen war auf eine engere kirchenpolitische Verbindung mit Brandenburg angewiesen. Man empfand es in dem aufstrebenden Lande etwas peinlich, daß die Kirche des Großen Kurfürsten die evangelische Vormacht in Deutschland ward. Vielleicht daß durch Interessengemeinschaft auf kirchlichem Gebiete eine Gemeinschaft auch in der Vormacht erreicht und dann ein beherrschender Einfluß ausgeübt werden kann. Leibniz dachte auch in politischen Angelegenheiten nicht gering von seinen Fähigkeiten; wir haben schon angedeutet (S. 209), wie er es liebte und geschäftig war, als unentbehrlicher Ratsherr und Staatsmann sich geltend zu machen, insbesondere auch seine politische und kirchliche Weisheit zu Gunsten des hannoverschen Hofes dem Hohenzollernhaus bevormundend unter die Augen zu rücken. Der Weltweise kannte die Bestrebungen der Hohenzollern um Herstellung eines kirchlichen Friedens innerhalb der evangelischen Kirche und daß Staatsmänner wie Dankelmann, Fuchs und ihre Gesinnungsgenossen an ihrer Verwirklichung arbeiteten; er hatte sich persönlich davon vor zwei Jahren bei dem Besuche des brandenburgischen Hofes in Hannover überzeugen können. Diese Bestrebungen berührten sich nahe mit eigenen Plänen, die nach dem Scheitern seiner Unionsversuche mit der römischen Kirche in den Vordergrund traten. Nun handelte es sich für ihn darum, etwaigen „Vorstellungen" in dieser Richtung von Berlin zuvorzukommen und so die evangelische Vormacht in Deutschland in die von ihm gewiesene Richtung einer Vereinigung zu nötigen. Schon ein paar Wochen nach dem Uebertritt des sächsischen Kurfürsten, am 7. Oktober 1697, setzte er in einem längeren Schreiben an den ihm bekannten Geh. Kabinettssekretär Kuno, durch den er die erste Kunde von dem Zwiegespräch Jablonskis mit der Kurfürstin Sophie Charlotte erhalten hatte, das den Anstoß zur Gründung der Akademie gegeben, seinen Plan auseinander, der auf eine rein zivile, in guter Harmonie und zu aufrichtigem Beistande der beiden so lange getrennten Kirchen gerichtete Union hinzielte, auf eine Duldsamkeit der beiden Kirchen, bei der die unterscheidenden Lehren unberührt blieben. Für Leibniz selbst beruhen diese Unterschiede nur auf Mißverständnissen, deren Ausgleichung er um der Schwachen willen einer späteren Zeit überlassen will.

Die briefliche Äußerung blieb den Unionsmännern in Berlin nicht verborgen; sie sollte es auch nicht. Darüber waren sie, zumal Jablonski, alsbald im Klaren, daß der Leibniz'sche Plan mit den Brandenburger Bestrebungen sich nicht völlig deckte. Darum galt es, so rasch wie möglich die eigenen Zielpunkte mitzuteilen; darum die Eile in Fertigstellung der Denkschrift Jablonskis. Dieselbe verlangt mehr von einer zu erstrebenden Union. Die Mehrforderung liegt auf religiösem Boden gegenüber dem in

erster Linie vom staatlichen Standpunkt aus entworfenen Plan des staatsmännischen Weltweisen. Übereinstimmend wollen beide den Zusammenschluß zu einer evangelischen Kirche, trotz des anerkannten Unterschiedes der Kirchenlehre und des Gottesdienstes. Während Leibniz diese Unterschiede unberührt läßt, nur gegenseitige Duldung für dieselbe beansprucht, dringt unser Domprediger — und nach unserer Überzeugung mit vollkommenem, tief aus dem Evangelium und dem Wesen unserer Reformationskirche geschöpftem Rechte — mit Entschiedenheit auf den Nachweis, daß die unterschiedlichen Lehren und auch Bräuche auf dem Umkreis liegen, nicht den Herzpunkt der evangelischen Kirche berühren. Der sei unangetastet und ungeschmälert in dem Bekenntnis der lutherischen wie reformierten Kirche als ihre gute Wehr und Waffe festgehalten. In dieser Gemeinschaft des Glaubens ruhe und gründe sich Recht und Pflicht zum einträchtigen Zusammenschluß in eine evangelische Kirche; darin die Kraft der trotz ebenfalls vorhandener Lehrunterschiede in festgeschlossener Einheit vordringenden römischen Kirche mannhaft und auch siegreich entgegen zu treten. Jablonski stand mit diesen lebenslang festgehaltenen, lebenslang verfochtenen Überzeugung nicht vereinsamt da. Er wußte sich in Übereinstimmung mit den leitenden Staatsmännern in Preußen, mit der von den Hohenzollern seit Jahrzehnten fromm innegehaltenen Kirchenpolitik. Sie berührte sich auch nahe mit der von Georg Calixt und den Theologen in Helmstedt vertretenen Anschauung. Leibniz kannte ein 1650 von Calixt herausgegebenes Gutachten de tolerantia reformatorum circa quaestiones inter ipsos et augustanam confessionem professos controversas consultatio.*) Er veranlaßte den gleichgesinnten Sohn von Calixt, Friedrich Ulrich, (ebenfalls wie der Vater erster Professor an der Landeshochschule und Abt von Königslutter, einem nahegelegenen alten, wie Loccum in den Besitz der Reformationskirche übergegangenen Benediktinerstift) mit Gutheißung der Fakultät eine Neuausgabe dieser versöhnlichen Schrift zu veranstalten, deren Inhalt den Vorschlägen Jablonskis näher kommt als denen von Leibniz. So weit ich sehen kann, erschien sie nach dem Eintreffen von Jablonskis Vorstellung in Hannover; sie hatte demnach keinen Einfluß auf dieselbe ausgeübt.

Der am 30. Oktober 1867 geschlossene Friede von Ryswick mit seiner von Frankreich durchgesetzten verhängnisvollen „Clausel", nach welcher an allen restituierten Orten die römisch-katholische Religion in dem Zustand

*) In der mir vorliegenden Ausgabe ist zum Schlusse beigefügt das herrliche Schriftchen des Calixt: desiderium et studium concordiae ecclesiasticae. In unseren Tagen ist es nicht mehr leicht, die beiden Schriften aufzutreiben. Schade! Ihr Inhalt würde den heutigen Vertretern einer sogenannten positiven Union von Wert sein und könnte ihnen manchen wichtigen kirchengeschichtlichen Beitrag zur Rechtfertigung ihrer Bestrebungen bieten.

verbleibt, in welchem sie bei dem Friedensschluß sich befindet, hatte das infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes gespannte Verhältnis des preußischen und französischen Hofes insoweit gebessert, daß Friedrich III. seinen bewährten Staatsmann Ezechiel v. Spanheim wieder mit der Vertretung Brandenburg-Preußens in Paris betraute. Auf der Durchreise dahin in den ersten Tagen des Jahres 1698 war der Geschäftsträger von dem Kurfürsten beauftragt, die Jablonski'sche „Vorstellung" dem kurfürstlichen Schwiegervater als Unterlage weiterer Unionsverhandlungen zu überreichen. Ernst August las sie noch kurz vor seinem Anfang Februar erfolgten Tode mit lebhafter Zustimmung durch. Auch Leibniz zollte ihr seinen Beifall und übermittelte sie zur Begutachtung an die theologische Fakultät der Hochschule. Das nach Jahresfrist erschienene Urteil lautete günstig; die Schrift sei „fromm, orthodox, genau, gründlich, mäßig und für den Zweck des Kirchenfriedens geeignet." Unterdessen war aber die angeregte Sache in raschem Fortgang, trotz der Mahnungen des zaghaft gewordenen, ruheseligen Abtes und auch Speners (wir kennen bereits seine aus anderer Quelle entspringenden Beweggründe; vergl. S. 149). Leibniz lenkte auf die Jablonski'schen Vorschläge ein. Er zeigte sich nun auch bereit, den von ihm zunächst innegehabten politischen Standpunkt bei der Frage wenn auch nicht aufzugeben, so doch mit dem von Berlin eingenommenen religiösen zu verbinden und unter Wahrung der Glaubensunterschiede dennoch eine Gemeinschaft des Gottesdienstes und Abendmahles der beiden evangelischen Kirchen als Ausgangspunkt und Ziel der Friedensverhandlungen ins Auge zu fassen. Er erklärte sich bereit, in diesem Sinne und als Antwort auf das Jablonski'sche Gutachten an Minister Fuchs zu schreiben; sprach aber den Wunsch aus, der Hofprediger möge zu einer geheim zu haltenden Besprechung nach Hannover kommen.*) Ehe es zu dieser erbetenen Reise kam, war man in Berlin eifrig auf dem eingeschlagenen Wege tätig. Von dem Hereinziehen der Schweiz und Englands in die der gesamten evangelischen Reformationskirche zu gute kommenden Friedensbestrebungen wird der folgende Abschnitt zu berichten haben; hier sei nur erwähnt, daß Graf Dohna schon am 7. März 1698 Jablonski um ein Schreiben an den König von

*) Vergl. Kvacsala's „Neue Beiträge zum Briefwechsel zwischen D. E. Jablonski und G. W. Leibniz" (Jurjew 1899) S. 22. Auch die Stelle sei dem fesselnden Briefe entnommen: „Mein hochgeehrter Herr Jablonski wird mir zu gut halten, daß ich gleich wie ihnen den Namen der Reformierten, also uns den Namen der Evangelischen beilege, damit wir doch gleichwohl auch einen eigenen anständigen Namen behalten. Denn den Namen „lutherisch" kann ich an meinem Ort gar nicht wohl leiden und wer die christliche Antiquität liebet und kennet, dem wird er als nach der Sekte schmeckend nicht anstehen." (Danach mag der Name auch Rocholl geschmecket haben; vergl. S. 235 Anmerk.)

Schweden bat, „ihn ad consilia irenica zu animieren," daß dieser dem Wunsche nachkam und bereits drei Tage später eine Denkschrift an den Hof in Stockholm dem Minister Fuchs, den folgenden Tag Dohna einhändigen konnte. Sie fand freilich bei dem königlichen Briefempfänger geringen Eingang. Andere Zeiten waren in Schweden angebrochen, als unter Gustav Adolf, der vor zwei Menschenaltern sein junges, frommes Leben für die Sache der gemeinsamen Reformation bei Lützen gelassen.

Der Herbst kam heran, ehe die geplante Reise ausgeführt wurde. Ein paar Monate ließ Leibniz über die gemeinsam in Angriff genommene Friedenssache nichts mehr von sich hören. Es scheint, daß er nun sich Größeres von den Verhandlungen in Berlin mit ausländischen evangelischen Mächten, zumal mit England, versprach als mit dem geplanten Versuch, die beiden getrennten Kirchen in Deutschland zu einer evangelischen zu vereinigen. Auch in dieser Meinung macht sich sein Wunsch einer rein „zivilen" Beilegung der Trennung geltend, das Streben, von politischer Seite aus den Hader zu schlichten und durch sein Gelingen einen Druck auf die Kirche und ihre Vertreter, die uneinigen Theologen, auszuüben. Jablonski war in der Zwischenzeit in den Friedensangelegenheiten nicht müßig, trotzdem der zeitraubende Druck der Bibelausgabe, die beginnenden Verhandlungen wegen der Akademie und dazu noch die Übersiedelung in das eigene Haus jeden freien Augenblick des überbürdeten Dompredigers beanspruchten. Im April arbeitete er eine Denkschrift de decreto absoluto aus, den Glaubensartikel, über welchem am heißesten der Kampf der uneinigen Brüder entbrannt war. Leibniz teilte nicht die Ansicht seiner lutherischen Glaubensgenossen über diesen Punkt; er ist der Meinung, daß bei dem Streiten darüber man sich nicht wohl verstehe und mit philosophischen Tüfteleien aufhalte. Minister Fuchs übermittelte die Denkschrift dem Kurfürsten, der ihr seinen vollen Beifall zollte; auch Leibniz, dem eine Abschrift zukam, war mit ihr wohl zufrieden. Treu zur Seite auch an diesem Punkte stand dem Hofprediger sein Freund, der wirkliche Geheimrat von Chwalkowski, ein Lutheraner. Jablonski kann Leibniz melden, daß in einer Unterredung kürzlich Chwalkowskis mit dem einer Vereinigung der beiden Kirchen besonders abholden Propst Lütkens dieser sich dahin erkläret, „daß wenn der Kurfürst seine Untertanen versichere, daß er fest an der allgemeinen Gnadenwahl (gratia universalis) halte und diese Lehre in Kirchen und Schulen seines Landes treiben lassen wolle, er zur wirklichen Vereinigung der Evangelischen Kirche sich applizieren werde." Zwischen Zusagen und Halten war freilich bei dem Propst an St. Petri ein weiter Zwischenraum.

Endlich am 17. September kann Jablonski Leibniz seine nahe bevorstehende Reise nach Hannover melden mit den bezeichnenden und schönen Worten: „Ich bin fast außer mir vor herzlichem Vergnügen,

meinen hochgeehrten Herrn bei einer so heiligen und vortrefflichen Gelegenheit kennen zu lernen. Sollte mir die Reise zu beschwerlich dünken, so würde jener französische Forscher, der nach Alexandrien gegangen, die Pol-Höhe zu observieren, mich beschämen, wenn ich wegen eines größeren Zweckes nicht eine kleinere Reise unternehmen wollte. Vielmehr weiß ich mich Gott und der Kirche verbunden, um ein so heilig Absehen einigermaßen zu fördern, auch bis ans Ende der Erde willig zu gehen." Fast eine Woche dauerte die beschwerliche Fahrt. Am 27. September traf Jablonski in Hannover ein; am 15. Oktober kann er Leibniz die glückliche Heimkehr melden und auch, wie sehr der Kurfürst und die Minister sich über den günstigen Erfolg gefreut und „mit mir Gott gepriesen, der als einen so gnädigen und wunderbaren Gott seiner Kirche sich erzeiget." [25]) An den Verhandlungen der beiden Männer hatte selbstverständlich Molanus teilgenommen. Auch er wie Leibniz ließen sich für den Jablonski'schen Plan gewinnen, eine Einigung der Kirche auf Grundlage einer Gemeinschaft des Gottesdienstes und der Übereinstimmung in den evangelischen Hauptartikeln unseres Glaubens zu erzielen. Den vorhandnen und auch anerkannten unterscheidenden Lehren solle das Recht zu einer Trennung der einigen Reformationskirche abgesprochen werden. Das schloß freilich nicht aus, daß sich bei Molanus im Fortgang der Verhandlung Bedenken regten und auch Ausdruck fanden.

Bereits nach ein paar Wochen erwiderte Leibniz den Besuch in Berlin, in erster Linie nun doch zur Fortsetzung der Unionsgespräche. Vom 30. Oktober bis 2. November 1698 finde ich die beiden Männer in täglicher stundenlanger Unterhaltung, deren Inhalt dann Jablonski an Fuchs und Dohna mitteilte. Angeregt durch den Verkehr in Hannover hatte Leibniz eine kleine Denkschrift ausgearbeitet, tentamen irenicum, die sich hauptsächlich mit dem strittigen Punkte der Abendmahlslehre beschäftigt. Jablonski hatte ihn bestimmt darauf hingewiesen, daß gegenwärtig kein reformierter Theologe die Ansicht Zwinglis über das Mahl des Herrn mehr teile; er konnte sich dafür auch auf das Thorner Religionsgespräch 1645 berufen. Eine Abschrift des Tentamens sandte Jablonski alsbald seinem Freund und Gesinnungsgenossen, Professor Strimesius in Frankfurt; ebenso gab er sie Fuchs und Dohna zu lesen. Ein Vierteljahr später, vom 30. Januar bis 3. Februar 1699 ist Leibniz wieder in Berlin, abermals außer der Akademie wegen vorzugsweise in Angelegenheit der Union und in oft zweimal am Tage stundenlang währenden Verhandlungen mit dem Hofprediger. Und doch nahm die Sache nicht den raschen Fortgang, den Leibniz wünschte. Den Unmut des Weltweisen über den ihm schleppend erscheinenden Gang hat der Hofprediger zu besänftigen. Den Minister Fuchs treffe mit Unrecht der Vorwurf, als ob er laß geworden; auch sei

er nicht verdrossen über die Wendung, welche die Friedensbestrebungen genommen. Von der Schweiz, von England, von Holland seien bedeutsame Schritte in dieser Richtung geschehen. Eine Theologenberatung aus verschiedenen Ländern stehe in Aussicht. Jablonski ist bereit, wenn er die Erlaubnis des Kurfürsten erhält, eine Reise über Hannover nach Hessen, weiter in die Schweiz nach Holland und England anzutreten, um mit den Friedensmännern dieser Länder sich zu beraten.*) Zu dieser Reise ist es nicht gekommen, auch nicht zu einer geplanten geheimen Besprechung mit einem Schweizer (Sterky) in Nürnberg. Wichtige politische Vorgänge lenkten die Aufmerksamkeit des Kurfürsten und seiner Staatsmänner für eine Weile von den kirchlichen Angelegenheiten ab. Zunächst die Bemühungen, die Königswürde zu erlangen und was der Krönung vorausging und nachfolgte; dann aber auch der Ausbruch des nordischen und spanischen Erbfolgekrieges, die für Jahre die europäischen Mächte in Waffen wider einander hielten. Jablonski und die ihm Gleichgesinnten ließen zwar auch in dieser Zeit von ihren Bestrebungen nicht ab; bei der äußerst gespannten politischen Lage ist aber nicht verwunderlich, daß sie keinen augenfälligen Fortgang zeigten. Bei jenen ersten Verhandlungen in Hannover 1698 war es, wie erwähnt, Jablonski gelungen, Leibniz für die von ihm aufgestellte Grundlagen einer Verständigung und auch Vereinigung der beiden streitenden Kirchen zu gewinnen. Das waren seine drei Sätze oder Forderungen: die vorhandenen und gegenseitig vorgehaltenen Irrtümer in den unterschiedlichen Lehren berühren nicht die Grundsäulen unseres reformatorischen Glaubens. Sie dürfen deshalb nicht als kirchentrennend gelten; wir haben sie gegenseitig zu dulden, ohne deshalb das Band der Einheit zu lösen oder auch nur zu lockern. Dem reiht sich an und ist eine Frucht des ersten Punktes, daß der Uneinigkeit im Gottesdienst der Boden entzogen und die Verschiedenheit gottesdienstlicher Bräuche eingestellt werde. Und endlich: die also geeinte Kirche der Reformation läßt die unterschiedlichen Namen lutherisch und reformiert fallen und trägt fortan nur noch den gemeinsamen Namen der evangelischen Kirche. Auch Molanus hatte dem ersten Punkte zugestimmt; er erklärte aber nun, ähnlich wie Spener wenn auch von anderem Gesichtspunkte aus, daß die Zeit für seine Durchführung noch nicht gekommen. Damit trat eine merkliche Erkaltung in seinem anfänglich an den Tag gelegten Eifer der Beteiligung ein. Auch

*) Vergl. in der Kapp'schen Briefsammlung (Leipzig, 1745) das Schreiben Jablonskis an Leibniz vom 13. Januar 1700, sowie den dem Briefe beigefügten wichtigen Aufsatz von Jablonski: „Jetzige Bewandtnis der Kirchen-Friedenshandlung"; namentlich mit der Ausführung des Satzes, „daß, solange eine reformierte Kirche in der Welt gewesen, von dem ersten Moment der unseligen Trennung ihr allgemeiner Wunsch und Verlangen nach einer Vereinigung gewesen."

Leibniz ließ etwas nach. Nicht aus dem gleichen Grunde, vielmehr weil über diesen Punkt zunächst die Theologen in den beiden Streitlagern sich zu einigen hätten, wobei der Philosoph abwartend zur Seite zu stehen habe.

So ging die Zeit bis 1703 hin. Da ordnete der König, der den drei von Jablonski aufgestellten Forderungen schon vor fünf Jahren seine Zustimmung gegeben, den Zusammentritt von vier Theologen in Berlin an, die unter dem Vorsitz des Bischofs Ursin sich zumal über den ersten Punkt beraten sollten. Von reformierter Seite wurde zu diesem Collegium irenicum oder auch charitativum Jablonski und sein treuer, eifriger Gesinnungsgenosse, der Professor an der Fankfurter Hochschule Strimesius*) berufen. Von den Lutheranern sollten die beiden Pröpste von Berlin und Köln zugezogen werden. Spener lehnte entschieden ab; sowohl weil er, wie wir gesehen, jede derartige Bemühung für verfrüht hielt und deshalb eher eine weitere Spaltung als eine Einigung zu befürchten sei; dann aber auch, wie er einmal andeutet, weil seine Beteiligung den Argwohn seiner Gegner im lutherischen Lager wider das Beginnen als ein pietistisches erregen oder steigern würde. Nicht unbeachtet für Speners Stellungnahme darf sein „theologisches Bedenken" (4. Bd. VII. Art. IV. Lection XXX) bleiben. Als ob er das Wort an seinen Freund Jablonski richte, beginnt das Bedenken mit den Worten: „wenn ich offenherzig meine Gedanken in meines wertesten Bruders Schoß ausschütten soll u. s. w." Statt seiner wurde der Diakon am Dom zu Magdeburg, Josef Winckler zugezogen; ob auf Anraten Speners ist mir nicht ersichtlich. Der Propst an St. Petri, Julius Lütkens, widerstrebte anfänglich ebenfalls wie sein Kollege an St. Nikolai, gab aber auf Zureden des Grafen Wartenberg nach; freilich nur um dann

*) Bereits 1684 hatte S. eine Abhandlung de pace ecclesiastica veröffentlicht; jetzt erschienen aus seiner Feder mehrere, die Vereinigung der beiden Kirchen warm befürwortende Schriften. Einen Teil derselben, wenn auch nicht alle, hat Walch in seinen „Religionsstreitigkeiten außer der lutherischen Kirche" (Jena 1734, I, 514 und III, 1087) angeführt. Unter anderen vermisse ich seine in meinem Besitze befindliche, den Staatsmännern Ludolf v. Dankelmann, Rüdiger v. Ilgen, Ludwig v. Printzen und Baron Bartholdi gewidmete Paraenesis ad unionem Evangelicorum ecclesiasticam. Wie eifrig der Professor den Gegenstand auch mit seinen Studenten betrieben hat, deß mag ein Beleg sein, daß meine Bücherei allein aus dem Jahre 1708 drei Kandidaten-Dissertationen besitzt, die unter dem Dekanat des Strimesius und Rektorat des Kronprinzen Friedrich Wilhelm über die Union handeln: der Student Krosniewicki aus Litauen de consensu evangelicorum fundamentali; Stosch aus Berlin, über den gleichen Gegenstand, aber hauptsächlich in Widerlegung der Diascepsis des Nic. Hunnius und endlich Georg Gyula aus Sziget in Ungarn ebenfalls über den gleichen Gegenstand, aber hauptsächlich in Widerlegung des Joh. Hülsemann. Gyula hat seine Dissertation dem Jablonski gewidmet, patrono et patri meo.

doch endgültig nach ein paar Monaten den Beratungen fern zu bleiben. In einem ausführlichen Schreiben*) hat er sein wankelmütiges Verhalten zu rechtfertigen gesucht. Es macht keinen günstigen Eindruck; wir sind dem enthoben, die vorgebrachten, zum Teil befremdlichen Punkte hier mitzuteilen oder zu beleuchten. Trat damit schon eine unliebsame Störung in die Verhandlungen ein, so wurden dieselben durch das unbesonnene Verhalten des anderen lutherischen Mitgliedes zum Stillstand und ergebnislosen Schluß gebracht.

Fast gleichzeitig mit dem bekannt gewordnen Sendschreiben Lütkens erschien in dem nahgelegenen Frankfurt ein Flugblatt (anders sind die paar Seiten des Schriftchens kaum zu bezeichnen) mit der Überschrift Arcanum regium.**) Das Geheimnis erregte das größte Aufsehen. Achtet man auf die Flut der Entgegnungen, so gewinnt man den Eindruck, als ob nur auf die Veröffentlichung gewartet wäre, um einen lange angesammelten Unmut und Groll wider die Berliner Versammlung zum Ausbruch gelangen zu lassen. Also von einem Mitglied des Collegiums ein unverkennbar an den König in Preußen gegebner Rat, unvermerkt die Union in seinen Landen einzuführen, die treuen Zionswächter der lutherischen Kirche gewissermaßen mit dem Ärgernis zu überrumpeln! Es half dem armen Lutheraner und Diakonus am Magdeburger Dom wenig, daß er zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, er habe die Schrift von einem Unbekannten***) mit der Bitte zugestellt erhalten, sie als Äußerung eines Privatmannes an den König gelangen zu lassen. Durch die Mitgliedschaft in dem Collegium war dem Magdeburger Diakonen eine solche Zustellung erleichtert; er willfahrte der Bitte. Auf welchem Wege, gibt er nicht an. Auf unerklärte Weise sei die Handschrift aus dem Besitze des Königs — ob er überhaupt Kenntnis von ihr genommen, ist heute wohl nicht mehr nachweisbar — wider sein Wissen und Wille in die

*) Abgedruckt bei Kapp a. a. O. S. 342. Dem Abdruck sind an der angegebenen Stelle beigefügt ein Schreiben des Bischofs Ursin an Molanus über diese Vorgänge im „collegium irenicum“ und auch ein Flugblatt „Friedensgeganken über die ohnmaßgeblichen Gedanken, welche unter des H. Propst Lütkens Namen publiziert worden,“ das entweder von Strimesius oder Jablonski oder vielleicht auch von beiden gemeinsam verfaßt ist.

**) Der volle Titel lautet: Arcanum regium, das ist ein königlich Geheimnis für einen regierenden Landesherrn, darinnen ihm entdeckt wird, wie er sich bei seinen zerteilten Untertanen nach Gottes Willen zu verhalten habe, damit er eine Gott wohlgefällige Vereinigung bei seinem Volke unvermerkt stifte und in kurzer Zeit befördere: ans Licht gestellet von Winckler, diacono an der Thumkirche zu Magdeburg.

***) Der Unbekannte blieb nicht verborgen. Küster nennt ihn in seiner Bibliotheca historica Brandenburgica (p. 252) Welmer, einen Geistlichen ebenfalls wie Winckler aus dem Magdeburgischen.

Öffentlichkeit gelangt. Die Titelangabe stammt demnach, was auch ihre vorsichtige Fassung zuläßt, von denen, welche die Entwendung und Veröffentlichung in die Wege geleitet. Wer immer der Verfasser sein mag, er hat sicherlich unbeabsichtigt mit seiner nun in die Öffentlichkeit gezogenen Schrift den Bestrebungen des Religionsgespräches einen argen Bärendienst erwiesen.

Wer das Schriftchen heute liest, unkundig der damaligen hochgehenden und äußerst gespannten kirchlichen Bewegung, dem wird es verwunderlich sein, wie das Flugblatt eine so große Aufregung, einen so gewaltigen Lärm und Widerspruch verursachen konnte. Am Schlusse seiner Auseinandersetzung befürwortet der Briefschreiber eine gewisse Glaubens- und Lehrfreiheit für die Theologen, wenn sie nur im Grunde in Jesu eins bleiben. Als solchen Grund bezeichnet er, daß sie „allein durch die Gnade und Verdienst Jesu Christi selig zu werden glauben, ferner, daß wer Christo im Glauben angehöre, ein geheiligtes und gottseliges Leben führen müßte ohne Meinung eines Verdienstes und daß endlich in Christo einer den andern in Liebe tragen und herzlich lieben müsse, ob er gleich in den andern Fragen widrige Meinung habe. Denn solchergestalt — so schließt der Verfasser — werden wir den andern in der Liebe tragen und das schädliche Widersprechen und verteufelte Widerreden wird abgetan und werden die Gemüter in Christo verbunden und die Einigkeit wird mit Gottes Hülfe guten Fortgang gewinnen. Gott helfe uns allen um Christi willen. Amen."

Solche Sätze sind längst Gemeingut unserer evangelischen Kirche geworden; sie waren auch damals wie ein Hahnruf Speners beim Anbruch eines neuen, schönen Tages weithin gedrungen und hatten immer stärkeren Widerhall in der lutherischen Kirche gefunden. Aber daß solcher Ruf von einem Manne wie Spener ausgegangen, war ein schweres Ärgernis den orthodoxen Wächtern, die jedem pietistischen Wesen abhold wohl merkten, daß der heraufkommende Tag dem ausschließlichen Regiment der Theologen in der Kirche einen wesentlichen Abbruch bereiten werde. In der anhebenden pietistischen Bewegung war ihnen ein starker Stein des Anstoßes, daß durch sie der sog. Nährstand, die eigentliche Gemeinde neben dem Lehr- und Wehrstand zur Mitarbeit an dem Wiederaufbau der ins Wanken geratenen Kirchenmauern herangezogen wurde. Fast gleichzeitig war eine zweite gefährliche Bresche in die bis dahin uneingeschränkt innegehabte Veste des sog. Episkopalsystems gelegt. Nach diesem System kam nur dem Theologen als Vertreter des Lehrstandes eine Stimme im Kirchenregiment zu; der Gemeinde, die der Apostel als königliches Priestertum bezeichnet hat, als heiliges Volk, als Volk des Eigentums zu verkündigen die Tugenden deß, der uns von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht berufen hat, ihr ward nur das Recht zugestanden, auf diese Stimme

zu hören und ihr zu gehorsamen, dem Wehrstand aber, dem Fürsten, der als Landesbischof dem Lehrstande beigeordnet war, das Recht und damit die Pflicht, der Stimme des Lehrstandes wehrhaft zur Seite zu stehen und ihr Nachdruck und Geltung in der schweigenden Gemeinde zu verschaffen.

Auch auf kirchenregimentlichem Boden wird jedes Antasten einer behaupteten Alleinherrschaft bitter empfunden, um so bittrer, wenn sie aus der eignen Mitte in Frage gestellt und bekämpft wird. Hatte Spener und seine von Jahr zu Jahr wachsende Gefolgschaft von religiöser Seite aus und zu Gunsten des Nährstandes, der zur Mündigkeit berufenen evangelischen Gemeinde, eine bedenkliche Bresche in das herrschende Regiment innerhalb der Kirche gelegt, so nun eine noch gefahrdrohendere von juristischer Seite aus und zu Gunsten des Wehrstandes, als dessen Verkörperung in diesem Fall der Landesherr angesehen wurde, wiederum von einem Glied der lutherischen Kirche, dem berühmten Professor Thomasius. Dem seit über einem Jahrhundert im Vollbesitz der Herrschaft gewesenen sogenannten Episkopalsystem hatte kühn anstürmend der junge Professor in Halle sein sogenanntes Territorialsystem entgegengestellt, das jede Autorität in Sachen der Lehre verneint und die Gewalt über die Kirche für die Fürsten in Anspruch nimmt.*) Und nun war in diesem „königlichen Geheimnis" der Satz zu lesen (7. Leitsatz): „Es ist nötig, daß ein regierender Landesherr sein jus episcopale wohl in acht nehme, nam quilibet princeps in religione sua papa est, und dieses ist einer von den nötigsten Punkten, worauf gar viel ankömmt, denn dadurch kann man den Widersprechern das Maul stopfen, den Gegenarbeitenden den Arm zerbrechen und unzählig viel Gutes stiften." Das war offenkundig in jenen aufgeregten Tagen das Werfen eines brennenden Zündfadens in ein Pulverfaß! Und dieser Rat von einem Mitglied des scheel angesehenen Collegium irenicum, dazu einem König gegeben, der der reformierten Kirche angehörte und von dem geflissentlich die Meinung unter die Leute getragen wurde, als ob er von dem ihm durch den Professor seiner Landeshochschule und nun auch von dem Mitglied seines Friedenskollegs zuerkannten Fürstenrechts über die Kirche Gebrauch machen werde. Da verschlug es in der Hitze des Kampfes wenig oder gar nicht, daß diese Hohenzollern

*) Über die erwähnten beiden Systeme des Kirchenregiments, um deren Vorherrschaft in jenen Tagen ein heißer Kampf entbrannt war, sowie über die schon bei den Hussiten vorkommende Lehre des status politicus ecclesiasticus und oeconomicus, die wir auch für das kirchliche Gebiet oben mit den landläufigen deutschen Bezeichnungen kurz wiedergegeben haben, vergl. Richter in seinem „Lehrbuch des Kirchenrechts" (8. Aufl., Leipzig 1886) S. 172 flg. und in s. „Gesch. der evang. Kirchenverfassung in Deutschland" (Leipzig, 1851) S. 205 flg. Ebenso aber auch die leider zu früh in Vergessenheit geratenen, wenig mehr beachteten, aber höchst wertvollen „Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik von Hundeshagen" (Wiesbaden, 1864), namentlich S. 104—122 und S. 446—472.

seit nun fast einem Jahrhundert die ersten und entschiedensten Gegner der herrschenden Anschauung waren, als ob die Untertanen dem Bekenntnis der Fürsten zu folgen hätten (cujus regio ejus religio), daß sie mit aller Entschiedenheit Gewissensfreiheit forderten und auch gewährten.

Eine erbitterte Sturmflut ergoß sich über das Flugblatt mit seinem unbesonnenen, törichten, von Männern wie Jablonski und Strimesius verworfenen Rat und spülte das Friedenskolleg weg. Winckler konnte nach dem Vorgang nicht mehr bleiben; der andre Vertreter der lutherischen Kirche war kurz vorher weggeblieben. Mit wem sollten die beiden Vertreter der Schwesterkirche eine Verständigung anbahnen? Damit war auch dieser lange geplante, lange ausgereifte Unionsversuch gescheitert. Über gar manchen Freund kam lähmender Kleinmut, schmerzliches Verzagen. Zu ihnen gesellte sich nicht unser Jablonski. Er zählte zu dem kleinen Häuflein, dem die Unionsbestrebung innerhalb der evangelischen Kirche der Reformation Glaubenssache, Gewissenssache, fromme, von dem Herrn der Kirche gestellte Pflicht ist. Durch Mißerfolge können solche Männer nicht entmutigt, auch nicht entwaffnet werden. Sie bleiben aufrecht und schauen hoffnungsvoll und darum kampfesmutig, fest und unbeweglich dem Tag entgegen, an welchem der Sache des Herrn der Sieg zufallen wird.

b) Unionsbestrebungen mit evangelischen Kirchen des Auslandes 1697—1714.

Bei den eben geschilderten, zu einem unliebsamen Stillstand gelangten Unionsbestrebungen an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts tritt als beachtenswerter Punkt in die Erscheinung, daß zwei deutsche Länder, Preußen und Hannover, sich die Hand zu gemeinsamem Streben nach dem gleichen, schönen Ziel einer Verbrüderung der beiden lang getrennt neben, nur allzu oft wider einander lebenden Reformationskirchen reichten. Die zwei Länder waren seit dem Abfall und Ausscheiden des Kurfürsten von Sachsen die größten evangelischen Mächte in Deutschland; ihre Herrscher hatten die einzigen evangelischen Stimmen im Kurfürstenverband und waren auch dadurch zur Vormacht der deutschen Protestanten gegenüber dem gefahrvollen Vordringen Roms berufen und auf ein Zusammengehen in kirchlichen Angelegenheiten wider den gleichen Feind angewiesen. Vor ihrem Anbahnen einer Vereinigung der beiden uneinigen Brüder aus demselben Hause mußte das nur allzulang in unserem Vaterland und seiner evangelischen Kirche der Reformation verlautbarte unselige Losungswort verstummen und in Vergessenheit geraten: lieber Papist als Calvinist. Weiter noch gingen die Gedanken und Ziele zumal der Hohenzollern seit den Tagen des Großen Kurfürsten und ihrer hochgemuten, weitherzigen

Ratsmänner in Staat und Kirche. Tiefgegründet im Evangelium, frommen Herzens als treugesinnte Söhne der Reformation hatten sie auch auf frühen Reisen ins Ausland und zu den Glaubensbrüdern in anderen evangelischen Staaten erkannt, welchen Reichtum göttlichen Segens die Reformation unter Leitung des uns in alle Wahrheit führenden heiligen Geistes über die von ihr ergriffenen Völker ausgegossen und sie mit einer so mächtig aufquellenden Lebenskraft und Lebenstüchtigkeit durchdrungen, daß sie als die berufenen Führer im Ringe der Völker unverkennbar hervortraten.*) Diese evangelischen Völker führten mit Recht die sie beseelende Lebens-, aber auch in blutigem Martyrium bewährte Leidenskraft allein auf die ihnen aus Gnaden gewordene Reformation an Haupt und Gliedern zurück. Sollten sie nun deshalb nicht echte, lautere Söhne der Reformation sein, weil sie nicht in allen Wegen Wittenbergs wandelten? Und sollte das Weichbild und die Grenzmarke der Reformation wirklich in dem engen Raum abgesteckt sein und bleiben, den sie bei dem Tode des deutschen Reformators innegehabt? Da mag denn doch das uns Deutschen wohlbekannte Wort des Sängers angezogen werden: ihr Vaterland muß größer sein! Die Reformation, als von dem Herrn der Kirche ist durch das Gesamtgebiet der christlichen Kirche gezogen. Welche Völker sich von ihrer Botschaft in der Tiefe ihres Gemütes ergreifen und segnen ließen, die sind hoch hinaufgekommen; die anderen aber, die sie von ihren Grenzen verwiesen, haben den besten Teil ihrer Söhne und Töchter um des Glaubens willen zu Blutzeugen des Evangeliums gemacht oder in die Fremde verstoßen, darüber aber sich selbst eine Wunde geschlagen, die heute noch nicht vernarbt ist, nach meiner innigsten Überzeugung nicht vernarben kann, bis der einstige Frevel gesühnet ist. Als Söhne und Töchter der einen, gemeinsamen Reformation sind sie alle ebenbürtige Glaubensgenossen, einer dem anderen zum Schutz und Trutz des gemeinsamen Erbes, jener Artikel göttlicher Majestät, wie sie der deutsche Reformator einmal eben so tief, wie schön und wahr bezeichnet hat, zu guten Kameraden und Streitgenossen zur Seite gestellt und für den gleichen einheitlichen Kampf wider den gemeinsamen Gegner der Reformation, die römische Kirche, berufen.

Die Überzeugung solcher Pflicht und Aufgabe rang sich — man ist versucht zu sagen: mit elementarer Kraft — in jenen schweren Tagen des aufgedrungenen, unerbittlichen Kampfes mit der siegreich vorstürmenden Gegenreformation durch die Seele der wackersten Söhne und Töchter der

*) Es sei an das zutreffende Wort von Karl v. Rémusat erinnert (Revue de Deux Mondes, Juni 1854): La réformation fut un événement général européen, par suite essentiel un, qui eut ses causes, ses conséquences générales et qui par cela même demande à être étudié non par fragments, mais dans son ensemble et, autant que possible, embrassé d'un coup d'œil.

Reformation in allen Landen zum Leben empor. Sie machte sich unverkennbar geltend in den rastlosen Bestrebungen einer Union der beiden getrennten Reformationskirchen in Deutschland; sie trat offenkundig in den Bemühungen zu Tage, eine innigere Fühlung zwischen den Reformationskirchen der verschiedenen Länder anzubahnen und irgend welche Art von Verband zu gemeinsamer Vertretung gemeinsamer Interessen herzustellen. Fast überall sehen wir dieselben Männer — sie sind uns Lichtgestalten in trüber Zeit unsrer evangelischen Kirche — nach beiden Seiten hin eifrig am Werke. Unter ihnen und in der Vorderreihe selbstverständlich unser Domprediger und die uns bekannte und liebgewonnene Tafelrunde von Männern, welche in hoher staatlicher Stellung treu und warm für ihre Kirche, die große, ungeteilte Kirche der Reformation, sich sorgten, die in ihrer kirchlichen Stellung und Sorge wußten, damit nur das wahre Wohl des Staates zu fördern. Wie sehr die beiden Bestrebungen innerlich sich berühren, auf eine gemeinsame Quelle in der Tiefe hinweisen, deß ist ein Beleg, daß sie gleichzeitig auftraten. Eben waren in Berlin und Hannover die Unionsversuche in Angriff genommen, als auch schon von der Schweiz die Kunde ähnlicher Vorgänge herüberdrang, als auch bereits Anknüpfungen mit England und, wie wir angedeutet, mit Schweden und andren evangelischen Mächten gemacht wurden. Wir haben von diesen fesselnden Versuchen insoweit zu reden, als Jablonski daran bedeutsamen Anteil hatte. Zunächst von solchen mit der Schweiz und dann der Kirche von England.

Ähnlich wie in Deutschland hat auch die Reformationskirche der deutschen und französischen Schweiz eine Zeit dogmatischer Erstarrung, scharf und unduldsam ausgeprägter Rechtgläubigkeit durchlebt. Als die Hüter derselben den festen Besitz durch neuaufkommende Lehren zumal von Welschland her — ich habe dabei die mit dem Arminianismus in innerem Zusammenhang stehende, von Moses Amyraut ausgehende Bewegung im Auge — bedroht sahen, wurde als „ein Zaun und eine Vormauer des Eidgenössischen Glaubensbekenntnisses" eine Konsensusformel aufgestellt (1675), die von allen Kirchen- und Schuldienern, aber auch von den Lehrern der Hochschule vor Antritt des Amtes unterzeichnet werden mußte. Nur insofern war ihre Fassung milder, als eine Verdammung der Andersgläubigen nicht ausgesprochen wurde; den zur unbedingten Unterzeichnung gezwungnen Lehrern legten ein rauhes Joch die 25 Artikel auf, deren Summa in den beiden Lehrsätzen zusammengefaßt werden kann, daß auch die Vokalzeichen des Alten Testamentes inspiriert seien und daß Christus nur für die durch den ewigen Ratschluß Gottes zur Seligkeit Auserwählten gestorben sei; er habe gar nicht den Vorsatz gehabt, sich aller zu erbarmen. Damit war der Partikularismus der Gnadenwahl, wie er bei der Dordrechter Synode (1619) als Lehrsatz aufgestellt war, in

schroffster Ausprägung für die Reformationskirche der Schweiz festgelegt, zugleich aber auch eine Möglichkeit der Verständigung und Vereinigung mit den deutschen Reformationskirchen ausgeschlossen. Solches geschah am Frühmorgen des Aufkommens einer pietistischen Bewegung auch in der Schweiz. Daß dieselbe von Deutschland aus eingeführt worden, ist nun doch nicht nachweisbar. Die ersten, schlichten Boten des Pietismus sehen wir da und dort auftauchen, aber sie selbst ohne Kunde von den gleichen Vorgängen jenseits der Grenze. Spener hat vielleicht den ersten Anstoß in der Schweiz und da von einem Fremdling erhalten, damals als er in seiner Jugend den Predigten Labadies in Genf lauschte. Viel zutreffender ist die Annahme, daß die eine Reformationskirche in den verschiedenen Ländern, in denen sie heimisch geworden, die gleiche, innere Entwickelung durchlebt und zwar eine so gleichmäßige, daß sie fast gleichzeitig auch äußerlich in die Erscheinung tritt; ein weiterer, kostbarer Beleg, daß die verschiednen Reformationskirchen Zweige eines und desselben Stammes sind und dieser Stamm eine Pflanzung des heiligen Geistes, der die Braut des Herrn, die eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche, in alle Wahrheit führet. Einem ähnlichen, gleichzeitigen und doch nachweisbar von einander unabhängigen Vorgang in England und Deutschland sind wir bereits begegnet (S. 80).

Der ungemein fesselnde Vorgang in dem Geistesleben der Reformationskirche wird ganz um dieselbe Zeit in der reformierten Schweiz von drei Männern — die Geschichte hat ihnen den Beinamen „Theologisches Triumvirat" beigelegt — in Basel von Samuel Werenfels, in Genf von Alfons Turretini, in Neuenburg von Friedrich Osterwald, alle drei festgewurzelt in den Grundlehren der Reformation, aber zugleich von dem frommen Eifer beseelt, diese Glaubensartikel „heiliger Majestät" nach einem Wahlspruche Speners aus dem Kopf ins Herz der Gemeinde zu tragen, der Theologie der Schule fruchtbringende Bahn im Leben zu verschaffen. Was diese Bestrebungen auszeichnet, ist auch hier das ernste Bemühen, die engherzig gezogenen Grenzen einer erstarrten Rechtgläubigkeit zu erweitern und dadurch Fühlung und Gemeinschaft mit den andern Kirchen der einen unteilbaren Reformation auch zum gemeinsamen Kampf wider die überall sich geltend machenden Anläufe der Gegenreformation zu gewinnen. Nachweisbar sind die drei Glaubensmänner mit dem hauptsächlichen Vertreter gleicher Bestrebung in Deutschland, mit dem Hofprediger der Hohenzollern, die damals in der Schweiz im Begriff waren Fuß zu fassen, in schriftlichen Verkehr getreten; die Folge wird es zeigen. Die erste Anknüpfung zwischen Berlin und der Schweiz gleich im Anfang der erneuten Unionsbewegung am Brandenburger Hofe ging jedoch von dem Triumvirat aus. Neben Turretini war hervorragendster Geistlicher in Genf Benedikt Pictet, sein treuer Arbeitsgenosse zumal auf

gottesdienstlichem Gebiete in der Stadt Calvins, aber im Unterschied von ihm ein entschiedener wenn auch nach jahrelangem Kampf unterlegener Verfechter der Konsensusformel und Anhänger des heißumstrittenen Partikularismus in der Lehre der Gnadenwahl. Das hinderte ihn nicht, warm für eine Verbindung mit den andern Reformationskirchen einzutreten. Er fand für letzteres einen guten und begabten Kameraden, in einem jungen Professor in Lausanne, Jeremias Sterky, der in der Lehre der Gnadenwahl jedoch sich zum Universalismus bekannte. Wider beide war in liebenswürdig-milder Weise in Hamburg Daniel Scultetus[26]) aufgetreten. Wahrscheinlich durch den Grafen Alexander Dohna, der neben Fuchs zu den eifrigsten Förderern der Unionsbewegung gehörte, hatte Jablonski alsbald von den zwischen den drei Männern gewechselten Schriften Kenntnis erhalten. Als Besitzer der damaligen Baronie Coppet und dort erzogen, stand Dohna in nächster Beziehung auch zu den kirchlichen Vorgängen in Genf und dem Waadtland. Die Schriften fesselten unseren Hofprediger in hohem Grade; wiederholt kommt er in dem Briefwechsel jener Tage (1699) mit Leibniz auf sie zu sprechen.*) Auch mit Spener und Fuchs hat er eingehende Unterhaltungen über die ihm für seine Uninonsbestrebungen so bedeutsamen, gleichartigen Arbeiten in der Schweiz. Jablonski trat mit Sterky in brieflichen Verkehr. Ein Franzose — sein Name ist mir unbekannt geblieben — der Senior der Gemeinde von Charenton, hatte an Dohna die Bitte gerichtet, den Kurfürsten zur Veranstaltung eines Religionsgespräches zwischen Theologen der verschiedenen Reformationskirchen zu veranlassen. Außerdem hatte der Senior den Lausanner Professor um einen Abriß seines Planes des Zusammengehens der evangelischen Kirchen gebeten und Abschriften desselben an die ihm nahestehenden Grafen Galloway und de la Foreſt zur Übermittlung an den König von England und den Herzog Georg Wilhelm in Celle, den Gemahl der Eleonore d'Olbreuse, gesandt. Jablonski hielt die Zeit für eine allgemeine Theologenbesprechung des so heiklen Gegenstandes noch für verfrüht. Selbst zu einer Beratung mit Sterky in Nürnberg ist es, wie erwähnt, nicht gekommen. Dagegen gelang es ihm, Sterky für Berlin und an ihm einen treuen Mitarbeiter für seine Unionsbestrebungen zu gewinnen. Im Herbst 1702 traf der Professor aus Lausanne in Berlin ein,**) gerade zu der Zeit, als in den

*) Vergl. die einschlägigen Briefe bei Kapp a. a. O. zumal die Stellen in XI, XIV—XVI u. s. w.

**) Zu derselben Zeit hielt sich auch Francke in Berlin auf und war in lebhaftem Verkehr mit Jablonski, wie eine leider nur allzu knappe Tagebuchnotiz lautet: quocum fuse de rebus Missiones sacras spectantibus contuli. Sind es Verhandlungen gewesen inbetreff der äußeren Mission, die auch auf Betreiben Jablonskis in den Arbeitskreis der neugegründeten Akademie aufgenommen war und für die sich Francke damals schon lebhaft interessierte?

Friedensangelegenheiten Leibniz sich ebenfalls in der Hauptstadt befand; am 29. Oktober hatte er vor der Königin in der Schloßkapelle zu Lietzenburg zu predigen und bei der Einweihung der endlich im Bau vollendeten Parochialkirche am 8. Juli 1703 wurde Sterky als erster reformierter Geistlicher eingeführt. In der Bestallungsurkunde wird ihm — auch ein Zeichen der in jenen Tagen hochgehenden Bewegung für eine Union; das Collegium irenicum tagte gerade in Berlin — ausdrücklich zur Pflicht gemacht, die gegenseitige kirchliche Duldsamkeit mit den Lutheranern der Stadt zu erhalten. In der Schweiz nahm man den regsten Anteil an diesen Unionsbewegungen in Deutschland. Einer aus dem Triumvirat, Turretini, äußerte 1702 in einem Schreiben an den ihm persönlich bekannten Hugenotten-Pastor Ancillon in Berlin seine warme Genugtuung über die friedfertige Strömung in der deutschen evangelischen Kirche.*)

Durch das im Sand verlaufene Berliner „Friedenskolleg" war die erste, wie wir eben gesehen, auch von den Schweizern betonte Forderung Jablonskis, daß die Unterscheidungspunkte der beiden Kirchen nicht die Fundamentalartikel unseres evangelischen Glaubens berühre, für eine Weile zum Stillstand gebracht. Unentmutigt durch solchen Ausgang trat der Domprediger für die andere Forderung einer gemeinsamen Gottesdienstordnung der beiden noch getrennten Kirchen ein, in seinen Augen ein

*) Den bis jetzt noch unveröffentlichten Brief fand ich in der Genfer Universitätsbibliothek in einem Handschriftenbündel „Lettres concernant les églises réformées 1700—1714". Ein paar beachtenswerte Stellen aus dem Schreiben: „La réunion des Protestans d'Allemagne est la chose du monde la plus juste à en juger par les régles de l'Évangile. Quelle est d'ailleurs absolument nécessaire pour notre commune consécration, que c'est le seul moyen de nous garantir des entreprises du Papisme, qui ne néglige rien pour nous perdre les uns et les autres, et que tous ceux que la Providence a mis en état d'y travailler le doivent faire de toutes leurs forces. Streitereien werden nie das Ziel erreichen, setzt T. auseinander und fährt dann ganz im Sinne Jablonskis fort, daß die Hauptsache sei, de montrer dans toutes les occasions que les questions qui nous partagent ne sont point essentielles à la Foi ni fondamentales dans la religion; ferner d'ouvrir notre sein à notres frères de la confession d'Augsbourg, d'aller nous-mêmes à eux lorsqu'ils veulent nous recevoir et de les recevoir parmi nous lorsqu'ils y veulent venir, sans exiger de ceux qui viennent communier chez nous aucune sorte d'abjuration ni aucune engagement à ne plus communier dans leurs assemblées. En un mot de faire voir par toute notre conduite que nous les regardons entièrement comme nos frères et que nous ne former avec eux qu'une seule communion ecclesiastique etc. 83 Jahre früher hat die berühmte Synode zu Charenton (1631) bereits förmlich zum Beschluß erhoben, was Turretini hier seinem Freunde als persönliche Ansicht mitteilt. Die reformierte Synode beschloß bekanntlich, Lutheranern die Teilnahme am Abendmahl zu gewähren, auch ohne daß sie genötigt wurden, ihre heimische Kirche zu verlassen.

wesentlicher Schritt zur Anbahnung einer wahren Vereinigung. Daran verzweifelte er, daß die Lutheraner ihre Ordnung für die der Reformierten oder diese für die der Anderen aufgeben würden. Aber wäre nicht eine Vereinigung — so befürwortete er seine Gedanken auch vor dem König — durch gemeinsame Annahme einer dritten zu erzielen, die unter Vermeidung der in der lutherischen und auch reformierten Ordnung offen zu Tage liegenden Mängel dem Wesen der Reformationskirche entspricht? Diese dritte Weise ist nach seiner Überzeugung nicht erst aufzustellen; dazu würde sich auch die Zeit nicht als tüchtig und geschickt erweisen. Ihm ist sie schon gegeben und seit mehr wie einem Jahrhundert bewährt; die Gottesdienstordnung der Kirche von England. Ihre Einführung in Deutschland würde nur geringe, den hiesigen Verhältnissen gemäße Veränderungen erheischen. Mit warmer, jahrelang eifrig betätigter Entschiedenheit trat Jablonski für seine zweite Forderung und die von ihm befürwortete Weise der Lösung ein. Auch hier fand er ähnliche Bestrebungen in der Schweiz und hoffte durch sie Förderung und Kräftigung seines Planes zu gewinnen. Von dieser Mitarbeit zunächst.

Gleich am Beginn seiner Tätigkeit als Pastor und Professor der Theologie an der Genfer Hochschule (1678) hatte Pictet von der Vénérable Compagnie den Auftrag einer Durchsicht bezw. Verbesserung des Psalmbuches der Kirche und auch einer leisen Änderung der seit den Tagen Calvins im Gottesdienst eingehaltenen Liturgie erhalten. In treuer Mitarbeit seines Amtsbruders Tronchin war die Aufgabe in einer Weise gelöst, die den vollen Beifall des Erzbischofs von Canterbury, der schottischen Kirche, und ihrer Gemeinden in Irland, sowie die Hugenottengemeinden in Frankfurt, Magdeburg und Berlin gefunden. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts wurde das Psalmbuch in seiner veränderten Gestalt in den Gottesdienst der Genfer Kirche eingeführt. Nach diesem doch nicht ganz leicht erstrittenen Erfolg ging Pictet, warm unterstützt von seinem Amtsbruder Turretini, einen Schritt weiter und setzte es auch durch (1705), daß aus 53 von ihm teils gedichteten, teils übertragenen geistlichen Liedern zwölf ausgewählt und dem Psalmbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch beigefügt wurden. Eine derartige Veränderung eines kirchlichen Gesangbuches scheint großen Aufhebens nicht wert; für Genf und die reformierte Kirche der Schweiz war der Vorgang von hoher Bedeutung und Tragweite. Er bedeutete offenkundig den Bruch mit einer seit mehr wie anderthalb Jahrhundert pietätvoll festgehaltenen Satzung, das siegreiche Eindringen in die Hochburg der Kirche Calvins, einer freieren, duldsameren Richtung, für welche der Erfolg unabweisbarer Anstoß zu weiterem Vordringen sein werde. Auch ein bewußtes und erstrebtes Näherkommen an die lutherische Kirche, an die auf diesem Punkte Hand in Hand mit ihr gehende deutsch-reformierte Kirche.

Die Männer, welche die Sache eifrig betrieben, standen vornan im Bestreben, eine engere Fühlung mit den ausländischen Kirchen der Reformation zu gewinnen.

In dem nahegelegenen Neuenburg ging man um die gleiche Zeit einen bedeutsamen Schritt weiter und näher heran zu dem, was Jablonski erstrebte. Das Fürstentum Neuenburg war damals und ist es bis in das abgelaufene Jahrhundert geblieben, der einzige monarchisch regierte Staat der Eidgenossenschaft. Von den alten Grafen von Neuenburg war seit den Tagen der Reformation das Regiment im Besitz der Herzoge von Orléans-Longueville; der letzte Erbe des Hauses und seiner Rechte auf Neuenburg, die verwitwete Herzogin von Nemours war hochbetagt; sie starb 1707 im Alter von 83 Jahren. Ludwig XIV. gelüstete, das freiwerdende Fürstentum dem Prinzen von Conti zuzuwenden. Die nächsten Erbansprüche besaß der Gemahl der Königin Anna von England, Wilhelm III.*), er hatte dieselben bereits 1694 an seinen Vetter Kurfürst Friedrich III. abgetreten. Die Wahl des rechtsgültigen Thronbewerbers lag in der Hand Berns; sie fiel bekanntlich zu Gunsten des Königs in Preußen aus (1707). Neuenburg atmete auf. Das ganze Ländchen reformiert, und nun statt des gefürchteten katholischen Günstlings, des argen Verfolgers der Protestanten in Frankreich, einen Regenten gleichen Bekenntnisses, die Hauptstütze der Protestanten in allen Ländern gegenüber römischer Vergewaltigung. Der hervorragendste Geistliche des nun König Friedrich I. zugefallenen Schweizer-Ländchens war der dritte im theologischen Triumvirat, Friedrich Osterwald. Nur drei Jahre jünger wie Jablonski hat er ihn um sechs Jahre überlebt und überragt ihn auch an Dienstjahren. 63 Jahre lang bis zuletzt in geistiger Frische hat er als Pastor und Professor der Theologie in Neuenburg gewirkt. Noch zur Zeit, da die Neuenburger auf den König von England als ihren dereinstigen Fürsten rechnen zu dürfen hofften, hatten sie, insbesondere das geistige Haupt ihrer Kirche, an eine engere Verbindung mit der Kirche von England gedacht. Die vorsichtige, im ganzen doch recht bescheidne, von den Genfern geplante und auch durchgesetzte Änderung des Psalmbuches und der Gottesdienstordnung war Osterwald und den freier und selbständiger sich fühlenden Neuenburgern nicht genug. Wie Osterwald 1702 durch Herausgabe seines berühmt gewordenen Katechismus den altbewährten Calvins selbst in Genf verdrängte, so ging er auch an den

*) Der Vater Wilhelm des Dritten, der Prinz von Oranien, war der ältere Bruder unserer Kurfürstin Luise Henriette, ein Sohn von Friedrich Heinrich von Nassau. Schon im 16. Jahrh. hatte das im alten Burgund gelegene Fürstentum Orange seine Selbständigkeit bewahrt, war wie die benachbarte Schweiz und Savoyen reformiert geworden und in den Besitz der ebenfalls der reformierten Kirche angehörigen Fürsten von Nassau-Oranien gelangt.

Versuch, die bis dahin innegehaltene Gottesdienstordnung aus den Tagen der Reformation durch die von England übernommene zu beseitigen. Wir haben davon im Zusammenhang mit den gleichen Versuchen in Preußen zu reden und wenden uns nun den Bemühungen Jablonskis zu, zwischen den beiden größten evangelischen Mächten auf kirchlichem Gebiete eine engere Verbindung zur Förderung auch seiner Unionsbestrebungen in Deutschland anzubahnen.

Der Ceremonienmeister von Besser sagt in seiner Krönungsgeschichte (die auf Befehl des Königs Jablonski vor der Drucklegung zu begutachten hatte), daß der Kurfürst einen ungesalbten König nur für einen gemeinen König gehalten und deshalb dem Berliner reformierten und dem Königsberger lutherischen Hofprediger*) Ursin und von Sanden die Bischofswürde verliehen, damit seine Krönung einer französischen in der Kathedrale zu Rheims ähnlich werde. Zutreffender scheint, daß Kurfürst Friedrich III. nicht nach Frankreich als Vorbild gesehen, sondern nach dem verwandten Königshause in England, das mit ihm die Vormacht der Reformationskirche bildete. Drüben bei dem evangelischen Volk gilt bei einer Krönung das Wort: no bishop no king, ohne die Weihe eines Bischofs kein rechtsgültig gekrönter König. Dem sei wie ihm wolle, ob Friedrich III. in Rheims oder in London das Vorbild sich genommen: er wahrte seine evangelische Selbständigkeit und Überzeugung, daß er sich nicht entsprechend der unerläßlichen Forderung der Kirche von Rom und England, einen Bischof zu verschaffen suchte, der durch eine ungeschichtliche, vermeintlich seit den Tagen der Apostel ununterbrochen festgehaltene bischöfliche Handauflegung zu einem rechtsgültigen Bischof geweihet ist. In seinem eigenen Lande, ja unter seinen Hofpredigern hätte er einen solchen haben können; Jablonski, dessen Bischofsweihe England als eine auch nach seiner Wertung rechtsgültige anerkannte, würde so wenig wie später bei dem Grafen Zinzendorf Anstand genommen haben, den beiden für die bedeutsame, zum ersten Male im Hohenzollernhause sich vollziehende feierliche Handlung in Aussicht genommenen Hofpredigern die bischöfliche Handauflegung zu geben. Aus eigener Machtvollkommenheit, als oberster Bischof der Landeskirche hat Friedrich III. Ursin und Sanden die Würde verliehen und zwar als eine persönliche Auszeichnung, nicht als ersten Inhabern eines fortan in der deutschen evangelischen Kirche beizubehaltenden Amtes. Jablonski stimmte mit der Anordnung

*) Auch nachdem Kurfürst Johann Sigismund reformiert geworden und die Hohenzollern seitdem Hofprediger ihres Bekenntnisses hatten, blieb doch einem Geistlichen am Königsberger Dom der alte Titel, dem die in der preußischen Hauptstadt lange herrschende Richtung wohl nach römischem Vorbilde die Buchstaben i. p. i. hätte beifügen können.

des Königs nicht überein.*) Schon vor der Krönung hatte er deshalb mit Besser verhandelt; der König aber beharrte bei seiner Ansicht. Mit Gutheißung seines Freundes Grabe, vielleicht auf seine Veranlassung und Vermittlung wandte sich der Domprediger an Pastor Gatford, den Sekretär des Bischofs von Canterbury, mit der Bitte, den Primas zu einem Glückwunschschreiben an den König entweder in seinem eigenen Namen oder dem seines gesamten Kapitels zu veranlassen, durch welches der König bewogen werden könne, die bischöfliche Würde zu einem ständigen Amte nun auch in der evangelischen Landeskirche zu machen. Wir werden sehen, wie der Senior der Brüderunität diesen Lieblingsgedanken nach wenigen Jahren wieder aufnahm und eifrig bei dem Könige betrieb. Bereits 1699 hatte Jablonski einem Freunde in England von seinem Wunsche der Einführung der bischöflichen Würde in die evangelische Landeskirche im engen Zusammenhang mit seinen Unionsbestrebungen ausführliche Mitteilung mit dem Beifügen gemacht, daß auch Leibniz den Wunsch teile.**)

Aus manchem von uns bereits angedeuteten Anlaß beschäftigte den König vor und nach seiner Krönung lebhaft der Gedanke und Wunsch

*) Auch Leibniz nicht. In einem Briefe an Besser, den Berner in seinen „Quellen zur Gesch. d. Hauses Hohenzollern" (Berlin, 1901 I, 437) veröffentlicht hat, schreibt er am 19. März 1701: Entre nous je crois, qu'on aurait point mal fait de faire ordonner Monsieur Ursinus Evêque selon l'usage de l'église Anglicane. Car quoique cela ne soit point de necessité, néanmoins c'est une pratique fort raisonable de toute Eglise Chretienne, depuis les temps au moins fort proche les Apostres jusqu'au nostre, d'en avoir, et l'occasion aurait esté fort plausible d'en retablir quelque chose; jusqu'ici il n'y a point eu de Roy Chrestien sans Evêque. Vergl. zu diesen Worten die Anmerkung zu dem im gleichen Buche veröffentlichten Schreiben König Friedrich I. an Kurfürstin Sophie (S. 33).

**) Das ungemein fesselnde, meines Wissens noch nicht veröffentlichte Schreiben fand ich in der auch an Handschriften reichen erzbischöflichen Bücherei des Lambeth Palastes unter den Gibson papers (Nr. 935). Um des Schreibers willen sei hier eine Stelle mitgeteilt: . . . Scias igitur velim, me una cum unione ecclesiarum protestantium *επανορθωσιν* simul rerum ecclesiasticarum, quae a prima reformatione variis adhuc inter nos defectibus laborant, et cum primis conformationem ut regiminis et disciplimae sic liturgiae nostrae ad exemplar ecclesiae Anglicanae moliri, quamvis consilium istuc profundo usque pectore premam. Congregationes reformatae in plerisque ditionibus Brandenburgicis dispersae nulloque regiminis vinculo constrictae nescio quam Indepentismi speciem (praeterquam quod Electorem supremum suum episcopum venerantur) non nostra sed temporum culpa referunt. Ego autem episcopi filius et nepos et ipse a teneris in ecclesia episcopali educatus sum et in Anglia sacro illo et ad priscae ecclesiae exemplar composito ordine ita fui adfoetus, ut non potuerim non indignari ecclesiis plerisque reformatis, quae per *αμετριαν της ανθολκης* sic a romana ut a catholica successione simul discederent.

eines innigeren kirchlichen Verbandes mit dem größten andern evangelischen Königreich. Niemand in seiner Umgebung war mit der Kirche von England vertrauter als Jablonski, er auch seit Jahren mit den hervorragendsten dortigen Kirchenmännern befreundet. Aus voller Überzeugung teilte der Hofprediger die von dem Großen Kurfürsten dem Sohne vermachte Kirchenpolitik der Notwendigkeit eines engen Zusammenschlusses der evangelischen Mächte wider das einheitlich geschlossene und darum siegreiche Vordringen der Gegenreformation. Wie erwähnt, hat der König den drei von seinem Hofprediger aufgestellten Forderungen für eine Union Beifall und Zustimmung gegeben. Zur Ausführung der ersten Forderung sollte das geplante Friedenskolleg dienen. Für den andren Ratschlag einer neuen gemeinsamen Gottesdienstordnung als wesentlicher Hilfe und auch Ausdruck der zu erstrebenden Kirchenvereinigung war es dem begeisterten, überzeugten Lobredner der englischen Kirche nicht schwer, ihre Gottesdienstordnung als die geeignetste zum gemeinsamen Ersatz für die unterschiedlichen, nun zu beseitigenden lutherischen und reformierten Gottesdienstordnungen dem obersten Landesbischof zunächst wenigstens zu einem Versuch der Einführung zu empfehlen. Jablonskis Vorliebe für das „Allgemeine Gebetbuch" (Common Prayer book) ist nicht unbegründet; er teilt sie mit der Mehrzahl seiner Kenner, mögen sie auch in der Begründung seines Wertes zum Teil weit auseinandergehen. Gewiß besitzt die Gesamtkirche der Reformation in diesem Gebetbuch eines der herrlichsten Denkmale jener einzigartig großen Zeit, einer evangelischen Gemeinde Betbuch voll biblischen Geistes. Seine hohe Bedeutung für das englische Volk liegt mir hauptsächlich darin, daß es ein einheitliches gottesdienstliches Band um seine Gemeindeglieder auf der weiten, weiten Welt schlingt. Bei weltweiten Reisen zu Wasser und zu Land habe ich den unberechenbaren Segen kennen gelernt, daß wo auch nur zwei oder drei Familien sich treffen, sie alsbald in dem gemeinsam gelesenen Kirchenbuch den geistigen Zusammenhang mit ihrer feiernden Gemeinde daheim, mit den fernen Hausgenossen vor dem Angesichte Gottes besitzen. Dort in der Heimat singen sie zur gleichen Stunde dieselben Psalmen, beten sie dieselben Gebete, ihnen allen teuer und wert von Kindesbeinen an, lesen sie die gleichen Schriftstücke Alten und Neuen Bundes, bekennen sie das gleiche uralte apostolische Bekenntnis. Völlig im Geiste der Reformation und unserer gemeinsamen evangelischen Kirche hat dieses Gebetbuch wie kein andres den innigen Zusammenhang der Kirche mit dem Hause gewahrt und verklärend befestigt. Kein Kirchenbuch eines evangelischen Volkes ist mir bekannt geworden, das der feiernden Gemeinde am Tage des Herrn zur gemeinsamen Erbauung dienet und gleichzeitig ein täglich zu gebrauchendes Hausbuch bei den Morgen- und Abendandachten der Familie ist. Das schlingt ein unzerreißbar starkes Band der Zusammengehörigkeit um Kirche und

Haus. Vollberechtigt kann der Brite im Blick auf seine schwer errungne bürgerliche Freiheit das stolze my house my castle aller Welt verkünden; mit dem gleichen Rechte im Hinweis auf sein „Kirchen- und Haus-Gebetbuch" das schöne, tief evangelische my house my church. In der gemeinsamen, fortlaufenden Schriftverlesung der heiligen Bücher Alten und Neuen Bundes an jedem Tage während des ganzen Jahres — das Alte Testament wird in den festgelegten Schriftstücken jährlich einmal, das Neue Testament dreimal, die Psalmen monatlich durchgelesen — ist in der Gemeinde und unter dem englischen Volk eine Schriftkenntnis verbreitet wie kaum anderswo. Die Familie wird sich in den durch das Gebetbuch mit seinen Schriftstücken angeregten und geförderten Hausandachten ihrer Zugehörigkeit zu dem „königlichen Priestertum" täglich bewußt. Vater oder Mutter, die mit diesem Buche die Andachten der kleinen Hausgemeinde leiten, werden immer wieder an den köstlichen Beruf gemahnt, den Insassen ihres Hauses Priester und Priesterin zu sein, sie gleich allen in diesem Betbuch zu einer Gemeine der Heiligen berufenen Gliedern wie des Volkes so der Kirche. So haben es die Väter gehalten bis hinauf in die Heldentage der Reformation, so werden es die um den gleichen teuerwerten Schatz versammelten Kinder halten bis ins fernste Glied. Und das echt reformatorische Buch duldet auch in den Handlungen der Kirche an den Gemeindegenossen kein Ansehen der Person. Das Königskind wird mit den gleichen Worten getauft wie das Kind des Bettlers; die Kirche geleitet mit den gleichen Worten des allgemeinen Gebetbuches den Ärmsten im Volke zum letzten Gang auf Erden wie den König und verschont beide mit einer Grabrede.

Bereits 1699 hatte Jablonski in Hoffnung der Einführung seinen Freund Grabe in Oxford um eine Übersetzung des Allgemeinen Gebetbuches ersucht. Sie war selbstverständlich an einzelnen Punkten verändert und deutschen Verhältnissen angepaßt. Wie es scheint auf eigene Kosten hatte Jablonski die Handschrift in Frankfurt drucken lassen (1704); Professor Strimesius, ebenfalls für die Einführung warm eingenommen, hat wohl die Bogen, wie sie aus der Universitätsdruckerei hervorgingen, durchgesehen. Das zu Rate gezogene Konsistorium war anfänglich unschlüssig, ob man es bei einer Übersetzung bewenden lassen oder vielleicht mit Zugrundlegung des bewährten Buches die neue Ausarbeitung eines in den königlichen Landen einzuführenden Allgemeinen Gebetbuches in die Hand nehmen solle. Noch unter dem Einfluß seines Vorsitzenden Fuchs, der 1704 heimging, hatte sich das Konsistorium für die Übersetzung entschieden. Der König, dem auch in der Gottesdienstordnung an einem Zusammengehen mit der englischen Kirche viel gelegen war, ließ durch seinen Geschäftsträger Bonnet[27]) in London je ein Exemplar der Königin Anna und dem Primas von England zur Begutachtung überreichen.

Während von der Königin alsbald ein anerkennendes Dankschreiben einlief, verlautete von dem Erzbischof nichts, trotzdem Bischof Urfin die Übersendung mit einem Begleitschreiben versehen. Wiederholt fragte der König, ob denn noch immer keine Antwort erfolgt sei. Er war ärgerlich über das auffällige, scheinbar geringschätzende Betragen; es verdroß ihn in einem Grade, daß er in seinem Eifer für die Sache merklich nachließ und erkaltete. Fortan war keine Rede mehr von der ursprünglichen Absicht am ersten Advent 1706, diese Gottesdienstordnung in der Schloßkapelle und im Dom einzuführen, während den lutherischen Kirchen der Hauptstadt freigestellt bleiben sollte, ob sie dem gegebenen Beispiel folgen wollten. Als endlich der Erzbischof sein arges Versehen erkannte, suchte er sich mit dem Vorgeben zu entschuldigen, das Buch sei nicht in seinen Besitz gelangt. Wie weit dies zutrifft, bleibt wohl unaufgeklärt. Ein paar Jahre später (1710) läßt die Königin Baron Printzen bei Gelegenheit der Wiederaufnahme der Verhandlungen wissen, daß die Geistlichkeit nun eifrig für die Sache sei, and if former overtures (es sind die eben erwähnten von 1704 gemeint) have met with a cold reception from any of the clergy, such behaviour was directly contrary to their general inclination and to their avowed sense.*)

Das steht fest; der Primas stand den Bestrebungen einer näheren Verbindung von England und Preußen fremd und kühl gegenüber. Noch hatte Jablonskis Freund, Wilhelm Wake, den erzbischöflichen Stuhl nicht inne; auf ihm saß, als Nachfolger des berühmten Predigers Tillotson, Thomas Tenison, damals bereits ein Siebziger (1634—1715), den seine Freunde einen verwitterten Fels (an old rock, könnte aber auch mit „alter, harter Käs" wiedergegeben werden), seine Gegner aber stumpf und schwerfällig (dull and heavy) nannten. Früher, noch unter Jakob II. gehörte er zu den höheren Geistlichen, die mannhaft wider die romanisierenden Bestrebungen des letzten Stuart auf dem Throne auftraten. Soweit er von den kirchlichen Vorgängen in Deutschland Kenntnis nahm, war die Kunde zu ihm gedrungen, daß in Helmstedt und auch der nächsten Umgebung des englischen Hofes, aus dem voraussichtlich nach dem Tode der Königin Anna ein englischer Thronerbe hervortreten könne, Bestrebungen zu einer vermeintlichen Union mit Rom sich vor Jahren geltend gemacht und ihre Befürworter nach dem Scheitern der anfänglichen Pläne eifrige Werber für eine Union zwischen der lutherischen und reformierten Kirche in Deutschland, einer engeren Verbindung der deutschen und englischen Kirche seien. Und nun war an den Erzbischof gar die betrübende und ihn empörende Nachricht gelangt, nicht nur, daß die Enkelin des

*) Das Schreiben des Geheimsekretärs der Königin, St. John, abgedruckt in Life of John Sharp, Lord Archbischop of York (London, 1825) I, 424.

warm für die Kirchenunion in Deutschland tätigen Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel ihren evangelischen Glauben verleugnet und zur römischen Kirche übergetreten, um mit dem spanischen König Karl III., dem späteren Kaiser Karl VI., in die Ehe zu treten, sondern mehr noch, daß die Helmstedter Fakultät den Schritt gutgeheißen und die Prinzessin ihre anfänglichen Gewissensbedenken wegen des Übertrittes erst durch diese Gutheißung zum Schweigen gebracht (1705).

Zutreffend an der peinlichen Nachricht war — wir folgen hiebei zumeist einem eingehenden Bericht Jablonskis an den Erzbischof*) —, daß Herzog Anton Ulrich in Anlaß der Verlobung und des geforderten Übertrittes zwar nicht die Fakultät, aber die beiden Professoren Fabricius und Schmidt, sowie den Wolfenbütteler Superintendenten Specht im tiefsten Vertrauen um je ein Gutachten angegangen. Gegenseitig war tiefstes Schweigen gefordert und zugesichert. Selbst die beiden Hofprediger des Herzogs hatten keine Ahnung von dem Vorhandensein der drei Gutachten. Was konnte aber in jenen Tagen vor den Spüraugen der Jesuiten verborgen bleiben? Der auch bei den Vorarbeiten zur Erlangung der preußischen Königskrone wiederholt und immer in zweideutigem Licht auftauchende Jesuit, Freiherr Friedrich von Lüdinghausen gen. Wolff (famosissimus Jesuita Viennensis nennt ihn einmal Jablonski) wußte sich in den Besitz einer Abschrift zu setzen und hatte dann nichts eiligeres zu tun, als sie zum Beleg, daß die Helmstedter Fakultät den Übertritt zur römischen Kirche gutheiße, zu veröffentlichen. Die Schrift machte das größte Aufsehen, erregte zumal in England, wo die Erinnerung an die Kämpfe mit dem letzten Stuart noch in frischem Gedächtnis war, den heftigsten Unwillen, verstärkt durch die Besorgnis, daß mit den von vielen scheel angesehenen Hannoveranern vielleicht auch die Jesuiten wieder in England Fuß fassen würden. Und damals konnte noch nicht einmal bekannt sein, daß bald darauf (1710) Herzog Anton Ulrich selber, mehr wie 70 Jahre alt, den unbegreiflichen Schritt tun und seiner Großtochter in die römische Kirche nachfolgen werde. Der Primas von England war empört über den Glaubenswechsel, und daß lutherische Theologen der Landeshochschule den Schritt billigen konnten. Er wandte sich durch Ayerst, den englischen Gesandtschaftsgeistlichen in Berlin, um Auskunft an Jablonski. Dem Domprediger hat es auch jetzt noch, nach-

*) Das meines Wissens ebenfalls noch nicht veröffentlichte Schreiben befindet sich in den Gibson papers Nr. 32. Meine Bücherei besitzt die Flugschrift des Helmstedter Professors Fabricius. Epistola ad pios et eruditos Britannos, qua famam suam contra falsas et iniquas relationes tuetur (Helmstadii, 1708), eine ziemlich erregte Abwehr auf die hauptsächlich von der Londoner Zeitschrift (novella) des Post-boy (Nr. 2067 u. 71) ausgesprochenen Angriffe und, wie der Prozeß meint, Verdächtigungen.

dem bereits ein paar Jahre seit dem Vorfall verstrichen, Mühe gekostet, genaues über die Sache zu erfahren, so daß er sich an Fabricius selbst wandte und dessen Aussage dem Erzbischof mitteilte. Es gelang ihm den Unmut des Primas zu besänftigen. Die vor ein paar Jahren zu einem unliebsamen Stillstand gebrachten Verhandlungen mit der Kirche Englands konnten nach siebenjähriger Pause wieder aufgenommen werden (1711).

Das befremdliche Benehmen des englischen Primas trifft nicht allein die Schuld des Stillstandes. In Deutschland traten Ereignisse ein, die in den tonangebenden Kreisen erkältend auf die anfänglich so hoffnungweckende Beteiligung an den Unionsbestrebungen wirkten. Das durch die unbesonnene Schrift Winklers und deren böswillige Veröffentlichung weithin in der auch ohnedem schon in jenen Tagen erregten lutherischen Kirche hervorgerufene starke Mißtrauen wirkte lähmend auf laue Unionsfreunde, denen die Sache nicht eine tief-religiöse, aus dem Evangelium hervorgehende Gewissenspflicht war. Der König wurde durch die ernsten politischen Verwickelungen gerade jener Jahre von den kirchlichen Angelegenheiten, deren ärgerlicher Verlauf mit dem Primas von England ihn verdrossen hatte, stark abgezogen. Auch die glänzende Reihe wackerer Staatsmänner noch aus der hohen Schule des Großen Kurfürsten, deren unvergeßliche Bedeutung für die aufsteigende Größe Preußens und in weiterer Folge Deutschlands zu keinem geringen Teile in der von frommer Überzeugung getragenen Vertretung einer im Wesen der Reformation begründeten Kirchenpolitik ruht, lichtete sich von Jahr zu Jahr. In die Lücken traten wohl edle, von dem gleichen hohen Geist beseelten Männer, denen aber zunächst die in jahrelanger Übung gereifte Erfahrung fehlte. Der so unverdient in Ungnade gefallene Eberhard v. Dankelmann war auch in seiner kirchen-politischen Bedeutung von dem Nebenbuhler und Nachfolger nicht ersetzt worden. Fuchs war 1704 heimgegangen; der an seiner Stelle den Vorsitz im Konsistorium erhielt, Ludolf v. Dankelmann, kann bei aller Tüchtigkeit nicht als ein Ersatz für den gleichermaßen in der Kirchenpolitik wie als Staatsmann hochbegabten Vorgänger gelten. Der Oberhofmeister des Kronprinzen, Graf Alexander von Dohna[28]), einer der regsten Förderer der Union in Deutschland, mit welchem Jablonski zumal durch seinen im Schloße gegebenen Konfirmanden-Unterricht der Töchter in fast täglichem Verkehr und Gedankenaustausch war, hatte 1702 seine Stelle niedergelegt und sich auf seine Güter nach Preußen zurückgezogen.

Auch Hannover war bedauerlicher Weise stark von der früheren Stellung in dieser Frage zurückgetreten. Der Vorwurf kann den Männern dort nicht erspart bleiben, daß sie erst in zweiter Linie von religiösen, rein evangelischen Beweggründen getrieben für eine Union innerhalb der Reformationskirche eingetreten und darum auch leicht aus Rücksichten der

„Opportunität" — mag das in die Feder geflossene Fremdwort hier stehen, das deutschem Wesen so fremd zu bleiben hat, wie unsere Muttersprache sich weigert, das feige Ding, das uns zu verderben droht, in ihrem großen, schönen Sprechsaal Aufnahme zu gewähren — das ergriffene Banner im Stiche gelassen haben. Dem Sohne des 1698 verstorbenen ersten Kurfürsten von Hannover, Georg Ludwig, war das 1707 veröffentlichte Gutachten der Helmstedter in Betreff des Glaubenswechsels höchst ungelegen gekommen. Enthielt es doch den bitterbösen, schier unbegreiflichen, nun aber aller Welt bekannt gewordenen Satz: „Wir sind überzeugt, daß die Katholiken mit den Protestanten übereinstimmen und daß die Streitigkeiten, die es unter ihnen gibt, nur auf Wortstreitigkeiten hinauslaufen. Der Grund der Religion befindet sich auch in der römisch-katholischen Kirche und man kann dort rechtgläubig sein, rechtschaffen leben, gut sterben und die Seligkeit erlangen. Die Prinzessin von Wolfenbüttel kann deshalb zur Beförderung der beabsichtigten Ehe die katholische Religion annehmen."*) Es war gerade um die Zeit, in welcher England sich zu entscheiden hatte, ob es der jüngeren Linie der Stuarts, der hannoverschen, weil sie evangelisch, den Vorzug vor der älteren Linie, die katholisch geblieben, geben wolle. Um sich von allem Verdacht zu reinigen, als ob er die romanisierenden Gelüste der lutherischen Professoren teile, trug der Kurfürst Leibniz auf, von der Helmstedter Fakultät einen Widerruf bezw. eine Verwerfung des Gutachtens einiger seiner Professoren zu fordern, — eine harte Nuß für den einstigen Unterhändler mit Spinola und Bossuet — trug ihm weiter noch auf, sich von den Unionsbestrebungen mit Berlin fern zu halten. Der Kurfürst kannte die kühle Aufnahme, die vor ein paar Jahren des Königs Versuch der Einführung der englischen Gottesdienstordnung bei dem Erzbischof gefunden; er wußte auch, daß von einigen lutherischen Theologen sowohl die Winkler'sche Schrift als nun auch das Helmstedter Gutachten zu Verdächtigungen wider die Unionsbewegung ausgenutzt wurden, als ob sie folgerichtig zu einer Vereinigung mit Rom führen werde. Auch Leibniz gab nun aus Opportunitätsgründen den Rat, alles zu vermeiden, wodurch die Hannoveraner gegen die Römisch-Katholischen als lau erscheinen können, zumal ihr ganzes Recht auf die Nachfolge in Großbritannien in der Ausschließung und in dem Haß gegen die römische Kirche begründet sei. Leibniz schwieg, löste die Verbindung mit der einst eifrig geförderten Unionsbewegung und ihren begeisterten Wortführern

*) Wieviele deutsche Prinzessinen sind in den abgelaufenen zweihundert Jahren dem argen Rat der Helmstedter Professoren gefolgt und „zur Beförderung einer beabsichtigten Ehe," aber zur Schmach ihrer evangelischen Kirche in die römische und griechische Kirche gelaufen!!

auf und — schrieb seine Theodicee, das Monumentalwerk seines Lebens, seiner Weltweisheit.

Jablonski konnte nicht schweigen. Er hätte mit sich selbst, mit der nach seiner Überzeugung von Gott ihm gewiesenen Lebensaufgabe brechen müssen, würde er bei dem scheinbaren Unterliegen entmutigt die Wahlstätte verlassen haben. Ihm war es im Glauben gewiß, daß die große, das Leben der Völker in der Tiefe bewegende Reformation der christlichen Kirche erst dann zu ihrem siegreichen Abschluß und einem dauernden Frieden gelangen werde, wenn die Frage einer auf die Wahrheit des Evangeliums in Liebe sich gründenden Verbrüderung der nach Gottes Willen unterschiedlichen Reformationskirchen in unserem deutschen evangelischen Volke und mit den Glaubensgenossen in allen Ländern, gleich uns rechten, ächten Söhnen und Töchtern der einen Reformation (alma mater), gelöst sein wird. Des Dompredigers Bemühungen um eine Lösung der brennenden Frage ruhten keinen Augenblick, wenn es auch nicht leicht ist, ihnen heute noch Jahr für Jahr und Schritt für Schritt unmittelbar nach der Schlappe, die der Unionsbewegung geworden, nachzugehen. An eine baldige Wiederaufnahme der ersten Forderung einer gegenseitigen friedfertigen Auseinandersetzung und Verständigung, daß die unterscheidenden Lehren der beiden evangelischen Kirchen Deutschlands nicht den Herzpunkt der Reformation berühre, da vielmehr volle Übereinstimmung herrsche und darum trotz des Unterschiedes ein einträchtiges Zusammenleben möglich und Rom gegenüber notwendig sei, daran war zunächst nicht zu denken. Oder wenigstens nur mittelbar durch Anbahnung gleicher gottesdienstlicher und kirchenregimentlicher Ordnung. Indem Jablonski die Herstellung einer solchen durch Anempfehlung einer erprobten und bewährten auswärtigen Ordnung am ehesten ermöglichen zu können meinte, hoffte er damit zugleich einen bedeutsamen Schritt zur Annäherung und zum Zusammenschluß der evangelischen Mächte wider die Angriffe der Gegenreformation vorwärts zu tun. Wir haben schon erwähnt, daß an verschiedenen Orten der deutschen und französischen Schweiz an die seit den Tagen Calvins festgelegte gottesdienstliche Ordnung eine umgestaltende Hand angelegt wurde. Pictets Vorschläge in Genf waren angenommen. Osterwald in Neuenburg ging in der Umgestaltung weiter und lenkte in die Bahnen ein, die in Berlin Jablonski betreten und für welche er Begleiter warb. Grade mit Neuenburg unterhielt auch auf kirchlichem Gebiete Berlin in jenen Jahren regen Verkehr, seitdem der König Herr dieses Teils der Eidgenossenschaft geworden. Die von dem preußischen Hofprediger in seiner gleich zu erwähnenden Denkschrift an Baron von Printzen aufgestellten drei Forderungen für einen andächtigen und erbaulichen Gottesdienst hatte der Neuenburger Kirchenmann sich zu eigen gemacht und nach ihnen 1708 den Gottesdienst in der

seiner Leitung anvertrauten Kirche mit so gutem Erfolg umgestaltet, daß auch Genf dem Vorgang Beifall schenkte und Gefolgschaft leistete.*)

Nach dem Tode Dankelmanns (1709) hatte Baron Marquard Ludwig von Printzen den Vorsitz im Konsistorium erhalten. Schon vor zehn Jahren war der Domprediger dem bedeutenden Manne und hochgestellten Beamten nahe getreten, damals als er rasch hintereinander zwei seiner Töchter im Landhause von Fuchs in Malchow traute; bis an sein Ende blieb er in inniger und auch herzlicher Fühlung mit dem Leiter der geistlichen Angelegenheiten in Preußen. Als Printzen 1725 starb, meldete Jablonski seinen Tod einem Freunde mit den wohlverdienten Worten: Er war die vornehmste Stütze der reformierten Kirche und mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, daß er von jedermann geliebt und von den Widerwärtigen gefürchtet wurde. Wenn auch nicht mehr von dem Großen Kurfürsten geschult, ist doch unter den Ministern der beiden ersten Könige kaum einer, der den Staatsmännern aus dieser hohen Schule, zumal einer Persönlichkeit wie Fuchs, so ähnlich gewesen wie Printzen, auch darin, daß seine Staatspolitik — er war Jahre hindurch nächster Arbeitsgenosse von Ilgen — Hand in Hand ging mit seiner Kirchenpolitik und er in der gleichmäßigen Behandlung beider das Heil und die Größe Preußens erblickte. Die Gemeinschaft der Interessen auf staatlichem und kirchlichem Gebiete führte die beiden im Verkehr gleich freundlichen, im Berufe freimütigen Männer, den Minister und Konsistorialpräsident und den Domprediger, vielfach und ständig in nahe Berührung, zumal der mächtige Minister entschieden auch für die von Jablonski verfolgte Unionsbestrebung eintrat.

Sobald Printzen die Leitung des Konsistoriums übernommen, war er bereit, die vor sechs und sieben Jahren unterbrochenen Arbeiten für die Union und zwar zunächst im Verfolg der zweiten schon vor länger als einem Jahrzehnt aufgestellten Forderung vor dem König zu vertreten. Nicht durch Wiederaufnahme des im Palaste des Erzbischofs zur Erde gefallenen Fadens; man konnte nicht voraussehen, ob die einstige Verdrießlichkeit des Königs geschwunden und er Lust habe, vor dem gleichen Primas dieselbe Sache ein zweitesmal anregen zu lassen. Vielmehr daß die Dom-

*) In der mir nur in engl. Übersetzung vorliegenden Druckschrift teilt Jablonski Baron Printzen mit: According to this threefold rule, the Church of Neuchatel has now for these two years past ordered and performed their divine service after a very loving and edifying manner, which likewise gave those of Geneva a desire of doing the same; which, whether it is as yet effected, I am not informed. In einer späteren Ausgabe wurde die Jablonski'sche Denkschrift dem Kirchenbuche vorgedruckt. Weder in Neuenburg noch in Lausanne konnte ich ein Exemplar davon zu Gesicht bekommen, so daß ich für diese Angabe auf Mitteilungen aus zweiter Hand angewiesen bin.

geistlichen im Auftrag des Königs aufgefordert wurden, gesonderte Gutachten über evangelische „Kirchendisziplin" einzureichen. Was aus dem andren Gutachten geworden, habe ich nicht erfahren; sie mögen bald in Vergessenheit geraten sein. Auch um der von ihr ausgegangenen Wirkung willen haben wir einen Blick auf die Denkschrift Jablonskis zu werfen. Sie zeigt den geübten Meister in solchen Arbeiten; sie ist klar, in knapper Übersichtlichkeit das schwierige Gebiet beherrschend und darstellend, mit großer Vorsicht und Gewandtheit die Frage innerhalb der engeren Umgrenzung behandelnd, die er vielleicht selbst mit dem Obermarschall verabredet. Dem Kundigen ist zu Mute, als ob er nur von den Vorzügen der Kirche von England rede, und doch geschieht in dem ganzen Schriftstück des allgemeinen Gebetbuches keine Erwähnung. Die gestellte Aufgabe wird rein „akademisch" mit großer Sachkenntnis und auch bedeutendem liturgischem Verständnis und Feingefühl abgehandelt.

In seiner Denkschrift geht der Domprediger von der allgemein zugestandenen Tatsache aus, daß verschiedene evangelische Kirchen im berechtigten Gegensatz zu dem prunksüchtigen, überladenen und götzendienerischen (pompous, cumbersome idolatrous; ich besitze nur die englische Übersetzung) römischen Gottesdienst in die entgegengesetzte Übertreibung eines kalten, flachen und nicht genügend ehrfurchtsvollen Gottesdienstes ((frigid, superficial, not enough, respectful) geraten seien. Auf zwei Punkte sei das Augenmerk zu richten: das Wesen öffentlichen Gottesdienstes und die beste Art seiner Ausrichtung. Irrig sei die weitverbreitete Ansicht, daß das Schwergewicht evangelischen Gottesdienstes in der Predigt beruhe; man sage heutzutage nicht: wohin gehst du zum Gottesdienst, sondern wohin zur Predigt? In der ältesten Kirche zählte die Predigt nicht zum Gottesdienst, galt vielmehr als eine Unterbrechung desselben, als ein Einschiebsel (interruption, parenthesis), „nach dem man gebetet, Psalmen gesungen, die Schrift gelesen, reihte der Geistliche daran eine kurze Ermahnung und fuhr dann im Gottesdienst fort." Im Blick auf den, dem die feiernde Gemeinde dienen will, ergeben sich neun Teile des Gottesdienstes: 1) Sündenbekenntnis; 2) unter Kniebeugung Anbetung (adoration) Gottes; 3) Lob- und Danksagung; 4) Selbsthingabe an Gott (consecrating, ourselves to God), daß wir mit Leib und Seele, mit allem, was wir sind und haben, zu Gottes Ehre und Dienst leben wollen; 5) Bittgebet; 6) Schriftverlesung; 7) Spendung der Sakramente; 8) Almosengeben; 9) Fasten. Die acht ersten Teile müssen in jedem Gottesdienst zu ihrem Recht gelangen, der neunte nur bei besonderem Anlaß. Die einzelnen Teile haben sich klar von einander zu scheiden. Jablonski weiset ausdrücklich jeden Versuch ab, die acht Teile in einem einzigen, langen, unklaren Gebet ohne Unterbrechung (one long confused and undivided prayer) vorzubringen. Entschieden hat sich der Gottesdienst von der Predigt abzuheben, hat auch häufig ohne eine

solche stattzufinden. Er darf höchstens drei Viertelstunden dauern; die Gemeinde soll sich redend an dem Gottesdienst beteiligen (per antiphonias). Der Domprediger bedauert, daß die ganz tätige Beteiligung der Gemeinde außer dem Gesang nur in dem dreifachen Ja bei der Vorbereitung des hl. Abendmahles und in dem Amen am Schlusse verlautbare und auch selbst da schweigen so viele. Drei Leitsätze stellt der Domprediger für einen Andacht und Erbauung weckenden evangelischen Gottesdienst auf: 1) wir haben die vortrefflichen Vorbilder von Liedern (hymns) und Gebeten der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes nachzuahmen; 2) mit tüchtigem und geheiligtem Geist unter Leitung des hl. Geistes zu erwägen, was im Gottesdienst zu Gottes Ehre und des Menschen Heiligung dienet; 3) das Beispiel der ältesten, von den Aposteln und apostolischen Männern geordneten Kirche muß für uns von großem Gewicht sein. Ihn selbst — so beteuert er frei und offen Printzen — habe bei dieser Denkschrift nur das eine herzliche Verlangen geleitet, daß Gott gepriesen und die Gemeinde erbauet werde. Wolle der Minister auf die Vorschläge eingehen, so sei er bereit, Hand ans Werk zu legen.

Wir Spätgeborne haben hier nicht auf eine Beurteilung der Denkschrift einzugehen, die doch nur ein fesselndes, beschriebenes Papier geblieben ist. Noch weniger steht mir zu, die eigne teilweise unterschiedliche Auffassung evangelischen Gottesdienstes, zumal inbetr. der der Predigt anzuweisenden Stelle mitzuteilen und zu begründen. Wem kann viel daran gelegen sein? Geflissentlich läßt die Denkschrift sowohl die lutherische wie reformierte Gottesdienstordnung des Landes unberücksichtigt. Sie will nicht eine ausbessernde Hand zur Beseitigung vorhandener Mängel anlegen, die nun doch wieder dem einen oder andern Teil nicht genehm wäre; sie will den zwei Kirchen auf Kosten eines beiden gleichwertigen Opfers eine neue auf das Wort Gottes sich gründende, völlig im Geiste der Reformation gestaltete Ordnung geben. Als eine solch mustergültige schwebt Jablonski die der Kirche von England vor. Wer seinen Lebenslauf aufmerksam verfolgt, hat nicht Lust, mit ihm darüber zu rechten. In solch warmer Befürwortung hatte er noch die andre, ihm wichtige Lebensaufgabe im Auge, gleichzeitig mit der Anbahnung einer Vereinigung der beiden lang getrennten Brüder aus dem gemeinsamen Haus der Reformation in Deutschland die Annäherung der auswärtigen Reformationskirchen auch zur vereinten Abwehr der römischen Kirche und ihrer Gegenreformation in die Wege zu leiten. Wahrlich ein echt evangelisches, dringend erforderliches Unternehmen! Darum hat Jablonski auch in dem innigen Wunsch, den vor sieben Jahren durch den Primas von England abgerissenen Faden der Verhandlung an anderer Stelle wieder anzuknüpfen, mit zwei Engländern in Berlin, die von dem gleichen Wunsch einer Annäherung beseelt waren, mit dem ihm befreundeten Gesandten

am Königshof und seinem Hausgeistlichen, den Inhalt der Denkschrift besprochen und von ihnen ermutigt die Wege beraten, wie sie der Erfüllung des gemeinsamen Wunsches dienen könne.

Daheim und auch in Berlin in hohem Ansehen und weitreichendem Einfluß stehender Gesandter am preußischen Hof war Thomas Wentworth, nach dem Tode seines Vetters 1695 Lord Raby, 1711 zum Grafen Strafford erhoben. Zwölf Jahre jünger wie Jablonski war er mit 16 Jahren schon Ehrenpage bei der Gemahlin Jakob II. geworden, hatte sich dann dem Kriegsfache zugewandt und darin so ausgezeichnet, daß er mit 25 Jahren Befehlshaber der königlichen Dragoner, zehn Jahre später Generalleutnant wurde. Marlborough hätte den begabten, kühnen Soldaten gern bei den Waffen gehalten; die Königin aber gab dem Wunsche Friedrich I. nach und sandte den wie im Felde so auch im Gesandtschaftswesen hervorragend befähigten Mann nach Berlin (1703), woselbst er gar bald eine für England wie auch Preußen bedeutsame Rolle spielte. Raby sowohl als auch sein Hausgeistlicher Ayerst waren in nahe Berührung mit dem Hofprediger getreten, dessen Vorliebe für die Kirche Englands sie bald erfahren hatten und dessen Bemühungen einer Annäherung der beiden evangelischen Kirchen sie warm begrüßten, um so teilnahmsvoller, als seine Vorschläge der Kirche von England keine Opfer auferlegten, vielmehr an den beiden wichtigen Punkten der Gottesdienstordnung und des bischöflichen Kirchenregiments ihr unverkennbar ein Übergewicht einräumten.

Durch Jablonski und auch durch Baron Printzen hatte Raby von dem Wunsche einer Wiederanknüpfung mit der Kirche Englands Kunde erhalten; er wie Ayerst sagten ihre Hilfe zu. Mit dem Primas von England einen erneuten Versuch zu machen, hatte man keine Lust. Der Gesandte kannte den hochangesehenen, in staatlichen und kirchlichen Dingen anders wie Tenison gearteten Erzbischof von York, John Sharp, und riet und vermittelte eine Verbindung Jablonskis mit dem auch bei der Königin vielvermögenden Erzbischof.

Sharp hatte Ende November 1710 eine Unterredung mit der Königin, aus der ihm ihre Geneigtheit hervorging, der vor sechs Jahren ungelöst gebliebenen Frage wieder näher zu treten. Daraufhin wandte sich der eben zum Bischof von Bristol ernannte, bei der Königin in hoher Gunst stehende John Robinson[29]) an seinen Freund Raby, durch Baron Printzen Erkundigung einzuziehen, ob auch der preußische König zur Wiederaufnahme der ins Stocken geratenen Verhandlungen bereit wäre. Diese diplomatischen Züge scheinen von dem Erzbischof angeraten und mit der betreffenden handelnden Persönlichkeit vereinbart worden zu sein. Printzen sprach mit dem Könige über die Sache und fand ihn alsbald bereit, was ihm am Herzen lag, mit dem früheren Eifer wieder zu be-

treiben. Der alte Groll schien völlig gewichen und aus dem Gedächtnis geschwunden. Aber Friedrich I. verlangte, vielleicht auf den Rat von Printzen und entsprechend der getroffenen Verabredung, als tatsächlichen Beweis des Wunsches der Königin, ihren Schutz den bedrängten Glaubensgenossen auf dem Festland angedeihen zu lassen, daß sie für die gerade in jenen Tagen besonders verfolgten Lutheraner in Schlesien bei dem Kaiser eintrete, der, wie die Dinge damals lagen, mehr auf ihr Wort als auf das des Königs achten werde. Auch dies war von dem Erzbischof vorgesehen und dafür vorgearbeitet. Bei jener Unterredung mit der Königin hatte er den Rat gegeben, eine Vertrauensperson zu entsenden, die, etwa nach heutiger Weise eines Militär-Beigeordneten, als Amtsgehülfe des Gesandten in kirchlichen Angelegenheiten, ständig ihren Sitz in Deutschland zu nehmen habe und in deren Händen alle Fäden zum Schutz und Trutz der verfolgten und vergewaltigten Glaubensgenossen auf dem Festland zusammenliefen. Printzen wies Raby auf Robinson hin als den Mann, der am geeignetsten Kunde von der furchtbar bedrängten Lage der Lutheraner in Schlesien geben könne. Nun trat — wohl auch im vorsichtig erwogenen Plan der Verabredung — Jablonski in Handlung. Am 7. Februar 1711 richtete er ein Schreiben an Sharp, das erste noch auf uns gekommene einer langen Reihe fesselnder Briefe, zwischen dem deutschen und englischen Kirchenmanne, worin er seine Freude über die Absicht der Königin ausspricht.*) Jablonski kennt den für das Amt in Aussicht genommenen Kandidaten persönlich und dringt auf Sharp ein, seine Wahl warm zu befürworten. Der niederländische Gesandte, Baron von Linteln, habe sich ihm gegenüber über den Vorschlag so gefreut, daß er ihm versprochen, alles daran zu setzen, die General-

*) Von seiten Jablonskis wurde der Briefwechsel lateinisch geführt; Sharp entschuldigt sich, daß er in seiner Muttersprache darauf erwidere. Das Lesen falle ihm leicht, aber seine Gedanken in der Sprache der Gelehrten auszudrücken, das sei er in seinen alten Tagen ungelenk geworden (er war 16 Jahre älter als unser Hofprediger, damals also schon 67 Jahre alt). Zur Kennzeichnung der neuen Stelle eines kirchlichen Beigeordneten sei der obige Satz aus dem Schreiben Jablonskis wörtlich wiedergegeben: Aliquanto abhinc tempore fama tulit Augustam Britaniarum Reginam illustri vestro Halesio Procurationem rei evangelicae cismarinae gratiosissime comisisse. Einen Teil des wertvollen Briefwechsels gibt: the life of John Sharp (London, 1825) II, 165—215; ebenso auch die namenlos erschienene Schrift Relation des mesures qui furent prises 1711—13 pour introduire la liturgie anglaise dans le royaume de Prusse. (Die nicht im Buchhandel und nur in wenigen Exemplaren veröffentlichte Schrift erschien 1767 und ist Friedrich dem Großen gewidmet. Vergl. darüber auch die nicht in allen Punkten zutreffende „Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen" (Leipzig, 1842). Die erste und dritte Schrift befindet sich in meiner Bücherei, die zweite in der Kgl. Bibliothek.

staaten ebenfalls entweder zur Entsendung eines derartigen, eignen „Prokurators" in Deutschland zu veranlassen oder aber den englischen Kandidaten Hales mit ihrer Vertretung zu betrauen. Friedrich I. sei so sehr von dem Wunsch eines engern Anschlusses der beiden evangelischen Vormächte beseelt, daß er sich entschlossen, auf seine Kosten ständig drei junge Theologen in Oxford oder Cambridge studieren zu lassen. Daraus ist freilich nach dem Tode des Königs nichts geworden. Wir werden sehen, wie Friedrich Wilhelm I. dem Sohne Jablonskis selbst den Besuch von Oxford verweigerte. Der in England zur Herrschaft gelangende Deismus sollte seine Theologen nicht anstecken.

Alsbald nach Empfang des Schreibens übergab der Erzbischof dasselbe der Königin und befürwortete warm vor ihr den Vorschlag Jablonskis und auch, daß sie seinen Kandidaten (Hales) für den in Aussicht genommenen Posten bestätigen wolle. Gleichzeitig und im Auftrag der Königin verhandelte er in der gleichen Angelegenheit mit dem Staatssekretär St. John, dem er auch Jablonskis liturgische Denkschrift mitgeteilt. Wie sehr Königin Anna beflissen war, das ihr selbst ärgerliche Versäumnis des Primas vor sieben Jahren wieder gut zu machen, und daß sie selbst den regsten Anteil an den gegenwärtigen Versuchen einer Annäherung nehme, dafür konnte der Erzbischof Jablonski die Anzeige machen, daß sie 20000 Mark den in London ansässigen Preußen zum Grunderwerb für den Bau einer deutschen Kirche in der Hauptstadt geschenkt habe, eine Art Gegengabe für das Angebot der drei Stipendien des Königs. Wohl im Auftrag der Königin teilte der Staatssekretär dem preußischen Geschäftsträger Bonnet*) den Briefwechsel sowohl Jablonskis mit dem Erzbischof als auch Printzens mit Robinson mit und knüpfte daran die Bitte, seinem Könige zu melden, einmal wie sehr die Königin die frühere nicht durch sie verschuldete kühle Aufnahme der preußischen Annäherungsversuche bedauere und dann, daß sie und die Geistlichkeit eine Wiederaufnahme derselben wünsche und bereit sei, inbetreff einer Union der protestantischen Kirchen diesseits und jenseits dem Kanal in Unterhandlung zu treten. Bonnet befürwortete die Äußerungen des

*) Sowohl wegen des spanischen Erbfolgekrieges als auch der durch die Königskrönung veranlaßten Änderung des Hofgebrauches war Spanheim 1701 als ein 72jähriger noch sehr arbeitskräftiger, geistvoller Staatsmann von Paris nach London versetzt worden, wo er den Posten eines Gesandten mit erprobter Tüchtigkeit bis zu seinem Tode (25. Nov. 1710) zur vollen Zufriedenheit wie seines Königs so auch der Königin Anna ausfüllte. Noch zu seinen Lebzeiten vertrat den rüstigen Greis und hervorragenden Gelehrten, der achtzigjährig noch Observationes in tres priores Aristophanis comoedias herausgab, häufig sein Neffe, der in brandenburgische Dienste eingetretne Schweizer Bonnet, der schon vor ihm als preußischer Ministerresident in London lebte, nun aber bis zum Eintreffen eines neuen Gesandten die Geschäfte leitete.

Staatssekretärs mit dem Beifügen, daß auch er wie Jablonski die englische Gottesdienstordnung für die beste der evangelischen Kirche halte, daß aber die englische Kirche auch eine kirchenregimentliche Übereinstimmung begehre. Die Mehrzahl der Geistlichen halte wie an einem Glaubenssatz daran fest, daß in ununterbrochener Reihenfolge seit den Tagen der Apostel die Bischofswürde kirchliche Satzung und nur diejenigen Geistlichen wahre evangelische Prediger seien, welche ihre Weihe durch bischöfliche Handauflegung erhalten. Zwar seien in dieser Beziehung die Whigs nicht so streng wie die Tories und suche der hannoversche Hof sich bei dem bevorstehenden Thronwechsel mehr auf die Unterstützung der ersteren zu stützen; er gebe aber zu bedenken, daß die hochkirchliche Partei auf seiten der Tories stände. Die augenblickliche Regierungspartei der Wighs verfügt über größere Mittel und auch tüchtigere Führer, die Tories aber seien ihnen an Kraft und Beständigkeit überlegen (si les Whigs sont plus pecunieux, parce qu'ils sont plus dans le commerce et si leurs chefs ont a réputation d'avoir à présent une supériorité de génie, les autres ont une supériorité de force plus réelle et plus constante).

Bonnets Äußerung stimmte mit der Ansicht Printzens und Jablonskis überein, daß die Gottesdienstordnung mit der kirchenregimentlichen Frage verknüpft sei. Die ursprüngliche Aufgabe der Denkschrift bezog sich auf ein Gutachten über „Kirchendisziplin," welcher Ausdruck beide Seiten bezeichnen sollte. Jablonski hatte wohl mit Wissen und Gutheißung von Printzen zunächst nur die erste Frage, wie bereits angedeutet, behandelt, in der Voraussetzung, daß wenn sie den Beifall des Königs und auch der englischen Staats- und Kirchenmänner finden würde, er dann den wünschenswerten Untergrund für seine kirchenregimentlichen Vorschläge besitze. Der Minister gab nun im Auftrage des Königs dem Bischof und Jablonski die Weisung, ihm in gesonderten Gutachten ihre Gedanken über das Bonnet'sche Schreiben mitzuteilen;*) daran knüpfte

*) Auch von diesem Gutachten des Bischofs habe ich keine Spur mehr aufgefunden. Was aus ihr geworden; ob sie überhaupt eingeliefert wurde, ist mir fraglich geblieben; klar ist nur, daß sie in all den kommenden Verhandlungen mit keinem Worte erwähnt wird. Inbetreff seines Gutachtens schreibt J. dem Erzbischof: hesterna die (27. April 1711) ita exsecutus sum (die Denkschrift) ut παῤῥησία usus qualis servum Jesu Cristi tali in casu decet; liturgiam Anglicanae similem et hierarchiam episcopalem gravibus (ut mihi quidem videntur) argumentis suaserim. Quomodo isthaec mea Baroni Printzio sese probavit hactenus ignoro; urbe enim abest. Ipse vero affirmaverat se et meam et episcopi sententiam secum mature expensurum et quod consientia suasisset regi in concilio propositurum esse. — Als Friedrich I. dringend um Raby als Gesandten gebeten, hatte er erklärt, den beim englischen Hofe so beliebt gewordenen Spanheim nur für den Fall und so lange in London zu lassen, als Raby nach Berlin entsandt und daselbst als englischer Gesandter bleiben werde. Nun war mit dem Tode Spanheims der

er bald darauf für den Hofprediger, dessen Gedanken seinen Beifall gefunden, den weiteren Auftrag einer Denkschrift in Betreff Einführung des bischöflichen Amtes in Preußen. Das war es, was Jablonski wollte. Schon Ende April 1711 kann er dem Erzbischof melden, daß er dem Baron seine Antwort eingereicht, am 27. April das Gutachten, zehn Tage später den Entwurf.

Eingehend beleuchtet Jablonski die drei Hauptpunkte des Bonnetschen Schreibens an den König; und zwar, wie nicht anders zu erwarten, zustimmend. Zunächst, daß die Übereinstimmung (conformity) der preußischen mit der englischen Kirche dieser höchst erwünscht wäre. Wichtiger und bedeutsamer sind des Hofpredigers Auslassungen über den zweiten Punkt, daß in England nicht nur eine Zustimmung zum all-

---

eine Fall eingetreten. Mit ihm verließ sein Hausgeistlicher Deutschland. Wie bedeutend das Ansehen Jablonskis in England war, wie hoch der Erzbischof seine Ansicht wertete, ist auch dem zu entnehmen, daß der mit den englischen staatlichen Verhältnissen wohl vertraute deutsche Hofprediger dem bei der Königin in hoher Gunst stehenden Erzbischof Wünsche und Vorschläge äußern konnte, die er nach seinem Charakter nicht getan haben würde, wenn er nicht auf ihre Beachtung sicher rechnen durfte. Die Stelle ist so bezeichnend auch zum Vergleich mit der heutigen Lage und auf welchen Einfluß das Wort eines preußischen Hofpredigers im Staatsleben Englands damals rechnen durfte, daß sie hier mitgeteilt sei. „ . . . Turbulenta etiamnum Europae scena exposcere videtur, ut Excellentissimo Rabio alius Augustae Reginae legatus in aula nostra succedat, qui ad felicem adversumve negotii seccessum maximum utique momentum est collaturus. Sit ergo vir qui prudentiae civili pietatem junctam habeat, qui non solum Magnae Annae legatum, sed etiam Jesu Christi servum se esse meminerit, utriusque regno ampliando destinatum; qui dignitatem externam interna virtute augeat, utraque vero apud regem et ministros auctoritatem et existimationem sibi conciliare, hac ipsa autem in emolumentum ecclesiae uti sciat. Sed quo me zelus pro Deo et gloria ejus bripit, ut cum pius esse cupio, temerarius factus videar. In tua, praesul Apostolice, pietate spem veniae impetrandae omnem pono, qui et ipse cum Apostolo experiris, quanta sit vis amoris Christi nos constringentis. Jablonski konnte später seinen Dank ausdrücken, daß die Wahl des Nachfolgers seinen Wünschen entsprochen habe. In wie hohem Ansehen Jablonski bei der englischen Geistlichkeit stand, dafür wäre es leicht, zahlreiche Belege beizubringen. Seine Briefe gingen in den tonangebenden Kreisen von Hand zu Hand. So fand ich in der Bodleiana einen Brief von Brome, worin er Rawlinson mitteilt, daß er ihm die Originalbriefe Jablonskis, nachdem er sie abgeschrieben, zur Aufbewahrung anvertraue. In einer Sammlung von Briefen Nichols, die seine Witwe dem Erzbischof von Canterbury vermacht und nun die Bücherei des Lambeth Palast bewahrt, kommen Stellen vor, daß das Eintreffen eines Briefes von Jablonski als eine Art Ereignis galt. Jedermann rühme seine einzigartige Liebe für die Kirche Englands, seinen ungemeinen Friedenseifer, seine weisen Ratschläge für eine kirchliche Versöhnung. Dann wieder heißt es, daß eine Versammlung Geistlicher beschlossen habe, Abschriften von Jablonskis Briefen zu machen und sie ihrem Archiv einzuverleiben u. s. w. u. s. w.

gemeinen Gebetbuch, sondern auch zur Kirchenverfassung erstrebt werde. Wir kennen bereits das begeisterte Lob Jablonskis für die englische Gottesdienstordnung; er weiset nochmals auf die beachtenswerten Vorgänge in Neuenburg und Genf hin und befürwortet den früheren Vorschlag ihrer zunächst versuchsweisen Einführung in der Schloßkapelle und dem Dom. In Bezug auf das bischöfliche Regiment weiset der gelehrte Theologe auf die Worte des um die Ordnung der reformierten Kirche in Preußen wohlverdienten Abr. Scultetus und auch von Grotius zu Gunsten der Bischöfe hin und führt dann aus, daß anderthalb Jahrtausende hindurch die ganze Christenheit diese Ordnung als eine apostolische festgehalten. Erst die deutsche Reformation sei aus Gegensatz gegen Rom davon abgewichen; aber wie aus Grotius und selbst Beza nachweisbar, nur für eine bestimmte Zeit, bis die zusammengebrochenen Mauern der Kirche wieder aufgerichtet seien (si ruinae Ecclesiae restitutae essent). Jablonski hält wie im Staatswesen so auch im Kirchenregiment eine Gliederung und Unterordnung für notwendig. Dieselbe sei am besten durch ein gut geordnetes Bischofsamt ausführbar, einmal aus ehrfurchtsvoller Achtung vor der ältesten Kirche und um der Übereinstimmung willen mit ihr und der gegenwärtigen christlichen Kirche, ne cum a Romana discessimus ecclesia a Catholica discessisse videamur; dann aber auch um kein Ärgernis den Christen der morgenländischen und abendländischen Kirche zu bereiten, die an der alten Ordnung hängen; und endlich um unsere Geistlichkeit aus der verächtlichen Stellung zu ziehen, in der sie sich gegenwärtig befinden. Das liegt dem Domprediger schwer auf dem Herzen. Trotzdem das königliche Haus und ein großer Teil des Adels der reformierten Kirche angehöre, studierten — so klagt er — augenblicklich nur zwei Söhne dieser Kirche in Berlin Theologie, der eine ein Bäckers-, der andere ein Schneidersson. Die Kirche leide, wenn sie ihre Diener nicht aus allen Kreisen der Gemeinde erhalte. Wie anders in der Kirche Englands, wo die nachgeborenen Söhne des höchsten Adels zahlreich unter den Geistlichen und Bischöfen vertreten seien. Jablonski spielt auf seinen Freund Grabe an, wenn er von Einbußen unsrer Kirche solcher redet, die sich der englischen Kirche um ihres bewahrten bischöflichen Amtes willen angeschlossen. Ihm seien solche Bedenken nicht gekommen, da die Brüderunität den bischöflichen Faden und die bischöfliche Weihe ihrer Geistlichen bewahret (filum successionis episcopalis et missionem ministrorum ecclesiae). Den dritten Punkt in der Ausführung Bonnets, daß die kirchenregimentliche Übereinstimmung eine Stärkung der Kirche von England, eine Schwächung der Presbyterianer sei, räumt Jablonski ein; dem Hofprediger ist aber im Unterschied vom Staatsmann hier der religiöse Gesichtspunkt ausschlaggebend. Es handelt sich ihm nicht um Stärkung dieser oder jener kirchlichen Partei, die damals

mit politischen Richtungen der Tories und Whigs zusammenfielen, sondern um Gottes Ehr und Mehrung des Königreiches Jesu Christi. Er will eine solche Ordnung, daß der Sieg sei des Heilandes und jede Partei, die Konformisten und Nonkormisten, Gewinn davon hätten. Köstliche Worte, die der Diener Christi an dieser Stelle redet, wenn er dann ausführt, wie die beiden vereinten evangelischen Kirchen zusammen arbeiten würden, die Wunden der anderen evangelischen Glaubensgenossen zu heilen, und wie dann die auch von den Lutheranern in Deutschland geschätzte Kirche von England zu einer Union der beiden getrennten Brüder wesentlich beitragen würde. Immer wieder die beiden schönen, starken Angelpunkte, um die sich unseres Jablonskis Gedanken, all sein Mühen und Arbeiten bewegen! Wohl bewandert in den Wegen und Gängen der Geschichte und Staatskunst seiner Tage sind für ihn ausschlaggebend doch nur die Liebe zu dem Haupt der Kirche und die Liebe zu der evangelischen Kirche der Reformation. Kein Herrscher, so schließt der Hofprediger sein Gutachten, hat günstigere Gelegenheit, das große Werk der Vereinigung siegreich durchzuführen als der König. Wird er seinen Namen als des „Friedereichen" zur Geltung bringen, daß er in Deutschland die Protestanten eint, in Großbritannien durch Einführung des Bischofamtes und damit Stärkung der Kirche von England die dortigen Spaltungen heilet, dann hat er für die Kirche Christi ein unvergleichliches Werk getan. Seine Ölzweige des Friedens würden weit übertreffen die Lorbeerkränze eines Eroberers.

Der König war für solche Worte seines Hofpredigers nicht unempfänglich. Schon seit Jahren lagen ihm die Gedanken der Einführung des Bischofamtes an der seiner Leitung anvertrauten Kirche nicht fern.*) So folgt denn dem Gutachten alsbald die Aufforderung zu einem „Entwurf

*) Beachtenswert für seine Stellung inbetr. der Gottesdienstordnung und des Kirchenregiments erscheinen mir zwei Briefstellen des Königs in dem kürzlich veröffentlichten Werke „Aus dem Briefwechsel König Friedrich I. von Preußen und seiner Familie" (Berlin, 1901). 1703 schreibt der König an seine Schwiegermutter in Hannover: „. . . Bey meiner Krönung mußte ein Bischof sein, der die Ceremonie von der Salbung that, also habe damahls zwei Bischöffe machen müssen, weshalben damahls den Herren Ursinum und Docter Sander dahrzu erwehlet, und finde eben nichts böses an die Englische Litargi (Liturgie), weswegen ich dieselbe alhier auch einführen wil, nuhr einige catolische Ceremonieen außlaßen." Das nächste Jahr schreibt er ihr: . . . Daß man meinet, Ich hätte keine macht, Bischöffe zu machen und daß die Englische von denen Apostoln herkommen, solches were auch alsehr schwer zu beweisen, ich aber thue solches auß macht eines Königs und haben E. Ch. D. forfahren deßgleichen gethan. Da dero Herr Vatter zum König von Böhmen erwehlet wurde, machte derselbe ebenfalß Bischöffe, um Ihn zu salben und ist auch nichtes daran gelegen, ob die Englische Bischöffe meinen Ursinum darführ erkennen, dan er wirdt sein Tage nicht in England kommen und alhier wird er sowol von denen Catolischen alß anderen erkanndt . . .

inbetr. Einführung des Bischofsamts im Gebiete des Königs von Preußen." Ein Blick in die Denkschrift ergiebt, daß ihr Hauptaugenmerk die Widerlegung und Beseitigung der dem Hofprediger bekannt gewordenen ernsten Bedenken und aus ihnen entsprungene Unlust des Königs ist. Friedrich I. und mit ihm mancher seiner Räte befürchteten, durch Einführung des Bischofsamtes eine Schmälerung der Rechte, die seit den Tagen der Reformation den Landesherrn als obersten Bischöfen in ihrer Kirche zuerkannt worden waren. Dem begegnete Jablonski mit dem Hinweis, daß die in der römischen Kirche den Bischöfen zugesprochenen Rechte, sich nicht mit den einem christlichen Herrscher zukommenden Recht vereinen lassen, auch deshalb nicht, weil ein Bischof nicht den Landesherrn, sondern den Papst in Rom für das oberste Haupt in Kirchensachen halte. Die Protestanten wissen Gott zu geben, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ihnen ist der Herrscher oberster Hüter beider Gesetzestafeln; auch die Kirche von England nennt ihn in ihren Gebeten: governor in all causes and over all persons as well ecclesiastical as civil. Manche Protestanten beanstanden die Bezeichnung der jura Majestatis circa-sacra als Bischofsrechte; ebenso wie römische Bischöfe fälschlich sich Fürstentitel anmaßen (Fürstenbischof u. s. w.). Der gleiche Name Bischof lasse eine Auslegung im engern und weiteren Sinne zu. Nur im letzteren Sinne sei der Name bei Fürsten berechtigt; schon Konstantin habe den versammelten Bischöfen die Worte zugerufen: vos quidem in iis quae intra ecclesiam sunt episcopi estis, ego vero in iis quae extra geruntur episcopus a Deo sum constitutus. In fünf Punkten grenzt Jablonski die Macht des Herrschers in kirchlichen Angelegenheiten ab; keinen der angegebenen Punkte tasten bis zur Stunde unsre Landeskirchen an. (Zu seiner Zeit stand die Sache insofern günstiger, als der oberste Bischof nur Glaubensgenossen in dem Lande hatte, dessen Herr er war, oder wenigstens nur den evangelischen Glaubensgenossen volle bürgerliche Rechte zuerkannt waren). So unbestreitbar der Landesherr die oberste Entscheidung in kirchlicher Angelegenheit habe, so fest stehe auch, daß er nicht in eigner Person, sondern durch geistliche oder weltliche Beamte dieses Recht ausübe. Staatliche Angelegenheiten verwalten Staatsmänner, militärische Sachen Offiziere; so ist es recht (necessarium, utile et decorum), daß er sich bei Leitung der Kirche geistlicher Kräfte bediene. Unter Hinweis auf die Berufung Cranmers zum Erzbischof von Canterbury räumt Jablonski dem König das Recht ein, Staatsminister nicht nur zu zeitweiligen, sondern auch ständigen Leitern der kirchlichen Angelegenheiten des Landes zu erwählen. Darum, sollte der König das bischöfliche Amt einführen, würde dadurch die Stellung des bisherigen Leiters nicht beeinflußt, ja Jablonski befürwortet seine Beibehaltung, einmal weil bei uns die Bischöfe keinen unmittelbaren Zugang zum König haben und dann, weil alle Klagen und

Rechtsberufungen an den König gelangen müssen. Weiter führt die Denkschrift aus, daß zunächst das Aufsichtsrecht der Bischöfe sich nur auf die Reformation erstrecken solle; eine Ausdehnung auch auf die Lutheraner käme erst nach Herstellung einer Union in Betracht. Nun erst gelangt Jablonski dazu, die Verrichtungen und Obliegenheiten des Bischofs näher zu bezeichnen. Die neun dafür angegebenen Punkte decken sich auch nach seiner Erklärung vollständig mit den einem Generalsuperintendenten zugewiesenen Amtsgeschäften, nur daß er mit Ausnahme von Berlin den Vorsitz im Konsistorium nicht mehr einem Staatsmann wie bisher, sondern dem Bischof zuerteilt wissen will. So wenig wie die Rechte des Königs über die Kirche durch das Bischofsamt beeinträchtigt werden, so führt zum Schlusse seiner Denkschrift Jablonski aus, so wenig wird die Gemeinde durch die Einführung verletzt, zumal nicht bei vorheriger Unterweisung, daß von der Apostelzeit die Kirche Bischöfe gehabt, auch jetzt noch protestantische Staaten wie England, Schweden, Dänemark, ferner, daß selbst die Männer der Reformation, welche für Abschaffung des Bischofamtes wirkten, doch willig für die Wiedereinführung nach Reinigung der eingedrungenen Mißbräuche waren und endlich, daß unsre Bischöfe mit Ausnahme des Vorsitzes im Konsistorium keine weiteren Vorrechte als die der bisherigen Generalsuperintendenten besäßen.

Begreiflich, daß die beiden Schriftstücke in England großen Anklang fanden. Der Erzbischof von York schrieb an Hales zur Mitteilung an den Berliner Hofprediger, daß er ihnen in hohem Grade (exceedingly) Beifall schenke, „wie allem, was von diesem großen Manne kommt," daß er wiederholt mit der Königin und dem Staatssekretär darüber verhandelt und auf seine (Hales) Abordnung nach Deutschland gedrungen, um die Interessen der evangelischen Kirche zu fördern und in Preußen das Bischofsamt und die englische Gottesdienstordnung aufzurichten. Freilich die Kirche von England würde damit einen mächtigen Erfolg über die Kirche im Heimatlande der Reformation davongetragen haben, eine Vereinigung der beiden ebenbürtigen evangelischen Vormächte, die von ihr auf kirchenregimentlichem Gebiete kein Opfer forderte, ihr nur ein starkes Übergewicht gewährte, sie selbst zugleich im eignen Lande gegenüber den Presbyterianern wesentlich stärkte. Nicht von solchen Beweggründen hatte sich Jablonski in seinen beiden Schriftstücken leiten lassen. Obenan stand ihm lebenslang eine Vereinigung der beiden nur allzulange schon und zum schwersten Schaden der Reformationskirche getrennten, uneinigen Brüder aus dem gemeinsamen Hause und damit im engsten Bunde eine Stärkung der Gemeinschaft der evangelischen Kirchen in den verschiedenen Ländern, zu vereinigter Abwehr der durch ihre einheitliche Geschlossenheit so starken Gegenreformation. Auch in Hannover wurden die beiden Schriftstücke bei ihrem Bekanntwerden freudig begrüßt. Leibniz hielt von jeher eine bischöfliche

Verfassung der Kirche für die zweckmäßigere, auch um deswillen, weil sie den Zusammenhang mit der ältesten Kirche am besten wahre und die Reformationskirche mit der morgenländischen und abendländischen auf kirchenregimentlichem Gebiete ein ähnliches Einigungsband besäße wie auf dem Gebiete der Lehre im apostolischen Glaubensbekenntnis. Durch Jablonskis Vermittlung war Ayerst und mittelbar auch der Erzbischof von York mit Leibniz in Verbindung getreten, und dieser konnte im Sommer 1711 Sharp zu wissen tun, daß die Prinzessin Sophie, die allein am Leben gebliebene Tochter der mit Herzog Georg Wilhelm vermählten Eleonore d'Olbreuse, und Gemahlin des hannöverschen Kurprinzen Georg Ludwig, des nachmaligen Königs von England, bereit wäre, in ihrer Hauskapelle die Gottesdienstordnung der Kirche von England einzuführen, wenn Königin Anna auf ihre Kosten einen englischen Geistlichen nach Hannover senden wolle. Ayerst wurde als die geeignete Persönlichkeit in Aussicht genommen.

Und dennoch, scheinbar so nahe am Ziel, mußte Jablonski auch seine zweite Forderung und all' die jahrelangen Bemühungen für ihre Verwirklichung scheitern sehen. Der Eingang seines Entwurfes deutete bereits die Schwierigkeiten an, den König für einen Plan zu gewinnen, durch den er in seinen bischöflichen Rechten verkürzt zu werden befürchtete. Einen stärkeren Hemmschuh legten den kirchlichen Angelegenheiten und der Teilnahme des Königs für sie die Ereignisse auf der Weltbühne an. Der langjährige, spanische Erbfolgekrieg neigte seinem Ende zu. Im Laufe des Krieges waren mehr wie einmal verdrießliche Reibungen zwischen England und Preußen zu Tage getreten; Marlborough selbst war nach Berlin gekommen, die gerechtfertigte Verstimmung des Königs zu besänftigen. Auch die verbündeten Mächte hatten wiederholt die starke, wohlgeschulte Militärmacht des jungen Staates, die trefflichen Leistungen seiner Soldaten rühmend anerkannt, und dennoch sah sich Friedrich I. nicht dementsprechend berücksichtigt. Er glaubte den verletzenden Stachel der Geringschätzung der verbundenen Mächte zu spüren, den leicht Alteingesessene einen vermeintlichen Emporkömmling, den man zu übersehen gewohnt war, fühlen lassen. Mußten doch noch mehr wie anderthalb Jahrhunderte vergehen, bis der gewaltige Bau vollendet, dessen Grundmauern vor Kurzem erst der Große Kurfürst gelegt, und die in dem jungen Königreich aufquellende Lebenskraft das hochgesteckte Ziel erreicht, daß auf den Trümmern des dahingesunkenen „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" das neue deutsche Reich groß und mächtig unter einem Kaiser aus dem evangelischen Hohenzollernhaus emporgestiegen. In England waren seit ein paar Jahren die Tories ans Ruder gekommen; sie heimseten den reichen Ernteertrag der whigistischen Siege während des Erbfolgekrieges ein. Mit der neuen Regierungspartei war eine tiefgreifende

Wendung in der auswärtigen Politik Englands eingetreten; wir werden später bei Ragoczi darauf zurückzukommen haben. Bei den lange sich hinziehenden Friedensverhandlungen in Utrecht machte sich diese Wendung stark bemerkbar und trug zur Verstimmung des Königs bei; sie nährte seine Unlust, auf kirchlichem Gebiete sich den Tories allzu botmäßig zu erweisen. Kurz vor dem Abschluß des Utrechter Friedens war Friedrich I. aus diesem Leben abgerufen (23. Februar 1713). In warmer Überzeugung und frommer Treue hat der Sohn mit der Krone auch das kostbare Erbe angetreten, das der Große Kurfürst wie einen unentäußerlichen Hausschatz den Hohenzollern hinterlassen, das Streben einer Versöhnung der beiden uneinigen Brüder der Reformation und eines Schutz- und Trutzbündnisses der evangelischen Kirchen in den verschiedenen Ländern zur vereinten Abwehr wider das Vorgehen der römischen Kirche. Aber König Friedrich Wilhelm I. in seiner Eigenart schlug auch nach dem gleichen hochgesteckten Ziel andere Wege ein wie der Vater und verließ damit zugleich die Straße, auf welcher Jablonski so nahe am Ziele sich bereits glaubte.

Zunächst trat ein Stillstand ein. Die Verhandlungen mit England schienen im Sande zu verlaufen. Die zweite vor Jahren von Jablonski aufgestellte Forderung hatte, wenn auch aus anderen Ursachen, das gleiche verhängnisvolle Geschick betroffen, wie vor neun Jahren die erste. Trotz alledem legte der Hofprediger nicht entmutigt die Hand vom Pfluge. Das kann kein Jünger des Herrn, der eine Lebensaufgabe als von Gott gestellt weiß. Ungebeugt wartete er hoffnungsfreudig, daß dennoch eine Stunde der Erfüllung anbrechen werde. Solche Wartezeiten sind auch von Gott; in ihnen bewährt sich ein Mann des Glaubens als Christ.

c) Wiederaufnahme der Unionsverhandlungen 1716—1725.

Drei Jahre gingen vorüber (1713—16) und es schien, als ob König Friedrich Wilhelm I. ungeneigt wäre, die Sache der Union beider Kirchen in seinen Landen weiter zu fördern. Dafür aber war er nun doch zu sehr Hohenzoller. Aus eigner frommer Überzeugung, in der ihn Jablonski bei seinem dem Kronprinzen erteilten Religionsunterricht (später wird davon die Rede sein) gestärkt hatte, war er von frühauf in den nun seit einem Jahrhundert (1613—1713) treu und rastlos verfolgten Friedensbestrebungen seines Hauses festgewurzelt. Da geschah es am 8. Februar*) 1716, an welchem Tage Jablonski dem König das heilige

*) In einem Schreiben vom 22. Febr. an Leibniz gibt Jablonski den 9. Febr. als den Tag an, an welchem der König das hl. Abendmahl genommen. Sollte er sich nicht geirrt haben? Der 9. Febr. fiel in jenem Jahr auf einen Montag; in der Domgemeinde waren aber nur die Sonntage Tage des Abendmahls. Doch das ist von keinem Belang.

Abendmahl in Charlottenburg reichte, daß bei der sich anreihenden „geheimen und ziemlich langen Unterhaltung" völlig unverhofft die Rede auf die Union kam. „Aus eigner Bewegung, ohne den allergeringst gegebenen Anlaß fing der König an davon zu reden und bezeugte zu dieser Sache einen ungemeinen ardorem. Zwar schienen seine Ideen noch nicht die völlige Maturität zu haben; weil er aber von einer ganz ungemeinen Penetration ist, wird er, wenn Vorschläge geschehen sollten, gar bald auf den Grund der Sache kommen." Der König forderte den Hofprediger auf, schriftlich und mündlich ihm gelegentlich seine Gedanken und Vorschläge wegen einer Union mitzuteilen.*) Wochen und Monate vergingen, ohne daß der König auf die Unterhaltung zurückkam. Anfang Mai wandte sich Jablonski schriftlich an den König mit dem Winke: der bevorstehende Besuch des Königs von England**) biete günstige Gelegenheit zur Wiederanknüpfung der Unionsverhandlungen mit Hannover, weiter dann noch vielleicht mit der Kirche von England. Der König war auch diesesmal nicht weiter auf die Sache zu sprechen gekommen; auch nicht, als der Hofprediger ihm am Sonntag Exaudi (1716: 24. Mai) wiederum das heilige Abendmahl in der Schloßkapelle zu Charlottenburg reichte und darauf wie gewöhnlich zur Tafel gezogen wurde; er mochte wohl kirchliche Angelegenheiten zunächst nicht mit England verhandlen. Georg I. hatte nach seiner Thronbesteigung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Schon als ein Fremdling in England, ein Welfe, war er der herrschenden Partei der Tories mißliebig. Was vor ein paar Jahren der preußische Geschäftsträger in London seinem Könige von dem mächtigen Einfluß dieser aristokratischen und hochkirchlichen Partei am Staatsruder angedeutet (vergl. S. 272), bestätigten jetzt die Vorkommnisse. Dazu arge Schwierigkeiten von Schottland. Dort hatten die Anhänger der Stuarts einen nicht

*) Kvacsala hat den fesselnden Brief an Leibniz in seinen neuen Beiträgen mitgeteilt (S. 133). Auch die folgenden Briefe sind für die Geschichte der Union von hohem Wert. Das Schreiben Jablonskis an den König vom 27. Juli 1716 fand ich im Geh. St. A. Rep. 13, 19 d. Die mitgeteilten zwölf Schreiben aus dem Briefwechsel der beiden Männer sind ein schöner Beleg, daß Leibniz und Jablonski die Geschehnisse an der Akademie inbetr. der Gehaltsverkürzung des untätigen Vorsitzenden der Akademie nicht in so ungünstigem Lichte angesehen, in dem sie bei dem jüngsten Geschichtschreiber der Akademie erscheinen. Sie haben dem freundlichen Verkehr der beiden Männer keinen Eintrag getan.

**) 1714 war Königin Anna gestorben, Kurprinz Georg Ludwig, des Kurfürsten Ernst August ältester Sohn, König von England geworden. Der Welfe hatte die Thronbesteigung seiner Mutter, der Kurfürstin Sophie, zu danken, die als eine Tochter des unglücklichen Winterkönigs von Böhmen, des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, durch ihre Mutter Elisabeth, eine Großtochter von Jakob I. war. Georg I., Oheim Friedrich Wilhelm I., war zugleich dessen Schwiegervater, da seine Tochter Sophie Dorothea vor zehn Jahren (14. Nov. 1706) den preußischen Kronprinzen geheiratet hatte.

unbedenklichen Putsch zuwege gebracht. Ihrer zehntausend Mann waren über die Grenze gezogen und siegreich bis Preston vorgedrungen; ihr „Prätendent" war von Frankreich her in England gelandet und hatte seine Krönung bereits für den Januar 1716 angesetzt, als es endlich dem Herzog von Argyle gelang, die Aufständigen zu schlagen und den letzten Stuart und Thronbewerber zum Verlassen Englands zu zwingen.

Unmittelbar nach der Unterhaltung im Februar hatte Jablonski sowohl Ursin als auch Leibniz Mitteilung davon gemacht; auch daß der König die Union nur in seinem Lande vornehmen wolle, weil es ihm unmöglich scheine, wie er sich ausdrückte, ein Generalwerk daraus zu machen. Er aber habe erfolgreich betonet, daß wenigstens zwei mächtige Stände des Reiches (Kur-Brandenburg und Kur-Braunschweig) in dieser Sache zusammentreten müßten, dann würden die übrigen (Hessen, Sachsen, Mecklenburg u. s. w.) nach und nach beitreten. Man sieht, wie noch immer trotz aller Fehlversuche und Entmutigungen Jablonski den hohen, wahrhaft evangelischen Standpunkt einnimmt, die entzweiten Kirchen im Heimatland der Reformation zu vereinigen, auch um dadurch den Weg sich zu bahnen, alle protestantischen Mächte zu gemeinsamer Abwehr der vordringenden römischen Kirche zu veranlassen. Als nach Monaten von neuem das Gerücht von dem Besuche Georg I. in Hannover auftauchte, richtete Jablonski einen zweiten Brief an den König (27. Juli) mit der dringenden Bitte, diese Gelegenheit zu einer Verhandlung wegen der Union zu benutzen, „auf daß das hochwichtige Werk, welches bereits von E. K. M. Ur-Herren Vätern*) und sonderlich durch Kurfürst Friedrich Wilhelm, glorwürdigsten Andenkens, in ziemlichen Gang gebracht worden, nun aufs beste und erbaulichste fortgesetzt werden möchte." Jablonski bringt in diesem Schreiben darauf, durch den König von Großbritannien die englische Kirche, die von beiden evangelischen Teilen in Deutschland hochgehalten werde, zu einer Mittlerin zu veranlassen. „um beide Teile untereinander und auch mit ihr selbst zu vereinigen." Dieses Mal hatte das Schreiben den Erfolg, daß der König die Einreichung der „Unvorgreiflichen Gedanken" forderte. Der Hofprediger wußte, daß er sich dem Könige gegenüber in derartigen „Materien" ganz besonderer Kürze befleißigen müsse. Darum bittet er den Obermarschall v. Printzen, wenn er irgend etwas allzukurz oder dunkel finde, ihm die Denkschrift zur ausführlichen Klarstellung zurückzusenden. Es war nicht nötig.

Zwei Fragen behandelt Jablonski in der wichtigen Denkschrift: worin die Vereinigung der beiden Kirchen zu bestehen habe und durch

*) Die damals gebräuchliche Redeweise für den nun gäng und gäben Ausdruck „Herrn Ahnen," wenn wir Kurfürst Georg Wilhelm als des Königs Urgroßvater, demnach Johann Sigismund als Ahne bezeichnen.

welche Mittel man dazu gelange. Der Unterschied und die Trennung bestehe in der Lehre, in den Kirchengebräuchen und in den Namen. Ist es möglich, den Unterschied zu heben, so fällt damit auch die Trennung zu Boden. Inbetreff des Lehrunterschiedes gilt es nicht über die Wahrheit der strittigen Punkte zu verhandeln, als vielmehr zu betonen, daß der vorhandene und anerkannte Unterschied nicht das Wesen der Religion berühre, der Irrtum deswegen den Grund des Glaubens nicht anfechte und darum auch nicht wichtig genug zu einer Trennung der Kirche sei. Weil die Kirchengebräuche nur das äußerliche der Religion betreffen, könne man sie jeder Kirche freigeben; doch sei es ratsam, von etlichen „gottseligen, moderaten, in der christlichen Antiquität erfahrenen Männern" Vorschläge machen zu lassen, was etwa aus Rücksicht auf den anderen Teil Anstößiges zu entfernen, Erbauliches aber anzunehmen sei. Aufhören müßten die Sondernamen nach Menschen; statt dessen sollten beide Kirchen gemeinsam die evangelische genannt und damit der Römischen „als den Traditions-Folgern" entgegen gesetzt werden. So würde die evangelische Kirche wieder auf den Stand gesetzet, den sie bis 1529 eingenommen und auf welchen sie 1570 der „berühmte Consensus Sendomiriensis" wieder gesetzet. Als Mittel dazu schlägt Jablonski vor, daß zwei mächtige Stände, ein reformierter und ein lutherischer, und zwar der König in Preußen als Kurfürst zu Brandenburg und der König von Großbritannien als Kurfürst zu Braunschweig, die Sache unternehmen.*) Jeder derselben solle dann zwei oder drei moderate Theologen ernennen, die unter ihrer

*) Hier schaltet Jablonski für seinen König und früheren Schüler die Stelle ein: „Dem Kurhaus Brandenburg ist diese heilige Sache gleichsam angeerbet und ist kein einziger Kurfürst seit der Reformation von 1613 an gewesen, der nicht an solcher Vereinigung gearbeitet. Kurfürst Johann Sigismund legte dazu den Grund durch die herausgegebne Konfession und Erlaß von 1614. Dessen Nachfolger, Kurfürst Georg Wilhelm, besorgte unter andrem den hochwichtigen Konvent zu Leipzig 1631, allwo die anwesenden reformierten und lutherischen Theologen eine Liquidation angestellet, wie weit sie in der Lehre einig, da der Augenschein bezeiget, wie nahe diese Kirchen einander im Glauben und wie unrechtmäßig dieselben getrennet seien. Dessen Nachfolger, Fr. Wilhelm Glorr. Andenkens hat nicht allein zu dem Colloquio Charitativo in Thorn 1645 seinen vornehmsten Theologum, Joh. Bergium nebst zweien Professoribus aus Frankfurt (Bechnero und Reichelio) abgeschicket, sondern auch in seinem ganzen Leben zu der gewünschten Union gar viel beigetragen. Wie König Friedrich hochsel. Andenkens eben dergleichen getan, ist noch in frischem Andenken." Ebenso weist dann Jablonski auf Helmstedt, auf Herzog Anton Ulrich zu Wolfenbüttel hin und hebt hervor, daß der König von Großbritannien dazu geneigt sein dürfte, „da einige übelgesinnte Torys, um den König bei dem Volke verhaßt zu machen, angefangen, die lutherische Lehre als sehr irrig, absurd und gefährlich in öffentlichen Schriften zu traducieren; dagegen aber einige Theologen der Engl. Kirche dieselbe gleichfalls in öffentlichen Schriften gerettet und behauptet, daß zwischen der lutherischen und englischen Kirche keine essentiale Differenz nicht sei."

Leitung miteinander verhandeln und einen Entwurf der Vereinigung auszuarbeiten hätten. Haben diese sich dann verständigt, so könnten sie ihren Entwurf „klugen und moderaten Superintendenten und Inspektoren" mitteilen, damit durch sie jeder unruhigen Bewegung der Geistlichen vorgebeugt werde. Ist die Sache so weit unter Gottes Segen gebracht, dann könnten andere Herrscher und Stände zur Beteiligung herangezogen werden, und zwar durch den König von Preußen der Landgraf von Hessen, die Pfalz und andere Kirchen, nach Befinden auch Holland, die Schweiz, selbst Großbritannien; durch Kur-Braunschweig aber Sachsen, Württemberg, die Reichsstädte, und dann auch seinerseits Großbritannien, dessen Geistlichkeit Jablonski augenblicklich als der Vermittlerrolle günstig bezeichnet. (Seit 1714 war nämlich Tenison als Erzbischof von Canterbury durch des Hofpredigers Freund Wake ersetzt. Robinson aber, der uns bekannte warme Beförderer einer Union, seit zwei Jahren Bischof von London geworden). Die englische Kirche sei als Vermittler besonders geeignet, da sie mit beiden zu einigenden Kirchen etwas gemein habe; in der Lehre komme sie den Reformirten, in einigen Kirchengebräuchen den Lutherischen näher. Beide verehrten und liebten sie; sie könnte dann auch Schweden und Dänemark in dies „heilige Unternehmen" einziehen.

Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß Jablonski noch treu an den drei Forderungen festhielt, die er bereits 1698 siegreich gegenüber Leibniz und Molanus verfochten. Wohl lassen sich leise Unterschiede inbetr. der Ausführung des ersten und zweiten Hauptpunktes nachweisen; aber sie sind unschwer als durch die veränderte Zeitlage und die gemachten Erfahrungen bedingt erkennbar. Wie sehr unser Domprediger das Richtige getroffen, deß ist ein fesselnder Beleg, daß der Nachkomme des Königs Friedrich Wilhelm I., der Dritte gleichen Namens, ein Jahrhundert später, am dreihundertjährigen Gedächtnistage der Reformation, die Union genau auf der gleichen dreifachen Unterlage aufrichtete. Hatte der mit Lob kargende König das Schreiben vom 27. Juli als „recht gut" bezeichnet, so schenkte er auch den „Unvorgreiflichen Gedanken" seinen Beifall und stimmte dem von Leibniz und Molanus angeregten Plan zu, daß Jablonski nach Hannover komme und möglichst unauffällig mit Georg I. über ein Zusammengehen Kur-Braunschweigs und dann auch Englands mit Kur-Brandenburg in der angeregten Unionssache verhandle. Er gab sogar seinem Hofprediger für die gutgeheißene Reise ein Beglaubigungsschreiben an seinen königlichen Oheim mit. In dem Geh. Staats-Archiv fand ich (Rep. 13. 19d. Nr. 169) den Entwurf zu dem Handschreiben von Jablonskis Hand. So ist nicht ausgeschlossen und bei dem hohen Ansehen, das der Hofprediger bei den Staatsmännern genoß, erklärlich, daß man seiner gewandten Feder die Abfassung übertrug. Sei dem, wie ihm wolle: das Schreiben gilt als von dem Könige

an seinen Schwiegervater gerichtet und insofern er sich damit zu seinem Inhalt völlig bekennt, ist es ein beachtenswertes, schönes Beweisstück nicht nur der hohen Achtung, deren sich der Hofprediger bei seinem König zu erfreuen hatte, sondern auch, wie sehr Friedrich Wilhelm I. in den Wegen seiner Väter wandelte und nach dem hochgesteckten Ziel eines Friedens und einer Einigkeit zwischen den beiden getrennten Kirchen strebte.*)

Jablonski eilte, nach Hannover zu gelangen aus Besorgnis, Georg I. könne bereits nach England aufgebrochen sein. Er hatte Printzen um schriftliche Verhaltungsbefehle gebeten; der aber scheint so großes Vertrauen auch auf die Staatskunst des Hofpredigers gesetzt zu haben, daß er meinte, die mündliche Abrede mit ihm genüge. Am 18. Oktober reichte der Hofprediger dem König wiederum das hl. Abendmahl in Charlottenburg, bei welcher Gelegenheit er die letzten Anweisungen von ihm empfing. Andern Tages schon brach er auf und hoffte am 25. Oktober in Hannover einzutreffen. In Wolfenbüttel erreichten ihn Briefe von Leibniz, seine Abreise von Berlin zu verschieben.**) Der König befinde sich an seinem Lieblingsaufenthalt, in dem Jagdhause in der Göhrde; solange er dem Weidmannsvergnügen obliege, sei es untunlich, ihn mit andern Sachen zu behelligen. Ach, diese Liebhabereien, vor denen ernste Angelegenheiten des Staates und der Kirche zurücktreten müssen! Jablonski wartete eine Weile in Wolfenbüttel. Als „windiges und regnerisches, grundböses

*) Unter Verweisung auf die vollständige Mitteilung in den erwähnten „Neuen Beiträgen" (S. 163) geben wir den Anfang und Schluß hier wieder. „Da Wir unter Unsren übrigen Regierungs-Sorgen sonderlich auch uns vorgestellet, daß Fürsten Pfleger und Säugammen der Kirchen Gottes sein sollen, und aber Wir ohne innere Bewegung und Mitleiden nicht ansehen können, wie Unsere liebe Unterthanen und Einwohner derer Uns von Gott anvertrauten Landen durchgehends zwar der Evangelischen Religion, auch der Augsburgischen Confession zugethan, jedennoch aber in einer betrübten Trennung stehen, wodurch der Päbstlichen Partei vielfältiger Vorteil, dem evangelischen Wesen aber unaussprechlicher Schaden und Nachteil zuwächst, so haben Wir nach dem Löbl. Exempel Unserer in Gott ruhenden Churfürstlichen und Königlichen Vorfahren den gotseligen Vorsatz gefasset, Uns dahin möglichst zu bearbeiten, wie diese tiefgeschlagene Wunde endlich geheilet und der Evangelischen Kirchen der Innerliche Friede und Einigkeit wiederbracht werden möge . . . Wir finden die gegenwärtigen Conjuncturen zu dem vorhabenden Zweck so favorabel, als sie zeit der Reformation kaum mögen gewesen seyn und haben zu s. Maj. das vollkommene Vertrauen, daß nach dero gotseligem Eifer Sie dieses zu der Evangelischen Christenheit allgemeinem Besten abzielende Werk zu Hertzen nehmen, auch nach dero hohem Vermögen so wol im Reich als in Gros-Britanien unterstützen und gotselig beytragen werden, was zu desselbigen Erreichung dienen mag, wovon mehrgedachter Überbringer (Jablonski) mündlich ein mehreres vorzutragen instruirt und befehliget ist."

**) Der Brief war zweimal geschrieben; das eine Schreiben ging nach Berlin, das andre sollte ihn, wenn er schon abgereist, unterwegs in Wolfenbüttel erreichen, wo Jablonski einen Tag in der berühmten Bibliothek sich aufhalten wollte.

Wetter" mit dem November ins Land zog, reiste er nach Hannover in der Hoffnung, daß es nun den König nicht mehr in seinem fernen Jagdgehege halten werde; er muß sich aber daselbst von Leibniz sagen lassen, daß der König mit der Rückkehr bis gegen Weihnachten verziehen werde. So lange und aufs Ungewisse hin konnte der Hofprediger nicht warten; er kehrte, ohne Georg I. gesprochen zu haben, heim. Der Brief ist noch vorhanden, in welchem er seinem König das Fehlschlagen des ihm gewordenen Auftrages meldet.

Das in dem Briefe (vom 27. Juli) Jablonskis an den König angedeutete, für Wiederaufnahme der Unionsverhandlungen günstige augenblickliche Zusammentreffen von mancherlei Umständen, auf das auch Friedrich Wilhelm I. in dem Beglaubigungsschreiben hinweiset, darf nicht unerwähnt bleiben. Die zweite Jahrhundertfeier der deutschen Reformation konnte unter verheißungsvolleren Zeichen für eine Annäherung der beiden am Frühmorgen der Reformation einigen, nun schon so lange getrennten Kirchen gefeiert werden, als es noch vor fünfzig Jahren für möglich gehalten wurde. In seiner Schrift „Wolke von Zeugen" *) führt Turrettini zweimal ein Wort Jablonskis an: Möchte es doch geschehen, daß wie das erste Jahrhundert der Reformation die Spaltung der beiden evangelischen Kirchen hervorgebracht, das zweite sie großgezogen, so nun das dritte sie wegraffe und bestatte.**) Der Wunsch schien in Erfüllung zu gehen. Die in erster Linie von Spener angeregte Geistesströmung des Pietismus hatte ihre heilbringenden Wasser durch die gesamte Kirche der Reformation in allen Landen ergossen. In steigendem Grade war eine so tiefgehende, allgewaltige Wirkung von ihr ausgegangen, daß selbst ihre Bekämpfer der von ihr wie mit elementarer Kraft gebotnen Anregung sich

*) Nubes testium pro moderato et pacifico de rebus theologicis judicio et instituenda inter protestantes concordia. Praemissa est brevis et pacifica de articulis fundamentalibus disquisitio, qua ad protestantium pacem mutuamque tolerantiam via sternitur. Dissertationem exaravit et testimonia collegit Joh. Alph. Turrettinus, in ecclesia et academia Genevensis pastor, S. Theologiae et Hist. Eccl. Professor. Genevae MDCCXIX. Die angezogne Stelle von Jablonski befindet sich in seiner Vorrede zur Übersetzung von Burnets Artikel über die Gnadenwahl. Außer der lateinischen Ausgabe besitze ich auch eine 1720 erschienene Übersetzung „Turrettinis Kurtze und friedfertige Untersuchungder Grund-Artikel des Glaubens" u. s. w. „wegen ihrer Vortrefflichkeit aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt."

**) Die Vorrede schließt mit den Worten: Faxit Deus Pacis, ut, quanta fuit hactenus animorum alienatio et contendendi libido praepostera, tantum deinceps passim obtineat ab utraque parte concordiae studium, utque juxta votum excellentissimi Jablonski, Serenissimo Borussiae regi a sacris concionibus, „quod schisma primum reformationis seculum peperit, secundum aluit, tertium tollat atque contumulet. Amen."

je länger je mehr fügen mußten. Wie ein guter Kamerad ging dieser Anregung zur Seite, einer den andren fördernd, die Unionsbewegung; an ihrer Spitze unser Jablonski, auch an diesem Punkte ein rechter, echter Hofprediger der Hohenzollern. Die Jahrzehnte hindurch treu fortgesetzten Bemühungen der Unionsfreunde waren trotz aller scheinbaren Erfolglosigkeit dennoch nicht vergeblich. In stetig sich erweiternden Kreisen war man des theologischen Haders, der die auf einander angewiesenen Glaubensbrüder in zwei wider einander erbitterte Heerlager teilte, leidig geworden. Der furchtbare Schaden, die lebensgefährdenden Wunden des unseligen Bruderzwistes drängten sich auch einem blöden Auge auf. Man sehnte sich nach Friede, nach Aussöhnung der Kirchen mit so heißem Begehr, wie die Väter einst, daß der unselige dreißigjährige Krieg ein Ende nehmen möchte. Gesteigert wurde die Friedenssehnsucht um die Zeit der Jahrhundertwende der einen gemeinsamen Reformation durch das Wiederaufflammen der Gegenreformation, durch das geschickte Ausnützen des unseligen Bruderzwistes seitens der Jesuiten, um ihre Vergewaltigung der Protestanten in den Ländern, in welchen sie Gewalt über die Regierung gewonnen und das Staatsruder in geschickter Hand hatten, siegreich zu Ende zu führen. Der nächste Abschnitt wird das Treiben der römischen Kirche wider unsere Glaubensgenossen in Oesterreich-Ungarn, in Polen und Litauen um jene Zeit zu schildern haben. Die protestantischen Staaten konnten und wollten auch nicht dem argen, sie selbst bedrohenden Treiben gelassen zusehen; in Deutschland zumal die beiden Staaten nicht, die sich zur Vormacht der bedrängten Glaubensgenossen auserkoren ansahen, Kur-Brandenburg und Kur-Braunschweig.

Das Bedürfnis und die Sehnsucht nach Versöhnung und Friede unter den evangelischen Kirchen der Reformation, wie es sich seit Jahren da und dort gezeigt — wir haben bereits verschiedenemale zu unsrer Freude darauf hinzuweisen gehabt*) — gewann um die gleiche Zeit neue Anregung, frischen Aufschwung. Jablonski konnte den König auf die für

*) Außer auf die in einem späteren Abschnitt zu erwähnende gemeinsame Tagung der Lutheraner und Reformierten Polens in Danzig, in der man sich wieder auf den Boden des Sendomirer-Vergleiches stellte, sei hier angeführt, daß 1708 Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig den Reformierten volle bürgerliche und kirchliche Gleichheit in seinen Landen verhieß, ja daß 1707 sich in der Waisenhauskirche zu Königsberg tatsächlich eine Union der beiden Kirchen vollzog, indem am 3. Sonntag nach Trin. (10. Juli) bei dem Abendmahl des reformierten Teiles der Gemeinde der lutherische Geistliche das Brot mit der reformierten Spendeformel reichte, acht Tage später bei dem Abendmahl des lutherischen Teiles der reformierte Geistliche den Kelch mit der lutherischen Spendeformel. Wer wohl hätte ein halbes Jahrhundert früher einen solchen Vorgang in der alten Hauptstadt der Herzöge von Preußen für möglich gehalten, damals als man noch in den dortigen Kirchen allsonntäglich Gott um Bewahrung der rechtgläubigen Bürger vor dem Gifte des Calvinismus anrief? (Vergl. S. 102).

Wiederanknüpfung von Unionsverhandlungen günstige Lage in der Kirche Englands hinweisen. In der Schweiz erschien 1719 das oben erwähnte bedeutsame Werk Turrettinis: „Die Wolke der Zeugen," eine auch heute noch fesselnde ungemein reiche Sammlung und Fundgrube von Aussprüchen der Bibel, der Kirchenväter, der ältesten Synoden, der Reformatoren, evangelischer Theologen und Gemeindeglieder, die alle einmütig bezeugen, daß jeder Glaubenszwang dem christlichen Glauben Gewalt antue, dieser nur in der vollen Freiheit des Gewissens seine Gotteskraft entfalten könne. Goldne Worte hat hier mit Bienenfleiß der schweizerische Vermittlungstheologe aus den Werken der hervorragendsten Kirchenmänner aller Zeiten zusammengetragen. Sie müssen unvergessen bleiben den Vertretern der Union, aber auch ihren Gegnern; denn es nötigt diese, sich auch mit dem deutschen Reformator auseinander zu setzen, was ihnen den von Luther hier angeführten Worten gegenüber nicht ganz leicht fallen dürfte. Auch König Friedrich I. hat in der wertvollen Sammlung eine wohlverdiente Stelle gefunden. Nachdem er Herr in dem benachbarten Neuenburg geworden, hatte die Genfer Geistlichkeit — wohl auf Anregung Turrettinis — einen Brief an ihn gesandt, mit dem Hinweis, daß, was sein Vater, der Große Kurfürst, gewünscht, geschehen und die Konsensusformel gefallen sei, mit der Meldung, daß Genf vor ein paar Jahren (der Brief ist 1707 geschrieben) zum erstenmal seit den Tagen Calvins lutherischen Gottesdienst in den Mauern der Stadt bewilligt.*) Dies Schreiben und ebenso die königliche Antwort sind in dem Buche abgedruckt. Gewidmet ist die Schrift dem ebenfalls mit einem Briefe**) in der Sammlung vertretnen Erzbischof von Canterbury, Wilhelm Wake, dem Freund und auch in der Unionsbestrebung Gesinnungsgenossen von Jablonski.

In Deutschland selbst fand in diesen Jahren eine Annäherung der beiden Kirchen und zwar von Württemberg aus statt. Lange hatte man sich in Tübingen wider das Eindringen des Pietismus gewehrt; die mächtige Strömung aber durchbrach um die Wende des 18. Jahrhunderts

*) Demnächst wird die Geschichte der deutsch-lutherischen Gemeinde in Genf, einer Stiftung Friedrich I., aus der Feder von Pastor Denkinger in Céligny bei Genf erscheinen.

**) Beachtenswert für unsere Erzählung ist, was der Primas und warme Befürworter einer Union zwischen den Lutheranern und Reformierten über seinen König Georg I. sagt: „Regem nobis concessit Deus optimum, potentissimum, inter-omnes reformatos principes absque controversia praecipuum. Hic inter Lutheranos enutritus neque ab eorum sacris ullatenus alienus, ad ecclesiae tamen Anglicanae communionem cum tota sua regali familia accessit, adeoque exemplo suo plane demonstravit, nihil obstare quominus alii omnes protestantes (mit diesem Ausdruck bezeichnet der Primas die Lutheraner gegenüber den reformati) in eandem nobiscum ecclesiam convenire et quasi coalescere valeant."

auch den von der Landeshochschule aufgeworfenen Damm. Mit seinem Einzug kam eine milde, versöhnliche Unionsgesinnung ins Land und in die dazu wohlvorbereitete, fromme Seele des Württemberger Volkes. Zwei durch Spener angeregte Männer, Professor Klemm, in noch höherem Grade der Kanzler Pfaff, traten seit dem Reformationsjubelfest in einer Reihe von weitverbreiteten Unionsschriften als wackere Vorkämpfer für die Glaubenseinigkeit der protestantischen Kirchen auf. Der zu seiner Zeit auch über Deutschland hinaus berühmt gewordene Kanzler verlangte ähnlich wie Jablonski, den er kannte und schätzte, bei seinen Unionsversuchen weder von den Lutheranern noch auch den Reformierten ein Aufgeben oder eine Verschmelzung ihrer Sonderlehren. Da diese aber nicht den Herzpunkt des Evangeliums — Luthers Artikel göttlicher Majestät — berührten, Nebendinge seien, die nicht zum Wesen des Christentums gehörten, so wäre es für die Lutheraner dem Evangelium gemäß, die von den Reformierten dargebotene Hand einer Vereinigung zu ergreifen, als über die Sonderlehren im alten, unversönlichen Hadergeist weiter zu streiten! Es kam damals nicht zu der ersehnten Vereinigung; unleugbar aber entsprach, was diese schwäbischen Verfechter einer Union sagten, den friedebedürftigen Wünschen weitaus der Mehrzahl der evangelischen Zeitgenossen und hat wesentlich dazu beigetragen, diese Zahl bei unserem Volke in starkem Grade zu mehren. Bedeutsamer noch für die Wiederaufnahme der Unionsverhandlungen, aber auch eines erbitterten Kampfes darwider, der dennoch für die Gegner zu einem Pyrrhussiege wurde, waren auffällige Vorgänge bei dem »Corpus evangelicorum« in Regensburg. Da Jablonski nicht völlig unbeteiligt war, es sich um Sachen seiner Lebensaufgabe handelte, haben wir etwas näher darauf einzugehen.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, bald nach dem Ausgang des dreißigjährigen Krieges und auch in Folge der von dem großen Kurfürsten bei dem Friedensschluß durchgesetzten Anerkennung der Reformierten als Augsburger Religionsverwandten und damit ebenbürtiger Genossen der den Protestanten zugebilligten Rechte im Reiche, waren 1653 die auf dem Reichstag zu Regensburg versammelten evangelischen Stände (damals 39) zu einem ständigen Kollegium für Wahrung der evangelischen Interessen (corpus Evangelicorum neben einem vorhandenen corpus Catholicorum) zusammengetreten. Selbstverständlich, daß Kur-Sachsen, in dessen Gebiet die Wiege der deutschen Reformation gestanden und das seit den Tagen Luthers als wackere Vormacht des Protestantismus in Deutschland galt, den Vorsitz im Kollegium beanspruchte und auch willig erhielt. Anders wurde die Lage, als der Kurfürst um der polnischen Krone willen der Kirche seiner Väter treulos den Rücken kehrte und dem römischen Papste Treue gelobte. Lange Verhandlungen huben an, ob nun nicht Kur-Brandenburg

den Vorsitz einzunehmen habe. Aber Kur-Braunschweig hielt sich für ebenso berechtigt und konnte zu seinen Gunsten darauf hinweisen, daß sein noch nicht König von England gewordener Kurfürst lutherisch, der von Brandenburg aber reformiert sei. Der Regensburger Reichstag war auch in seiner kläglichen Verschleppungspolitik ein würdiger Vorgänger des deutschen Bundestages; das Corpus evangelicorum war in der greisenhaften Kunst Meister. Neununddreißig evangelische Stände, sie alle einander ebenbürtig und zwar in dem Verhältnis, daß je kleiner das Land, um so größer und stärker das Pochen auf die gleichen Hoheitsrechte, von der Kirchturmspolitik ihrer Landes- und Ländchenskirchen beherrscht, die keinen Gedanken an eine große, der römischen Kirche und ihrem einheitlichen Vorgehen gewachsene Kirche der Reformation aufkommen ließ: wahrlich für jeden warmherzigen, treuen Sohn der Reformation und einer deutschen, evangelischen Kirche heutzutage ein jämmerlicher, tiefschmerzlicher Anblick. In dem kläglichen Ränkespiel ist es damals dazu gekommen, daß das Corpus evangelicorum vor einem halben Jahrhundert zur Wahrung der evangelischen Interessen im allgemeinen und im einzelnen innerhalb des deutschen Reiches zusammengetreten, dem zur römischen Kirche übergelaufenen König von Polen als Kurfürsten von Sachsen den Vorsitz beließ.*) Man beruhigte sich — und vielleicht auch das anklagende Gewissen — mit der Aussicht, der lutherisch gebliebene Erbe des sächsischen Kurhutes werde nach einer kürzeren oder längeren Zwischenzeit den Vorsitz zu übernehmen haben. Anders und nun doch noch peinlicher und verletzender wurde die Sachlage, als gerade eine Woche (am 23. Oktober 1717) vor der zweihundertjährigen Jubelfeier des Tages, da Luther seine 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, Friedrich des Weisen, des frommen Schirmherrn unseres deutschen Reformators Nachkomme, den Lutheranern seines Landes anzeigte, auch sein Sohn sei zur römischen Kirche übergetreten. Heimlich war der Übertritt bereits vor fünf Jahren geschehen, als man den erst sechszehnjährigen Kurprinzen von Jesuiten so einschüchterte, daß er auf einer Reise nach Italien in ihrer ausschließlichen Begleitung den Glaubenswechsel an sich vollziehen ließ. Der jeder religiösen Überzeugung bare Vater hatte ihn in der vergeblichen, schier törichten Hoffnung ins Werk gesetzt, um die polnische Königskrone für alle Folgezeit seinem Hause zu sichern. Und der Polenkönig hatte den Mut, den im Corpus evangelicorum vertretenen Fürsten den Übertritt mit der Annahme anzuzeigen, daß dadurch die gegenseitigen Beziehungen in Regensburg keinen Abbruch erleiden würden.

*) Man vergl. über den uns kaum mehr verständlichen Vorgang Frantz, das katholische Direktorium des Corpus evangelicorum (Marburg 1880). Soweit es gelungen, den Vorgang zu verstehen, hat sich mir doch nicht der französische Wahrspruch erfüllt, daß alles verstehen alles verzeihen lerne.

Dazu schien man nun aber doch in Regensburg nicht willig und geneigt. Zunächst ein Wettkampf zwischen Kur-Brandenburg und Kur-Braunschweig über den als erledigt geltenden Vorsitz; dann auf beiden Seiten und auch von Kur-Sachsen, das den lange innegehabten Posten nicht aufgeben wollte, ein Werben um die Stimmen der andren im Kolleg vertretenen Stände, nicht unähnlich einem Stimmenfang in unsrem parlamentarischen Leben. Wir sind unlustig, haben auch keinen Anlaß, hier diese sich langsam und schleppend hinziehenden Verhandlungen im Einzelnen zu verfolgen.*) Das Endergebnis war, daß König Friedrich August den Vorsitz unter den früheren Bedingungen beibehielt, und daß auch nach seinem Tode (1733) das Kolleg in den alten ausgetretenen Geleisen dem katholischen Kurfürsten von Sachsen den Vorsitz ließ. Was lag auch schließlich bei dem greisenhaft gewordenen Kolleg daran? Hort und Vormacht des Protestantismus in Deutschland war tatsächlich und wohlverdient Preußen. Kursachsen büßte von 1697 an, da sein Kurfürst römisch geworden, und erst recht seit 1717 seinen Einfluß auf das Kolleg in Regensburg ein. Mit ihm und auch in gleichem Schritt und Tritt mit dem sinkenden Ansehen des Reichstages und des einst mächtigen römischen Reiches deutscher Nation sank das Corpus evangelicorum zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Was dort in Regensburg dahinsiechte, war scheintot lange zuvor, ehe 1806 das Reich und damit der Reichstag zu Regensburg mitsamt dem evangelischen und katholischen Corpus unter dem eisernen Schritt einer neu heraufkommenden bessern Zeit entseelt zusammenbrach.

Nicht nur diese Kämpfe um den Vorsitz trieben die evangelischen Stände des Kollegs zur Zeit der Reformationsjubelfeier zu tatkräftigem Vorhaben und ungewohnter Arbeit auf; mehr noch die gesteigerten und vermessnen Uebergriffe der siegestrunkenen Römlinge in unserm Vaterlande. Kur-Sachsen katholisch geworden, ebenso die Kur-Pfalz, seitdem 1865 mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm die Kurwürde an die im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts katholisch gewordene, vorher lutherisch gewesene Neuburgische Linie gelangt war. Und wie haben in dem so arg mißhandelten Ländchen in schier tollem, frevlem Übermut die Jesuiten da-

*) Nur die von dem preußischen Gesandten in Regensburg, v. Metternich, aufgestellte Liste sei mitgeteilt, auch um zu zeigen, wer alle bei diesem Wettkampf mitzusprechen hatte, bezw. um wessen Zustimmung die einzelnen Bewerber um den Vorsitz sich zu bemühen hatten. Kur-Sachsen den Vorsitz zu belassen, dafür waren: Sachsen-Altenburg, -Koburg, -Gotha, -Weimar, -Eisenach; Brandenburg-Kulmbach, -Ansbach; Württemberg, Hessen-Darmstadt, Henneberg, Mömpelgard. Für Kur-Braunschweig stimmten: Wolfenbüttel, Grubenhagen, Holstein-Glückstadt, Ratzeburg, Ostfriesland; für Kur-Brandenburg: Mecklenburg-Schwerin, -Gustrau, Hessen-Kassel, Schwerin, Hirschfeld, Nassau. „Hinter dem Berge halten oder wollten sich ad majora referieren," wie Metternich berichtet: Anhalt, die schwäbischen und wetterauschen Grafen und alle Reichsstädte.

mals gehauset! Eben noch (1719) hatte Kurfürst Karl Philipp, Philipp Wilhelms Sohn, das Bekenntnisbuch der reformierten Kirche, den Heidelberger Katechismus, seinen reformierten Untertanen weggenommen, ebenso den Heidelbergern ihre h. Geistkirche und diese den Katholiken übergeben. Unterhalb des vor wenigen Jahren (1692) von den Pfalzverwüstern Ludwigs XIV. zerstörten Schlosses, durch die Straßen Alt-Heidelbergs, des einstigen Wohnsitzes eines Friedrich des Frommen, wurde wie zum Hohn wider die 80. Frage seines Katechismus in feierlichem Zuge und unter dem Geleite von Grenadieren die Monstranz getragen, und welcher Bewohner der Stadt nicht vor dem Schaugefäß, den Bürgern eine Abgötterei, in die Kniee sank, wurde von den Kolben der Soldaten niedergeschlagen. Das war nun doch noch mehr als Geßlers Hut einst den Schweizern. Hilfeflehend wandten sich die vergewaltigten Pfälzer an den Schirmherrn in Preußen, in dessen Adern ja auch das Blut Friedrich III. rollte (vergl. S. 102) und dem der Heidelberger Katechismus von Kind auf wertgehaltenes Bekenntnisbuch war. Der König forderte durch seinen Gesandten Metternich von dem Regensburger Kollegium ein Einschreiten wider solche frevle Gewaltmaßregeln. Sie hatten auch blöden Augen unter den evangelischen Ständen die Notwendigkeit gezeigt, die gegenseitigen Befehdungen ruhen zu lassen und sich gegen derartige vermessene Herausforderungen der römischen Kirche eine Bruderhand zu gemeinsamem Vorgehen zu reichen. Nun hatte 1720 der Kanzler Pfaff eine lateinische Unionsschrift in Tübingen erscheinen lassen (alloquium irenicum), die er im gleichen Jahr in deutscher Übersetzung in Regensburg herausgab und unter den evangelischen Gesandten verteilen ließ.*) Sie liegt den fünfzehn Artikeln zu Grunde, die Metternich**) in Ausrichtung eines König-

*) In meiner Bücherei befindet sich diese Übersetzung „Näherer Entwurf von der Vereinigung der Protestierenden Kirchen" in den gesammelten Schriften Pfaffs zur Vereinigung der protestierenden Kirchen. Der Sammlung geht als eine Antwort wider die auf diese Schriften erfolgten Angriffe von Seiten einiger lutherischer Glaubensgenossen des Kanzlers eine fesselnde Abhandlung des „hochberühmten Joh. Clericus" (in Genf geboren, ein Schüler Turrettinis, der sich später den Remonstranten in den Niederlanden anschloß und in Amsterdam angesehener Professor der hebr. Sprache und der Kirchengeschichte wurde) voraus: „Moralische Untersuchung, ob man jederzeit den Schmähungen der Gottesgelehrten antworten soll?"

**) Schon der Vater von Ernst von Metternich, Reinhard, der Stifter der Chursdorfer Linie, einer Seitenlinie des uradligen Metternich-Veltenhofen'schen Geschlechtes, dem auch im vorigen Jahrhundert der berühmte östreichische Kanzler entstammte, war in kurbrandenburgische Dienste getreten, in denen er als Hofmarschall in Küstrin gestorben. 35 Jahre war Ernst Comitialgesandter Preußens in Regensburg; nur mit einer Unterbrechung von drei Jahren (1706—9), während er in Neuenburg die diplomatischen Verhandlungen wegen Übergangs an die preußische Krone mit großem Geschick leitete. Er erwies sich auch bei den Verhandlungen des evangelischen Kollegiums als eifriges Glied der reformierten Kirche,

lichen Befehles den evangelischen Ständen zur Beratung und Annahme überreichte.

Was Jablonski schon vor zwanzig Jahren gefordert, daß man von dem vergeblichen Versuche abstehen solle, eine Union der beiden Kirchen dadurch zu stande bringen zu wollen, daß der eine oder andere Teil den Gegenpart von der Rechtsmäßigkeit seiner Lehre zu überzeugen oder überreden versuche, das will auch dieser Unionsplan. Dagegen nähert er sich den damaligen Vorschlägen von Leibniz und Molanus insoweit, daß man die unterschiedlichen Lehrpunkte duldsam neben einander bestehen lasse, ebenso auch die verschiedenen Gottesdienstordnungen und kirchenregimentlichen Fragen und sich darüber hinweg zu einer gemeinsamen evangelischen Kirche die Hand reiche. Darum wendet sich der Unionsplan weniger an die Theologen als die geeigneten Werkleute seiner Ausrichtung, als an die Gemeinden, denen die stehengelassenen Unterschiede meist unverständlich und damit belanglos seien.

Zum größten Staunen aller Glieder des Kollegiums und dann weiter aller Protestanten in Deutschland gelangte auf Anregung von Berlin, Hannover und Kassel das Kollegium trotz Einsprache des kursächsischen und des weimarschen Gesandten am 28. Februar 1722 zu dem „Conclusum": „man wolle mit einander in Einigkeit leben, aller Schmähungen, Verketzerungen und Sektennamen sich enthalten und sich gemeinsam evangelisch nennen; sobald man aber sich unterscheiden wolle, Evangelische und Evangelisch-Reformierte sagen; auch sollten fernerhin alle kaluminösen Äußerungen nicht nur auf der Kanzel, sondern auch in Schriften streng verboten werden." *) Zwischen der Beschlußfassung und seiner teilweisen Veröffentlichung in den 39 evangelischen Ländchen, durch welche das Conclusum erst für diese Gebiete rechtsgültig wurde, vergingen wiederum zwei bis drei Jahre. Die lange geübte Verschleppungskunst war geschäftig am Werk, nun doch noch einen Hemmschuh anzulegen, das ganze Unterfangen zu hindern. Droysen, wo er darauf zu reden kommt, macht die feine, bittere Bemerkung, daß die Herrn des evangelischen Corpus vor ihrem bei dem Conclusum an den Tag gelegten Mut gezittert hätten; dasselbe sei ihnen so kühn erschienen, daß sie gemeinet, seit dem westfälischen Frieden habe der Beschluß nicht seinesgleichen. Sie mögen recht

zu der sein Vater bereits übergetreten, als er Östreich mit Preußen vertauschte. Großes Ärgernis entstand, als bei seinem Tode 1727 verlautete, daß es seiner Frau, einer Gräfin Regel, und deren Beichtvater gelungen, die evangelischen Geistlichen von seinem Krankenlager fern zu halten und den Sterbenden zur römischen Kirche zurückzubringen.

*) Vergl. Hering, Gesch. der kirchl. Unionsversuche (Leipzig, 1838), II, 372. Das gleich darauf von Droysen angezogene Wort ist seiner Gesch. der preuß. Politik entnommen, IV, 2. S. 288.

gehabt haben, ahnungslos freilich, ein wie scharfes Urteil sie damit über ihre Beschlüsse der letzten sechzig bis siebenzig Jahre gefällt.

Hatten schon die Reformationsjubelfeier und die damit in zeitlichem Zusammenhang stehenden zumal von Württemberg ausgegangenen versöhnlichen Vermittlungsvorschläge die Unversöhnlichen zu neuem Eifer wider die Pietisterei, die Calvinisterei und mit welchem Namen immer sie ihre Gegner belegten, gereizt, so erst recht die in dem Conclusum offen bekundete versöhnliche Stimmung der Mehrzahl der evangelischen Stände in Regensburg. Unter den Augen des Corpus evangelicorum und darum wohl auch mit seiner Zustimmung war des Kanzlers „Näherer Entwurf" in deutscher Uebersetzung gedruckt worden. Ebenso konnte Metternich im Mai 1722 seinem Könige als ein in Regensburg gedrucktes und überall verbreitetes Flugblatt*) den berühmten Brief Calvins an Luther aus dem Jahre 1545, mit der von dem Gesandten beigefügten Bemerkung einsenden: durch diesen Wiederabdruck soll „den genannten Orthodoxen gezeigt werden, daß diese beiden Männer friedlichere sentiments geführet, als jetzo einige unruhige Friedens-Stöhrer die Leuthe überreden wollen." Eine Hochflut von Unionsschriften und Entgegnungen ergoß sich nun über die in Regensburg tagenden evangelischen Stände und ihre Länder und Ländchenskirchen; ein 1723 erschienenes Verzeichnis derselben füllt 56 Druckseiten aus. Und welch eine Sprache zum Teil, die darin zu Worte kommt! Noch maßvoll erscheint, wenn die eine hohe Säule rechtgläubigen Luthertums nach der Weise des siebzehnten Jahrhunderts — im Blick auf die schmerzlichen Erfahrungen, die dem ungebeugten Be-

*) Das Schreiben Metternichs mit dem beigelegten Flugblatt befindet sich ebenso wie die fesselnden, wichtigen Schriftstücke über die damaligen Regensburger Vorgänge im Geh. St. A. Rep. 13. 19d. Calvins Brief an Luther und gleichzeitig der an Melanchthon abgedruckt in der neuen Calvinausgabe C. R. XL. S. 6 u. 9. Der hochverdiente Herausgeber der Briefe, Ed. Reuß, hat das eigenhändige Schreiben des Genfer Reformators wieder aufgefunden. Es war früher schon verschiedene Male abgedruckt; der ungemein belesene Gelehrte weiset auf diese Abdrücke und auch auf die verschiednen Erklärungen des wichtigen Briefes hin. Der Regensburger Nachdruck scheint ihm entgangen zu sein, wenigstens geschieht desselben keine Erwähnung, wenn nicht als solche der Hinweis anzusehen, daß Löscher den Brief in seinen „Unschuldigen Nachrichten" 1722 ebenfalls gebracht. Die erste Seite des Regensburger vierseitigen Quartblattes hat den Titel: Literae pacificae Calvini ad Lutherum, tempore reformationis Anno MDXLV scriptae, quas morte Lutheri interceptas, illaeso sigillo, Philippus Melanchthon remisit, quarum autographum celebris bibliotheca Genevensis asservat, nunc primum in lucem editae anno MDCCXXII, mense Maji. Hat Turretini eine Abschrift nach Regensburg übermittelt? (Der Gelehrte Tronchin hatte 1665 das Schreiben unter weggeworfenen Papieren entdeckt und der Bibliothek seiner Vaterstadt übergeben). Wußten die Regensburger oder ihre Genfer Übermittler nichts davon, daß Alex. Morus in seiner Harangue pour Calvin (Genf 1648) eine französische Übersetzung des Briefes geboten?

kämpfer des Pietismus selbst an seiner Wirkungsstätte in Dresden nicht erspart blieben, ist man versucht mit dem Sänger zu sagen: „Auch diese schon geborsten“ —, wenn der gelehrte Superintendent Loescher in einer Streitschrift mit den Hallensern 1716 äußerte: niemand darf die Römlinge, die Reformierten oder Arminianer für Brüder in Christo halten.*) Ganz anders und ärger lautet, was als Stimmführer der Kämpfer wider die Reformierten und jeden Versuch einer Union der Pastor an St. Jakobi in Hamburg, Erdmann Neumeister, und sein Gefolge in Wort und Schrift vorbrachten und zum Teil auch durch die Bürger der Handelsstadt an der Elbe ins Werk setzen ließen. Die in der Geschichte der deutschen Reformation schwarz angemerkten Tage eines Joachim Westphal, des streitsüchtigen Pastors an St. Katharinen in Hamburg anderthalb Jahrhunderte zuvor, schienen wieder heraufgekommen zu sein, ja von diesem Manne nun mit der eingekniffenen Oberlippe überboten zu werden.**) 1722 war von Neumeister die Flugschrift herausgekommen: „Kurzer Beweis, daß das jetzige Vereinigungswesen mit den sogenannten Reformierten allen zehn Geboten, allen Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses, allen Bitten des Vaterunsers, der Lehre von der heiligen Taufe, den Schlüsseln des Himmelreiches, dem heiligen Abendmahl und also dem ganzen Katechismus schnurstracks zuwiderlaufen.“ Gleichzeitig hat ein andrer Hamburger Geistlicher***) eine „Untertänigste Adresse an den

*) Nemo pontificios, reformatos vet Arminianos pro fratribus in Christo habeat.

**) So wenigstens zeigen ihn die unschönen, harten Züge, die kein Wohlwollen zu kennen scheinen, auf dem von Hoeck (Bilder aus der Gesch. der Hamburger Kirche seit der Reformation. Hamburg, 1900. S. 147) gebotenen Bilde.

***) Die Schrift war namenlos erschienen, als ob ihr Verfasser sich doch des Inhaltes etwas geschämt habe. Er gibt auf dem Titel nur an: „von einem zwar nicht das Licht scheuenden, aber nicht sein, sondern Gottes Ehre allein suchenden D. und Pastor in einer berühmten kaiserlichen freien Reichsstadt, der seinem moderaten Bedenken einen Anhang beigefüget hat, nämlich ein calvinistisches ABC.“ Als ihr Verfasser wurde damals Pastor Theodor Heinson entlarvt, früher Hofprediger des Fürsten von Ostfriesland, an den auch das Büchlein gerichtet ist. Noch eine dritte gleichzeitig erschienene, mir unter die Hände gekommene Schrift eines Hamburger sei hier erwähnt „Lutherische Warnung für dem Pfaffischen Papstentzenden (so!) und Calvinisierenden Unterricht der zwischen der römischen und den protestantischen Kirchen obschwebenden Religionsstreitigkeiten, gestellet durch Christian Tetenius.“ Hinter dieser Maske verbirgt sich der Sohn des berühmten Esdras Edzardi, Sebastian, Professor am akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt, der mit Neumeister auch in der Menge der Flugschriften gegen die Reformierten und die Union der beiden Reformationskirchen wetteifert. Hamburg hat nicht allein den peinlichen Kampf wider die in Regensburg sich regende Unionsneigung aufgenommen. Weitere 34 Schriften allein aus dem Jahre 1722 liegen mir vor, bei denen die bloße Wiedergabe den Titel (ex ungue leonem) genügen würde, auf den Inhalt zu schließen und sich von dem Lesen abschrecken zu lassen.

Kaiser mit theologischen Bedenken über das Regensburger Conclusum u. s. w." gerichtet, der als Anhang ein „Christliches ABC" beigefügt ist. Zu bedauern, wer verurteilt ist, die beiden Brandschriften zu lesen; auch der engherzigste Parteimann, der seine Kirche lieb hat, wird es heutzutage nicht ohne fortwährende Überwindung des Ekels vor dem giftigen Inhalt und des schmerzlichen Bedauerns über ein so unchristliches, verblendetes Gebahren über sich bringen, an dem sich nachweisbar nur die Jesuiten geweidet als eines willkommen geheißenen Gehilfen in ihrer eifrig und erfolgreich betriebenen Vergewaltigung und Zerstörung der Kirche unsrer Reformatoren.

Die evangelischen Stände in Regensburg waren nun doch empört über solche Schmähschriften im letzten Grunde wider ihr Conclusum. Der preußische Comitialgesandte Metternich versäumte nicht, alle die einlaufenden „Scharteken" an seinen König zu senden und ihm in langen, eingehenden Berichten die Wirkung mitzuteilen, die zumal in Hamburg die aufreizenden Worte der Neumeister und Edzardi auf die Bevölkerung ausgeübt. Der König brauste auf in Zorn, als er vernahm, daß der holländische Gesandte in Hamburg in Lebensgefahr durch die wider ihn als Reformierten aufgewiegelte Menge schwebe, ferner daß ihm vom Magistrat auf Anstiften von Neumeister untersagt wurde, an seinem sonntäglichen Hausgottesdienst die in der Handelsstadt lebenden reformierten Kaufmannsfamilien teilnehmen zu lassen. Die könnten am Tag des Herrn nach Altona hinauspilgern — hatte schnöde der Magistrat den Gesandten wissen lassen —, wohin die Macht Hamburgs zum Verbot des Gottesdienstes nicht reichte. König Friedrich Wilhelm forderte vom Senat der freien Reichsstadt strenge Bestrafung des fanatischen und die Bürger fanatisierenden Pastors; der Senat lehnte die Forderung ab als unvermögend zu ihrer Ausführung. Der König ward nun auch wider das schwache Regiment in Hamburg empört, das nur stark sich erwies, sich seinem königlichen Willen nicht zu fügen. Er bat den König von England, den die Hamburger gemeingefährlichen Vorgänge gleichfalls auch um seiner in der Handelsstadt sich aufhaltenden Untertanen willen in Harnisch brachten, den streitsüchtigen Pastor zu „enlevieren," wie er es bei einem ähnlichen Falle vor ein paar Jahren bei seinem Nachbar getan. Dem Senat der freien Reichsstadt wurde nun doch, als auch die Generalstaaten kräftig für ihren bedrohten Gesandten eintraten, etwas bange zu Mute; er versprach den widerspenstigen, aufwiegelnden Pastor zur Ruhe bringen zu wollen. Die unheilvolle Gewitterwolke, nachdem sie sich entladen und ausgetobt, zog vorüber. Uns Spätgebornen erscheint die bedauernswerte, unevangelische Aufregung wie das letzte krampfhafte Aufzucken einer überwundnen kirchlichen Richtung, die ihr Unterliegen merkt, ohne es zugeben zu wollen, das letzte Aufbegehren vor einem unaufhaltsam

fortschreitenden Niedergang. Das stimmt uns milder in der Beurteilung der uns auch heute noch tief schmerzlich berührenden Vorgänge.

In den so heftig von Hamburg aus geschürten Kampf und das Wortgefecht der streitenden Brüder hat sich Jablonski unmittelbar nicht eingemischt, so sehr auch der umstrittene Gegenstand ihm Herzenssache und Lebensaufgabe war. Seiner milden, versöhnlichen Natur widerstrebte solch unheiliges Treiben um das, was ihm heilige Gewissenssache war. Er war ungeschickt, den Keil zu handhaben, der allein für einen derartigen Klotz sich eignet. So lernbegierig er auch all die Zeit seines Lebens gewesen, diese Handhabe wollte seine vornehme Art nun doch nicht erlernen. Wir haben auch in vertraulichen Freundesbriefen, in denen er seinem Schmerz über das unevangelische Treiben der Gegner in diesen Jahren Ausdruck leiht, kein bittres, hartes, verletzendes Wort finden können, überall nur die maßvolle Sprache eines Christen, der das schöne Wort des ἀληθευειν ἐν ἀγαπῃ nicht nur in seinem Siegelringe trägt, sondern auch in dem Leben zu verwirklichen trachtet. Mittelbar aber hat der Hofprediger wesentlichen Anteil an der die evangelische Kirche so mächtig berührenden Bewegung — man ist zu sagen geneigt: selbstverständlich — genommen. Nicht nur, daß er seit länger als einem Vierteljahrhundert und als Erbe einer in seinem Hause und in der Kirche seiner Väter innig gepflegten Unionsgesinnung treu und fest die Wacht gehalten, furchtlos und unverzagt für sie in die Schranken getreten und immer und immer wieder, wenn sie zu einem Stillstand gelangt schien, und so auch dieses Mal von Neuem sie angeregt. Das Geh. Staats-Archiv bewahrt die Belege, wie die preußischen Staatsmänner sich bei dem hervorragenden Hofprediger, der sie seit Jahren bei der Beschützung der vergewaltigten Glaubensgenossen in Polen und Ungarn in ungezählten Denkschriften zutreffend und sachkundig beraten, auch in dem vorliegenden Fall wieder Rat holen. Als 1724 Metternich eine Antwort auf die — wie er sie in seinem Briefe an den König bezeichnet — Charteque „Der Calvinisten ABC" für notwendig erachtet, wendet sich Ilgen im Namen des Königs an den Hofprediger, der sich alsbald zur Widerlegung der lügnerischen Verleumdungen in den Buchstaben L. S. T. (Liegnitz, Sendomir, Thorn) bereit; für die Buchstaben B. E. J. (Bremen, Emden, Jevern) will der gewissenhafte Theologe noch bei ortskundigen Männern Erkundigung einziehen lassen. Im Namen des Dom-Ministeriums beantwortete Jablonski 1722 zwei von dem Obermarschall Printzen in Anlaß der Neumeisterschen Brandschriften gestellte Fragen dahin, daß Hofprediger Stosch bis ans Ende seines Lebens dem 1631 in Leipzig aufgesetzten Glaubensartikel inbetreff der Allgemeinheit der Gnadenwahl (Universalismus) treu geblieben und ebenso auch der Große Kurfürst, der 1662 in einem Erlaß vorgeschrieben, daß niemand den Reformierten eine Lehre beilegen dürfe,

die nicht in dem Bekenntnis von 1614 (Joh. Sigismund), 1631 (Leipzig), 1645 (Thorn) aufgeführt sei. 1665 habe der Kurfürst den Hofpredigern eingeschärft, einträchtig unter einander gesinnet zu sein, alle subtilen und unerbaulichen Fragen und was die Zuhörer nicht zum Vertrauen zu Gott, zur Buße und Besserung des Lebens aufmuntere, auf der Kanzel wegzulassen.

Noch auf eine Reihe von Denkschriften wäre hinzuweisen, die in jenen aufgeregten Tagen und zur Richtigstellung und Stillung des Haders Jablonski in geschehener Aufforderung den Ministern einreichte. Ilgen schickte ihm fast regelmäßig die von dem Regensburger Comitialgesandten an den König, wohl nicht ohne dessen Gutheißung, zu. Man ist versucht zu sagen: und kein Schritt wurde von Berlin aus in dieser Sache getan, ohne daß nicht der Hofprediger vorher davon Kenntnis erhalten. Aus einem solchen Schreiben wenigstens eine Stelle. Am 15. November 1725 sendet Jablonski dem Minister Ilgen zwei von ihm erhaltene Berichte (Relationen) nach Regensburg mit den Begleitworten zurück: die Sache (Veröffentlichung des Regensburger Conclusum vom Februar 1722) halte ich für das gesamte evangelische Wesen von so großer Wichtigkeit, daß sothane Publikation in den braunschweigischen Landen allein schon des Königs von England Herausreise genugsam würde belohnt haben. Zu dem, was in besagter Relation von dem guten Eifer des Erzbischofs von Canterbury und anderer Bischöfe stehet, welche sothane Publikation dem englischen König und dem deutschen Ministerio rekommandieren, mache ich die eine wohlbegründete Reflexion, daß die, welche unter der lutherischen Partei der Union zuwider sind, heutigen Tages dieses zu ihrem allerstärksten Einwurf machen, daß die Reformierten nicht die wahre Einigkeit, sondern nur unter dem Schein derselben die Lutheraner zu unterdrücken und ihnen ihre Kirchen und Kircheneinkünfte zu nehmen suchen, wie aus den Schriften Löschers und Cyprians zu ersehen. Nun sich auch die Engländer (zu geschweigen die holländischen und schweizerischen Reformierte) den Kirchenfrieden so hoch angelegen sein lassen, so kann dieser Verdacht doch auf diese Leute nicht fallen. Denn die englische Kirche kann bei einer erfolgenden Union keine solche niedrige (basse) Vorteile weder suchen noch hoffen. Die Evangelisch-Lutherischen haben in England weder solche Kirchen noch Einkünfte, welche die Reformierten ihnen abnehmen könnten, sondern ihre Begierde nach der Union gründet sich auf die lautere Absicht, (welche die unschuldigen Reformierten in Deutschland ebenso haben), daß durch solche Union die Ehre Jesu Christi als des Friedefürsten verherrlicht, das den übrigen christlichen Kirchen gegebene Ärgernis gehoben, das reine Evangelium verbreitet und der überhandnehmenden Gewalt des Papsttums gesteuert werde. Wobei die Vorteile gemeinsam sein müssen und die Reformierten keine mehrere verlangen könnten, als auch die evangelischen

Lutheraner an reformierten Orten wie England, Holland, Schweiz gleichmäßig zu genießen hätten." Das beachtenswerte Schreiben an den hochbetagten Minister, der seit Jahrzehnten nun schon mit kundiger und auch glücklicher Hand das Steuer des Staates in auswärtigen Angelegenheiten geführt, schließt der Hofprediger mit den Worten: „Die mitgeteilten Relationen haben mich innigst erfreut. Gesegnet sei die Hand des hohen Staatsministers, welcher das Werk des Herrn so weislich und so nachdrücklich führte. Der Allerhöchste stärke S. Excellenz und verjünge dero Kräfte wie die eines Adlers, damit Sie die Früchte der Gottseligen Bemühung noch mit ihren Augen sehen in der streitenden Kirche, ehe Sie zu der hohen Belohnung in die triumphierende gerufen werden."

Auch Jablonski, der den 1728 auf seinem schönen Landsitz in Britz entschlafenen Minister noch um dreizehn Jahre überlebte, hat „die Früchte seiner gottseligen Bemühungen in dieser streitenden Kirche" nicht mehr zu sehen bekommen. Die so hoffnungweckende Strömung verlief diesesmal wieder im Sande. Der in Regensburg genommene Anlauf war nicht nachhaltig; er erlahmte zum Teil aus Angst der Stände vor den sich erhebenden Hindernissen. Die kleinliche Sorge um den Bestand der Ländchenkirchen mit ihrer eingebildeten unantastbaren Hoheit leitete die Mehrheit der im Corpus evangelicorum vertretnen 39 Stände und weiter die Theologen ihrer Kirchlein in den eng abgeschlossnen Gebieten. Es kann nicht verschwiegen werden, daß selbst der König, verdrießlich über die ihm unleidlichen Streitigkeiten, schwieg und auch Schweigen gebot, wo eine versäumte Abwehr als Zustimmung zu einem nicht zu rechtfertigenden Angriff zu gelten hat. Ein sehr bezeichnender Brief Jablonskis an seinen Freund Turretini aus dem Jahre 1727 gibt der veränderten Stimmung des Königs wehmütigen Ausdruck. Trotz der in langen Jahren wiederholten Enttäuschungen sah er nicht zurück von der ihm gewiesenen Stelle, an welcher er nach seiner festen Überzeugung auf des Herrn Wort hin die Hand an den Pflug gelegt. Wir können nicht eilenden Fußes an der Weiterarbeit wider Hoffen dieses ungebeugten, unentmutigten Jüngers Christi vorübergehen.

Wie ein roter Einschlagfaden zieht sich durch den uns zugänglichen Briefwechsel immer wieder der Gedanke und auch die rastlose Bemühung zu seiner Verwirklichung der Union hindurch; es macht den rührenden Eindruck, als ob der warme Unionsfreund all seine Arbeiten auch darauf hin gewertet, inwieweit sie dem hochgesteckten Ziel seiner Lebensaufgabe dienstbar gemacht werden konnten. Ein paar Züge nur aus dem letzten Jahrzehnt des hochbetagten Streiters für eine Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen unsres Vaterlandes.

In den zwanziger Jahren war Jablonski zum Schutz und Trutz unserer arg bedrängten evangelischen Glaubensgenossen in Polen und

Litauen ungemein beansprucht. Der folgende Abschnitt wird uns zeigen, daß er im Verfolg seiner eifrigen Bemühungen für sie aus der von ihm geplanten, groß angelegten Geschichte der evangelischen Kirche in den slavischen Ländern einen Abschnitt, die Geschichte des Sendomirer-Vergleichs, gesondert herausgab. Er eilte, daß dieser Teil noch vor der Jubelfeier des Augsburger Bekenntnisses 1730 erscheine, wie er einem Freunde schreibt, zum Beleg, daß die Reformierten in Polen, sowohl die des böhmischen wie polnisch-deutschen Zweiges, in diesem Vergleich die Augustana als ihr eigenes Bekenntnis angenommen, unter Wahrung des eigenen Bekenntnisses (salvo usu propriae confessionis), weil zumal die böhmischen Brüder die Kirchenzucht (disciplina) in ihrem Bekenntnis besser und ordentlicher eingerichtet fanden. Die Geschichte des Sendomirer-Vergleiches wurde — wir werden sehen — von dem Hamburger Neumeister aufs heftigste angegriffen. Jablonski wehrte den Angriff in dem herrlichen offenen Sendschreiben an seinen Freund Mauclerc ab, wie er einem Freunde mitteilt, „um mein eigentliches sentiment von der lutherischen Spaltung (schisma lutheranum) der ganzen evangelischen Kirche vor Augen zu legen. Mich deucht und geziemt meiner Stellung und den Jahren, daß zu dieser Zeit, da res-irenica ohnedem in Bewegung ist und von lutherischer Seite selbst in Bewegung gebracht worden, man auch von reformirter Seite hierin herzhaftig und von Herzen sich ausspreche und nicht durch Streit (disputando) die Gemüter zu überwältigen trachte, welches selten gelingt, sondern exemplo ihnen vorleuchte, welches eher einen Eindruck geben kann." — Die nahende Jubelfeier des Augsburger Bekenntnisses (1730) erregte die Teilnahme weiter Kreise. Ilgens Nachfolger, ein Liebling des Königs, General und Kabinettsminister Bernhard v. Borck, aus dem eingeborenen altwendischen Adel Pommerns, wünschte 1729 von dem gelehrten Hofprediger in dem Unterschiede der Variata und Invariata unterwiesen zu werden. (Ob wohl heutzutage noch ein deutscher General und Minister darüber Belehrung begehrt?) „Ich gab ihm deshalb die schöne Ausgabe von 1685, darinnen die drei Hauptausgaben von 1531, 1540 und 1577 in den drei Spalten neben einander abgedruckt und viele „testimonia gravissima Lutheranorum antiquorum pro variata" beigefügt sind." — Einem Freunde sendet Jablonski im Jubeljahr „einen aus Kopenhagen von dem gottseligen Zinzendorf erhaltenen Brief, unter dessen Protektion in Herrnhut der Sendomirer-Vergleich in voller Praxis ist, weil an gedachtem Orte, der aus lauter böhmischen und mährischen Exulanten besteht, die Lutheraner und Reformirten friedlich mit einander kommunizieren, kein Disput geduldet wird und sowohl Patron als Pastor darüber halten." — Die unterschiedliche Abendmahlslehre bildete in der letzten Zeit nicht mehr den bevorzugten Streitapfel; viel stärker wurde die Lehre von der Gnadenwahl

zum Angriff erwählt, die es den Lutheranern unmöglich mache sich mit den Reformierten zu einer evangelischen Kirche zusammen zu schließen. Eifrig war Jablonski im Nachweis beflissen, die Zahl der Partikularisten in Deutschland sei im Schwinden und Verschwinden begriffen. Einem Freunde gibt er 1731 ein von ihm aufgestelltes Verzeichnis der ihm bekannten reformierten Geistlichen in Preußen, die offen und rückhaltslos die Allgemeinheit der Gnadenwahl verkündeten (alle in Berlin, ferner die in Frankfurt, Halle, Potsdam, Schwedt, Krossen, Breda, Herford). Der König stand entschieden auf ihrer Seite, zumal nachdem er von seinem in Küstrin gefangen gehaltenen Sohn erfahren, daß er seine Fahnenflucht mit der Prädestination zu rechtfertigen suche. „Als neulich (der Brief ist vom 21. Dezember 1731) das Kirchendirektorium den jungen Mieg dem König für ein Stipendium empfahl, machte er die Randbemerkung: „Gut, wenn er ein Universalist ist." Keiner der Berliner Geistlichen hatte sich so eifrig um eine würdige Jubelfeier des Augsburger Bekenntnisses bemüht wie der reformierte Domprediger. Auf Wunsch der Königin, bekanntlich einer Tochter des hannoverschen Kurfürsten Georg Ludwig, die anders wie ihre Tante, die Gemahlin Friedrich I., bei ihrer Vermählung nicht Glied der Domgemeinde geworden, sondern — auch zum Verdruß von Leibniz — einen der lutherischen Geistlichen Berlins zu ihrem „Beichtvater" erwählt hatte, auf ihren Wunsch hielt am Jubeltag (25. Juni, 3. S. nach Trinit.) Jablonski vor ihr die Festpredigt; anderen Tages hatte er der Jubelfeier sowohl im Kölner wie auch im Joachimsthaler Gymnasium tätig beizuwohnen. Einem Freunde in Frankfurt schreibt er, daß er den vollständigen Druck der von der Hochschule begangenen Festlichkeit von der größten Wichtigkeit halte. In Berlin sei freilich der Tag »frigide« begangen worden. Doch genug solcher kleinen Hinweise.

Waren auch die Regensburger Bemühungen und die mittelbare Beteiligung Jablonskis an ihnen gescheitert, hatten auch die letzten Angriffe, sie zum Scheitern zu bringen, noch einmal die häßlichen Züge der unglückseligen Streittheologie des siebzehnten Jahrhunderts aufleben lassen und in die Erinnerung zurückgerufen, so folgte doch unverkennbar eine Zeit der Beruhigung der Gemüter. In immer weiteren Kreisen war man den Hader und Streit müde geworden. In dem starken Friedensbedürfnis fing man, zumal unter Führung des Pietismus, an, mehr das Gemeinsame des evangelischen Glaubens als das Trennende hervorzukehren. Wesentlich hat dazu die von den Hohenzollern stetig verfolgte Kirchenpolitik beigetragen; auch Jablonski hätte sich ein großes Teil zu Gute schreiben dürfen, wenn dem demütigen und bescheidnen Manne ums Rühmen zu tun gewesen wäre. Sein ältester Sohn, der Ersten Einer, der auf

deutschen Hochschulen Vorlesungen über Kirchengeschichte hielt, sprach sich einmal — auch im Hinblick auf die in Berlin errichteten Simultankirchen, vielleicht nach Einweihung der Dreifaltigkeitskirche, an welcher der Vater seinen jüngern Bruder Friedrich Wilhelm zum ersten Geistlichen eingeführt — vor seinen Studenten in überschwänglichen Worten über diese wachsende versöhnliche Stimmung der beiden Kirchen aus.*) Aber der Vater wollte mehr. Ihm war nicht genug geschehen, wenn kampfesmüde und friedfertigen Sinnes unter dem gleichen Kirchendach die beiden getrennten Gemeinden am Tage ihres gemeinsamen Herrn zum Gottesdienste sich sammelten. Sein schönes, hochgestecktes Ziel verlangte die Vereinigung im Geiste und in der Wahrheit der so lange geschiednen Söhne und Töchter der Reformation zu einer evangelischen Kirche und zwar nicht auf dem Wege, daß sie die gemeinsamen „Artikel göttlicher Majestät," auf denen der feste Grund und Rechtsbestand der Reformation und unsrer einigen evangelischen Kirche beruht, um des Friedens willen preisgeben, vielmehr allein dadurch, daß sie fromm überzeugt und freudig in der Kraft eines guten Gewissens vor Gott einer dem andren zugeben, anerkennen und vor aller Welt bekennen, daß diese Artikel unsres Glaubens gemeinsames Erbe der Brüder aus dem gemeinsamen Hause der Reformation sind und die bestehenden unterschiedlichen Lehren dieses heilige, mit dem Blute unsrer Väter des Glaubens besiegelte Erbe nicht antasten, daß die einen wie die andren das teuer-werte Erbe ungeschmälert und unverfälscht in dem Bekenntnis ihrer Kirche getragen und wider alle Anläufe einer anders gearteten Welt bis zum heutigen Tage siegreich bewahret und geschützet. Das ist ja wohl, was man gegenwärtig mit dem Namen positiver Union bezeichnen mag.

Unser Jablonski war dieser Union einsamer Seher vor mehr wie zweihundert Jahren. Er gemahnt mich oft und auch ergreifend in solchem Berufe unter seinem Volke an den in der Fremde entschlafenen Großvater; er wie Comenius auf seinem Posten ein Glaubensheld der Hoffnung.

---

*) Nur ein paar Sätze seien aus dem Vortrage hier mitgeteilt: Vidimus utriusque coetus homines in iisdem templis junctas mutuo, pie et bene manus tamquam fratres ad unum patrem coelestem protendentes. Audivimus eorum ardentissimas preces, laudes, gratiorum actiones tamquam pro communi beneficio ac velut ex uno ore ad Deum profectas. O quam bonum, quam jucundum fuit intueri fratres sic una habitantes. O spectaculum dignum illa luce Evangelii qua illuminamur. O spectaculum gratum Deo pacis. O spectaculum dulce bonis omnibus et piis. Haec est gloria reformationis Marchicae, quam mirabuntur posteri, aemulabuntur aliquando Evangelici reliqui. Haec sunt praeludia felicis illius temporis, quod Christus Dominus nos expectare jussit, quo unicum gregem ducet et pascet unicus pastor. (Vergl. Moser, Beitrag zu einem Lexikon der jetzt lebenden lutherischen und reformierten Theologen. (Züllichau, 1740.)

dem auch nicht beschieden war das Land zu betreten, das ihm lichtverklärt Gott von der Ferne gezeigt. Uns, die wir dieses Leben geschildert und nun betrachtet, geziemt nicht beim Rückblick auf den seit den Tagen Jablonskis unsrer teuern evangelischen Kirche gewiesenen Weg zu klagen, daß sie so spät erst auf die Straße eingelenkt, auf die er mit dem Aufgebot all seiner Kraft lebenslang seine Kirche führen wollte. Gott sitzt im Regiment; er allein bestimmt Zeit und Stunde. Die Kirche der Reformation, von der wir im Glauben wissen, daß der Herr sie liebt, hat wohl um ihres Haders willen die Züchtigung verdient, daß sie erst durch eine heraufkommende Zeit des sogenannten gesunden Menschenverstandes und ihrer gepriesenen humanen Toleranz, die sich nun doch als keine echte Duldsamkeit erwiesen, das Glaubenserbe der Reformation seines heiligen Inhaltes entleerte, um Hand und Herz zu einer Vereinigung geneigt zu machen. Der holde Traum will nicht weichen, um wie viel herrlicher es doch gewesen wäre, wenn die beiden uneinigen Brüder sich zu der Zeit Jablonskis die Hand zur Versöhnung gereicht, als noch beide Kirchen im unangetasteten, unbezweifelten Besitz der evangelischen Wahrheit waren. Damals zu einem Brudervolk vereint, würden sie — so folgt man leicht der Lockung des Traumes — stärker gewesen sein, dem sinkenden Pietismus, dem folgerichtig aus ihm hervorgehenden Rationalismus in ihrer Erweichung und Auflösung des evangelischen Glaubensinhaltes, wie ihn uns die Reformation vermacht, zu wehren und die Kirche der Reformation siegreich wider all ihre Gegner, sei es Rom, sei es die Welt, die uns den Grund unsres Bestandes, das Evangelium, entreißen wollen, zu schützen.

Doch wir haben nicht Träumen nachzuhängen. Wir haben nüchtern zu sein und zu wachen, das gemeinsame Erbe unsrer Reformation in glaubensstarken Händen zum Heil unsres deutschen Volkes, zum Segen unsrer einigen evangelischen Kirche auf dem weiten Erdenrund treu zu wahren.

---

17. Eintreten für bedrängte evangelische Glaubensgenossen im Ausland.

Ein Bittgesuch der bedrängten Evangelischen in Siebenbürgen an Kurfürst Friedrich III. beginnt mit dem schönen, zutreffenden Bilde, daß die Hohenzollern seit geraumer Zeit wie ein Leuchtturm mitten im brandenden, von argen Stürmen aufgewühlten Meere daständen, den schwerbedrängten evangelischen Glaubensgenossen in allen Landen ein starker Schutz und Trutz. Als fromme Recken haben die Herrscher von Branden-

burg-Preußen in jenen Tagen das feine Lob wohl verdient. Bereits mit dem Anschluß Johann Sigismunds an die reformierte Kirche war die diesem andren Zweig der Reformation eignende hohe Gabe, mit den Brüdern und Glaubensgenossen aus dem gemeinsamen Hause der Reformation auch jenseits der deutschen Landesgrenze, wo immer er Wurzel geschlagen, enge Fühlung zu bewahren, ihre Glaubensbedrängnisse als eigne mit zu leiden und wehrhaft für sie einzutreten, wie ein teuer-wertes Familienvermächtnis auf die Hohenzollern übergegangen, um fortan nicht mehr aus ihrer starken Hand gelegt zu werden. Sie waren in ihrem Bekenntnis frei und weitblickend geworden, auch jenseits der engen, immer fester selbst in Deutschland sich abschließenden lutherischen Landeskirchen den von dem Herrn der Kirche und seinem heiligen Geiste so wunderbar geleiteten Siegeszug der Reformation teilnehmend zu verfolgen, wie er von der deutschen und französischen Schweiz nach Frankreich, längs dem deutschen Rheinstrom nach den Niederlanden, über das Meer hinüber nach England und Schottland ging und die Herzen der Völker in der Tiefe ergriff, wie er ebenso im Osten zum Teil auf den von gottgesandten Vorläufern der Reformation bereiteten Straßen tief und mächtig in Böhmen, in Österreich, in Ungarn und Polen eindrang. Ihr fernblickendes Auge bekam dann auch zu sehen, wie „der alt' böse Feind," die römische Kirche, sich in diesen Landen gewaltsam aufraffte, bereit mit Feuer und Schwert und allen schonungslosen Jesuitenlisten die evangelischen Glaubensbrüder der Reformation zu bedrängen, ihre Entzweiung auszunützen, um sie allendlich zu vernichten. Keiner in Deutschland erhob sich wider solch arges Treiben entschiedener von Anfang an als der Enkel Johann Sigismunds, dem die Geschichte den Beinamen des Großen verliehen und der den unverückbaren Grundstein zur Größe Preußens weiter zur spät, erst in unsren Tagen wiedererlangten Größe Deutschlands gelegt. Das abgelaufene Vierteljahrtausend seitdem mit der durch die Geschichte gewonnenen klareren Erkenntnis der genialen Persönlichkeit aus dem Hohenzollernhause gibt ein Recht zu dem Ausspruch, daß an seiner mannhaft wider Rom verfochtenen evangelischen Kirchenpolitik im großen Stil seine zielstrebige Staatspolitik erstarkte, daß er für seine fernschauende, zukunftreiche Staatspolitik in der von frommer Überzeugung je und je getragenen Kirchenpolitik den mächtigen Gehilfen fand. Als Kurprinz hatte Friedrich Wilhelm in den Niederlanden den kräftigenden Lenzeshauch einer im Gefolge der Reformation heraufkommenden neuen Zeit im Leben der christlichen Völker mit vollen Zügen eingeatmet. Er lebte dort unter einem stammverwandten Volke, das vor Kurzem sich in jahrzehntelangem blutigem Ringen staatliche Freiheit errungen, indem es für den Erwerb seiner evangelischen Glaubens- und Gewissensfreiheit kühn und sterbensmutig das Leben eingesetzt, und das nun für die blutige Aussaat der Väter die ganze Segensfülle

reformierten Glaubenslebens, wie Droysen hervorhebt, zeitigen und auch ernten zu sollen schien, er, der hochbegabte Hohenzollernprinz, „in der vollen Frische unentweihter Jugend, von festem Gottvertrauen, durch innere Kraft und den Ernst der Zeit früh gereift.“*)

Die Friedensverhandlungen beim endlichen Ausgang des dreißigjährigen Krieges zeigen uns den jugendlichen Kurfürsten, den noch gering geachteten Herrscher eines aus zahllosen Wunden blutenden, arg verwüsteten Ländchens, als den unbeugsamen Schirmherrn seiner reformierten Glaubensgenossen wider die Vergewaltigung, die zumal Kur-Sachsen, bis dahin wie die Wiege der Reformation, so auch die Vormacht der evangelischen Kirche in Deutschland, zu begehen sich anschickte. Um der folgenden Erzählung willen haben wir auf den bedeutsamen Vorgang der Ablösung des Vorpostens in der deutschen Reformationskirche etwas näher einzugehen. Seitdem der Kanzler Krell, in erster Linie denn doch, weil er des sogenannten Kryptocalvinismus verdächtig war, mit einem Richtschwert, das die Inschrift trug Cave Calviniane, auf dem Judenhof in Dresden enthauptet war (1601), gelangte in Kur-Sachsen die engste und strengste lutherische Rechtgläubigkeit zur unduldsamen Herrschaft. Nicht wirkungslos hatte Hofprediger Leyser gerade im Jahre der Hinrichtung eine Schrift ausgehen lassen, die bejahend die Frage behandelt: „ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen soll, denn mit und zu den Calvinisten?“ Zwanzig Jahre später übertrumpfte sein Nachfolger, der auch durch politische Umtriebe für Kur-Sachsen verhängnisvoll gewordne Höe von Höenegg, das tiefschmerzliche Fluglatt seines Vorgängers durch die berüchtigte Schrift: „Wie die Calvinisten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen,“ ein Buch, dessen arge Wirkung wir bis nach Preußen, ja bis in die fernen Ostseeprovinzen spürbar nachweisen können. Auch am Dresdner Hof waren die Anschauungen dieser engherzigen Heißsporne, die lieber mit den Römlingen und Jesuiten als mit den Brüdern aus dem gemeinsamen Hause einen Bund schließen wollten, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. 1689 trat ein Nachkomme Friedrich des Weisen, des unerschrockenen Schirmherrn unsres deutschen Reformators, „der Kardinal von Sachsen,“ im Karmeliterkloster zu Frankfurt am Main zunächst heimlich zur römischen Kirche über, um dann, wir werden es zu erzählen haben, sich als offenkundigen, fanatischen Peiniger der Protestanten in Ungarn zu erweisen. Acht Jahre später folgte dem kläglichen Vorgang sein Vetter, Kurfürst Friedrich August, indem er sich durch den „Kardinal“ in die römische Kirche aufnehmen ließ, um die Königskrone von Polen zu erlangen.

*) Droysen, Gesch. der preuß. Politik III, 215.

Der Großvater der beiden Überläufer, Kurfürst Johann Georg I., hatte sich unter dem Einfluß seines Oberhofpredigers Hoë*) verleiten lassen, während des großen Krieges mit dem Kaiser zusammenzuhalten. Bei den westfälischen Friedensverhandlungen gab er sich alle Mühe, die Protestanten nicht unter die Augsburger Konfessionsverwandten aufnehmen zu lassen, denen der zu schließende Friede gleichen Rechtsbestand wie den Katholiken im „heiligen römischen Reich deutscher Nation" einräumte; sie sollten nur geduldet sein, wenn und solange sie sich ruhig verhielten. In heller Entrüstung erhob sich der Hohenzoller wider solche ihm und seinen Glaubensgenossen zugedachte Vergewaltigung. Er sei nicht gesonnen, sich von dem Augsburger Bekenntnis ausschließen zu lassen, um bei seinen meist lutherischen Untertanen den Anschein zu gewinnen, sich gleichsam ein neues Recht haben erbetteln zu müssen, da er sich mit Mund und Hand zur Augsburger Konfession bekenne. Er hatte vollkommenes Recht zu solcher Sprache. Das Bekenntnis seines Großvaters, das als Confessio Marchica unter den Reformierten der Mark symbolisches Ansehen gewonnen, erklärt im 2. Artikel ausdrücklich, „sich von Herzen zu bekennen zu der Augsburgischen Konfession, so anno 1530 Kaiser Carolo V. von den protestierenden Fürsten und Ständen übergeben und nachmals in etlichen Punkten notwendig übersehen und verbessert worden." In dieser verbesserten Gestalt von 1540, die Luther bis zu seinem Tode einspruchslos sich hat gefallen lassen, hat bekanntlich auch Calvin das Bekenntnis unterschrieben. So forderte denn Friedrich Wilhelm mit der Entschiedenheit, mit welcher er in Glaubenssachen zu fordern gewohnt war, und drang auch damit durch, daß in den Friedensvertrag der (VII.) Artikel aufgenommen wurde, welcher den Reformierten das gleiche Recht wie den Lutheranern und sie ausdrücklich als innerhalb des Augsburger Bekenntnisses stehend anerkennt, ein Erfolg von ungemeiner, bis in unsre Zeit reichender Tragweite in der staatlichen und kirchlichen Entwicklung Deutschlands, der zugleich den bedrängten Evangelischen in Böhmen und Polen zu gute kam. Durch das arge, unevangelische Vorgehen war die bereits vorher ins Wanken geratene Vormacht Kursachsens über die Kirche der Reformation in Deutschland gewaltig erschüttert, dann durch den

*) Hoë war es, der zuerst den Titel eines Oberhofpredigers annahm, den dann die kleinen deutschen Höfe sich beeilten nachzuahmen, und der viel später erst auch in Preußen aufkam. Übrigens sei hier noch erwähnt, daß der frevelhafte Gedanke, die Reformierten mit den Türken auf gleiche Stufe zu rücken, nicht ein Kind des Hasses des Dresdener Oberhofpredigers ist. In seinem apologetischen Sendschreiben an Emil von Mauclerc weist Jablonski auf eine bereits 1591 in Jena, der damaligen lutherischen Hochburg, von Motestin, Pastor zu Döberschütz, erschienene Schrift hin mit dem Titel: „Beweis aus der hl. Schrift, daß die Sakramentierer (welchen Namen man damals den Reformierten gab) nicht Christen seien, sondern getaufte Juden und Mahometisten."

schmachvollen Übertritt Friedrich Augusts wohlverdient gebrochen. Brandenburg-Preußen mit den neu erworbenen Gebieten am Rhein war die größte evangelische Macht auf dem Festland geworden. Durch sein mannhaftes Eintreten bei dem westfälischen Frieden hatte der Große Kurfürst das Recht erworben, die Vormacht einzunehmen und eine feste, treue Wacht über die evangelischen Glaubensgenossen nicht nur seines Reiches, sondern wo immer sie von dem gemeinsamen Gegner bedrängt wurden, zu halten. Daß er in frommem Wagemut mit diesem Schutz und Trutz der evangelischen Glaubensgenossen in allen Landen heiligen Ernst machte, deß ist das leuchtendste Zeugnis jener herrliche Erlaß von Potsdam 1685, ein furchtloser Schlag wider den Sonnenkönig an der Seine, ein heldenhafter, köstlicher Ladebrief an die um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimat vertriebnen und flüchtigen Franzosen. Der berühmte Thomasius, selber ein Lutheraner, hat später die geheimnisvolle Führung Gottes in dem gepriesen, daß er in Brandenburg-Preußen den reformierten Untertanen nicht einen lutherischen, sondern den lutherischen einen reformierten Herrscher gegeben und zwar einen Friedrich Wilhelm.*)

Der Sohn des Großen Kurfürsten, Friedrich III., treu und fromm beflissen auf den von dem Vater gelegten Grundstein den Bau des Reiches pietätvoll weiterzuführen, hat auch in gleicher Gesinnung und mit derselben festen evangelischen Überzeugung die Wacht über die bedrängten Glaubensgenossen in römischen Landen übernommen. Auf dem Sterbebett hatte der Vater dem Erben des Kurhutes zwei Dinge ans Herz gelegt, die Fürsorge für seine Familie, die gleiche für die Flüchtlinge aus Frankreich, denen er eine Heimstätte bereitet. Weil das eigene Land ihrer schon genug aufgenommen, ward Friedrich III. der noch immer in großer Zahl einziehenden Flüchtlinge warmer Fürsprecher bei dem russischen Zaren. Kein vergeblicher. Peter der Große stellte den vertriebenen Hugenotten für sein Reich einen „Paß“**) aus, der wohl wert ist mit dem vier Jahre früher erschienenen Potsdamer Erlaß des Großen Kurfürsten verglichen zu werden. Nicht nur Franzosen hatten in der weitgeöffneten

*) Ergo id saltem duobus verbis liceat addere, magnum divinae providentiae mysterium in eo situm esse, quod in hac mixtura subditorum non subditis Reformatis principem Lutheranum, sed Lutheranis Reformatum et quidem Fredericum Wilhelmum dederit (Thomasius in seiner Disput. de felicitate subditorum Brandenb. §. 3).

**) Der denkwürdige „Paß“ in dem deutschen Wortlaut, wie er in der russischen Gesetzessammlung aufgenommen (Nr. 1331), ist in meinem „Urkundenbuch der ev.-ref. Kirche in Rußland“ (Gotha, Perthes 1889) S. 15 abgedruckt: die etwas anders lautende Fassung, in welcher ihn der kurfürstliche Gesandte Reyer seinem Herrn aus Moskau überbrachte, habe ich nach dem im Geh. Staats-Archiv aufbewahrten Schriftstück zum erstenmal veröffentlicht in „Hugenotten in Rußland“ (Leipzig, Duncker u. Humblot 1893) S. 65.

„Herberge Gottes" des Großen Kurfürsten einen Bergungsort gefunden, im Frieden ihres Glaubens zu leben.. Ebenso gastfrei wurden aus ihren Bergen und Tälern vertriebene Waldenser, ferner von Haus und Hof in Schlesien durch die Prätorianer des päpstlichen Stuhles und des Kaisers grausam verjagte Lutheraner aufgenommen. Ja, selbst aus Polen flüchtigen Unitariern hatte Friedrich Wilhelm auf Befürwortung des Statthalters in Preußen, Boguslaw Radziwil, wie bereits erwähnt, durch seine Mutter, eine Tochter des Kurfürsten Johann Georg (mit dem Großen Kurfürst verwandt), Aufnahme in seinen Landen gewährt; in Preußen sowohl (in Rudowken bei Rhein, in Gutten, Kreis Oletzko) als auch in Brandenburg (Neuendorf bei Frankfurt a. d. Oder) waren hervorragende Glieder der Sekte angesiedelt. Weitere Züge von um des Glaubens willen vertriebenen Flüchtlingen erhielten von Friedrich III. Wohnstätten angewiesen; so durch die Pfalzverwüster Ludwig XIV., Melac und Montclas, um Hab und Gut gekommene Pfälzer; unter ihnen viele Wallonen aus den Niederlanden, die nun zum zweitenmal um ihres evangelischen Glaubens willen den schweren Wanderstab in die Fremde ergreifen mußten. Den armen Flüchtlingen gesellten sich Züge von Glaubensgenossen aus der Schweiz zu, für welche der karge Boden ihrer Berge und Triste keinen genügenden Raum mehr des Broterwerbes bot. Eine lange Liste würde es geben, wollten wir die Orte in Brandenburg-Preußen verzeichnen, deren Bevölkerung teils mit all diesen mancherlei Glaubensgenossen durchsetzt sind oder die zu besonderen Ansiedelungen für sie in dem durch den dreißigjährigen Krieg so arg entvölkerten und strichweise völlig brach liegenden Lande hergerichtet wurden.*) Auch in der nächsten Umgebung von Berlin stoßen wir auf derartige Ansiedelungen. Der auch heute noch sog. Holländerbruch weiset auf die Niederländer hin, die des Großen Kurfürsten Gemahlin aus ihrer Heimat nach Kremmen und Oranienburg kommen ließ, in Zehlendorf und Zülsdorf waren dieser Ansiedler so viele, daß sie ihren eigenen Pastor erhielten; andere finden wir aus den Tagen Friedrich III. in Schmargendorf. Ganz besonders zahlreich waren unweit Berlin Siedelungen zumal der Schweizer und Pfälzer in den Ämtern Ruppin (mit 5 Kolonien), Lehnin (ebenfalls 5), Lindau (6), dazu noch in Neustadt-Eberswalde. Da diese Ansiedler reformierten Bekenntnisses waren, wurde ihre geistliche Versorgung, bis sie besondere Prediger erhielten, unserem arbeitswilligen Hofprediger überwiesen. Auch nachdem sie sich zu selbständigen Gemeinden mit eigener Kirche und Schule großenteils durch seine eifrigen Bemühungen

*) Beheim-Schwarzbach gibt auf den 64 Übersichtstafeln im statistischen Teil seines Buches „Hohenzollernsche Kolonisationen" (Leipzig, 1874) auch über sämtliche Ansiedelungsorte genaue Auskunft.

ausgestattet, blieb ihm die erschwerte geistliche Aufsicht über die in der gastfreien neuen Heimat oft etwas ungeberdigen Ansiedler. Wiederholt finden wir Jablonski tagelang abwesend in den ihm anvertrauten Gemeindlein. Auf einer solchen Besichtigungsfahrt hat er im Mai 1697 nach abgehaltener Frühpredigt in Lindau das von dem Kurfürsten gegründete Waisenhaus daselbst in Gegenwart des Hofes eingeweiht; auf Wunsch der Kurfürstin ist die dabei gehaltene Predigt im Drucke veröffentlicht. Eifrigen Anteil nahm er an den Bemühungen, den Ansiedlern zu Kirchen zu verhelfen; seine bis in die Schweiz ausgedehnten Sammlungen waren nicht ergebnislos. So war es ihm schon 1702 vergönnt, bei einer weiteren Besichtigungsreise mitten im Winter am zweiten Advent in Neu-Ruppin eine Kirche der Ansiedelungsgemeinde einzuweihen. Anderen Tages ging die mühsame Fahrt über Alt-Ruppin nach Lindau, wo ebenfalls eine neugebaute Kirche eingeweiht wurde; am Mittwoch dann im Morgengrauen weiter nach der 14 Klm. entfernten Ansiedelung in Lüdersdorf zur Kircheneinweihung, am Donnerstag zur gleicher Amtshandlung nach der 7 Klm. von Lindau entfernten Schweizer-Ansiedelung in Schulzendorf. Sonnabend traf Jablonski in Berlin zeitig genug ein, um sich auf die Predigt am dritten Adventssonntag im Dom vorzubereiten. Schon anderen Tages hatte er dem König genauen Bericht zu erstatten, der sich über die Botschaft seines Hofpredigers herzlich freute. Sie war in der Tat eine frohe: innerhalb einer Woche vier Kirchweihen für die gastlich aufgenommenen Glaubensgenossen. Und ein gleicher Eifer des Kirchbauens zur selben Zeit in Berlin!

Das war nur ein Teil der treuen festen Wacht des Großen Kurfürsten und seines Sohnes auf dem übernommenen Vorposten, um ihres Glaubens willen heimatlos gewordnen, unbekannten und doch bekannten Fremdlingen einen Bergungsort in ihren Landen zu bieten. Für die gesamte Kirche der Reformation, als deren Vormacht auf dem Festlande die Hohenzollern seit dem Glaubenswechsel der Kurfürsten von Sachsen sich anzusehen berechtigt waren und sich verpflichtet fühlten, in gleichem Maße aber auch war es für die Stellung, welche der junge, durch und durch protestantische Staat im Norden Deutschlands im Ringe und Rat der Völker einzunehmen sich anschickte, von hoher Bedeutung, daß die Hohenzollern ihren Schirm und Schutz den bedrängten Glaubensgenossen in den Nachbarländern angedeihen ließen. Die preußische Staatspolitik ist in jenen schweren, verwickelten Zeiten stark von der mannhaft gehandhabten evangelischen Kirchenpolitik beeinflußt, mußte es zum Teil sein, weil in der Tiefe der politischen Händel der unausgetragene Widerstreit zwischen der evangelischen und römischen Kirche heftig gärte und weil zu allen Zeiten die idealen Mächte des Menschen- und Volksgemütes sich von

herrschenden realen Triebkräften denn doch nicht zum Schweigen bringen lassen. Auch nicht in unsrer Zeit! Als 1693 die erledigte Stelle eines Hofpredigers in Berlin neu zu besetzen war, fiel die Wahl der ausschlaggebenden Persönlichkeit wohl auch um deßwillen auf Jablonski, weil man in ihm den Mann gefunden zu haben glaubte, der weitblickenden, weitherzigen Geistes durch seine Abstammung aus einer Märtyrkirche der Reformation, durch seine Erziehung, sowie durch eingehende Kenntnis auch der auswärtigen kirchlichen Verhältnisse befähigt erschien, als hervorragender Kirchenmann an ausgezeichnetem Posten dem Herrscher und seinen Staatsmännern in ihrer Kirchenpolitik zum Schutz der bedrängten evang. Kirche eine tatkräftige, hilfreiche Hand zu bieten. Man hat sich nicht in der Erwartung getäuscht. Es liegt uns ob, von dieser Hilfeleistung Jablonskis unter den Augen der Regierung, mit ihrer Gutheißung, oft auf ihr Geheiß zu berichten. Noch war die unholde und bedenkliche Zeit nicht angebrochen, in der man die evangelischen Prediger von der Mitarbeit sei es an den sozialen, sei es an den politischen Aufgaben ihres Volkes fern halten will, während man den Bischöfen und Priestern der römischen Kirche bei solcher Arbeit nicht dreinredet.

Um den vielseitig beanspruchten, nach jeder Seite hin willig und verständnisvoll geleisteten Mitarbeit Jablonskis willen erscheint es zweckmäßig, gesondert im Zusammenhang zu betrachten, was er für argbedrängte evangelische Glaubensgenossen in Polen, Litauen, Ungarn und Böhmen während langer Jahrzehnte unverdrossen, in rastlosem, aufopferungsvollem Eifer gewirket. Wohl ist es ein schmerzensreiches Blatt in der Leidensgeschichte unsrer evangelischen Kirche, das wir da aufzuschlagen haben; dabei aber ein ungemein fesselndes, höchst beachtenswertes für die treuen Söhne der Kirche der Reformation. Die Peiniger von damals stehen auch heute noch wider uns; der Wahlspruch der Jesuiten, daß sie bleiben sollen wie sie sind oder aufhören zu sein (sint ut sunt aut non sint) haben die Ultramontanen der Gegenwart für sich übernommen. Darum müssen wir je und je im wunderbaren Gang der Zeitgeschichte — Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl — uns an jene Vorgänge erinnern und mahnen lassen, daß wir allzeit gerüstet ihre Lehre beherzigen.

a) Für die Evangelischen in Polen.

Als man 1691 Jablonski nicht von Lissa wegziehen lassen wollte und über seine Berufung nach Königsberg so ärgerliche Streitigkeiten im Schoße der Unitätsbrüder ausbrachen — wir haben sie angedeutet (S. 99) — hatte auf preußischer Seite die Mahnung des Hofpredigers Ursinus, auf polnischer die gleichlautende Potworowskis zur Besänftigung der aufgeregten Gemüter recht, daß Jablonski am Hofe der Hohenzollern

der Brüderunität von größerem Vorteil sein werde, als wenn er in dem abgelegenen, schwer bedrängten Lissa Rektor des Gymnasiums bliebe. Wohl war ihm von Senior Gülich und seiner Partei in einer Weise mitgespielt, daß ihr Treiben hauptsächlich ihn aus der geliebten Vaterstadt und einem unmittelbaren Dienst in der Gemeinschaft, an welcher er mit allen Fühlfäden seines Gemütes hing, zu ziehen veranlaßte; aber verbittert hat den friedfertigen Mann die schmerzliche Erfahrung nicht. Er blieb nach wie vor ein treuer Freund der Unität, in welcher Vater und Großvater und, soweit die Familienkunde reichte, die Vorfahren gelebt und gelitten. Nicht nur tiefwurzelnde Pietät hielt ihn fest; zugleich auch die besonderen Gaben, die der Herr der Kirche diesem Zweig der Reformation zu einem Pfunde verliehen, dessen Frucht die gesamte evangelische Kirche nicht missen konnte und durfte. Durch alle schmachvolle Vergewaltigung der Dissidenten in Polen seitens der zur Zwingherrschaft gelangenden römischen Kirche seit Jahrzehnten, die auch die Brüderunität reichlich zu kosten bekam, trafen doch auch wieder ab und zu Lichtblicke für die Evangelischen hindurch. So in den Tagen eines Wladislaus IV., der in Danzig nur von einer evangelischen Kirche wissen wollte und die Sondernamen von Lutheranern und Reformierten in seinen Erlassen geflissentlich vermied,*) der auch 1645 in Thorn ein freilich vergebliches Religionsgespräch zur Anbahnung einer Verständigung zwischen den Katholiken und Protestanten Polens veranstaltete; so in den Tagen Sobieskis, der bei seiner Thronbesteigung 1674 ohne Bedenken alle Rechte der Dissidenten bestätigte und dies sein Wort zu halten willig war. So auch für einen flüchtigen Augenblick zwanzig Jahre später. Als 1695 bei einer Hoftafel in Potsdam

*) In Polen kam, wenn von Evangelischen im allgemeinen die Rede war, der Ausdruck „Dissidenten" (dissidentes in religione christiana) in Aufnahme und Übung. Mußten die beiden Zweige der Reformationskirche besonders hervorgehoben werden, so lautete die unterschiedliche Bezeichnung in Anknüpfung an das, was der Große Kurfürst im Westfälischen Frieden für seine Glaubensgenossen erstritten, Augustano-Lutherani und Augustano-Reformati. So lud Wladislaus IV. zum Thorner Religionsgespräch Reformato-Augustanos und Luthero-Augustanos ein. In dem 1658 zwischen seinem Bruder und Nachfolger Kasimir und Kurfürst Friedrich Wilhelm abgeschlossnen Jnstrumentum publicum pactorum Welawiensium (Wehlau) heißt es im 8. Artikel: Rex Poloniae et Respublica pro se et successoribus suis promittunt, quod in casu devolutionis nihil in praejudicium tam Augustano-Lutheranae quam Augustano-Reformatae religionis innovabunt aut attentabunt. Diese Verträge sind auf dem folgenden Reichstag bestätigt und den Fundamentalgesetzen des Reiches einverleibt worden. Als ein paar Jahre zuvor (1651) der Magistrat zu Danzig den dortigen Reformierten diesen Namen (Augustano-Reformatae religionis) streitig machte und ihnen die bis dahin innegehabte Trinitatiskirche wegnahm, bekam er harte Worte von König Kasimir zu hören und wurde gezwungen, den reformierten Mitbürgern den ihnen Rechtens zukommenden Namen und auch die Kirche zurückzugeben.

Kurfürst Friedrich III. seinem jungen Hofprediger die freudige Nachricht mitteilte, daß es ihm gelungen, in Wien den ersten reformierten Reichshofrat zu bestellen (es war der älteste Sohn des berühmten Eberhard von Danckelmann), da konnte ihm Jablonski wie eine gleichwertige Gegengabe aus Polen berichten, daß der hochangesehene weltliche Senior der Brüderunität, Nikolai Twardowski, zu einem Mitglied des Tribunals erwählt worden sei, ein Vorgang, wie er seit Jahrzehnten nicht mehr stattgefunden. König Stephan Bathori*) hatte diesen obersten Gerichtshof des Reiches, an welchem alle vor den Land- und Schloßgerichten geführten Rechtshändel ihre letzte Berufung hatten, eingesetzt. Jede Woiwodschaft hatte regelmäßig am Montag nach Mariä Geburt (8. IX.) zwei bis drei Mitglieder zu wählen, die dann am Montag nach dem Feste des heiligen Franziskus (4. X.) in Petrikau zur Tagung zusammentraten. Der Kurfürst nahm die unerwartete Nachricht mit großer Freude auf. Es sei ihm sehr daran gelegen, so versicherte er seinem Hofprediger, daß die evangelische Kirche in Polen erhalten werde. Fortan wolle er für evangelische Landboten auf dem polnischen Reichstag durch seinen Gesandten 1000—1200 Taler auszahlen lassen. Es blieb freilich bei dem Versprechen. Bald darauf fiel Danckelmann in Ungnade; sein Nachfolger Wartenberg hatte ebensowenig wie für die Akademie der Wissenschaften (vgl. S. 207) etwas für die evangelische Sache in Polen übrig. Sein ganzes Augenmerk war darauf gerichtet, der sich steigernden Prachtentfaltung des Kurfürsten die immer schwerer aufzubringenden Gelder darreichen zu können. In andrer Weise sollte Jablonski erfahren, wie sehr das Los der Evangelischen in Polen Friedrich III. am Herzen lag.

Nach dem Tode Samuel Hartmanns 1692 war Zugehör (Attinentius) allein als geistlicher Senior der Brüderunität übrig geblieben. Er weihete Gülich, den damals noch so unerbittlichen Gegner Jablonskis, zu seinem Kollegen im Seniorat. Als sechs Jahre später Zugehör starb, wählte die Synode zu Lissa drei Seniore, einen insbesondere für die Brüdergemeinden in Preußen, den andern für die in Polen, als dritten Jablonski honoris causa, wie die Wahlurkunde lautet und „aus einigen wichtigen Gründen." Der Sohn und Enkel der beiden letzten Seniore des böhmischen Zweiges (Figulus und Comenius) hatte wohl

*) Das schöne Wort Bathoris bleibe ihm unvergessen, mit dem er den Rat der Römlinge am Hofe, gegen die Dissidenten vorzugehen, mit der Begründung abwies, er sei wohl König der Polen, aber nicht der Gewissen. In der gleich zu erwähnenden Schrift Jura et libertates dissidentium in Polonia erinnert Jablonski an dies wahrhaft königliche Wort und Zeugnis von der Gewissensfreiheit.

Anspruch auf diese Ehrenbezeugung; die andern wichtigen Gründe lassen sich erraten. Jablonski war damals weitaus die bedeutendste geistige Kraft der Brüderunität, dazu in hoher einflußreicher Stellung an dem Hofe, der als Schutzwart verfolgter evangelischer Kirchen weithin gefeiert und angerufen ward. Den geistlichen Behörden in Polen war es untersagt, in ihrer fortwährenden Bedrängnis fremden Schutz anzurufen; dem brandenburgischen Hofprediger konnte nicht verwehrt werden, für die Glaubensbrüder bei seinem Herrscher mannhaft einzutreten. Sobald der Ruf an ihn gelangte, nahm er ihn als von Gott gegeben an; alle Erinnerung an das Vorgefallene und was er durch den Mann zu leiden gehabt, zu dessen Kollegen ihn das Vertrauen der Synode berufen, war vergessen und trat zurück hinter der großen Aufgabe, die er zum Wohle der Kirche seiner Väter zu übernehmen bereit war. Selbstverständlich hatte er die Annahme der Wahl abhängig sein zu lassen von der Zustimmung des Kurfürsten. Schon der Vorgang mit seinem Vater und ein Vierteljahrhundert später mit seinem Pflegevater Hartmann, welche dieselbe reformierte Stelle in Memel gleichzeitig als Seniore der Brüderunität inne hatten, zeigt, daß eine solche uns auffällige Doppelstellung nicht als ein Hindernis der Anstellung galt. Seit 70 Jahren (1627) war die Brüderunität in der Lehre mit der reformierten Kirche in Polen verschmolzen; noch aus der Vasallenzeit Preußens unter Polen galt diese vereinigte Kirche als ein Zweig der Kirche der Hohenzollern. Ihre Söhne, die jungen Theologen, studierten an der reformierten Hochschule, genossen daselbst und zuvor schon am reformierten Joachimsthalschen Gymnasium Freistellen wie die eignen Landeskinder, die Weihe der Kandidaten zum Predigtamt durch die Seniore wurde als gültig für Brandenburg-Preußen angesehen. Bei Jablonski aber trat ein Neues hinzu; seine hohe Stellung als Hofprediger des Kurfürsten, der bereits lebhaft die Uebernahme der Königskrone in jenem Jahre erwog und das berechtigte Bedenken, ob ein Berliner Hofprediger gleichsam im Nebenamte Bischof der Brüderunität, einer evangelischen Gemeinschaft mit eignem Kirchenregiment und dazu außerhalb des Landes sein könne. Der Kurfürst nahm keinen Anstand und gab seine Zustimmung. Für viele Fragen bei diesem in der Tat außerordentlichen Vorgang haben auch emsige Nachspürungen in geheimen Archiven keine Antwort geboten; wir müssen uns mit der Tatsache selbst abfinden, ohne die ausschlaggebenden Beweggründe unwiderleglich angeben zu können.

Nun aber nach der Wahl und der kurfürstlichen Bewilligung ihrer Annahme (sie wurde am 13. Februar 1699 gegeben) stiegen bei dem Gewählten Gewissensbedenken auf, ob der allein noch am Leben gebliebene Bischof genüge, eine gültige Seniorenweihe zu vollziehen. Jablonski hatte damals keine Kenntnis von einem noch vorhandenen Briefwechsel,

den vierzig Jahre früher sein Großvater mit dem Senior Bythner über die gleiche Frage von Amsterdam ausgeführt! Damals konnte Bythner den abwesenden Patriarchen mit Belegstellen aus der alten Kirche (z. B. Constit. Apost. VIII, 27) bewegen, statt seiner die Synode (zu Miklemin 1662) mit dem Vollzug der Wahl zu betrauen, bei welcher Gelegenheit sein Schwiegersohn Figulus für den böhmischen Zweig geweiht wurde. Jablonski wandte sich wegen der aufsteigenden Bedenken an seinen Freund Ernst Grabe in Oxford; eine fesselnde Erscheinung jener Tage, mit der Jablonski während des Königsberger Aufenthaltes in Berührung gekommen war. Der begabte, für seine Jahre (er war sechs Jahre jünger als der jugendliche Hofprediger) gelehrte Dr. Grabe war von einer damals an der dortigen, wider die Reformation so streng abgeschlossenen Hochschule aufkommenden katholisierenden und von Römlingen geförderten Strömung ergriffen und von ihr zu einem eifrigen Studium der alten Kirchenväter getrieben worden ähnlich wie ein Menschenalter zuvor hervorragende Glieder der Kirche von England die patristische Literatur durchforschten, sie freilich um die tiefgehenden Wurzeln ihres von dem Papste losgelösten bischöflichen Kirchenregimentes sowohl Rom wie den Presbyterianern und Independenten gegenüber zu begründen. Der Erfolg bei Grabe war denn auch ein anderer. Er begann Zweifel an der lutherischen Kirche zu fassen und hielt nicht mit seiner Absicht zurück, sich der römischen Kirche anzuschließen. Die Sache machte berechtigtes Aufsehen; der Kurfürst sah sich veranlaßt, drei lutherische Kirchenmänner mit einer Untersuchung zu betrauen. Zu ihnen gehörte Spener. Grabe suchte ihn in Berlin auf und folgte dem Rate des milde urteilenden Propstes, ehe er den verhängnisvollen Schritt tue, eine Reise nach England zu machen, dort das bischöfliche Regiment einer evangelischen Kirche kennen zu lernen.*) Er begab sich nach Oxford, wo er dann für seine fernere Lebenszeit sich niederließ und ein warmes, überzeugtes Glied der Kirche von England ward. Jablonski hatte den ernstgesinnten Mann, dessen Ansicht über die Rechtsmäßigkeit des Bischofamtes in der evangelischen Kirche er völlig teilte, herzlich lieb gewonnen. Nun wandte er sich an den gelehrten Gesinnungsgenossen mit seinem Bedenken, ob nach altkirchlicher Anschaunng eine nur von einem Bischof vollzogene Seniorenweihe als gültig anzusehen sei. Mit vielen Belegen aus den Kirchenvätern und Beispielen aus der Geschichte der Kirche bejahte Grabe die Frage; fügte aber bei, daß ein Bischof innerhalb seines Sprengels zu wohnen habe. Die Mahnung kam zu spät; die Antwort traf erst sechs Wochen nach voll-

*) Grabe benutzte die Zeit seines notgedrungenen Aufenthalts in Berlin, um bei Jablonski englischen Sprachunterricht zu nehmen und sich durch ihn mit der Kirche von England vertraut zu machen. Dies die Anfänge der dauernden Freundschaft beider Männer.

zogener Weihe ein. Das sei hier beigefügt, daß es Jablonski im weiteren brieflichen Austausch gelang, Grabe von der Berechtigung und in seinem besonderen Falle von der Zweckmäßigkeit des Wohnsitzes außerhalb des Bistums oder Seniorats zu überzeugen. Am 10. März 1699 fand auf der Synode zu Lissa die Weihe Jablonskis zum Senior der Brüderunität statt. Wir haben nicht näher darauf einzugehen;*) wohl aber sei aus dem Dankschreiben der Synode an den Kurfürsten eine beachtenswerte Stelle hier erwähnt: . . . . „Gott zu Ehren und E. K. D. zu geheiligtem Ruhme müssen wir bekennen, daß die uns erzeigte hohe kurfürstliche Wohltat (zu gestatten, daß der Hofprediger unsren Synodum besuche und ein Ehren- und Sorgenamt unter uns auf sich nehme) nicht ohne sonderlichen Segen gewesen und unsre bedrängten Kirchen die Früchte derselben zu ihrem besondern Trost schon zu schmecken beginnen, da, was unter uns bereits ermattet und halb erstorben gewesen, gleichsam ein neues Leben empfinden und aufs Zukünftige noch fröhlichere Hoffnung sich machen will. Wie wir nun E. K. D. Hofprediger als von dero hohen K. Ehre uns zukommendes Gnadengeschenk erfreulich aufgenommen, so geben wir denselben als nunmehro unsren geweiheten Senior zu E. K. D. untertänigsten Dienste wieder zurück und bitten zugleich E. K. D. in dero preiswürdigen Gnade und Wohltat gegen unsere bedrängte Kirche fortzufahren. . . . ."

Die ihm durch sein zwiefaches Amt als Hofprediger in Brandenburg und Senior in Polen gewiesene Aufgabe sah Jablonski nur als eine kirchliche an. Die Hofpredigerstelle sollte ihm den Rückhalt und Nachdruck verleihen, den bedrängten evangelischen Glaubensgenossen in der alten Heimat eine hilfreiche Hand zu reichen, die Seniorenstelle die Pflicht und Berechtigung zu bieten, die Drangsale und Nöten der Evangelischen in Polen vor seinem Kurfürst und König als dem Schirmherrn der um ihres Glaubens willen Verfolgten zu vertreten. Denn es hub wieder eine besonders arge Leidenszeit für die Protestanten an. Der seinem Glauben abtrünnig gewordne König August mit dem bei Überläufern häufig bemerkbaren Fanatismus hielt es als von der Politik geboten, den Jesuiten dienstbar zu sein und sie in ihrem Eifer der Vergewaltigung der Protestanten nicht zu hindern, eher zu fördern. Die in jener Zeit so eng mit einander verbundenen politischen und kirchlichen Verhältnisse der Staaten ließen eine reinliche Sonderung und Teilung der beiden Mächte nicht zu; auch Jablonski konnte in seiner hohen Doppelstellung nicht vermeiden,

*) Die von Jablonski selbst gegebne ausführliche und anschauliche Darstellung ist nun veröffentlicht in der Zeitschrift der hist. Gesellschaft für die Provinz Posen XV, 13 flg. An derselben Stelle sind auch die vier Gründe wiedergegeben, um deretwillen die Brüdergemeinden in Preußen die Wahl Jablonskis zum Bischof bereits am 8. Febr. 1698 begehrten.

von beiden Seiten zur Mitarbeit herangezogen zu werden. Es waren politisch hochgespannte Verhältnisse. Karl XII. von Schweden stand siegreich in Polen; die Nachbarländer, zumal Preußen, waren in die schwierige Lage der Entscheidung gedrängt, für oder wider die beiden Gegner das Schwert zu ziehen.*) Den Protestanten in Polen erschien Karl XII. wie ein wiedererstandner Gustav Adolf. Während ein paar Jahre hindurch die Brüderunität von Abhaltung einer Synode in Gegenwart des preußischen Hofpredigers abriet, so daß die laufenden Angelegenheiten nur ex praesidio erledigt wurden, hatten die Siege der Schweden und ein 1703 zwischen Schweden und Preußen geschlossner Vertrag den Evangelischen in Großpolen den hoffnungsvollen Mut eingeflößt, mit einer längeren Beschwerdeschrift über ihre argen, widergesetzlichen Bedrängnisse in Staat und Kirche sich nach Berlin zu wenden. Im raschen Fortgang der kriegerischen Ereignisse wurde König August des Thrones entsetzt; an seine Stelle 1704 Stanislaus Leszcinski erwählt, der nicht vergessen konnte und wollte, welche Stellung seine Vorfahren zur Brüderunität eingenommen, und wie er selbst seine Schulung im Gymnasium zu Lissa erhalten. Für die Lissaner wurde die Lage wegen ihrer Stellungnahme zu den Schweden und König Stanislaus gefahrdrohend, als im wechselnden Kriegsglück die Stadt den schwedischen Schutz einbüßte, und der entfernte König aus seinem Stammlande mit frischen Truppen nahte. Da war es Jablonski, der seinen König und zwar mit Erfolg um Verwendung bei König August bat, daß Lissa nicht ein gleiches furchtbares Los wie vor einem halben Jahrhundert treffe.

Preußen glaubte bei dem Verlauf des nordischen Krieges in vorübergehender Schwenkung seiner Politik für Augusts Partei nehmen zu sollen; der Kronschatzmeister Prebendowski war zu ihrer Festigung mit weitgehenden Anträgen nach Berlin gereist. Jablonski wurde zu den Verhandlungen zugezogen; wiederholt war der Staatsminister Ilgen im Pastorat, sich mit dem Hofprediger über die schwebenden Angelegenheiten zu beraten. Am Tage nach der in Gegenwart des Königs vollzogenen Einweihung der französischen Kirche an der Charlottenstraße (1. März 1705) begaben sich die beiden Männer, der Staatsminister und Hofprediger, zu dem Kron-Schatzmeister, der den Wunsch geäußert, in polnischer Sprache mit Jablonski zu verhandeln. Hören wir ihn selbst über die Unterhaltung berichten. „Ich trug ihm vor, ich käme zu Sr. Excellenz wie Anaximenes vor Zeiten zu Alexander den Großen. Da dieser jenes Vaterstadt Lampsacus zerstören wollte, jener aber solches mit einem Fußfall abbat, so wollte ich wegen Lissa (welches ich wegen der Edukation für mein Vaterland hielte und darin ich als Kind, Jüngling und Mann

*) Man vergl. die betr. Darstellung bei Droysen, Gesch. d. Pr. Politik IV a, S. 275 flg. und Erdmannsdörffer, Deutsche Gesch. I, 231 flg.

gelebt hätte) demgleichen tun und mich sehr glücklich schätzen, wenn ich bei dem König Augusto oder dessen Ministris gleiche Gnade erhalten könnte." Prebendowski wies den Bittsteller auf den Spruch hin: eine Hand wäscht die andre. Auf seiner Herrschaft Przygodzice habe der schwedische General mit 15000 Mann vier Tage brandschatzend gehaust und trotzdem fordere man von dem ausgesogenen Ort unter Androhung der völligen Verwüstung eine unerschwinglich hohe Geldauflage. Wolle man seine Stadt schonen, so sei er bereit, Lissa ein gleiches zu tun. Noch einmal bei der sich anreihenden Mittagstafel trat der Hofprediger für seine Vaterstadt ein. Prebendowski drang nach polnischer Weise in seinen Gast auf die Gesundheit der beiden Könige (Polen und Preußen) einen großen Becher Wein zu leeren. Jablonski war bereit, aber mit den schlagfertigen Worten: Während des dreißigjährigen Krieges habe der Magistrat einer vornehmen Reichsstadt, die der belagernde kaiserliche General der Plünderung preiszugeben drohte, mit einem Fußfall um Schonung gebeten. Der General habe sie unter der Bedingung zugestanden, daß der siebzigjährige Bürgermeister einen gewaltigen Humpen Weines auf die Gesundheit des Kaisers austrinken wolle. Derselbe habe es getan, sei aber darüber tot niedergesunken. Wenn er das gleiche für sein Lissa erlangen könne, wolle er den angebotenen Becher in einem Zuge leeren, würde er auch darüber sterben.

Freilich — und das konnten die Tischgenossen sich auch sagen — mit solchen harmlosen Plänkeleien bei einem Glase Wein ließ sich der eiserne Schritt des nordischen Krieges um jene Zeit nicht aufhalten oder bestimmen. Gleich einem unheimlichen Verhängnis stürmte er auf seiner blutigen, rücksichtslosen Bahn weiter und riß in seinem unwiderstehlichen Fortgang eine europäische Macht nach der anderen in Mitleidenschaft. In einer recht mißlichen Lage befand sich Preußen. Wie immer seine Teilnahme ausfallen mochte, ob für Polen oder Schweden, konnte sie dem eigenen Land verhängnisvoll werden. Peter der Große hatte seine Entscheidung getroffen. In seinem zielstrebigen Begehren, aus der bisherigen Abgeschlossenheit an das völkerverbindende, heißumstrittene mare balticum zu gelangen, hatte er mit verwegener Hand und gutem Erfolg die Schweden in den Ostseeprovinzen angegriffen, war er weiter ihnen auf den Leib gerückt, indem er sie in Polen aufsuchte und dem entthronten König August, der in seinen Kurlanden frische Heerhaufen sammelte, eine hilfreiche Hand wider den gemeinsamen Gegner Karl XII. bot. In diesem bis dahin siegreichen nordischen Helden sahen die schmachvoll bedrängten Evangelischen in Polen ihren von Gott gesandten Erretter aus der immer brutaler auftretenden Vergewaltigung ihrer Kirche seitens der zur Alleinherrschaft drängenden römischen Kirche, die zielstrebig darauf losging und zwar nicht vergeblich, die evangelische Söhne Polens von allen Staatsstellen und

politischen Rechten auszuschließen und sie wie Fremdlinge in ihrem eigenen Vaterland zu brandmarken. Zumal die Evangelischen in Lissa standen auf seiten des Gegenkönigs Stanislaus, des Sprossen aus dem Hause des Leszcinski, denen seit länger als einem Jahrhundert Lissa seine Blüte, die Brüderunität ihre Zuflucht in dem Lande verdankten, das ihnen durch den Schutz und die Gunst des mächtigen Hauses zu einem zweiten Vaterland geworden. Sie hatten so wenig wie die Evangelischen des Landes aus dieser Stellung zu Schweden und König Stanislaus ein Hehl gemacht. Nun waren schon russische Truppen in Großpolen eingedrungen. Die Lage der Lissaer wurde von Tag zu Tag bedrohlicher; die Söhne fürchteten eine Wiederholung dessen, was gerade vor einem halben Jahrhundert die Väter in so furchtbarer Weise erlitten. In ihrer Angst wandten sie sich wieder an den Enkel des Comenius, ihren Senior am Hofe des Schirmherrn der Evangelischen auch in Polen. Wiederum nicht vergeblich und auch nicht ergebnislos. Der König erfüllte die Bitte seines Hofpredigers und verwandte sich erfolgreich bei dem russischen Zaren um Schonung der schwer bedrohten Stadt. An Stelle der günstig verscheuchten Wolken sammelten sich bald neue, gefahrdrohendere Sturmeswolken über der geängsteten Stadt. Im Frühjahr 1707 ging wieder eine Botschaft von Lissa an den hilfsbereiten Sohn der Stadt in Berlin, auch diesesmal nicht vergeblich. Gleich anderen Tages begab sich Jablonski zu dem ihm bekannten moskowitischen Geschäftsträger am preußischen Hofe, Lyth, mit der Anfrage und Bitte, ob eine erneute Verwendung des Königs bei dem Zaren Aussicht auf Erfolg habe. Nachdem er diese erhalten, drang er in den König, der das Gesuch seines Hofpredigers nicht abwies und nochmals für die evangelischen Glaubensgenossen in Polen bei dem Zaren eintrat. Schon im Mai konnte Jablonski seiner Vaterstadt die erlangte Zusage Peter des Großen melden; noch ist das Dankschreiben Lissas an seinen treuen und einflußreichen Sohn in Berlin vorhanden. Widriges Geschick vereitelte die gewährte Gunst. Ein russischer General,*) der vor der Stadt lag, hatte keine Meldung von dem Willen seines Herrn erhalten und glaubte sich nicht an die Mitteilung der Stadtväter gebunden. Am 29. Juli wurde die vor einem Menschenalter erst aus den Trümmern wiedererstandene Stadt einer völligen Verwüstung preisgegeben; es ist schwer zu sagen, ob die Väter oder die Söhne Schwereres erduldet. Neben dem persönlichen Verlust der Be-

*) Eine alte Märe weiß von dem General mit dem echt deutschen Namen Schultz zu berichten, daß er als armer, deutscher Geselle von seinem Meister in Lissa viele Prügel — es mögen wohlverdiente gewesen sein — erhalten, aus der Lehre weg- und in Rußland unter die Soldaten gelaufen sei, wo er Glück gehabt und es bis zum General gebracht. Nun habe es den General gelüstet, die Lissaer entgelten zu lassen, was er als böser Junge in den Mauern der Stadt erduldet.

völkerung an Hab und Gut hatte die Gemeinde ein zweitesmal innerhalb eines halben Jahrhunderts Kirche und Schule eingebüßt. Die an den Bettelstab gebrachten Gemeindeglieder, als sie von ihrer Flucht zu den leer gebrannten Wohnstätten zurückkehrten, waren ohnmächtig, den eigenen Schaden und den der Gemeinde zu heilen.

Jablonski verzagte nicht, als er die erschütternden Nachrichten und Beschreibungen aus Lissa erhielt.*) Er schrieb für den November 1707 einen Syndol-Konvent nach Züllichau aus und forderte auch seinen früheren Schüler, nun aber Nachfolger im Rektorat des Gymnasiums und zweiten Pastor an der Lissauer reformierten Kirche, Samuel Arnold, auf, dem Konvent zum Behuf einer zu unternehmenden Sammelreise beizuwohnen. Die Sache kam zur Sprache. Beachtenswert ist, daß der in jenen Jahren so eifrig für eine Union der beiden evangelischen Kirchen werbende Jablonski entschieden dafür eintrat, eine der lutherischen und reformierten Bevölkerung gemeinsam zu Gute kommende Sammelreise zu veranstalten. „Daß wir uns trennen wollten halte er für ein größer Unglück, als daß Lissa zerstöret worden." Aber er gab doch nach, als Arnold darauf hinwies, daß auch der lutherische Kirchenrat eine Sondersammlung zu veranstalten beabsichtige, und daß bei der Teilung die Reformierten als in der Minderheit zu kurz kommen würden, während erfahrungsgemäß bei reformierten Gemeinden des Auslandes reichere Erträge erzielt würden als bei lutherischen. So sandte denn die Synode zwei Boten aus; den einen (David Cassius, Nachfolger Jablonskis an der Lissaer polnisch-reformierten Gemeinde, drei Jahre später (1711) von ihm zum Senior geweiht und von da bis an sein Lebensende (1734) Freund und treuester Mitarbeiter des Seniors in Berlin) zu den reformierten Gemeinden in Nordwestdeutschland, den andren (Arnold) nach Süddeutschland und der Schweiz. Von des letzteren Bittgängen liegt ein tagebuchartiger Bericht vor. Die sechsmonatige Reise hatte günstigen Erfolg. Nach Abzug der sehr bescheidenen Reise- und Zehrkosten konnte der eifrige Sammler mehr wie 50 000 Mark daheim abliefern.[30])

Eine andere Heimsuchung, weitumfassender, tiefgreifender, nachhaltiger als die Verwüstung der einen Stadt Lissa, traf bald darauf alle Evangelischen in Polen. Karl XII. war bekanntlich mehr ein in fast ununterbrochenem Schlachtenglück erprobter und gefeierter oder gefürchteter Kriegesheld als ein fernblickender, weise erwägender Staatsmann. Man gewinnt oft den Eindruck, daß er den Krieg um des Krieges willen geführt. Anders sein gefährlichster Gegner. Peter der Große hatte an dem Schweden und seiner Kriegsführung sich und seine junge Truppe geschult; er von vorn-

*) Das Posener Archiv (X, 2) bewahrt noch einige an Jablonski gelangte Nachrichten über die zerstörte Stadt; ebenso das Lissaer Unitäts-Archiv.

herein in der Absicht, solche Schulung als Mittel zu einem höheren Zweck dienen zu lassen. Über seinen Kriegen ist er zum genialen Staatsmann ausgereift, der fest, zielbewußt die ins Auge gefaßte, hochgesteckte Aufgabe für sein Reich verfolgte. Wie ein Riese hat er sein widerstrebendes Volk gewaltsam, rücksichtslos von seinem asiatischen Boden aufgehoben und ihm den Zugang in den Ring der europäischen Kulturvölker erzwungen. Schweden in erster Linie stand dem titanenhaften Vorhaben im Wege. So zog der Zar verwegenen Mutes Karl XII. bis nach Polen hinein nach und verlockte dann den sieggewohnten, aber auch siegverwöhnten König, ihm in sein unwirtliches Reich, sei es auch bis Moskau hin, zu folgen. Genau so haben es die Russen ein Jahrhundert später Napoleon I. getan. Unbesonnen ging auch Karl XII. in die geschickt gelegte Falle. Er brach in Klein-Rußland und die Ukraine ein. Vor der befestigten Stadt Poltawa am Worsklafluß erreichte ihn am 27. Juni 1709 furchtbares Geschick; seine entkräfteten Truppen wurden von der Übermacht der jungen russischen Armee unter Führung Peters des Großen aufs Haupt geschlagen. Mit dem Schwedenkönig fiel die Sache der Protestanten in Polen zu Boden. Für König Stanislaus war nun kein Halt mehr im Lande. König August nahm wieder Besitz von dem Throne. Zu Polens schwerem Verhängnis gelang es der Jesuitenkunst, der römischen Kirche in verstärktem Grade Besitz von dem König zu nehmen und den gekrönten Untergebenen ihren Plänen zur Vergewaltigung der Evangelischen willfährig zu machen. Zunächst freilich erschien den Protestanten die neugeschaffne Lage noch nicht unmittelbar gefahrdrohend; die Stille vor dem Sturm deuteten sie als ihnen günstig. Es werde wohl zu einem baldigen Friedenskongreß kommen — so hofften sie — bei dem die evangelischen Mächte für ihre Sache eintreten würden. Dann war für den Februar 1710 ein Reichstag nach Warschau ausgeschrieben, an dem doch noch dreizehn reformierte Landboten teilnahmen, unter ihnen Kurnatowski, der seinen Freund und Streitgenossen in Berlin über die Verhandlungen auf dem Laufenden erhielt. Zwei Jahre zuvor war nach mühsamen Vorbereitungen Jablonski mit einer Schutzschrift für die bedrängte evangelische Kirche in Polen fertig geworden, die in dem aufgedrungenen Verteidigungskampf eine ergiebige, in der Folge auch von Kirche und Staat stark benutzte Waffenrüstkammer bot: die nüchterne, durchaus sachgemäße Zusammenstellung aller seit anderthalb Jahrhunderten den Dissidenten in Polen eingeräumten, von den Königen bei ihrer Krönung feierlich beschworenen Rechte und Freiheiten.*) An

*) Ich besitze nur die gleich zu erwähnende Auflage von 1718, deren Titel lautet: „Jura et libertates dissidentium in religione christiana in regno Poloniae et M(agno). D(ucatu). Lithuaniae, ex legibus regniet aliis monumentis authenticis excerpta et nunc auctius edita, anno Christi 1708

ein paar Stellen nur, aber darum besonders wirksam und ergreifend, dringt durch die ruhige Darstellung der warme Pulsschlag eines Mannes, der für die angetasteten Rechte seiner heimischen Kirche kämpft wie eine Löwin für ihre bedrohten Jungen, und der den grollenden Unmut nicht zum Schweigen bringen kann oder will, wenn die Republik und an ihrer Spitze der König in fortwährend sich steigerndem Maße die widergesetzlichen Vorgänge wider die Dissidenten zwar einräumt, trotzdem aber davon nicht absteht und in frevler Willkür fortfährt, die verbrieften Rechte zu beschränken oder mit Füßen zu treten. Von einem Glauben selbst wider Hoffen, wie er nur einem lautern Christen eignet, zeugt das knappe, schöne Schlußwort, das die Summe der ganzen Aufstellung zieht: aus all dem Gesagten geht offenkundig hervor, daß die Dissidenten in Polen ihre Rechte besitzen, so lange es eben Schützer und Wahrer der Rechte gibt. Deshalb sind wir der guten Zuversicht, daß der so großen, auf so fester Grundlage sich erhebenden Sache die obersten Schirmherrn von Recht und Gerechtigkeit nicht fehlen werden: Gott, der König, die Obrigkeit.*)

Und dennoch ward die fromme Zuversicht des Hofpredigers getäuscht. Ihm und seinen Brüdern in Polen blieb die bittere Erfahrung nicht erspart, die ein Jahrhundert zuvor ihre Väter des Glaubens in Böhmen, die vor einem Menschenalter erst die Glaubensgenossen in Frankreich, beide auf Anstiften der römischen Kirche, reichlich zu kosten bekommen. Zwei der angerufenen Schirmherrn von Recht und Gerechtigkeit weigerten den von Gott ihnen gewiesenen heiligen Dienst: der König und des Landes Obrigkeit. Das wie ein Gottesgericht langsam heraufziehende, unsagbar traurige Geschick Polens weiset mit erschütternder Wahrheit auf den Heiligen in der Höhe, der auch von Königen und Obrigkeiten sein nicht ungestraft spotten läßt. Polens Könige sind von ihrem Throne gestoßen und das einst so mächtige Volk hat wie die Juden aufgehört, ein einig Volk im eignen Lande zu sein. Die frevelnden Mutes mit Jesuitenlist König und Obrigkeit verlockt haben, die Rechte der Dissidenten Jahrzehnte hindurch bis zum Zusammenbruch des Reiches mit Füßen zu treten, sie müssen als hervorragende Totengräber des einst so lebenskräftigen Volkes bezeichnet werden. Beschleunigt hat den Verfall und Untergang Polens, daß in dem unglücklichen Lande die berufenen geistlichen Führer vornan standen in der Maulwurfsarbeit, das Rechtsbewußtsein des Volkes, jeg-

---

primum edita et nunc auctius recusa. Der frühere Beisatz ex officina regia ist diesesmal wohl geflissentlich und aus begreiflichen Gründen weggelassen.

*) Ex hactenus deductis patet, esse dissidentibus Poloniae sua jura, dummodo jurium vindex sit atque assertor. Tantae ergo causae tamque solidis fundamentis innixae supremos juris justitiaeque auctores, Deum, Regem, Remplublicam, haud defuturos. In der Tat ein wuchtiger Wahrspruch priscae virtutis!

lichen Volkes Lebensmark, zu unterwühlen. Ist dieses Bewußtsein auf religiösem Gebiet erschüttert, dann bricht gleiche Rechtsvergewaltigung auf allen andren Gebieten mit staatsauflösender Gewalt unaufhaltsam durch. Wir haben hier nicht im einzelnen und von Fall zu Fall die Arbeit der römischen Kirche und an ihrer Spitze der Bischöfe und Priester zu schildern, wie sie ein wohlverbrieftes Recht nach dem andern den Dissidenten entwandten, ihre Kirchen zerstörten, ihre Gottesdienste untersagten, wie sie auf dieser Zerstörungsbahn vorwärts stürmend den treu ausharrenden Dissidenten nun auch Stück für Stück ihre staatlichen Rechte raubten, sie, die freien Bürger und wahrlich berechtigteren Söhne Polens als die meist aus der Fremde eingedrungenen Jesuiten, im eignen Vaterlande zu Fremdlingen stempelten, zu Ausgestoßenen, die nicht mehr mit ihren Volksgenossen in den Reichstagen und Gerichten wie ihre Väter von altersher raten und taten durften und mundtot gemacht wurden (activae et passivae vocis beraubt, wie der Spruch lautete). Als dann endlich unter solch schmachvoller Vergewaltigung die stark zusammenschmelzende Schar der Dissidenten ohnmächtig am Boden lag, mußte ihr unermüdlicher Anwalt, der Senior in Berlin, auch davon Zeuge sein, wie die siegreichen Römlinge vor der weiteren Freveltat nicht zurückschreckten, das Volk und seinen König, den seinem Glauben abtrünnig gewordnen Kurfürsten von Sachsen, zu unterweisen, daß die Dissidenten im Reiche nicht einmal auf Duldung Anspruch hätten, darum auch ein feierlicher Königsschwur, ihre Rechte zu wahren, null und nichtig sei. Durch ihre Duldung werde ein dem Herrn und seinen Heiligen zugefügtes Unrecht zugelassen: so gaben sie schlau vor. In einem von dem König erbetnen Gutachten (1715) weiset der mit der Leidensgeschichte der Dissidenten wohlvertraute Hofprediger nach, wie solche das Rechtsbewußtsein Polens zerrüttende bischöfliche Entbindung eines feierlich gegebnen Königseides bereits eng mit dem Aufkommen der Gegenreformation zusammenhängt. Kein Geringerer als Kardinal Hosius hat 1573 die gefährliche, vergiftete Waffe gehandhabt, als er in frevelhaft leichtfertiger Weise den polnischen Wahlkönig Heinrich zum Bruch des Eides verlockte.*)

*) Auch heute noch verdienen die Worte festgenagelt zu werden, mit denen dieser Vorkämpfer der Gegenreformation in Polen, der Bischof von Ermeland, zum Eidbruch aufforderte. Die Protestanten hatten vor der Königswahl einen allgemeinen Religionsfrieden (pax dissidentium) durchgesetzt. Heinrich v. Anjou zögerte, mit einem Schwur diesen Friedensschluß halten zu wollen. Der Reichsmarschall trat bei der Krönung an den Thronkandidaten aus Frankreich mit den entschiedenen Worten: „Schwörst du nicht, gelangst du nicht zur Herrschaft (si non jurabis, non regnabis)." Nachdem der Schwur feierlich vor dem Volke geleistet war, versuchte Hosius ihn mit den von Jablonski angezogenen (Geh. St.-A. Rep. 9, 9 n. Nr. 12), schier dämonischen Worten als null und nichtig zu erweisen: „Juravit rex, fateor, et peccavit; peccatum peccato non addat. Juravit

In dem nun mit erneuter Gewalt heraufbeschworenen Verteidigungskampf der Dissidenten, die sich sagen konnten, daß es ein Kampf auf Leben und Tod der evangelischen Kirche in Polen sein werde, liefen die offnen und geheimen Fäden der das ganze Land ergreifenden Bewegung in der ebenso geschickten wie tatkräftig-rührigen Hand Jablonskis zusammen. Aus allen Orten Polens trafen Berichte, Klagen, Hilferufe der Glaubensgenossen im Berliner Pastorate ein und drangen von da nicht nur zu den höchsten Räten des Reiches bis hinauf zum König, sondern ebenso auch zu den evangelischen Schutzmächten in der Ferne, die dann wieder durch die gleiche Hand des Hofpredigers ihre Bereitwilligkeit der Hilfeleistung den schmachvoll bedrängten Dissidenten vermittelten. Wer Einblick in die zum Teil lückenlos erhaltnen Briefsammlungen gewonnen, wer weiß, wie der gewissenhafte Hofprediger die gleiche Sorgfalt in Berücksichtigung der kleinsten wie größten Gesuche zeitlebens geübt, dem ist verständlich, daß er oft ganze Tage von früh bis spät in seinem Museum verbringt, obrutus (völlig versenkt), wie er dem Freunde meldet, mit Briefschreiben nach Polen oder für sein altes Heimatland. Es sind nicht kurze, eilige Zeilen, wie wir sie im Zeitalter der Postkarten schreiben, sondern meist kleine, oft ungemein wichtige, bogenlange Abhandlungen. Und daneben gleichzeitig ebenso reiche und gewichtige Briefsendungen und schriftliche Verhandlungen nach Litauen, Ungarn, England und andren Ländern, daß man staunend steht vor der eisernen Arbeitskraft des einen Mannes, der seinen riesenhaften Briefwechsel eigenhändig bewältigt.*)

Die Briefe, soweit wir sie noch besitzen, zeigen doch nur einen Teil der für die Glaubensgenossen in Polen geleisteten Arbeit. Was sie mitteilen, ist meist das Ergebnis langwieriger, eingehender Verhandlungen und Beratungen mit den leitenden Staatsmännern. Allgemein auch

---

lingua, mentem injuratam servavit. Non habemus Herodem regem, qui, quod crudeliter juravit, crudelius praestitit. Als ob der Bischof von Ermeland zu den geistlichen Vätern der Morallehre des heilig gesprochenen Liguori zu zählen sei! Mit solchen Jesuitenkniffen hat sich die römische Kirche in Polen ihre Macht zurückerobert, freilich aber auch mit ihnen Volk und Land zu Grunde richten helfen!

*) Mitten im stärksten Arbeitsgedränge erreicht ihn um die Weihnachtszeit 1721 ein Klagebrief seines treuen Freundes und Berichterstatters, des Seniors Cassius in Lissa, daß der Arbeit zuviel sei und dabei eine fruchtlose. Jablonski richtet den erschöpften, mutlos werdenden Mitstreiter mit den schönen Worten auf (den Brief bewahrt das Posener Archiv X, 4): Viel Arbeit ist das eigentliche salarium der Prediger, sonderlich der Seniore unserer lieben Unität, welchen summus Unitatis Patronus ordinarie keine andere Vokation gibt, noch salarium bestimmt, als wie er es Paulo getan: Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen (Art. 9, 16). Doch ist dieser heilige Gott nicht ungerecht, daß er vergäße Ihres Werkes und Arbeit der Liebe, die Sie beweisen in seinem Namen, da Sie den Heiligen gedient haben und noch dienen.

unter den auswärtigen Geschäftsträgern am preußischen Hof, die zum Teil im Namen ihrer evangelischen Regierungen an den Vorgängen in Polen beteiligt waren, galt der polnische Senior und preußische Hofprediger als die sachkundigste, befähigtste und auch in seiner Doppelstellung einflußreichste Persönlichkeit in Sachen der Dissidenten, deren Bedrückungen zeitweilig eine brennende Angelegenheit für die evangelischen Schutzmächte wurden. Selbst Männer wie der hochbegabte, zumal in auswärtigen Angelegenheiten seit Jahren geschickteste und geübteste Minister von Ilgen, oder wie der Leiter der Kirchensachen, der mit Jablonski innig befreundete von Printzen, „die vornehmste Stütze der reformierten Kirche," wie Jablonski bei seinem Tode 1724 schreibt, „und mit Eigenschaften ausgerüstet, daß er von jedermann geliebt und von Widerwärtigen gefürchtet ward," holten sich in polnischen Angelegenheiten Rat bei dem Senior oder zogen ihn zu ihren Beratungen heran. Gar manche diplomatische Denkschrift inbetreff der Dissidenten ist in jenen Jahren aus der gewandten Feder Jablonskis geflossen; in gar mancher königlichen Entschließung zu Gunsten der bedrängten Glaubensgenossen erkennt der Kundige leicht die Ratschläge, die der Hofprediger seinem ihm vertrauenden König gegeben. Das wußten auch die Brüder in Polen und wußten es dankbar zu werten. Als Jablonski im Juli 1710 verhindert war,*) eine Synode der Unität zur Vorbereitung einer baldigst abzuhaltenden Generalsynode aller Dissidenten beizuwohnen, war es den Versammelten zu Mute wie Söhnen ohne ihren Vater (filii sine patre), eine auch dieses Mal zutreffende Bezeichnung, der wir in den Verhandlungen der kleinpolnischen Synoden vor anderthalb Jahrhunderten zuerst und damals mit Bezug auf Laski begegnet sind, jener Lichtgestalt Polens im Zeitalter der Reformation, an die uns an mehr wie einem Punkte das Leben Jablonskis erinnert**) Das Vertrauen der Synode übertrug dem abwesenden Senior die Bestimmung über Zeit und Ort der geplanten hochbedeutsamen Generalsynode der Dissidenten. Als eine weitere vorbereitende Synode der Brüderunität unter dem Vorsitz Jablonskis in Züllichau im Juni 1712 tagte, wurden dem „Vater" alle zu treffenden Maßnahmen für Einberufung und Haltung der Generalversammlung anheimgegeben.

*) Die Gründe der Abhaltung deutet der unermüdliche und sorgfältige Archivforscher Kvacsala an, auf dessen ausführliche, nun zu einem Sonderheft zusammengestellten Aufsätze über Jablonski und Großpolen in der Zeitschrift der histor. Gesellschaft für die Provinz Posen (XV. Jahrgang) wir um so lieber verweisen, als sie uns dem entheben, Schritt für Schritt auf die wichtige Tätigkeit Jablonskis für seine polnischen Brüder und Glaubensgenossen einzugehen.

**) Vergl. die Verhandlungsschrift über die am 26. Juni 1559 abgehaltene Synode im 3. Bd. meiner „Beiträge zur Gesch. der ev. Kirche in Rußland" (Berlin 1898) S. 474.

Mit warmem Eifer, hoffnungsfreudig hatte Jablonski von Anfang an den Plan einer gemeinsamen Generalsynode der evangelischen Dissidenten verfolgt, zu ihrem Zustandekommen alle Hebel in Bewegung gesetzt und seinen weitreichenden Einfluß auch bei der Regierung unablässig ausgeübt. Durfte er doch in solcher durch die gemeinsame Beratung auch nach außen hin kundgegebnen politischen Union der beiden Brüder aus dem gemeinsamen Hause ein Angeld für den allendlichen Erfolg seiner hohen, wahrhaft evangelischen Lebensaufgabe einer brüderlichen Verbindung der beiden Reformationskirchen erkennen. Wo Jablonski in seiner Geschichte des Sendomirer Vergleiches (1570) auf die am 1. November 1712 unter seinem geistlichen Vorsitz (die Wahl war eine einstimmige auch seitens der anwesenden Vertreter der lutherischen Kirche) in Thorn tagenden Generalsynode zu sprechen kommt, merkt man den warmen Worten die helle Freude über das Zustandekommen einer gemeinsamen Beratung in gemeinsamer schwerer Notzeit ab. Wir können nicht umhin, ein paar Sätze wieder zu geben. Jablonski beginnt den Bericht: Wir sind zu Freudigerem gelangt, gütiger Leser, was mich, den Schreiber, und dich, den Leser, so du dem Frieden des evangelischen Zions wohlwillst, mit frommer Lust erfüllt . . . 117 Jahre sind verflossen (die letzte Generalsynode war zu Thorn 1595), seitdem zum erstenmal wieder Abgeordnete der beiden evangelischen Teile brüderlich zusammen tagen und die bis dahin gesonderten Kirchen in gemeinsamem Verbande fromm miteinander stehen . . . Leuchtend ist der frohe Tag aufgegangen, als Vorläufer noch freudigerer, wie zu hoffen wir ein Recht haben*) . . .

Die gemeinsame Not, die gemeinsame verzweiflungsvolle Lage trieb die so lange ohne innige Fühlung gleichgültig, um nicht zu sagen, feindselig neben einander ihre Sonderstraße ziehenden Kirchen dazu, sich zu einer politischen Union gegenüber dem gemeinsamen, in festgefügter Einheit unerbittlich vorwärts dringenden Gegner die Bruderhand zu reichen. Alle feierlich verbrieften Rechte waren nicht der einen oder der andren evangelischen Kirche gewährleistet, sondern je und je den Dissidenten in Polen; alle himmelschreiende Vergewaltigung der zur Macht gelangten Römlinge traf ohne Schonung der einen oder der andren Kirche ebenfalls die Dissidenten. Was überall in deutschen Landen der geschickten, geschlossen vorgehenden Gegenreformation Vorschub und bald auch erfolgreiches Übergewicht verliehen, der unglückselige Hadergeist im Lager der Reformationskirche, hatte auch in Polen zum Sieg der römischen Kirche wesentlich beigetragen. Die Erkenntnis dieser schweren, unwiderbringlichen Einbuße und ihrer Ursache allüberall spornte die Hohenzollern, zumal seit den Tagen des Großen Kurfürsten, auch in diesem Zuge fromm ihrer Zeit

*) Vergl. Historia Consensus Sendomiriensis (Berolini 1731) § 125.

und ihrem Volke voraus, unabläſſig an, einer Verſöhnung der beiden Brüderkirchen, weiter noch auf Grundlage derſelben einem feſtgefügten, einträchtigen Zuſammenſchluß der Reformationskirche in allen Landen zum Schutz und Trutz wider die liſtigen Anläufe der römiſchen Kirche Bahn zu brechen. Unter den geiſtlichen Bahnbrechern ſteht im vorderſten Gliede unſer Hofprediger ein langes Leben hindurch unverdroſſen, nicht entmutigt, wenn auch im Laufe der Zeit ſo mancher wackere Mitkämpfer aus der ſchönen Arbeit heimgerufen wird, und andre, müde und verzagt über den mangelnden Erfolg, ihre Hand vom Pfluge wegziehen. Gerade um die Zeit der Generalſynode war in Deutſchland die Unionsbewegung wieder etwas in Fluß geraten — wir haben davon berichtet (S. 273) — und nun in Polen die ermunternde Erfahrung wenigſtens einer politiſchen Union der beiden Kirchen, die fern abliegt von dem im abgelaufenen Jahrhundert ſo oft vernommenen Ruf: lieber papiſtiſch, wie calviniſtiſch! In ſeiner Eröffnungsrede betonte Jablonski, daß die hier bekundete politiſche Union ſich die Freiheit und Sicherung der Kirche Gottes (der evangeliſchen Kirche) zur Aufgabe ſtelle, bis es Gott gefalle, durch eine noch völligere Union dies Band enger zu knüpfen.*) In der Schlußſitzung am 3. November wurde das Ergebnis der gemeinſamen Verhandlungen in ſieben Punkten feſtgelegt. Der erſte bezeugt die Bereitwilligkeit beider Teile zu einer politiſchen Einigung; ein andrer beauftragt die Landesboten, auf dem nächſten Reichstag die Aufhebung der Beſchwerden der Evangeliſchen zu betreiben, zu welchem Behufe dem König eine Darſtellung der Geſetzesübertretungen überreicht werden ſolle; der letzte Punkt endlich betrifft die Anbahnung einer weiteren Generalverſammlung, für welche Jablonski und ſeitens der Lutheraner der Staroſt Obornik mit der umfangreichen Vorbereitung betraut wurden.

Im weiteren Fortgang der auf der Generalſynode geſchloſſnen politiſchen Union der Diſſidenten augsburgiſchen Bekenntniſſes drangen die evangeliſchen Landboten des Reichstages, um der zunehmenden Schmälerung ihrer Rechte einen weiteren Damm entgegenzuſetzen, auf Erneuerung der bereits vor über hundert Jahren (1599) geſchloſſnen Konföderation von Wilna. Als Diſſidenten galten auch die namentlich im Oſten des damals weit ausgedehnten Reiches anſäſſigen zahlreichen Glieder der

*) Jablonski declaravit, scopum praesentis synodi hactenus non alium esse quam ut per unionis politicae vinculum evangelicorum utriusque confessionis in omnibus tribus regni provinciis (Groß- und Kleinpolen und Litauen) adunatione ceu funiculo triplici sacrorum libertas et ecclesiae Dei securitas in combinatione, tam consiliorum quam auxiliorum fundata, tanto efficacius conservari valeat, donec Deo placuerit, vinculum istud pleniore unione arctius adstringere (Hist. Cons. Sendom. §. 128).

morgenländischen Kirche. Das schwere Los der Uniaten in damaliger Zeit (und es hat sich ihnen von der entgegengesetzten Seite bekanntlich in jüngster Zeit wiederholt) erzählt dem Kundigen, daß auch sie das traurige Geschick der Dissidenten in Polen in seiner vollen, unbarmherzigen Schwere zu tragen bekamen. Jene Wilnaer Konföderation stellte eine politische Union her der Dissidenten augsburgischen und auch griechischen Bekenntnisses zum gemeinsamen und dadurch verstärkten Schutz und Trutz wider die gemeinsam zu erduldende römische Vergewaltigung. Sie war bei dem stärkeren Druck, den die beiden evangelischen Kirchen auszustehen hatten, außer Übung und in Vergessenheit geraten, so daß, als im März 1719 von Draheim aus (neben Lauenburg und Bütow eins der drei ursprünglich polnischen Einschlußländchen in Pommern, das 1668 aus Pfandbesitz in das volle Eigentum Brandenburgs gelangte) auf jene Konföderation hingewiesen wurde, das Berliner Archiv kein Exemplar derselben besaß.*) Die Landboten von 1713 besannen sich auf den alten Bund. Sie forderten den Kastellan der gegenwärtig aus ihren Trümmern herrlich wieder erstandnen Marienburg, Kurnatowski, auf, sich betreffs einer Erneuerung mit dem unentbehrlichen Jablonski zu beraten und den Herzog von Kurland, die preußischen Städte und die griechischen Religionsverwandten an den Besprechungen teilnehmen zu lassen. Über das Ergebnis verlautet nicht viel; der Tod Friedrichs I. (1713) drängte auch diese Besprechungen in den Hintergrund; ich konnte selbst nicht einmal ausfindig machen, ob überhaupt welche stattgefunden.

Aber die gemeinsamen Drangsale ließen die Sache einer politischen Union aller Dissidenten nicht in Vergessenheit geraten. Wieder war es Jablonski, der auf Geheiß des Ministers (ex jussu Exz. v. Ilgen, wie er seinem im Geh. St.-A. [Rep. 9, 9 n, 15] aufbewahrten Entwurf beifügt) eine Denkschrift ausarbeitete, die dem russischen Kaiser während seines Aufenthaltes in Berlin auf der Heimreise aus Frankreich (1717) mitgeteilt werden sollte. Von der Sorbonne waren während der An-

*) Geh. St.-Arch., Rep. 9, 9 n. Nr. 17. In Königsberg fand sich 1698 eine Abschrift mit dem Vermerk am Schluß: Exemplum hujus confoederationis inter Graecos et Evang. anno 1599 ex originali in Archivo Radziviliorum asservatum episcopo Ursino de Baer communicavit vir nobilissimus Rich. Fehr, Consiliarius regis. Ex dicto exemplari ego infrascriptus exemplum in usus meos transscribi curavi et cum priori diligenter contuli atque ex hoc meo exemplari praesens istud descriptum esse testor Berolini 29./11. 1717 Jablonski D. Unit. Senior. Die Abschrift gehörte der reichen, wertvollen Sammlung von Schriftstücken an, die Jablonski von überall her aus Polen in langen Jahren zusammengebracht und in seiner geplanten polnischen Kirchengeschichte als Quellen verwerten wollte. Leider kam in dem Arbeitsgedränge der Plan nicht zur Ausführung; zum Teil unersetzbar wertvolle Urkunden und Beweisschriften scheinen nach seinem Tode verloren zu sein.

wesenheit Peter des Großen in Paris fehlgeschlagne Versuche einer Union zwischen der römischen und griechischen Kirche gemacht worden; was die Glaubensgenossen des Zaren in Polen von der römischen Kirche zu erdulden hatten, gab Hoffnung zur Schließung einer politischen Union aller Dissidenten. Mit beredtem Munde befürwortete eine solche Jablonski in seiner Denkschrift. Er fordert den Zaren auf, dem König von Polen, dem Primas (es war der fanatische Gnesener Erzbischof Szembeck) und dem Bischof von Cujavien (Szaniawski) seine Unzufriedenheit wegen falscher Auslegung der Vertragsartikel des jüngst geschlossnen polnischen Friedens auszudrücken, die Einsetzung aller Dissidenten in die ihnen zukommenden, nun aber durch Vertragsbruch verloren gegangnen Rechte zu verlangen, und seine Glaubensgenossen anzuweisen, eine politische Union mit den Evangelischen einzugehen, wie bereits eine solche 1599 in Litauen abgeschlossen war. Jablonski gibt den Rat, die betreffenden Schritte gleichzeitig und aus eignem Antrieb von dem König und dem Zaren zu machen. Auch über das Schicksal dieser Denkschrift verlautet nichts; die leidige Politik der nächsten Zeit stellte sich dem gemeinsamen Wirken der beiden Mächte für ihre Glaubensgenossen in Polen hindernd in den Weg. — Wir kehren zu dem Thronwechsel in Preußen 1713 zurück.

So anders geartet nach vielen Seiten hin der junge König von seinem Vater sich erwies und wie in seinem ganzen Wesen so auch in der stark hervorgekehrten unterschiedlichen Sonderart in hohem Grade eigenwillig und selbstherrlich, darin bewahrte er pietätvoll und zugleich aus tiefer, frommer Überzeugung die ererbte Hohenzollernart und das kostbare Vermächtnis von Vater und Großvater, daß er sich als mächtigen Schirmherrn der bedrängten Evangelischen in allen Landen erwies. Wie ein roter Einschlagfaden geht dieser große Zug durch seine ganze lange Regierungszeit. Der stellenweise bis zum Geize sparsame König gibt mit freigebiger Hand, wenn es gilt, den um ihres Glaubens willen Leidenden aufzuhelfen. Festwurzelnd in dem Bekenntnis seiner reformierten Kirche, erweist er sich als ihr echter Sohn weitherzig und duldsam auch darin, daß er als Erbe lauterer Unionsgesinnung von keinem Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten in seinem Lande wissen will, nur von evangelischen Glaubensbrüdern, ja, daß er selbst gegenüber den Katholiken in seinem Lande viel duldsamer ist wie der Vater. Grade deshalb kann der fromme König in Zorn aufbrausen, bereit, selbst die Hand ans Schwert zu legen, wenn er in den Nachbarstaaten die Evangelischen unter abgefeimter Vergewaltigung der Römlinge leiden sieht. Das Schauspiel wurde ihm ununterbrochen in Polen geboten, dessen Dissidenten ihm auch durch eine aus der Zeit, da Preußen polnisches Lehn war, stammende und treu ge-

pflegte Kirchenpolitik vorzugsweise auf die Seele gebunden waren, als ob sie Glaubensgenossen des eignen Landes wären. Der König weiß den kundigsten Berater an seinem Hofe in Sachen der Bedrängten in Polen zu würdigen. Ohne seinen Rat, seine Mitarbeit sollte nichts geschehen. „Wir befehlen Euch in Gnaden," — so heißt es in einem Erlaß des Königs an seine wirklichen geheimen Räte 1715 — „diese Sachen (der verfolgten Dissidenten) nach allen ihren Umständen nicht nur vor Euch selbst zu erwägen, sondern auch mit unserem Jablonski, welcher von dem evangelischen Kirchenwesen in Polen die beste Wissenschaft hat, deshalb zu sprechen und, was seine Sentiments davon sind, zu vernehmen."

Brutal verwegen, rücksichtslos jedem Rechte Hohn sprechend, stürmte in diesen Jahren die römische Kirche in der dem Lande zum Unheil gewordnen Vergewaltigung der Dissidenten vorwärts. Oft ist mir, als ob die Führer unruhig wären, daß dem Treiben von höherer Hand ein baldiges Ziel gesetzt werden könne und sie nun noch hastig vor dem Sturme ihre Ernte unter Dach und Fach bringen wollten. Jablonski teilt 1717 seinem Freunde von Printzen mit, daß der päpstliche Nuntius in Warschau, Santini, einem der eifrigsten Vergewaltiger der evangelischen Kirche, dem Bischof von Cujavien (Szaniawski) den Kardinalshut für die erste Messe versprochen, die er in der lutherischen Marienkirche in Danzig halten würde, ja, daß Rom dem die Kanonisation in sichere Aussicht stelle, wer vierzig angesehene polnische Adelsfamilien von der evangelischen Kirche abtrünnig mache. Wie mußte es bei solchen Vorgängen Jablonski mit Schmerz und Unwille erfüllen — er hat dem auch Ausdruck verliehen —, als Stimmen unter Evangelischen verlauteten, die über dem fruchtlosen Ankämpfen wider das römische Unwesen in ihrem Vaterlande müde und mürbe geworden, einer Vereinigung mit Rom unter Gewährleistung wichtiger Zugeständnisse das Wort redeten. Das erschien ihm mit Recht als eine Verleugnung nicht nur der evangelischen Glaubensväter, sondern des Evangeliums selber. Eine solche Stimme kam ihm von dem Oberhauptmann zu Lauenburg und Bütow zu Ohren, der freilich von Berlin die königliche Drohung zu hören bekam, daß wenn die römische Kirche weiter wider die Evangelischen in Polen vorgehen werde, der König an der römischen Kirche in diesen beiden Einschlußländchen Wiedervergeltung eintreten lassen werde. Bereits 1715 hatte der eben erwähnte päpstliche Nuntius eine ans Schamlose grenzende Schrift nach Berlin gerichtet, in welcher er unter andrem rundweg erklärte, daß die Evangelischen in Polen keine Rechte besitzen, der Krönungseid zum Schutz ihrer Freiheit null und nichtig sei, der König von Preußen sich nicht um die dortigen Evangelischen zu kümmern habe. Jablonski wurde mit einer Berichterstattung über dies Machwerk des Nuntius betraut; er tat es in ausführlicher, ungemein fesselnder Weise. Wir heben nur zwei Punkte aus seiner Denk-

schrift hervor. Einmal, daß er das Recht des Eintretens für die verfolgten Glaubensgenossen, indem er die juristische Seite mit sehr geschickten Winken aus der Geschichte den Ministern überläßt, religiös auf den Glauben an die Gemeinde und damit auch folgerichtig Gemeinschaft der Heiligen gründet, wie er diesen wichtigen Artikel unsres Glaubens in Anlehnung an die bekannte schöne Stelle des Heidelberger Katechismus seinen Konfirmanden ans Herz gelegt haben mag. Zum andern warnt Jablonski ernstlich, die ausgesprochne Drohung einer Wiedervergeltung an den Katholiken im Lande nicht zur Ausführung zu bringen. Im Reiche seien nur drei katholische Kirchen, die nicht unter dem Schutz des westfälischen Friedens ständen, alle drei in den erwähnten Einschlußländchen in Pommern und mit so wenigen Gliedern, daß an einem Orte die ganze Gemeinde aus dem Priester und dem Küster bestand, während in Großpolen und Litauen auch nach allen bisherigen Beraubungen und Verwüstungen noch 70 reformierte*) und 60 lutherische Kirchen vorhanden seien, deren Los dann unfehlbar völlige Vernichtung wäre.

Die Lage der Dissidenten wurde von Tag zu Tag eine verzweiflungsvollere. Unaufhaltsam schritt ihre grausame, jedem Rechtsbewußtsein hohnsprechende Vergewaltigung weiter und völliger Vernichtung entgegen. Und Jablonski deß allen schmerzlich bewegter Zuschauer! Dabei rastlos bemüht, zu retten, was vielleicht noch zu retten war, und seinen weitreichenden Einfluß zu Gunsten der Dissidenten zu verwenden. Er konnte sich sagen, daß auch die größte Anstrengung einem solchen Gegner gegenüber Sisyphusarbeit sei; aber trotzdem ließ er nicht nach und hielt treu und fest Wacht über seine armen Glaubensgenossen. Nur ein paar Belege seines aufreibenden und dennoch vergeblichen Kampfes!

Ende August 1718 tagte eine längere Zeit geplante Generalsynode der evangelischen Dissidenten in Danzig unter dem geistlichen Vorsitz des lutherischen Superintendenten von Großpolen. Jablonski war in Berlin festgehalten; die schwerste Zeit seines Lebens nahm ihren Anfang. die bald zu erwähnenden Klementschen Ränke und Händel, in welche auch der Hofprediger hineingezogen wurde. Aber ein langes Schreiben mit wichtigen Vorschlägen bezeugte seine rege Teilnahme auch unter den widrigsten Verhältnissen. Er befürwortete die Abfassung einer ausführlichen Bittschrift an den König und die Republik, die alle Beschwerden der Evangelischen zusammenfaßte und von je zwei Abgeordneten der beiden evangelischen Kirchen an den Reichstag gelangen sollte. Jablonski wurde — man darf wohl sagen: selbstverständlich — mit der Abfassung dieses „libellus supplex", dem eine durch Zusätze erweiterte Neuauflage

*) 1663 waren in Groß-Polen noch 78 reformierte Gemeinden der Unität, heute nur noch 6, darunter als die zahlreichste mit 2000 Seelen Lissa.

der vor einem Jahrzehnt herausgegebenen Jura et libertates beigefügt war, betraut. Die mannhaft ernste Klag- und Bittschrift, in der Form mustergültig, in der Sprache vollendet schön, oft ergreifend, immer fesselnd, wendet sich an den König, an die Bischöfe, an die weltlichen Senatoren. Jene werden daran erinnert, daß in Sachen der Religion nicht Zwang, sondern allein Überzeugung gelte und daß die Dissidenten mit ihrem Verzicht auf bischöflichen Glanz und Macht nach ihrem Gewissen allein handelten; diese aber daran, daß die Dissidenten nach Landesrecht ihnen gleich ständen, an Freiheit, Ehre und Sicherheit aber von ihnen arg beeinträchtigt und verkürzt seien. Die Senatoren seien die berufenen Wächter, daß der Eid des Königs an keinem Punkte verletzt werde; denn wer auch nur an einem Punkt ihn verletzen läßt, der gibt die Verletzung aller Punkte zu (qui juramenti partem unam violari permittit, dat et violari omnes).

Auch dies Wort der Wahrheit verhallte in dem seinem Untergang wie ein Blinder entgegengehenden Lande ohne jeden Erfolg. Ein Wilnaer Domherr setzte bei dem nun anhebenden Reichstag den schreienden Rechtsbruch durch, daß ein Dissident fernerhin nicht mehr an den Beratungen teilnehmen dürfe. Dem anwesenden Gliede der Unität, Piotrowski, wurde infolge davon alsbald das Stimmrecht entzogen. Angesichts solcher Mißhandlung und dem erkannten Unvermögen ohne Kriegserklärung solcher Vergewaltigung seiner Glaubensgenossen wehren zu können, wiederholte der König von Preußen einen vor ein paar Jahren bereits den Dissidenten gegebenen Rat, ihrem Vaterland den Rücken zu kehren, und erklärte sich bereit, ihnen wie einst den Hugenotten in seinem Reiche eine neue Heimat zu bieten, in welcher sie in voller Gewissensfreiheit ungestört ihres Glaubens leben könnten. Auch dieses Mal wiesen die Dissidenten die hochherzige Ladung zurück. Sie konnten ihr Polen nicht verlassen; sie hielten ihre Lage noch nicht für so verzweiflungsvoll wie die der Glaubensgenossen in Frankreich, und wollten die Hoffnung nicht fahren lassen, daß doch noch eine ihnen holdere Zeit in ihrem heiß geliebten Vaterlande für sie anbrechen werde. Christen sind ja geneigt, selbst dann noch auch in weltlichen Angelegenheiten dem Optimismus Raum zu geben, wenn klügere Kinder der Welt ihn bereits haben fahren lassen.

Auch Jablonski schöpfte immer wieder Hoffnung und blieb kampfbereit und rüstig am Werke, wenn nur leise, noch im blauen Duft der Ferne verschwimmend, ein Lichtstrahl sich zeigte. Den Furchtsamen, Verzagenden trat er ernst rügend entgegen. Töricht sei es und eines Christen unwürdig, unterzugehen aus Angst, daß man nicht untergehe (periri metu ne pereamus). Im Februar 1719 tagte wieder eine gemeinsame Synode der evangelischen Dissidenten in Danzig. Jablonski konnte ihr nicht beiwohnen; sie fiel in die schweren Wochen seiner zeitweiligen Amtsenthebung in Anlaß der Klementschen Händel. Aber schriftlich nahm er

regen Anteil an ihr. Er warnte mit Entschiedenheit und auch mit Erfolg, jedem Versuche der Anbahnung einer scheinbar für die Dissidenten noch so günstigen Union mit der römischen Kirche grundsätzlich zu widerstreben. Den eben erwähnten Vorgang im Landtag mit Piotrowski sah die Synode mit Recht als einen die ganze evangelische Kirche Polens treffenden lebengefährdenden Schlag an; sie stellten ihm, dem aus dem Reichstag widerrechtlich Ausgewiesenen, für die weitere Vertretung seines Rechtes Geldmittel zur Verfügung. Dieselben wurden der Kasse entnommen, die auf jener ersten gemeinsamen Synode ins Leben gerufen worden war, um in dem aufgedrungenen Kampf zum Schutze der Evangelischen in Polen die erforderlichen Summen bereit zu haben. Die Opfer der Selbstbesteurung waren keine geringe, zumal im Hinblick auf die durch die fortgesetzt Jahrzehnte schon währende Verfolgung eingetretene Verarmung der Dissidenten. Von jedem Tausend Besitz mußten drei Gulden an die in Warschau bewahrte Hilfskasse eingeliefert werden, aus der beispielsweise Posten wie 2000 Dukaten für den nächsten Reichstag, 4000 für einen geplanten Kongreß in Braunschweig ausbezahlt wurden. Wie diese Kasse ein beredtes Zeichen für die geschlossene politische Union war, so auch ein starkes Band zur Festigung der im Feuer gemeinsamer Trübsal hergestellten Vereinigung der evangelischen Glaubensgenossen. Zwei andre Lichtschimmer, denen Jablonski alsbald nachging, erwiesen sich nach kurzem Aufflammen als trüglich. Auf Anregung seines Hofpredigers ließ der König bei den Friedensverhandlungen zwischen Russen und Polen den Schutz der evangelischen Dissidenten betonen; der Zar war aber unlustig dazu, wohl in Erinnerung, daß die Evangelischen vor Jahren auf seiten Karl XII. gestanden. Als um dieselbe Zeit Jablonski bei dem Friedensvertrag zwischen Polen und Schweden in einer Denkschrift auf die Wiederaufrichtung der zu Boden geworfnen Dissidentenrechte dringend hinwies und aufmunterte, schützte Schweden seine nun allerdings durch die jahrelangen Kriege entstandne Schwäche und Erschöpfung vor, den angerufenen Schutz bei den Friedensabmachungen nicht leisten zu können.*)

Trotz aller Mißerfolge bis dahin erlahmten der König von Preußen und seine Staatsmänner nicht. Wie ihr gutes Gewissen, das sich nicht einschläfern läßt, stand ruhelos, rastlos unser Hofprediger ihnen zur Seite, Schwert und auch Kelle in der Hand, die zerstörten Mauern Zions drüben in Polen wieder aufzurichten. Ein neuer Plan der Hilfeleistung tauchte auf; wahrscheinlich von dem preußischen Gesandten in Warschau, General-

*) Inbetreff der Friedensabmachungen der einzelnen, am nordischen Krieg beteiligten Staaten, die in dem Frieden von Nystedt 1721 ihren Abschluß fanden, vergl. Erdmannsdörffer (a. a. O. II, 350—55) nebst den von ihm angemerkten Quellen.

major Schwerin, angeregt. Mit regstem Eifer griff Jablonski ihn auf und suchte ihn, wo er konnte, zu fördern. Vom Berliner Hof gingen Ladebriefe an die meisten evangelischen Staaten, auch an Rußland, in Braunschweig über gemeinsame Maßregeln zu Gunsten der Dissidenten zu beraten. Fast sämtliche geladne Mächte sagten ihr Kommen (1722) zu. In England hatte Jablonski seinen Freund, den Erzbischof von Canterbury, nicht umsonst um Förderung des Planes bei Hofe gebeten; in Rußland ging er sein Gemeindeglied, den preußischen Gesandten Mardefeld, der zu den Gründern der reformierten Gemeinde in Petersburg gehört, um warme Befürwortung des Planes bei dem Zaren an. Von englischer Seite drang Whitworth auf die Anwesenheit Jablonskis bei diesem Kongreß und erklärte sich bereit, die Erlaubnis dazu bei dem König auszuwirken, wozu sich der Senior einen Vorschlag seitens der Brüderunität ausbittet. Jablonski ersuchte in einem noch erhaltenen Brief*) seinen Freund Cassius um das betreffende Schreiben und zwar eins für den König, ein zweites für Ilgen, das dritte für Printzen. Auch für diesen Kongreß arbeitete im königlichen Auftrag der unermüdliche Senior eine umfangreiche Denkschrift aus, die, im geheimen gedruckt, den Teilnehmern des Kongresses als vertrauliche Handhabe bei den Verhandlungen dienen sollte: „Pro memoria den bedrängten Evangelischen in Polen," in vier Abschnitte, Beschwerden (gravamina), Wünsche (desideria), Grundlagen der Wünsche (fundamenta desideriorum) und Mittel (media) geteilt. Ilgen sowohl als auch Schwerin haben die Handschrift vor dem Drucke durchgesehen, letzterer auch im vierten Abschnitt ein paar Veränderungen angebracht. Wichtig unter diesen von Jablonski vorgeschlagenen Mitteln ist, den Zaren seitens der evangelischen Mächte zu veranlassen, bei Polen und seinem König zu Gunsten der evangelischen Dissidenten in gleicher Weise schriftlich einzutreten, wie er es mit Aussicht auf Erfolg vor kurzem für seine griechischen Glaubensgenossen in Polen getan. — Wie eine Luftspiegelung lösten sich beim Näherkommen die großen, auf den Kongreß gesetzten Hoffnungen in nichts auf. Nach so langen Vorbereitungen kam derselbe endgültig nicht zu stande; alle auch von Jablonski fast drei Jahre hindurch für ihn verwandte Mühe und Arbeit war wieder einmal umsonst getan. Für Gründe des Scheiterns sind wir noch immer auf Mutmaßungen angewiesen; zutreffend als die Meinung eines Nächstbeteiligten mag sein, was Jablonski einem Freunde im Januar 1722 angibt: „Der Braunschweiger Kongreß kommt nicht zu stande, hauptsächlich wegen der obschwebenden Feindschaft zwischen dem russischen und englischen Hofe.*)

---

*) Posener Archiv X, 4.

Der römischen Kirche in Polen war der geplante Kongreß in Braunschweig und seine Aufgabe eines gemeinsamen Vorgehens der evangelischen Mächte zu Gunsten der am Boden liegenden armen Dissidenten nicht unbekannt geblieben. Bei ihrer großen Findigkeit ist nicht ausgeschlossen, daß ihre Späher auch Kenntnis von der vertraulichen Denkschrift Pro memoria erhielten. Nun mußte wieder einmal, wie im verflossenen Jahrhundert der unselige Hadergeist innerhalb der Reformationskirche als tüchtigster Bundesgenosse der Gegenreformation sich erwies, die Feindschaft zwischen zwei Höfen der Schutzmächte der Dissidenten und das dadurch veranlaßte Scheitern des Kongresses den Jesuiten in Polen die alsbald ergriffne Handhabe bieten, in gesteigertem, vermessenem Übermut mit der Würgearbeit an der evangelischen Kirche Polens fortzufahren. Das schier himmelschreiende Thorner Blutbad (1724) ist deß beredte Zeuge. Mit rascher, kundiger Feder hat Jablonski aller Welt einen nüchternen, erschöpfend sachgemäßen Bericht der frevlen Untat, des kaltblütig und erbarmungslos ausgeführten, man ist zu sagen berechtigt, Justizmordes der Jesuiten geboten; auch heute noch nach sieben Vierteljahrhundert kann man die Darstellung nicht ohne aufflammenden Zorn lesen*). Der Verfasser ist nicht genannt; niemanden konnte über dem Lesen ein Zweifel ankommen, daß nur der mit der Geschichte der evangelischen Kirche in Polen vertrauteste Senior und unermüdliche Anwalt der Dissidenten in Berlin auch diese Schrift geschrieben. Erstaunlich, über welch eingehende Kenntnis selbst der Kirchengeschichte einer einzelnen Stadt Jablonski verfügte und bei der eiligen Abfassung des Büchleins, das noch zur Frühjahrsmesse im Buchhandel erscheinen sollte, verwenden konnte. Die Flugschrift des Tages hat bleibenden Wert als reiche Quelle für die Kenntnis des furchtbaren Ereignisses, die auch ein heutiger Geschichtsforscher nicht missen kann. Beachtenswert ist, daß der wertvolle Beitrag einem so treuen Wächter wie Jablonski auch zu dem Hinweis dienet, der Friedensschluß von Oliva (1660) berechtige und verpflichte die Vertragsmächte, sich der Thornischen Sache anzunehmen. Er deutet zugleich besonders durch die mitgeteilten wichtigen Urkunden darauf hin, daß Persönlichkeiten wie Ilgen, Printzen und andre höchstgestellte Staatsmänner des preußischen Hofes dem Hofprediger den Anstoß gegeben und den Bericht wie eine Art amtlicher Kundmachung angesehen wissen wollten.

---

*) Der nach damaliger Mode etwas langatmige Titel der 1725 bei Buchhändler Haude in Berlin erschienenen Druckschrift von 176 Seiten lautet: Das betrübte Thorn oder die Geschichte, so sich zu Thorn von dem 11. Juli 1724 bis auf gegenwärtige Zeit zugetragen, aus zuverlässigen Nachrichten zusammengetragen und der Recht- und Wahrheit-liebenden Welt mitgeteilt. — Die letzte der 24 wertvollen Beilagen und Urkunden (ein Schreiben des Königs von Schweden an den König von England) ist vom 26. Januar 1725 aus Stockholm (Holmiae).

Die einzelnen Bogen, wie sie aus der schwerfälligen Handpresse kamen, gingen alsbald zur Übersetzung nach England; der englische Gesandte in Berlin veranlaßte gleichzeitig eine Übersetzung ins Französische.

Der Unwille über die frevle Tat der in ihrem Übermut bis zum Justizmord verwegen gewordnen Jesuiten ging durch ganz Europa. Im ersten Augenblick schien selbst die Jesuiten etwas wie Furcht anzuwandeln, nun doch zu weit gegangen zu sein. Sie verhielten sich eine kurze Weile stille; ihr Werkzeug, der König, hatte Worte der Entschuldigung. Die von der fanatischen Justizpflege auf dem Marktplatz in Thorn hingemordet wurden, waren hochangesehene Bürger der Stadt, fromme Glieder der lutherischen Kirche. Begreiflich, daß diese den Totschlag des Henkers als wider sie selbst geführt ansah. Höhnend hatte der entmenschte Scharfrichter, nachdem er dem letzten Opfer die rechte Hand und nach dreimaligem mißglücktem Versuche das Haupt vom Körper getrennt, der noch zuckenden Leiche das Herz aus dem Leib gerissen und der gaffenden Menge mit den frevlen Worten gezeigt: „Sehet, ein lutherisch Herz!“ Nicht nur ein Schlag wider die Lutheraner im Lande; die evangelischen Dissidenten insgesamt waren bis auf den Tod getroffen. Sie schlossen sich enger, inniger aneinander an, gegenseitig Schutz und Trutz sich bietend als ein einig Volk von Brüdern aus dem gemeinsamen Vaterhaus der Reformation, die in gleicher lebengefährdender Verfolgung zu einander halten wollen. Um so mehr wurden sie dazu gedrängt, als bereits Ende 1725 der König von Polen, wohl durch den Jablonskischen Bericht über die Thorner Vorgänge und die ihm beigefügten Urkunden veranlaßt, eine anmaßliche und drohende Beschwerdeschrift des Primas von Polen an den Berliner Hof gelangen ließ. Nach dem Tode des fanatischen Szembeck (1721) war Primas der römischen Kirche in Polen Theodor Potocki geworden, aus einem angesehenen, altberühmten Hause, das auch einst der evangelischen Kirche sich angeschlossen, dann aber, um nicht die Anwartschaft auf hohe Staatsstellen einzubüßen, sich zum Rücktritt in die römische Kirche verlocken ließ, und dessen Sprosse nun auf dem erzbischöflichen Stuhle von Gnesen sich durch besonderen Eifer wider die Dissidenten auszuzeichnen trachtete.

Ein starkes Stück verwegener Herausforderung eines Nachbarstaates diese Beschwerdeschrift des Kirchenfürsten! In acht Punkten erhebt der Erzbischof Anklage wider den König von Preußen in so anmaßlicher Rede, als ob der Enkel des Großen Kurfürsten noch Vasall von Polen wäre. So wirft er ihm unter andrem vor, entgegen dem Königsberger Rezeß von 1612 zur Beeinträchtigung der Lutheraner die reformierte Kirche in Preußen auszubreiten und ihr prächtige Kirchen zu bauen (nur die eine, vor einem Vierteljahrhundert eingeweihte Burgkirche in Königsberg kann gemeint sein). Dann verlangt der Primas im Reiche, wie er

sagt, im Namen der Senatore und Staatsminister, „da sich die Republik in einem verwirrten und zweifelhaften Zustande befinde, weil ihr von den protestantischen Puissancen gedrohet und mit Krieg geschrecket werde," der König solle, um die Republik je eher je lieber von dieser Ungewißheit zu befreien, ein Ausschreiben zum allgemeinen Aufgebot erlassen. Daß in der Forderung eine berechtigte Mißstimmung über fremdländische Einmischung in innerstaatliche Verhältnisse zur Aussprache gelangt, soll nicht, zumal nicht vom Standpunkt der gegenwärtigen Staatenpolitik, verneint werden. Für einen mächtigen Staat, auch wenn er bereits in starkem Herabsinken von einer früher im Ringe der Völker eingenommenen Höhe sich befindet, ist es ein mißliches Ding, ein unerträglicher Zustand, wenn eigne Untertanen bei fremden Staaten Rechtsschutz suchen, den das Vaterland schnöde versagt, und ebenso, wenn auswärtige Staaten bereit und willig sich zeigen, den angerufenen Schutz in der einen oder andren Weise zu leisten. Man übersehe aber dabei nicht, einmal, daß der Erzbischof in derselben Beschwerdeschrift es wagt, unaufgefordert sich zum Schutzherr eines Teiles der Protestanten aufzuwerfen, und zwar völlig ungerechtfertigt (man lese die Erwiderung Ilgens, bei welcher an dieser Stelle sicher Jablonski nicht unbeteiligt gewesen), die er selber in seinem Kirchenbezirk mit den ärgsten Rechtsbrüchen verfolgt. Dann aber auch, daß in jener Zeit die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse in einer Weise miteinander verbunden waren, daß seit den Friedensschlüssen von Münster und etwas später von Wehlau evangelische Mächte als Schirm- und Schutzherrn ihrer Glaubensgenossen in katholischen Ländern anerkannt wurden. Und zum dritten noch insbesondre für Polen, daß die Jesuiten als Fremdlinge und Söldnertruppe eines fremden Staates — das war doch der Kirchenstaat des Papstes — in Polen eindrangen, auf allen Schleichwegen seine besten Söhne zur ausländischen römischen Kirche rückfällig machten, und als ihnen dies gelungen, gegen die eignen Kinder des Landes, die treu gebliebnen Dissidenten, in einer Weise vorgingen, wie kein Eroberer auch in jenen unholden Zeiten fremde Länder verwüstet hat. Wenn der Primas des Reiches mit Recht von verwirrten und zweifelhaften Zuständen der Republik redet, so haben den einst blühenden Staat nicht die fremden evangelischen „Puissancen" in solch bedauernswerte Lage gebracht, sondern mit in erster Linie die aus der Fremde eingedrungenen Söhne Loyolas und die im Dienste Roms stehenden Priester und Bischöfe, die zielstrebig die arme, verblendete Republik von Rechtsbruch zu Rechtsbruch drängten, bis endlich jedes Rechtsbewußtsein aus der Seele des Volkes gewichen. Dann aber bricht auch der stärkste Staat zusammen. Denn der Gott, „der im Regiment auch des Staatslebens sitzt" und alles wohl führet, läßt endgültig nicht Macht vor Recht gehen, vielmehr trotz alledem und alledem Recht vor Macht. Man ver-

zeihe grade in unsren Tagen die scheinbare Abschweifung, die dennoch nur wiedergibt, was Jablonski und die ihm gleichgesinnten evangelischen Staatsmänner beseelte und leitete.

Die vermessene Anklage und Kriegsdrohung des Primas von Polen ließ der Hohenzoller nicht unbeantwortet. In langer, auch heute noch lesenswerter Ausführung wird die Haltlosigkeit der acht Anklagen zurückgewiesen; der Nachweis gestaltet sich zu ebenso vielen schweren Beschuldigungen wider das Treiben Polens und seiner Jesuiten in Preußen.*) Von den andren evangelischen Mächten, die alle des langen Kriegführens müde und erschöpft waren, und auch von Rußland, dessen großer Kaiser am 18. Januar 1725 gestorben war, im Stiche gelassen und selbst auch kriegesunlustig, sah sich Friedrich Wilhelm I. genötigt, dem König von Polen zu erklären, daß er um der Dissidenten willen nicht beabsichtige, Krieg mit der Republik zu beginnen. Auch der Senior in Berlin sah die Lage seiner armen Glaubensgenossen nun als eine schier hoffnungslose an. Um die Weihnachtszeit 1725 schrieb er seinem treuen Mitsenior und Mitstreiter in Lissa, Cassius: „Die beständigen Extorsiones in Polen sind eben, als wenn man einem schwachen Körper eine Ader nach der andren öffnet und das Blut abzapfet bis Mattigkeit, Ohnmachten und endlich der Tod erfolgt."

Jablonski und auch die evangelischen Dissidenten in der alten Heimat haben sich tapfer wider die anhebende Mattigkeit und Ohnmacht gewehret bis zuletzt. Ein ergreifendes, tragisches Schauspiel bis hin zu dem finis Poloniae. Den Senior in Berlin sehen wir mit regem Eifer über einer neuen Ausgabe der polnischen Bibel, daneben in den kargen Mußestunden emsig wie eine Biene von allen Ecken und Enden Urkunden und Schriftstücke für seine jahrelang geplante Historia slavonica aufspürend und zusammentragend. In all' diesen Arbeiten rüstig und jugendfrisch, daß er selber vergaß und andre vergessen ließ, wie weit sein Lebensabend bereits vorgeschritten. Näherte er sich doch schon dem 70. Geburtstag. Ein neuer Reichstag war in Polen ausgeschrieben. Ihm ging, wie früher festgesetzt, eine Generalsynode in Danzig voraus (1726). Jablonski hätte gern daran teilgenommen; er meinte, es würde seine ultima peregrinatio sein. Aber der König wollte den Hofprediger nicht ziehen lassen, hauptsächlich wohl aus politischen Gründen. Auch nicht zu einer zweiten, ebenfalls nach Danzig zwei Jahre später (August 1728) zusammengetretnen Generalsynode, der letzten, welche die evangelischen Dissi-

*) Die Beschwerdeschrift Polens und ihre deutsche Widerlegung wurde alsbald in Berlin veröffentlicht in der fesselnden Druckschrift: Briefe und Schreiben, worin enthalten sowohl die Beschwerden, welche die Republik Polen gegen S. K. Majestät in Preußen (auch damals noch „in", nicht „von", vergl. S. 202) neulich ausgehen, als auch die Antwort, wodurch diese Beschwerden gänzlich gehoben werden. 1725.

denten hielten. Beide Male kamen herzlich teilnehmende Schreiben des Seniors zur Verlesung, in welchen derselbe mit der ganzen Kraft warmer Überzeugung das innere Band der Gemeinschaft der evangelischen Kirchen betonte und zu festigen suchte. Lutheraner wie Reformierte waren nun in ihrer ungemein mißlichen Lage für die Mahnung empfänglich, von gleicher brüderlicher Gesinnung beseelt. Beide Synoden suchten die Gemeinschaft auf Grund des Sendomirer Vergleichs von 1570 festzuhalten, zu erneuern.

Beachtenswert ist, daß dieser Vergleich noch nach anderthalb Jahrhundert als Einigungspunkt von Lutheranern und Reformierten festgehalten wurde; häufig hat man die Tatsache übersehen und auch vergessen. Vor fast einem Vierteljahrhundert (1704), zu einer Zeit, da die Unionsbestrebungen besonders rege von Berlin aus betrieben wurden, hatte der Freund nnd Gesinnungsgenosse Jablonskis an der Frankfurter Hochschule, Professor Strimesius, einen Neudruck des im Handel vergriffnen und in Vergessenheit geratenen Vergleichs veranstaltet. Da auch diese Auflage vergriffen, beschlossen beide Generalsynoden einen Wiederabdruck; die zweite von 1728 mit dem beachtenswerten Vermerk, einmal, daß der Druck auf Kosten aller drei Provinzen der beiden Bekenntnisse zu geschehen und dann, — was noch wichtiger als Ausdruck der friedlichen Gesinnung dieser letzten Generalsynode, — daß man sich an den Consensus Sendomiriensis zu halten habe. Diese Bestimmung geht weiter und tiefer als die jahrelang festgehaltene politische Union unter den evangelischen Dissidenten, macht sie zu einer religiösen. Gott sei Dank, rief Jablonski aus, als er die Nachricht von diesem Beschlusse erhielt. Ihm war die Herausgabe des Sendomirer Vergleiches übertragen. Er bot mehr wie eine bloße Textausgabe, eine ungemein wertvolle Geschichte von dem Zustandekommen des Vergleichs und seinem Geschick bis auf die Gegenwart; ein kostbarer Ausschnitt gewissermaßen seiner Historia slavonica, der den späten Forscher der Geschichte der evangelischen Kirche Polens auch heute noch bedauern läßt, daß der kundigste und gelehrteste Kenner das Werk nicht zum Drucke vollendet hat und die zum größten Teil unersetzbaren Vorarbeiten und Sammlungen verloren gegangen zu sein scheinen. Jablonski hat das Werk*) dem Primas der Kirche von England, dem Erzbischof von Canterbury William

*) Hier sein über die Gebühr langer Titel: Historia Consensus Sendomiriensis inter Evangelicos Regni Poloniae et M. D. Lithuaniae in Synodo generali Evangelicorum utriusque partis Sendomiriae Anno MDLXX, die 14. Aprilis initi, continua serie, quae Synodum Sendomiriensem antegressa, quae in ipso Synodo acta, quaeque eam consecuta sunt, ex archivis ecclesiarum et monumentis maximam partem M. S. S. percensens, ad praesens usque tempus deducta, cui subjicitur ipse Consensus, nec non Synodi generales, consensui jungi solitae. Studio et opera Danielis Ernesti Jablonski. D. Berolini, apud Ambrosium Haude. 1731.

Wake gewidmet, dem Freunde noch aus der Zeit seines Aufenthaltes in Oxford und dann lebenslang innig mit ihm verbunden, in vielen und grade den höchsten Bestrebungen auf kirchlichem und kirchenpolitischem Gebiet sein treuer Gesinnungsgenosse und auch einflußreicher Helfer. Aus der schönen, eingehenden Widmung (libellum offero, archipraesul illustrissime, cujus te promotorem merito veneror, qui in ejus contexendi proposito me confirmasti, mihique currenti calcar addidisti) ist die warme Anteilnahme des Primas an den Vorgängen in Polen und insbesondere an der bekundeten Unionsgesinnung der evangelischen Dissidenten ersichtlich. Auch diese gelehrte Schrift hat ihren bleibenden Wert als Quellenwerk wie für die Geschichte der evangelischen Kirche in Polen, so auch der bereits im Reformationsjahrhundert anhebenden Unionsbewegung.

Man sollte wohl annehmen, daß bei der allgemein verbreiteten, warmen Teilnahme für die schwere Heimsuchung, unter welcher die evangelischen Dissidenten in Polen seufzten, dieser auf den beiden letzten Generalsynoden bekundete Zusammenschluß der bis zum Tode verwundeten Glaubensbrüder und ihre feierliche Erneuerung des denkwürdigen Vergleiches, den ihre Glaubensväter einst geschlossen, überall freudig begrüßt worden wäre. Eine trügerische Annahme. Fast auf dem Fuße, noch im gleichen Jahre 1731, folgten der Geschichte des Sendomirer Vergleiches „Herzensbeklemmungen" (oder wie sollen wir stricturae wiedergeben?) eines Unbekannten. Ob sich der Namenlose auch als Lutheranus Polonus auf dem Titel bezeichnet, so stammt die häßliche Gegenschrift doch nicht aus der Feder eines polnischen Lutheraners; ich wüßte in der Tat keinen zu nennen, der es gewagt hätte, gegen den von allen Dissidenten hochverehrten, treuesten Freund und Anwalt der evangelischen Kirche Polens in solch niedriger, persönlich verdächtigender Weise vorzugehen und den Jesuiten die Freude zu bereiten, daß selbst die von ihnen zu Boden geworfnen Dissidenten auch da noch in unseligem Hadergeist sich bekämpfen. Wer Anlaß gehabt, sich mit den damals in Überfülle erschienenen leidigen Gegenschriften wider alles, was auch nur leise eine Aussöhnung zwischen den streitenden evangelischen Kirchen im Vaterland der Reformation anzubahnen versuchte, zu beschäftigen, wenn ihm die nun recht selten gewordnen „Herzensbeklemmungen eines polnischen Lutheraners" zufällig in die Hände fallen, dem wird es wie dem Schreiber dieser Zeilen ergehen, daß er hinter der irreführenden Maske die Züge des streitsüchtigen Hamburger Pastors Neumeister vermutet. Die Vermutung trifft zu.*) So tief beklagenswert der grelle Mißton dieser Flugschrift ist, schulden

*) Gerdes in den Miscell. Duisburg. (I, 337): Anonymus fuit Hamburgensis concionator famigeratissimus Erdmann Neumeister. Wir haben ihn bereits kennen gelernt.

wir ihr doch einen Dank. Ihr Inhalt ist vergessen; es wird sich wohl niemand mehr finden, der heutzutage die hier geschwungne, längst ausgetretne Brandfackel wieder anzünden möchte. Aber das Wort bittrer Anklage hat eine Erwiderung seitens des Angegriffnen erhalten, die als das Muster einer Verteidigungsschrift verdient auch von unsren Gemeindegenossen gelesen zu werden. Ich greife oft und gern nach ihr, wenn da und dort in ernster, zu festem Zusammenschluß der gläubigen evangelischen Glieder drängender Zeit Stimmen verlauten, die das gute, wahrlich heiß in jahrhundertlangem Ringen erkaufte Recht der Union unsrer evangelischen Reformationskirche antasten wollen. Die tief aus dem Evangelium geschöpfte Rechtfertigungsschrift lauterer Unionsgesinnung ist ein erfrischender Labetrunk in der Hitze kirchlichen Kampfes, wirkt an gar mancher Stelle eine Erbauung, der man nicht entraten möchte. Jablonski läßt uns, wie wohl der Apostel Paulus in seinem Sendschreiben an die Gemeinde zu Philippi, in der vorliegenden Erwiderung in seine große, von Christo geheiligte Seele schauen, bis in die Tiefe hinab, in welcher der Angelpunkt seines ganzen Lebens, seine Unionsgesinnung, wurzelt. Was er uns da Persönliches enthüllt, das will Gemeingut werden; es wird uns in so begeisternd vorbildlicher Weise dargestellt, daß er zum Aneignen, zum Nachleben — so will mich immer wieder bedünken — unsre junge Geistlichkeit mächtig anregen muß.*)

---

*) Auch hier wieder der volle Titel der 30 Seiten langen Flugschrift: Danielis Ernesti Jablonski ad virum pl. reverend. et eruditissimum Dn. Paulum Aemilium de Mauclere, seren. et potent. Regis Prussiae concionatorem aulicum ecclesiaeque Sedinensis pastorem, Epistola apologetica, qua ab anonymi Stricturis, historiae consensus Sendomiriensis oppositis, conscientiae suae candorem et integritatem placide tuetur. Berolini 1731. — Die Rückseite trägt das bezeichnende und zutreffende Pauluswort: „Ist aber jemand unter euch, der Lust zu zanken hat, der wisse, daß wir solche Weise nicht haben, die Gemeinden Gottes auch nicht." 1 Kor. 11, 16. Maucler scheint einer adligen Hugenottenfamilie anzugehören; Muret (Gesch. d. franz. Kolonie S. 320 u. 322) führt zwei Glieder dieses Namens unter den französischen Flüchtlingen in Berlin an. 1722 wurde Maucler erster Prediger an der wiederaufgerichteten reformierten Gemeinde zu Stettin (Sedinum). Bereits 1677 hatte der Große Kurfürst nach der Einnahme Stettins einen reformierten Hofprediger daselbst eingesetzt; zwei Jahre später mußte die Stadt wieder an Schweden abgetreten werden, bis sie unter König Friedrich Wilhelm I. in den bleibenden Besitz Preußens gelangte und damit auch wieder für die sich bildende Gemeinde einen reformierten Hofprediger erhielt. Die epistola apologetica ist heutzutage nicht leicht mehr aufzutreiben; mein Exemplar ist dadurch erhalten geblieben, daß es frühzeitig mit der Geschichte des Send. Vergleiches zusammengebunden wurde. Nitzsch scheint das Sendschreiben nicht gekannt zu haben; sonst würde er wohl in den Erläuterungen zu seinem Urkundenbuch der evang. Union (Bonn 1853) darauf hingewiesen haben, da es so völlig von dem gleichen herrlichen Geist durchdrungen ist, der diese Lichtgestalt unter den Vorkämpfern unsrer heutigen unierten Kirche

Durch drei schwere Beschuldigungen, die in arge, persönliche Verdächtigungen wider den Geschichtsschreiber und auch Anwalt des Sendomirer Vergleiches ausarten, sucht der unduldsame, zorneseifrige Zionswächter Erleichterung für seine „Herzensbeklemmungen". Über solchem Bemühen achtet er nicht darauf, welche Beschwerung er damit auf die eben in Danzig geschlossene Verbrüderung der evangelischen Dissidenten legt und, als ein gefährlicher Mitarbeiter der Jesuiten, die zur gemeinsamen Abwehr vereinten Brüder auseinander zu reißen und getrennt sie zur bequemeren Beute des geschlossen vorgehenden Gegners zu machen sich anschickt. Wahrhaftig, Scham und Schmerz weckt bei jedem, der seine evangelische Kirche liebt, die Erinnerung an solch unevangelisches Treiben auch heute noch. Der Raum gebricht, die argen, dem frommen Senior auf das Gewissen gelegten Beschuldigungen und Anklagen näher anzugeben. So können wir dann auch nicht — die Verzichtleistung kommt uns hart an — auf die, nicht Rechtfertigung, wohl aber Widerlegung Jablonskis eingehen, ein in Inhalt und Sprache tief ergreifendes Meisterwerk, eine Perle der irenischen Literatur unsrer Kirche. Kein verbittertes, auch kein den Gegner verletzendes Wort gegenüber all den ungerechten, unwahren Angriffen; durchweg die Auseinandersetzung von einem sanftmütigen, friedfertigen Geiste durchdrungen, von einer Höhe der Betrachtung aus, zu der allein das Evangelium emporhebt und deren Ruhe eines guten Gewissens in Gott und Christo kein Kampf und Streit und Hader in der Tiefe mehr trübt. Durchweg verlautet ein im Glauben wurzelndes Wort des Jüngers Christi, dessen Herz fest geworden, und der sich seiner überlegenen Stärke an der ihn beseelenden Freude am Herrn bewußt ist, der in der Wahrheit seiner Überzeugung die Kraft besitzt, leutselig zu bleiben auch gegenüber argen, bösen Menschen. Kaum in einer andren Schrift, jedenfalls nicht aus jener Zeit, tritt das Recht einer Union und darum die Pflicht ihrer Verwirklichung in unsrem evangelischen Deutschland so leuchtend und überzeugend zu Tage wie auf diesen wenigen Blättern. Sie sind die letzte literarische Arbeit, die von dem frommen, mehr wie siebenzigjährigen Greis veröffentlicht wurde, sein ergreifender Schwanengesang über den beiden Hauptgebieten lebenslangen Betens und Arbeitens für die evangelischen Dissidenten in der alten Heimat seiner Väter, für die Vereinigung der so lange getrennten Brüder unsrer einen gemeinsamen Reformationskirche. Aber nicht die letzte Arbeit des rastlosen Streiters zu Gunsten der bedrängten Glaubensbrüder in Polen. Erst der Tod durfte ihm die Hand von diesem Lebenswerk wegziehen. Die böse Schrift Neumeisters war

---

beseelte. Ein Wiederabdruck des selten gewordenen Schriftchens wäre zu wünschen, freilich nur ein für unser gegenwärtiges Geschlecht in eingehender Weise erläuterter.

nicht wirkungslos vorübergegangen. Sie hatte einzelne treu an ihrer Kirche hangende Lutheraner unter den Dissidenten beklommen und ängstlich gemacht, daß sie in ihrer Anteilnahme an der Verbrüderung abflauten und erkalteten. Eine weitere gemeinsame Generalsynode kam, wie erwähnt, nicht mehr zu stande. Wohl bewahrten die Dissidenten allesamt eine innige Hochachtung und Verehrung dem in der Tat ehrwürdigen Patriarchen aus Polen bis zuletzt; aber sein Sorgen und Mühen für sie wurde je länger je mehr nur noch von dem reformierten Teil beansprucht und willig in dessen Dienst gestellt.

Bis zum späten Tod behielt Jablonski die Fürsorge für die Gymnasiasten aus Großpolen, die im Joachimsthalschen Gymnasium freie Aufnahme gefunden, für die andren, denen Freistellen auf den Hochschulen in Frankfurt, Heidelberg, Leiden verschafft waren. Wir werden bei Litauen sehen, daß die Erlangung nicht immer leicht und rasch zu bewerkstelligen war. Rührend ist die väterliche Sorgfalt, die er zumal den Zöglingen in Berlin noch im hohen Greisenalter zuwendet. Vor mir liegt ein Schreiben der Unität aus dem Jahre 1739, worin ihm warmer Dank ausgesprochen wird, daß er den Stipendiaten im Joachimsthaler Gymnasium freie Wohnung neben der Beköstigung ausgewirkt, und diese somit fortan von dem ihnen zugestandnen 150 Mark Taschengeld nicht mehr genötigt wären, 60 Mark für Wohnung zu zahlen. An Ferientagen zieht der Greis einzelne Knaben an seinen Tisch, als ob es eigne Kinder wären; mit den fernen Eltern unterhält der mit Arbeiten Überbürdete regen brieflichen Verkehr über das Ergehen ihrer Söhne. Und dazu wie viele Bittgesuche aus den entlegensten Teilen Polens, Litauens, Siebenbürgens um Aufnahme unter die Freizöglinge an den, in dessen Hand seit Jahrzehnten die Besetzung der Stellen ruht!

In gleicher Weise geht bis zuletzt die nicht geringe Mühewaltung, für die schwer geschädigten Dissidentengemeinden das Erbarmen und die opferwillige Hilfe reformierter Glaubensgenossen im Ausland anzurufen und die bewilligten Sammlungen durch seine hochgestellten Freunde, zumal in England, zu fördern und in die rechten Wege zu leiten. So auch wieder einmal 1718, zu welcher Zeit er von drei Seiten, Polen, Litauen, Ungarn, mit Bittgesuchen um Unterstützung seitens der Glaubensgenossen in Großbritannien bestürmt wurde. Durch seinen Freund, den Primas von England, erwirkte er von dem König und dem Parlament die nicht leicht zu erlangende Bewilligung zu einer Landesversammlung. Darauf ging er den preußischen Geschäftsträger am englischen Hof, Bonnet, um Mithilfe an. Er hatte sie schon ein paar Mal dem Freunde, mit dem er sich, zumal in Sachen der Union, eng berührte, erfolgreich gewährt; aber es wird dem Gesandten doch der Bittgänge fast zu viel. Er ersucht Ja-

blonski, ihn fernerhin nicht mehr mit solchen Sammlungen zu behelligen; er könne in seiner Stellung nicht immer den Bettelsack umhängen. Dieses Mal ließ er sich doch noch erweichen, „um des Geilens willen" des Freundes. Auch lag die Sache günstig. York hatte einen neuen Erzbischof bekommen und Bonnet weiß ihm begreiflich zu machen, daß er sich in sein hohes Kirchenamt nicht glücklicher als durch Befürwortung einer solchen Sammlung für die schwer leidenden Dissidenten einführen könne, zumal ihm der Großkanzler und erste Staatssekretär befreundet seien. Die Sammlung fiel reichlich in England und Schottland aus; 237000 Mark konnte Bonnet dem Freunde in Berlin zustellen, die Hälfte für Polen, der andre Teil für Ungarn. Die Engländer hatten die Absicht, das Kapital sicherheitshalber im Lande festzulegen und nur die Zinsen zum Fortbestand der um Hab und Gut gekommenen Gemeinden zu verwenden. Jablonski war entschieden dagegen und drang auch mit seiner Forderung der Auszahlung durch. Er erinnerte sich an eine bittre Erfahrung aus den Tagen seines Großvaters Comenius. Cromwell hatte eine Sammlung für Großpolen bewilligt, die in der Bank aufbewahrt wurde. Als dann Karl II. zur Regierung kam, anerkannte er nicht die Sammlung des Protektors, und die nicht geringe Summe ging den fernen Notleidenden verloren. Der jetzt den Reformierten in Ungarn zugewiesene Teil (118000 Mark) wurde von diesen in Ländereien angelegt, deren Ertrag den dortigen Kirchen und Schulen zu gute kam. Eine gleiche Anlage war augenblicklich in Großpolen nicht ratsam. Die Hälfte der Summe blieb in Aufbewahrung des Seniors in Berlin; was aus ihr geworden, ist bei dem Bericht über die Talmudausgabe erzählt. (vergl. S. 201 flg.)

b) Für die Evangelischen in Litauen.

Was Jablonski Jahrzehnte hindurch für die evangelischen Dissidenten in Litauen gearbeitet, hätten wir füglich mit seinen Mühen und Sorgen um die Glaubensgenossen in Polen zusammenfassen können. Denn seit der Union von Hrodlo am Bug (1413), mehr noch und auf Kosten des litauischen Adels für Polen weitaus günstiger seit dem nach dem Überfall des Großfürsten Switrigail in der Nähe Wilnas abgeschlossnen Vertrag von 1432, war das Großfürstentum Litauen mit Polen in Personalunion getreten, genauer, war Litauen Polen einverleibt, wenn auch bis zum Ende des Reiches der König den Sondertitel eines Großfürsten von Litauen beibehielt. Schon die Union von Hrodlo hatte ungerechter Weise den zahlreichen Adel der griechischen Kirche gegenüber der Minderzahl des römischen Adels in hohem Grade beeinträchtigt. Ein ähnliches Los wurde später den evangelischen Dissidenten Litauens in der aufkommenden gewalttätigen Gegenreformation von Polen aus bereitet, trotz-

dem auch in Litauen wie in Polen sich der größte, angesehenste und tüchtigste Teil des Adels der Reformation angeschlossen hatte. Was den evangelischen Dissidenten in Polen an schnöder Vergewaltigung von den rücksichtslos vordringenden Jesuiten bis zum Zusammenbruch des einst blühenden Reiches bereitet wurde, hatten die Dissidenten in Litauen gleichermaßen zu erdulden; ein Vergleich würde vielleicht ergeben, daß stellenweise noch ärgere Unbill und Verwüstung den armen, ihrer wohlverbrieften Rechte beraubten litauischen Dissidenten bereitet wurde als ihren Glaubens- und Leidensbrüdern drüben in Polen. Was wir im vorigen Abschnitt Schweres und Grausames zu berichten hatten, fand bald lauter, bald gedämpfter einen schmerzensreichen Widerhall in Litauen. Die schmachvollen Rechtsbrüche, die frevlen Eidlossagen des Königs unter bischöflicher Gutheißung wirkten hier wie dort zerstörend auf das kirchliche und staatliche Rechtsbewußtsein des Volkes und trugen wesentlich dazu bei, die beiden eng verbundnen Stämme morsch und unfähig zu machen, als ein selbständiges Reich im Ringe der Völker fortzubestehen. — Trotz der Übereinstimmung wollten wir lieber getrennt das traurige Geschick der beiden Völker insoweit andeuten, als der Hofprediger in Berlin damit in Berührung und Mitleiden kam, da der Unitätssenior denn doch eine andre und innigere Stellung zu den gemißhandelten Glaubensgenossen in Polen einnahm, auch die evangelischen Dissidenten in Litauen vielfach nach andrer Seite hin seine Befürwortung bei dem Könige und seine weitreichende Hilfeleistung beanspruchten.

Ein unersetzbar schwerer Verlust für alle evangelischen Dissidenten, insbesondere aber für die Reformierten in Litauen, war der Tod (1669) des Fürsten Bogislav Radziwil, des letzten männlichen Sprossen der reformierten Linie des hochangesehenen Radziwilschen Stammes. Bei der Vermählung mit der Erbtochter seines Vetters Janusz hatte er den eignen ausgedehnten, fast königlichen Landbesitz durch bedeutenden Güterzuwachs in einem Grade vermehrt, daß er der reichste Magnat Polens war, dessen Ländereien, ganze Fürstentümer, in Litauen, Samogitien, Weißreußen und Podlesien lagen. Seine Vorfahren waren mit dem polnischen Königshaus der Jagiellonen verwandt (König Sigismund August hatte 1548 die verwitwete Tochter des Kastellans von Wilna, die schöne Barbara Radziwil geheiratet); durch seine Mutter, eine Tochter des brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg, war Bogislav blutsverwandt mit dem ihm gleichalterigen, innig befreundeten Großen Kurfürsten, der ihn zum Statthalter von Preußen ernannte, ohne daß er dadurch den Staatsverband mit Polen-Litauen aufzugeben hatte. Eine ungemein hervorragende Persönlichkeit tritt uns in ihm entgegen, fesselnd und ansprechend in hohem Grade nach mehr wie einer Seite. Entschieden und treu in fester frommer Überzeugung hing er an der Kirche

seiner Väter wie Kurfürst Friedrich Wilhelm. So lange er lebte, war er ein machtvoller Schirmherr der Glaubensgenossen auf seinen weitausgedehnten Gütern, in ihren Städten und Dörfern; durch seinen Reichtum und die einflußreiche Stellung im Lande wußte er in mehr wie einem Falle die zügellose Begehrlichkeit und Unduldsamkeit der Jesuiten in Schranken zu halten. Sein mächtiger und nachdrücklicher Schutz kam allen Dissidenten in Litauen zu gute, auch den zahlreichen ebenso arg bedrängten aus der griechischen Kirche. Die einzige, mutterlose Tochter und Erbin des unermeßlich großen Vermögens war bei dem Tode des Vaters erst zwei Jahre alt. Mit großer Umsicht hat der Vater, in Besorgnis, daß die katholischen Verwandten das unmündige Kind und ihr Erbe an sich und die römische Kirche reißen könnten, in seinem Testamente Fürsorge getroffen; das erhaltene Schriftstück ist eine wertvolle Urkunde der rührenden Anhänglichkeit des letzten männlichen Sprossen der reformierten Radziwil an die Kirche seiner Väter.*) Obenan steht die Forderung, daß seine Tochter in der reformierten Lehre zur Ehre Gottes erzogen werde und eine durchaus deutsche Erziehung erhalten sollte; ihre Erzieherin (Anna Götz, geb. v. Brockhausen) müsse gut reformiert sein, der deutschen und polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig. Ihr künftiger Gemahl soll ein Fürst reformierten Glaubens sein; heirate sie einen lutherischen oder katholischen Fürsten, so solle sie vom reformierten Glauben nicht lassen und dafür Sorge tragen, daß in ihren Gütern den reformierten Kirchen und Pastoren kein Präjudiz (Nachteil) noch Abbruch geschehe. „Nebst Gott ersuche ich zum höchsten Protektor den Kurfürsten Friedrich Wilhelm." Dem letzten Willen gemäß wurde die verwaiste Luise Charlotte in Königsberg erzogen und in ihrem dreizehnten Jahre (wahrscheinlich von ihrem eignen Religionslehrer und Hofprediger Minwid) konfirmiert (1680). Bereits das Jahr darauf wurde die noch gar junge (13 Jahre und 8 Monate) Prinzessin mit dem Markgrafen Ludwig, einem Sohne des Großen Kurfürsten vermählt. Helle Freude darüber in den reformierten Gemeinden Litauens. Aus den sechs Kirchenbezirken des Landes wurden Abgeordnete zur Feierlichkeit nach Königsberg entsandt; die Neuvermählten stifteten zum Zeichen der Anhänglichkeit an das Stammland der jungen Markgräfin und ihre dortigen Glaubensgenossen je vier Freistellen in Königsberg, Frankfurt und Berlin für reformierte litauische Theologen.

Jablonski war schon frühe, wie wir gesehen, mit Litauen und auch den Radziwils in Berührung gekommen (S. 55). Enger wurden diese alten Beziehungen während seines kurzen Aufenthaltes in Königs-

*) Vergl. die eingehenden Mitteilungen in „Forschungen zur brandenb. und preuß. Gesch." III, 127 flg.

berg geknüpft. So kann es nicht überraschen, daß die arg bedrängten Dissidenten Litauens sich alsbald an den in hoher Stellung einflußreichen Berliner Hofprediger, ihren polnischen Landsmann, Glaubensgenossen und Leidensgefährten wandten, dessen Vater bereits von Memel aus mit ihnen in Fühlung getreten war. Im Frühjahr 1696, drei Jahre demnach früher, als Jablonski Senior der Brüderunität geworden, suchte ihn der Starost Oborski auf mit der Bitte, die Interessen der litauischen Kirche am preußischen Hofe vertreten und einen ständigen brieflichen Verkehr mit dieser Kirche eingehen zu wollen. Oborski war nach Berlin gekommen, um mit dem Kurfürsten über private und öffentliche Angelegenheiten der litauischen Kirche zu verhandeln. Er hatte von dem allzeit bereiten Schirmherrn der bedrängten Glaubensgenossen günstigen Bescheid erhalten, auch die Gutheißung, daß sein Hofprediger die Vertrauensstellung übernehme. „Gott zur Ehre," wie er sich ausdrückt, erklärte sich Jablonski zur Übernahme des arbeitsreichen Ehrenpostens bereit; dem Grafen Eberhard Danckelmann, damals noch im vollen Vertrauen des Kurfürsten, kam die Zusage seines befreundeten Pastors sehr erwünscht. Aus einem mir vorliegenden Dankschreiben der im Juli 1696 zu Keidany*) abgehaltnen Provinzialsynode ist ersichtlich, daß Oborski von dem Kurfürsten die Herausgabe der bei dem herzoglichen Sekretär Fehr niedergelegten, wahrscheinlich vor Jahren wegen Geldnot verpfändeten Stiftungsurkunden einiger reformierten Kirchen Litauens erwirkte, ferner eine ständige Geldunterstützung für reformierte Landboten bei den

*) Keidany (im heutigen Gouv. Kowno) ist ein alter Besitz der Radziwils. Bereits Nicolaus Rudy Radziwil, der Bruder der Königin Barbara, hatte die Reformation daselbst vor 1560 eingeführt. Sein Sohn mußte die Kathedralkirche an die römische Kirche zurückgeben; er und sein Sohn Janusz bauten dann den Reformierten eine neue Kirche, die heute noch im Besitz der ungemein kleinen, kaum mehr lebensfähigen Gemeinde ist. Vor ein paar Jahrzehnten sah ich in der Gruft unter dem Altar die offen daliegenden Totengebeine einiger hier einst beigesetzten Glieder der Radziwils von der Birsener Linie. Beachtenswert, daß auf dem Dankschreiben als generalis Synodi Cajodanensis director unterzeichnet hat Joh. Bielewicz vexillifer ducatus Samogitiae, demnach der hohe Posten eines Bannerträgers damals noch von einem Reformierten bekleidet wurde. Als superattendens districtus transvilniensis hat Samuel Bythner unterzeichnet, der unermüdliche Anwalt der Rechte und Freiheiten seiner Glaubensgenossen, der mit Jablonski bis zu seinem Tode (1710) unzählige, zum Teil noch erhaltene Briefe gewechselt, und für Litauen bei dem ihm befreundeten Hofprediger eine ähnliche Stellung eingenommen, wie für Polen und seine verfolgten Glaubensgenossen der Unitätssenior Cassius. Nicht lange nach dieser Synode vertauschte Bythner sein Seniorat von jenseits Wilna mit dem von Samogitien und siedelte nach Keidany über, um Preußen näher zu sein. Nebenbei sei bemerkt, daß das Schloß und umfangreiche Gut in den Besitz des Grafen Totleben gelangte, des berühmten Verteidigers von Sebastopol im Krimfeldzug.

Reichstagen und auch die Bestreitung der Kosten für den Neudruck des litauischen Neuen Testamentes. Das Schreiben hebt hervor, daß Oborski und Jablonski mit den litauischen Angelegenheiten betraut worden seien. — Bei Übernahme dieser Stellung, einer Art Mittelsperson zwischen den litauischen Glaubensgenossen und ihrem hohen Schirmherrn in Preußen, waren die dortigen reformierten Gemeinden infolge der seit fast einem Jahrhundert zielstrebig und erbarmungslos innegehaltnen Bedrückungen bereits stark gelichtet. Während im Anfang des 17. Jahrhunderts noch auf jeden der sechs Kirchenbezirke (districtus: Wilna, Nowogrodek, Transwilna, Podlachien, Samogitien, Weißrußland mit je einem Senior), abgesehen von den vielen Kapellen auf den Edelhöfen der Gutsherrn, 20—40 Kirchen bezw. Gemeinden kamen, waren 1704 insgesamt nur noch 48 vorhanden, und auch diese Zahl war bei dem Tode Jablonskis auf nur etwas über 30 herabgesunken.

Jablonski war nicht die einzige Mittelsperson inbetreff der Dissidenten in Litauen. Auf Anordnung des Kurfürsten hatte er sich in all diesen Sachen mit dem Geheimrat Joachim Scultetus in Verbindung zu setzen, und erst das Ergebnis ihrer Beratungen gelangte an den Herrscher. Es war auch gut so. Denn die hauptsächlichsten Anliegen im Anfang lagen auf einem Gebiete, das dem Hofprediger fremd war, und wo er ohne Beirat eines Staatsbeamten sich wohl kaum hätte zurecht finden können. So war schon 1696 das Begehren einer Provinzialsynode an ihn gelangt, die Kirchengüter verkaufen und den Erlös zusammen mit den in den Kirchenkassen vorhandnen Barsummen in preußischen Landgütern anlegen zu dürfen. Der Kurfürst war nicht abgeneigt und willens, 10 v. H. den bedrängten und für ihr Kirchenvermögen mit Recht besorgten Glaubensgenossen zu zahlen. Die beiden Vertrauensmänner einigten sich zu dem Vorschlag, den litauischen Gemeinden ein „Amt“ in Preußen zum Pfandschilling gegen 30 000 Mark einzuräumen; mehr zu übernehmen könne weder dem Kurfürsten gelegen, noch auch den Kirchen genügend sicher sein. Auch das andre Anliegen war geschäftlicher Art. Markgraf Ludwig war nach kurzer Ehe, ohne Kinder zu hinterlassen, 1687 gestorben. Schon nach Jahresfrist reichte die Witwe, des Fürsten Bogislav Radziwil Erbtochter, ihre Hand dem der römischen Kirche angehörigen Pfalzgrafen Karl von Neuburg, dem Bruder der dritten Gemahlin des Kaisers Leopold I. Auch sie starb jung, in ihrem 28. Jahre (1695), mit Hinterlassung einer in der römischen Kirche erzogenen Tochter, der Erbin eines Güterbesitzes, dessen Jahresertrag auf die damals ungeheuerliche Höhe von einer Million Gulden geschätzt wurde. Die reformierten Gemeinden auf diesen Gütern schwebten nun in der großen Besorgnis, daß diese Erbin, zumal wenn sie einen römischen Mann heiratete — und an Bewerbern konnte es nicht fehlen — ihnen nehmen würde,

was sie an Besitz aus den Zeiten der Radziwil ihr eigen nannten. Daher der Wunsch, das Gemeindevermögen zu versilbern und in Preußen anzulegen. Daher auch ein andrer Wunsch, um dessen Befürwortung bei dem Kurfürsten man Jablonski anging. Bei ihrer Vermählung mit dem Markgrafen Ludwig hatte des Fürsten Radziwil Tochter einen Teil ihrer litauischen Güter ihrem Gemahl verpfändet,*) der sie aber nie eingelöst, wahrscheinlich nicht einlösen konnte. Namentlich Bythner und der ebenso eifrige Verteidiger der Rechte und Freiheiten seiner reformierten Glaubensgenossen, Georg Rekucz, in Keidany und dann als Freischüler auf dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin erzogen und seit 1701 an die neugegründete polnische Gemeinde in Königsberg als Pastor berufen, namentlich diese beiden Geistlichen bestürmten im Namen der litauischen Gemeinden Jablonski, allen Einfluß bei dem König anzuwenden, daß er für die festgesetzte Summe die dem Bruder einst verpfändeten Güter erwerbe. Aber den König in Preußen gelüstete mit Recht nicht nach einem Besitz, der ein Zankapfel und ständiger Anlaß zum Krieg im fernen Osten geworden wäre. Wie weit Jablonski für den Plan erwärmt war, ist mir nicht klar geworden. Ebenso wenig, wie weit für den andren von den beiden eifrigen Sachwaltern der in steter Besorgnis schwebenden reformierten Gemeinden der Radziwilschen Güter lebhaft befürwortete Plan (er taucht in einem Schreiben von Pastor Rekucz an Jablonski 1707 auf), die junge Fürstin von Neuburg, die Erbin all dieser Gemeinden, mit einem brandenburgischen Markgrafen zu vermählen. Schwerlich hat Jablonski Lust gehabt, auch nur mittelbar die einem evangelischen Prediger besonders übel anstehende Rolle eines Ehevermittlers zu übernehmen.

Während diese mancherlei Wünsche und Gesuche aus dem fernen Osten in dem „Museum" des Hofpredigers erörtert wurden, wütete in Litauen der Krieg und verwüstete das Land in einer Weise, wie unser Deutschland während des dreißigjährigen Krieges sie in mehr wie einer Gegend erduldet. Bejammernswerte Klagebriefe trafen aus fast allen Gemeinden bei dem treuen Anwalt in Berlin ein. Karl XII. war nach der siegreichen Schlacht bei Narwa auf dem Wege nach Polen sengend und brennend in Litauen eingebrochen. Er war doch anders geartet wie sein großer Vorgänger Gustav Adolf. Ihm war zu kriegen und zu siegen ein Lebensbedürfnis, eine Art Lebenssport. Religiöse Beweggründe trieben ihn nicht in den Kampf; Schirmherr seiner Glaubensgenossen gegenüber

*) Lukaszewicz (S. 195) giebt folgende Kaufsummen an: 1. Kopyl für 30 000 Dukaten, 2. Birsen für 12 000, 3. Dubinki für 20 000, 4. Kopys für 50 000, 5. Zabludow für 25 000, 6. Bielice für 15 000, 7. Koydanow für 30 000, 8. Keidany für 30 000 Dukaten. Unter den heutigen 20 reformierten Gemeindlein im Wilnaschen und Samogit. Distrikt befinden sich vier der obigen Gemeinden (2. 4. 7. 8.).

der römischen Kirche zu sein, lag ihm fern. Das Feindesland hatte die siegreiche Armee nicht nur zu ernähren; es lag offen und wehrlos den Brandschatzungen der sehr begehrlichen Truppen und ihrer Führer preisgegeben da. Und zwar ohne Unterschied zwischen den unter der Vergewaltigung der Jesuiten seit Jahren seufzenden Dissidenten und ihren argen Bedrängern, die im eignen Land Hab und Gut der evangelischen Gemeinden als ihnen gehörige Kriegsbeute anzusehen sich gewöhnet hatten. Man muß einen Einblick in den reichen Briefschatz Jablonskis gewonnen haben, um den ganzen Jammer, das furchtbare Elend der litauischen Dissidenten in jenen argen Kriegsjahren kennen zu lernen. Der Zusammenbruch des Kriegsglückes Karl XII. durch die Schlacht von Pultawa brachte dem aus zahllosen Wunden blutenden Lande und seinen Dissidenten keine Heilung, nicht einmal Linderung der Leiden. Denn nun kehrte mit dem wieder auf den Thron gelangten König August die römische Jesuitenpartei in ihr Regiment zurück und säumte nicht, ihre Willkürherrschaft wider alle Dissidenten in Litauen mit verstärkter Kraft zur Geltung zu bringen.

Bereits 1702 hatte Jablonski den Gedanken angeregt, den Bythner mit freudiger Zustimmung aufnahm, im Blick auf die gemeinsame Drangsal, die bereits erwähnte (S. 325) 1599 in Wilna abgeschlossene politische Union mit den griechischen Dissidenten zu erneuern. Der Augenblick schien ihm günstig. Zwischen dem König von Preußen und dem Zaren, dem Schutzherrn seiner morgenländischen Glaubensgenossen im Nachbarlande, bestand ein freundliches Verhältnis. Von seiner Auslandreise war Peter der Große mit dem weitschauenden Plane heimgekehrt, sein Reich durch Heranziehung auswärtiger hervorragender Kräfte auf allen Lebensgebieten zu heben und der Kultur des Westens als ebenbürtige Macht näher zu bringen. Zur Förderung des Planes hatte er durch seinen Generalkommissar Patkul 1702 das denkwürdige Manifest bekannt machen lassen, in welchem er den berühmten Spruch Friedrich des Großen, in seinem Lande könne jeder nach seiner Fasson selig werden, für Rußland ein halbes Jahrhundert früher verkündete.*) Dazu kam, daß zumal in dem litauischen Gebiete von Weißreußen viele Glieder der griechischen Kirche wohnten und die wachsende Zahl der sogenannten Unierten auch einem blöden Auge zeigte, wie sehr es den Jesuiten gelungen, zumeist durch Zwangsmaßregeln Anhänger der morgenländischen Kirche in ihre abendländische hinüber zu ziehen. Waren doch, wie Bythner Jablonski zu melden weiß, selbst zwei reußische Bischöfe in Podolien zur Union mit Rom übergetreten.

---

*) Vergl. Dalton, Beiträge zur Gesch. d. ev. Kirche in Rußland (Gotha 1889) II, 21.

Hand in Hand mit diesem von Jablonski angeregten Plan der Erneuerung einer politischen Union mit den griechischen Dissidenten ging sein fast gleichzeitiger Versuch für Litauen, auf Grundlage des Sendomirer Vergleiches die evangelischen Dissidenten für eine politische Union zu stärken. Auch dafür war die Zeit günstig, in Litauen günstiger noch wie in Polen. Die gemeinsame Bedrängnis war dort in jenen Jahren ärger als hier. Not lehrt nicht nur die Hände falten zum Gebet; sie macht auch früher Widerstrebende willig, sich über bestehende Lehrunterschiede hinweg eine Bruderhand zu reichen und in dem gemeinsamen Leiden um des gleichen Glaubens willens, in der gemeinsamen Abwehr der gleichen Verfolgung Schulter an Schulter treu zu einander zu stehen. Es vergingen noch Jahre, bis die Brüder aus dem gleichen Hause der Reformation in Groß- und Klein-Polen, in schweren Züchtigungen gereift, sich diese Hand reichten. Bereits 1707 meldet Bythner nach Berlin, daß eine Provinzialsynode in Keidany die Abhaltung einer Generalsynode zwischen den evangelischen Dissidenten in Litauen und Polen beschlossen. Die Kriegesstürme jener Zeit haben es nicht dazu kommen lassen. Erst nach einem Jahrzehnt fand der lebenslang gehegte und auch unverdrossen geförderte Lieblingsplan Jablonskis eine, wenn auch nur vorübergehende, Verwirklichung. Wir haben bereits von den beiden Generalsynoden in Danzig 1718 und 1719 erzählt (S. 330), bei denen Jablonski nicht zugegen sein konnte und dennoch, wenn wir aufmerksam die einzelnen Verhandlungspunkte prüfen, das geistige Haupt der Synode gewesen zu sein scheint. Aus seiner Darstellung (in der Geschichte des Sendomirer Vergleiches § 133. 134) ist es freilich nicht ersichtlich; wären wir nur auf diesen Bericht des liebenswürdig-bescheidenen Mannes angewiesen, dem es niemals um seine Person, immer nur um die Sache zu tun war, dann wüßten wir nichts von der bedeutsamen Rolle, die dem Abwesenden bei den Verhandlungen zugeteilt war. Nur die Freude über das Zustandekommen der gemeinsamen Synode und über die einträchtig gefaßten Beschlüsse spiegelt sich in den knappen Worten wieder: pulcherrima haec initia proximo statim anno 1719 feliciter continuata fuere, cum Generalis Synodus Gedanensis II celebraretur.

Wie nachhaltig diese brüderlichen, vom Unionsgeist beseelten Danziger Verhandlungen auf die evangelischen Dissidenten gewirkt, dafür bietet eine in Keidany abgehaltne Provinzialsynode einen schönen Beleg.*) Gleich-

*) Die innige Teilnahme Jablonskis an den Vorgängen dieser Synode zeigen die warmen Worte, mit denen er in seiner Gesch. des Send. Vergleichs (§ 135) zu dem Bericht von ihr übergeht: Eodem hoc anno 1719 suavissimae Concordiae specimen ecclesia dedit Lithuanica et quam jucundum sit fratres evangelicos habitare in unum, suo exemplo docuit. Quae res quia gratia novitatis gaudet et utrique ecclesiae ad pleniorem unionem

zeitig tagten nämlich im Juni 1719 in Keidany die lutherische und die reformierte Provinzialsynode. Gleich den ersten Tag (am 19. Juni, in jenem Jahre am Tag nach dem zweiten Trinitatissonntag) erschienen im Versammlungssaal der Reformierten zwei Abgeordnete der Lutheraner (der Birsener Pastor Sartorius und der königliche Bannerträger Schilling), die Brüder zu beglückwünschen und einzuladen auf Grundlage der Danziger Abmachungen gemeinsame Beratungen zu halten (ad socianda secum consilia). Mit größter Bereitschaft gingen die Reformierten auf den Vorschlag als ein Zeugnis wahrer Freundschaft (idem in Domino velle et idem nolle) ein, entsandten drei Abgeordnete zur lutherischen Synode, daselbst über Ort, Zeit und Weise der gemeinsamen Beratung sich zu verständigen. Sechs Tage haben die evangelischen Brüder miteinander in friedlicher Übereinstimmung getagt und eine Reihe (acht) gemeinsamer Beschlüsse gefaßt, von denen wir nicht umhin können, wenigstens einen in seinem schönen, frommen Wortlaut mitzuteilen; er entspricht so völlig dem, was Jablonski seit Jahren mit aller Kraft erstrebt. „Da wir Endesunterzeichnete Evangelische reformierten und augsburgischen Bekenntnisses durch die außerordentliche Vorsehung Gottes, des obersten Leiters der menschlichen Dinge, und durch die Gnade des Herrn, der mächtig und weise wirkend aus der Finsternis das Licht heraufführet und dem harten Fels zur Erquickung seines Volkes Wasser der Tröstung entlockt, in den gemeinsamen gegenwärtigen Heimsuchungen, Nöten und mannigfaltigen Bedrückungen dieses Glück nach der Gnade des barmherzigen Gottes empfangen, auf gesetzlichem und geziemlichem Wege in die Lage gelangt zu sein, in der uns Armen ein holder Trost ist, Genossen der Leiden um des Namens, der Lehre und des Zeugnisses Christi willen zu haben, darum wird es uns auch lieb und genehm sein, mit

---

viam sternere, imo a statu Sendomiriensi anni 1570 prope abesse visa fuit, paulo hic longius et quidem ipsis actorum verbis plerumque retentis persequenda venit.

An dieser Stelle sei noch ein Wort König Friedrich Wilhelm I. an den König von Polen aus dem Jahre 1719 angemerkt, das ich in einem Sammelband der königl. Bibliothek gefunden (Su 5006) und das als Beleg dienen mag, wie ernst der König die Lage der Protestanten bis nach Kurland hinein ansah, und wie fürsorglich er die Sache auch der fernen Lutheraner vor dem König von Polen vertrat. Ilgen hat das Handschreiben gegengezeichnet; ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß der Minister die Nachricht von seinem kundigen Berater, Jablonski, erhalten. Der König schreibt dem abtrünnig gewordenen König von Polen über die Lage seiner früheren Glaubensgenossen: ... periit profecto funditus res Evangelica per omnem Curlandiam, si ille, qui nunc invaluit et nuper Varsaviae in Comitiis Regni quasi legis vim accepit, in Polonia cum dissidentibus agendi modus ad Protestantes Curlandiae etiam pertinere debet. Illos nimirum post incorporationem eodem jure cum reliquis Polonis censeri debere quis dubitet?

vereinten Kräften Christi Joch zu tragen, lieb und genehm auch, das Kreuz in gemeinsamer Beratung, in gemeinsamem Seufzen zu Gott, in gemeinsamer wechselseitiger Hilfeleistung auf uns zu nehmen. Für so große Wohltat beten wir in tiefster Demut die allerheiligste Majestät Gottes an und sagen ihr Dank. Wir versprechen und geloben, daß wir diese in der gegenwärtigen Versammlung, wie sich's gebühret, gegründete Eintracht und Vereinigung (concordia et unio in praesenti conventu competenter fundata) heilig und unverletzt in aller Folge unter uns bewahren und niemals und in keiner Weise brechen wollen."

Besonders widrige Bedrückungen, in empörendem Widerspruch mit den Landesgesetzen, haben die evangelischen Dissidenten Litauens zu solch feierlichem Gelöbnis fester Vereinigung gedrängt. Im ungezügelten Übermute bisherigen Erfolges schienen die Römlinge ihren letzten Trumpf wider die Dissidenten rasch ausspielen zu wollen. Man machte sie rechtlos in ihrem Vaterland, unfähig, an den Beratungen und dem Regimente ihres eignen Volkes teil zu nehmen. Und solche Gewaltherrschaft über sie von Leuten aus der Fremde angezettelt und verbrochen, die lieber dem Papste in Rom und seiner Prätorianerschaar, den Söhnen Loyolas, als den Gesetzen und Freiheiten Polens unterwürfig sein wollten! Mit diesem ihrem damaligen Treiben und Unwesen hat es die römische Kirche denn doch verscherzt, sich mit Polen zu vereinerleien. Das untrügliche Buch der Geschichte erhebt ernste Einsprache dawider — wir können das Wort im Blick auf die gegenwärtigen Vorgänge in Posen und Schlesien nicht unterdrücken — und klagt die römische Kirche und ihre Priester an, das Meiste zum Untergange Polens und auch zu seinem Unglück bis zur heutigen Stunde beigetragen zu haben. Der bereits erwähnte fanatische Bischof Szaniawski im Verein mit dem Grafen Flemming haben durch den für Polen berüchtigten Vertrag von Warschau (1716), der Polen entwaffnete (die Armee wurde von 80 000 Mann auf 18 000 herabgemindert) und den Evangelichen die Mehrzahl ihrer Kirchen nahm, ihre öffentlichen Gottesdienste untersagte, dem Lande den todbringenden Schlag versetzt. Der polnische Graf Krasinski nennt mit Recht Szaniawski einen Verräter seines Vaterlandes, der deshalb den Verrat begangen, weil er sich in blindem Haß wider die Dissidenten von seinem Interesse für die Kirche Roms leiten ließ.*) Selbst hochgestellte Katholiken Litauens, wie der Palatin von Wilna Kasimir Sapieha, wie der Kanzler und Vizekanzler, die beiden Fürsten Radziwil und Czartoryski, ja selbst der römische Bischof von Missionopol und Koadjutor von Wilna Ancuta

*) Vergl. Krasinski, Historical sketch of the rise, progress and decline of the reformation in Poland (London 1840) II, 424.

widersprachen dem Vertrag, letzterer mit den ihn ehrenden, freimütigen Worten: „Ich muß bekennen, daß wir an den Dissidenten die Hauptverteidiger unsrer Rechte besitzen."

Auch diese Männer vermochten nicht mehr, den auf schiefer Ebene in rasches Rollen geratenen Mühlstein aufzuhalten. Auf dem Reichstag zu Grodno 1719, auf welchem die bereits erwähnte Denkschrift des Jablonski (libellus supplex) den anwesenden Landboten überreicht wurde, hat der Jurist Kasimir Ancuta, des Bischofs unähnlicher Bruder, es gewagt und auch unbegreiflicher Weise im schärfsten Widerspruch mit den Landesgesetzen durchgesetzt, daß dem einzigen Dissidenten des Reichstags, Piotrowski, einem Gliede der Brüderunität, das Wort entzogen, ja er selbst, der Pole, aus dem Reichstag ausgeschlossen wurde. Im raschen Verfolg seines Sieges machte sich Ancuta an eine Widerlegung der Jablonskischen Denkschrift. Die Arbeit sollte wohl auch unter seinen Gesinnungsgenossen in Litauen als Rechtfertigung der von ihm angestifteten frechen Verletzung polnischen Rechtes dienen; denn er hatte es mit seiner Gegenschrift gar eilig. Außer als Doktor beider Rechte — zutreffender auch nach dieser Schrift wäre wohl die dem Namen beigefügte Abkürzung J. U. D. freilich wider den Gebrauch ausschreiben zu dürfen Injuriae utriusque doctor, Doktor staatlicher und kirchlicher Rechtsverletzung — bezeichnet sich Ancuta auch als Domherr und Generaloffizial in Wilna. Das Buch ist aus der Buchdruckerei der Jesuiten in Wilna hervorgegangen; sein ganzer Inhalt bezeugt, daß die Söhne Loyolas die geistigen Väter des Machwerkes sind und der litauische Advokat als ein sehr gelehriger Schüler zu ihren Füßen gesessen haben muß. Das heutzutage selten gewordne Buch*) (es wird berichtet, daß die Dissidenten, wo sie konnten, es aufgekauft und vernichtet hätten) zur Hand zu nehmen, kostet Überwindung; über dem Lesen ist es schwer, Schmerz und Scham und auch Zorn zu unterdrücken, daß sich einer, der sich Christ nennt, solches Zeug wider Jünger des Herrn zu sagen und anzuraten wagt. Dem Geschichtsforscher bietet das Buch eine beachtenswerte Seite, daß sein Inhalt für die Gültigkeit der Jesuitenregel Zeugnis ablegt: sint ut sunt aut non sint (des Loyolas Jünger sollen sein wie sie sind oder aufhören zu sein). Genau nach den Lehrsätzen Ancutas, zu deren Verwirklichung er Hand angelegt, haben ein Jahrhundert früher die aus der Jesuitenschule hervorgegangenen Inquisitionsrichter in Spanien und Italien

*) Der lange Titel deutet zugleich ein gut Teil des Inhalts an: Jus plenum religionis catholicae in regno Poloniae et M. D. L. juri pretenso dissidentium in supplici libello et supplemento privilegiorum ac constitutionum ad comitia generalia congregatis ordinibus praesentato Grodnae anno 1718 oppositum, demonstrans: nullam dissidentes habere capacitatem activae et passivae vocis in regno Poloniae et M. D. L.

gehandelt und die beiden Länder voll Sonnenschein in die Nacht des Unterganges gestoßen; genau nach den gleichen Lehrsätzen, als ob er sie aus der verderbenbringenden Schrift des Wilnaer Juristen und Domherrn nur mit veränderten Namen abgeschrieben, lehrt zwei Jahrhunderte später, in unsren Tagen, der Jesuitenpater de Luca (in seinen Institutiones juris ecclesiastici publici. Romae. Libraria pontificia 1901), daß gegen Ketzer Todesstrafe anzuwenden, keinesfalls aber Duldung zu gewähren sei; denn die Ketzer seien Fälscher, Ehebrecher, ja selbst nicht bei Sinnen (amentes). Gewidmet ist das böse Buch Ancutas dem Zeloten auf dem erzbischöflichen Stuhl in Gnesen, Szembek. Er allein genügte Ancuta nicht. Mit ihm zugleich empfangen die Widmung die geistlichen und weltlichen Senatoren und die auf dem nächsten Reichstag versammelten Landboten. Sie sollen mit der bis dahin streng geheim gehaltenen Gabe überrascht, wahrscheinlich auch überrumpelt werden, daß ihnen keine Zeit eingehender Prüfung der rechtswidrigen Vorschläge gelassen, sie vielmehr rasch zu ihrer Annahme fortgerissen würden. Aus einer Zuschrift an die Leser ist ersichtlich, daß es sich für Ancuta um eine Widerlegung der nun doch nicht eindrucklos gebliebenen Denkschrift Jablonskis (libellus supplex) handelte, wohl auch um eine Rechtfertigung seiner Rechtsvergewaltigung wider Piotrowski. Dem Jesuitenzögling sind die Protestanten, zumal die in Polen und Litauen, ein ketzerischer Schandfleck (heretica labes), eine ketzerische Pest (heretica lues), mit allem Recht unfähig, im katholischen Königreich ein Staatsamt inne zu haben, unfähig auch aktives oder passives Stimmrecht zu besitzen. Nicht einmal im Lande geduldet dürfen sie fernerhin werden. Sämtliche evangelische Polen, die nicht zur römischen Kirche zurückkehren, erklärt der Wilnaer Domherr in ihrem eignen Vaterland für vogelfrei; sie sollen aus ihren Heimsitzen vertrieben werden. In weiter Ausführlichkeit versucht der Ketzerrichter mit allen möglichen Jesuitenkniffen den Nachweis, daß nach dreifachem Rechte (jure divino, ecclesiastico, civili patrio) die Dissidenten rechtlose Ketzer seien. Der dreifachen Ketzerkrone fügt Ancuta — uns Protestanten wahrlich zur tiefen Beschämung — noch einen vierten eisernen Reif bei: das Zeugnis der Dissidenten selbst (testimonium ipsorum dissidentium). Als auf einen Belastungszeugen weiset er auf das 1586 zu Mömpelgard zwischen Beza und dem durch seine Beteiligung an der Ausarbeitung der Konkordienformel bekannten Jakob Andreä veranstaltete, ergebnislos verlaufene Religionsgespräch hin.

Der unermüdliche Wächter in Berlin wider den römischen Erbfeind, der rastlose Schützer und Wahrer der Dissidentenrechte in Polen und Litauen, stellte sich alsbald der argen Herausforderung, und hob den von dem grimmen Gegner schnöde seinen Glaubensgenossen vor die Füße geworfenen Fehdehandschuh auf. So streng auch das Geheimnis über die

Ancutasche Schrift gewahrt wurde, war es dem Pastor Rekucz in Königsberg gelungen, zwei Exemplare aus Wilna sich zu verschaffen, das eine für den König, das andre stellte er Jablonski zu. Der Hofprediger war mitten in den Vorbereitungen für seine längst geplante slavische Kirchengeschichte als Neuausgabe und Fortsetzung der Wengierskischen Schrift. Sie würde die geeignetste Widerlegung gewesen sein, hätte sie nur druckfertig vorgelegen. Bis zu ihrem Erscheinen mit einer Entgegnung zu warten, wäre verfehlt gewesen; die vergiftete Waffe des Jesuiten würde ihre lebensgefährdende Wirkung getan haben. Es galt rasches Handeln; wenn möglich, daß Schlag und Gegenschlag gleichzeitig den Landboten zu Gesicht kommen würden. So erschien schon binnen Jahresfrist die Erwiderung als „Vorläufer,"*) wie die Vorrede sagt, einer vollständigen Erwiderung und damit der Leser erkenne, daß es ein Leichtes sei, dies Machwerk des Ancuta zu widerlegen und zu nichte zu machen. Der Prodromus erschien ohne Name des Verfassers und ohne Angabe des Druckortes. Der preußische Hofprediger mußte um seiner Stellung willen mit heruntergelassenem Helmgitter auf der Walstätte erscheinen; das war er seinem Könige schuldig, ebenso sehr auch der Sache, für welche er die Lanze einlegte. Berlin oder Königsberg als Druckort anzugeben, würde den Gegner bald auf die richtige Fährte gebracht haben; denn außerhalb Polens war nur einer zu finden, der eine so geschickte Klinge in Verteidigung der Dissidenten zu führen verstand. Ancuta scheint bei seiner eiligen Arbeit nicht einmal vermutet zu haben, daß der libellus supplex von Jablonski verfaßt sei, noch auch daß dieser überlegene Gegner wider seine Schrift das Wort ergreifen werde. Als Jesuit würde er sich dann nicht so viele Blößen haben geben können. Oder rechnete er darauf, daß das Buch dem genauesten Kenner der Dissidentenrechte erst bekannt werden würde, wenn es seine Wirkung auf die Landboten erfolgreich ausgeübet und den Evangelischen in ihrem Vaterland selbst die Duldung abgesprochen würde, die man den Juden gewährte?

Der Prodromus ist ein würdiger, ebenbürtiger Vorläufer des ein Jahrzehnt später (1731) erschienenen offnen Sendschreibens in Anlaß der Herzensbeklemmungen (stricturae) eines Hamburger Pastors (S. 338). Er zeigt uns die edle Persönlichkeit Jablonskis auf dem Gebiete der Polemik wie auf dem der Apologetik das Sendschreiben an seinen Freund Maucler. Aus beiden Schriften tritt uns die ehrwürdige Gestalt eines lauteren Jüngers des Herrn und treuen Dieners am Worte entgegen, der sich nach der Weisung des Apostels leidet als ein guter Streiter Christi,

*) Der volle Titel lautet: Prodromus Poloniae plenissimo jure ad servandam dissidentibus datam fidem publicam adstrictae contra Ancutae Jus plenum religionis catholicae sic dictae MDCCXXI.

allzeit kampfbereit für den Herrn und unsre evangelische Kirche, allzeit auch bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert unsrer Hoffnung. Weit überlegen erweist sich Jablonski in seiner wuchtigen Schrift dem Gegner aus dem Jesuitenlager an Gelehrsamkeit, an ausgebreiteter Sachkenntnis, an Schärfe der Beweisführung, auch rein äußerlich in Handhabung der Muttersprache der Gelehrten jener Tage. Seiner lateinischen Rede hört man an, daß sie an klassischen Vorbildern geschult und diese Schulung bis in das hohe Alter bewahret; das gibt ihm ein Recht zu begründeter Rüge des Mönchslateins seines Gegners aus der Jesuitenschule.*) Noch überlegener steht der evangelische Prediger dem Vergewaltiger seiner Glaubensgenossen in Polen und Litauen gegenüber durch die Tiefe, Kraft, hohe Schönheit der Gedanken, wie sie nur die Wahrheit christlichen Glaubens, das heilige Recht, auch wenn es scheinbar roher, brutaler Macht unterliegt, dem mannhaften Bekenner je und je einflößen. Schritt für Schritt geht Jablonski dem Gegner in seinen spitzfindigen Schleichwegen nach und drängt ihn aus allen Schlupfwinkeln schonungslos heraus. Wo Ancuta sieht — so heißt es an einer Stelle —, daß er seine Sache nicht mit den Landesgesetzen durchführen kann, da kommt er mit Trugschlüssen und schreit in die Welt hinein, daß die Dissidenten nicht anders als wie Totschläger, Räuber und Ehebrecher zu behandeln und für Staatsumwälzer zu halten seien. Schwer fällt es, nicht Proben der gewaltigen, überwältigenden Beredsamkeit Jablonskis zu geben, die kaum in einer andren seiner Schriften so glänzend sich zeigt. Nur den Schluß seiner markigen Rede können wir nicht umhin wiederzugeben. „Auf der einen Seite steht die gewissenhafte Haltung (religio) des Eides, die Unantastbarkeit (sanctitas) der Verträge, das gegenwärtige Heil des Staates im Verein mit der unangetasteten Verehrung des dreieinigen Gottes, mit der Ehrfurcht vor Christus und den Sakramenten, auf der andren Seite der Wille des römischen Pontifex, der unermeßliche, völlig unschriftgemäße Kult der Gottesgebärerin (deipara) Maria, dazu noch die allzu hohe bürgerliche Stellung der Jesuiten (nur an dieser Stelle so genannt, sonst in der ganzen Schrift: Loyoliten) und ihr Vermögen, das nur durch Mord, Verbannung, grausame Gewalt in ganz Polen befestigt und vermehrt wird. Nun mögen die guten Bürger, nicht entartete Christen, richten, aber mit rechtem Gericht (Joh. 7, 24.), welche Seite zu erwählen ist. Man fordert nicht eine Duldung der Arianer, sondern von Männern, deren Gottesdienst sich zwar aus den schwerwiegendsten Gründen von der römischen Kirche (coetus) unterscheidet, die aber innig und verbunden sind mit der gesamten Kirche in den vornehmsten und nötigsten Artikeln selbst

*) So bezeichnet er einmal treffend einen Ausdruck, den Ancuta nicht den alten Römern entlehnt: barbara vox in barbaro insultu.

nach dem Urteil billig denkender Päpste. Die Dissidenten begehren nicht die Erlaubnis, die Bischöfe und den römischen Gottesdienst zu verhöhnen, nur die Freiheit, das Ihre ohne Verletzung einer Person zu tun; sie werden es ohne Weigerung ertragen, wenn man sie durch gerechte Schranken und unter billigen Bedingungen verpflichtet. Ich flehe den ewigen Gott an, daß er das Herz des polnischen und litauischen Volkes, zumal ihrer Herren, zu gemäßigten und gerechten Ratschlüssen lenke, den mordbrennerischen Wagnissen (incendiarii ausus) und Reden endlich aber eine Grenze setze, auf daß zum Heil von König und Vaterland durch Erlangung eines festen, bis in späte Jahre dauernden Friedens die bis jetzt noch offnen, klaffenden Wunden Polens heilbringend sich schließen möchten."

Das Gebet des ehrwürdigen, frommen Dompredigers, der mit glühender Liebe bis an sein Lebensende an dem Lande seiner Väter hing, einst dem Bergungsort seiner Glaubensgenossen, die römischer Fanatismus aus ihrer böhmischen und mährischen Heimat vertrieben, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die die Gewalt in dem armen, seinem Untergang entgegeneilenden Polen und Litauen an sich gerissen, die aus der Fremde eingebrochenen Söhne Loyolas und die von ihnen mißleiteten Bischöfe und Priester der Kirche Roms haben es nicht gewollt. Schmerzgebeugt ist Jablonski in diesem letzten für Litauen eingelegten Worte zum Seher des Volkes, das er lieb hatte, geworden. Polen und Litauen sind an den Wunden, die sie nicht haben heilen lassen wollen, verblutet. Sie haben ihre Selbständigkeit und damit ihr Leben als Volk eingebüßt; eine brennende Wunde im Herzen jedes Polen bis zum gegenwärtigen Augenblick. Jahrzehnte hindurch hat Jablonski trotz aller bittren Enttäuschungen, trotz aller peinlichen Erfolglosigkeit seiner aufreibenden Bemühungen nicht aufgehört, an der Heilung der klaffenden Wunde seines Volkes nach dem Maße der ihm verliehenen Kraft und Gabe zu arbeiten, bis zuletzt unverdrossen, nicht entmutigt, auch hoffnungsvoll im Gebete zu Gott. Ich habe vergeblich, selbst nicht in vertrauten Briefen, nach einer bittren Klage, einem herben Worte gesucht; weder bei seinen Bemühungen zum Besten bedrängter Glaubensgenossen, noch auch bei seinen lebenslangen Bestrebungen zur Anbahnung einer Union der getrennten Glaubensbrüder der Reformation in Deutschland. Wahrlich, nur das Evangelium vermag solch hohe, adlige Gesinnung den wahrhaft Gläubigen einzuflößen.

c) Für die Evangelischen in Ungarn und Siebenbürgen.

Einen ähnlichen, tiefschmerzlichen Leidensweg wie in Polen und Litauen hat unsere Erzählung nun in Ungarn und Siebenbürgen einzuschlagen. Selbst heute noch nach mehr wie zweihundert Jahren möchte man

auch in der Schilderung des Ganges enthoben sein und in duldsamer gewordener Zeit die traurigen Vergewaltigungen unsrer evangelischen Glaubensgenossen dem Vergessen anheim geben können. Dann müßten wir auf die Lebensschilderung des treuen Wächters und Anwaltes der um ihres Glaubens willen Verfolgten verzichten, zugleich aber auch der nicht zur Ruhe kommenden Anklage gewaltsam Schweigen gebieten, die je und je die Geschichte wider die römische Kirche erhebt und uns Söhnen der Reformation warnend, mahnend zeigt, wessen wir uns von Rom zu gewärtigen haben, wenn und wo es ihren Priestern gelingt, die Gewalt in ihre Hand zu bekommen. Auf diesem Punkte anerkennt die sich unfehlbar dünkende römische Kirche keinen Wandel; sie ist und wird sein, so lange sie besteht, wie sie gestern war. Auch in Österreich, wie uns die Vorgänge in Ungarn und Siebenbürgen zeigen werden, war die Gegenreformation erfolgreich am Werke. Die Jesuiten hatten die römische Kirche zum unerbittlichen Kampf auf Leben und Tod aufgerufen und zu Tausenden die Evangelischen mit Feuer und Schwert in die römische Kirche zurückgezwungen, in so grausamer, zum Teil blutiger Weise, daß erst nach zwei- und dreihundert Jahren die Söhne dieser Rückfälligen sich aufraffen und heute den Ruf ergehen lassen: Los von Rom! Etwas erleichtert wurde den Söhnen Loyolas in Österreich das gewalttätige Vorgehen wider die evangelische Kirche durch die auch hier spürbare kirchliche Spaltung im Heerlager der Protestanten. Geschickt und schlau rechnete die österreichische Regierung die Reformierten nicht zu den Augsburgischen Religionsverwandten und somit als außerhalb der Begünstigungen stehend, welche der Große Kurfürst seinen Glaubensgenossen bei dem westfälischen Friedensschluß mit dem Einsatz seiner urmächtigen Persönlichkeit ausbedungen. Die Weigerung sollte der Regierung einen Rechtstitel für das gesetzwidrige Vorgehen gegenüber den reformierten Gemeinden, die in Ungarn die Mehrzahl bildeten, bieten; hielt sie aber nicht ab, in gleicher Rechtsverletzung wider die Lutheraner auf ihrem Gebiete vorzugehen. Reformierte und Lutheraner waren den Jesuiten gleichermaßen Nichtkatholiken, darum Ketzer, gegen welche die römische Kirche sich alles erlauben darf. Die Jesuiten haben von der sich selbst zugesprochenen Erlaubnis furchtbaren, auch heute noch empörenden Gebrauch gemacht.

Jablonski war eben Rektor des Gymnasiums der Brüderunität geworden, als die schreckeneinflößnde Kunde von dem „Blutgericht zu Eperies“ (1687) nach Lissa gelangte, ein Seitenstück zu dem späteren „Thorner Blutgericht,“ in seinen Einzelheiten und was ihm jahrelang vorausgegangen noch entsetzlicher als die Freveltat der Jesuiten in Großpolen. Die Beschlüsse des Wiener Friedens von 1606, der den Ungarn Glaubensfreiheit zusicherte, waren längst in frevler Weise von der Regierung ge-

brochen, in ihren Augen unverbindlich und hinfällig geworden. Zumal der Erzbischof von Gran, Szelepcsenyi (1666—85), der sich rühmte, binnen 4 Jahre 63000 Protestanten Ungarns in die römische Kirche zurückgetrieben zu haben, war eifrig und schonungslos an seiner Würgearbeit in erster Linie der evangelischen Geistlichkeit. Ihm zur Seite, eine blutige Geißel der evangelischen Gemeindeglieder, der General Caraffa, der sich in Ungarn einen Namen erworben, wie ein Jahrhundert zuvor Alba in den Niederlanden. Noch fehlt dem unglücklichen Land ein Märtyrbuch, wie es die französischen Glaubensgenossen an Crespin, die englischen Blutzeugen an Fox besitzen, in welchem auch die Ungarn als lautredende Zeugen auftreten würden, daß die Evangelischen von den Jesuiten und der römischen Kirche in den langwährenden Tagen der Gegenreformation schwereres, grausameres erduldet als die Christen einst von den heidnischen Kaisern in Rom. Unsre evangelischen Glaubensgenossen in Ungarn und Siebenbürgen haben die furchtbaren Marter bis zum Tode ebenso standhaft und glaubensstark ertragen wie jene frühesten Blutzeugen des Herrn. Deß ist ein ergreifender Beleg auch das eben erwähnte „Blutgericht in Eperies,"*) der Stadt im prächtigen oberen Theißgebiete, in welcher die Evangelischen eine ihrer vorzüglichen Gelehrtenschulen gegründet und zu hoher Blüte gebracht. Bei dem raschen Wechsel des Kriegsglückes hatten eine Zeitlang die Jesuiten die Schule an sich gerissen, um sie dann wieder für wenige Jahre an ihre Stifter und Besitzer zurückgeben zu müssen. Nachdem die Römlinge ihre Metzgerarbeit an der „Fleischbank" getan, hat Bischof Szegedy das Gymnasium den Jesuiten wieder ausgeliefert; mit den vier evangelischen Pastoren der Stadt wurden alle Professore der Anstalt und vierhundert Schüler weggejagt und aus Eperies verwiesen.

So herbes Geschick hat nun doch die Schule in Lissa nicht zu erdulden gehabt. Die Kunde rief alte, schmerzliche Erinnerungen bei Jablonski, in der ganzen Unität wach. Kam sie doch aus einem Lande, dessen Herrscherhaus vor zwei Menschenaltern erst ihre Väter von Haus und Hof und aus der Heimat in eine unbekannte Fremde vertrieben. Wie in Böhmen und Mähren hatte der Jesuitenzögling König Ferdinand II. auch wider die Evangelischen in Ungarn gemäß seinem Wahlspruch gehauset:

---

*) Wenigstens handschriftlich ist der Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen vorhanden: Theatrum Eperiense anno 1687 erectum seu laniena Eperiensis, autore Joanne Rezik in Eperiensi Statuum Hungariae Ev. Collegio cond. professore. Der Ausdruck laniena in obiger Titelangabe beweiset, daß schon bei den Zeitgenossen die Bezeichnung der entsetzlichen Begebenheit als „Fleischbank von Eperies" aufgekommen. Der Name ist auch heute noch nicht aus dem Gedächtnis der Leute geschwunden; selbst Daniel hält ihn in seinem Handbuch der Geographie (II, 216) fest.

malo regnum desolatum quam damnatum (lieber ein verwüstetes als ein verdammtes Reich). Mit dem ihm von seinen Lehrmeistern beigebrachten, verruchten Grundsatz, daß ein nur mit dem Mund, aber nicht dem Herzen geschworener Eid (wir sind der dämonischen Jesuitenlehre bereits in Polen S. 321 begegnet) gebrochen werden dürfe, hat er seine feierlichen, den Protestanten in Ungarn gegebnen Gelübde nicht gehalten; nach dem gleichen Grundsatz wurde fort und fort ein wohlverbrieftes Recht nach dem andren den dortigen Protestanten geraubt. Damals, als die Unitätsbrüder aus ihrer Heimat auswandern mußten, war ein Teil von ihnen, namentlich von denen aus Mähren, südwärts über die Karpathen in das nahegelegene Weichsel- und obere Theißgebiet gezogen, das fast ausschließlich evangelisch den flüchtenden Glaubensgenossen warme Aufnahme bot. Nicht so zahlreich wie in Polen, konnten sie in dem protestantischen Land den Unitätsverband nicht lange aufrecht erhalten; sie sind frühe in den Gemeinden, die ihnen Herberge gewährt, aufgegangen. Aber das Bewußtsein einstiger Zusammengehörigkeit war in Lissa nicht völlig verschwunden.

Für Jablonski waren weitere, pietätvoll festgehaltne Beziehungen zu den Glaubensgenossen in Ungarn vorhanden. Schon im Elternhause in Memel und dann bei dem Pflegevater in Lissa hörte der Knabe frühe und oft von Ungarn wie von einem heimischen Lande. Der Großvater hatte vier bedeutsame Jahre (1650—54) in Ungarn verbracht; Figulus, der eben erst verheiratete Schwiegersohn, und Hartmann hatten ihm dorthin das Geleite gegeben (S. 13). Die Witwe des 1648 verstorbenen Georg I. Ragoczy, Fürsten von Siebenbürgen, die ausgezeichnete, hochgebildete und wie ihr Gemahl treu und glaubensinnig dem reformierten Bekenntnis anhangende Susanna Lorantfy, die ihrem Manne die ausgedehnte Magnatenherrschaft Saros-Patak mit dem damals stark befestigten, nun aber verfallenen Bergschloß Saros, das der heutigen Gespanschaft den Namen gegeben, in die Ehe mitgebracht, hatte Comenius eingeladen, die von ihr und ihrem Manne gestiftete und mit reichen Mitteln ausgestattete Gelehrtenschule nach seinen Grundsätzen umzugestalten. Mit unverdrossenem, rastlosem Eifer hat sich der Reformator des Schulwesens an die Aufgabe gemacht, für welche ihm in hochherziger Weise die fürstliche Witwe und ihr noch jugendlicher Sohn, Georg II., freie Hand gelassen. Eins der berühmtesten Werke von Comenius, seine Schola pansophica, ist neben einer Reihe andrer bedeutsamer Schriften*) hier in Ungarn erschienen. Durch die heilsame Umgestaltung gelangte die Schule zu einem Ansehen und Blüte, daß sie

*) Kvacsala gibt in den Belegen und Erklärungen (S. 81) zu seinem Werke Joh. A. Comenius (Leipzig 1892) das Verzeichnis der in Patak verfaßten und in der von der freigebigen Schloßherrin neben der Schule gegründeten Druckerei erschienenen Schriften.

neben der in dem nah gelegenen Eperies befindlichen Gelehrtenschule weithin, selbst im Ausland, für das beste Kollegium in Ungarn galt. Grade während des Aufenthaltes in Sarospatak hatte sich Comenius nur allzu sehr mit der rätselhaften Erscheinung des Drabik und seinen Weissagungen eingelassen. Jablonski wußte darum; auch daß die von dem Großvater in seiner Schrift „Licht in der Finsternis" herausgegebnen Weissagungen des Drabik der Grund waren, daß der betörte und ebenso betörende Schwärmer im Zusammenhang mit der sog. Verschwörung des Muranyer Bundes und dem dadurch veranlaßten grausamen Vorgehen des fanatischen Erzbischofs von Gran wider eine große Zahl hervorragender Protestanten unter grauenhaften Martern hingerichtet wurde. In unmittelbare Beziehung nun auch zu den Evangelischen in Ungarn und Siebenbürgen trat Jablonski jedoch erst, seitdem er als Hofprediger des königlichen Schirmherrn aller verfolgten Protestanten nach Berlin berufen ward.

Nicht nur das rücksichtslose Vorgehen der Gegenreformation in Österreich hatte frühe schon das wachsame Auge der Hohenzollern auf die sich steigernden schweren Bedrängnisse ihrer Glaubensgenossen in den Ländern des römischen Kaisers deutscher Nation gelenkt; auch nahe verwandtschaftliche Bande knüpfte die Vormacht der Protestanten auf dem Festlande an Ungarn und Siebenbürgen. Kurfürst Georg Wilhelm hatte seine Zustimmung zur Vermählung seiner 24 Jahre alten Schwester Katharina mit dem mehr wie zwanzig Jahre älteren Fürsten Gabriel Bethlen von Siebenbürgen gegeben (1626). Eine mannhafte, anmutende Erscheinung dieser Held aus den fernen Grenzgebieten Halbasiens, der selbst eine Zeitlang die Krone des hl. Stephan in seinem Besitz hatte. In tiefer, frommer Überzeugung hing er an der evangelischen Kirche, wie sein Schwager in Brandenburg treu und fest dem reformierten Bekenntnis zugetan. Sechsundzwanzigmal hat er die Bibel durchgelesen; Kopf und Herz wußten darin ungezweifelten Bescheid. Glücklich war die kinderlose Ehe nicht. Es gelang den Jesuiten, das Vertrauen der sich mehr und mehr in der Ferne vereinsamt fühlenden Fürstin zu gewinnen. Des Kurfürsten Johann Sigismund Tochter erlag den schlauen Einflüsterungen; ein paar Jahre nach Bethlens Tode trat sie heimlich zur römischen Kirche über, vielleicht in der Hochburg des Jesuitenordens zu Tyrnau (Gespanschaft Preßburg), woselbst sie ihren Witwensitz genommen (1629). Der Übertritt kostete dem gefügigen Werkzeug der Jesuiten die Nachfolge auf den ihr einst zuerkannten Fürstenthron; sie mußte freiwillig darauf Verzicht leisten. Der kurfürstliche Bruder hatte keine Lust, der beklagenswerten Glaubensverleugnerin aus dem Hohenzollernhause wider den Unwillen der evangelischen Bevölkerung Hilfe zu bieten; mitten in den Kämpfen des 30jährigen Krieges lag nach echter

Hohenzollernart dem Kurfürsten Georg Wilhelm die Teilnahme für das schwere Los der Glaubensgenossen in Siebenbürgen-Ungarn näher am Herzen als das selbstverschuldete Leid der Schwester.

Die Nachfolge auf dem Throne kam in freier Wahl des Volkes an das hervorragende Haus, welches während des siebzehnten Jahrhunderts berufen schien, das sehnsuchtsvolle Verlangen der Ungarn nach Selbständigkeit, nach Loskommen von dem habsburgischen Regiment zu erfüllen. Schon unter Bethlen hatte sich als der wackersten Helden Einer Sigmund Ragoczy hervorgetan, auch er wie Bethlen in frommer Überzeugung ein Glied der reformierten Kirche, allzeit wacker auf dem Platz, wider die römischen Vergewaltigungen und jesuitischen Rechtsbrüche des Kaisers auch mit der Hand am Schwerte für die evangelische Kirche seines Heimatlandes einzutreten. Sein Sohn Georg I. wurde Fürst von Siebenbürgen; wir haben gesehen, wie er als Gemahl der Susanna Lorantfy ausgedehnten Besitz und durch ihn hohes Ansehen in Ungarn hatte. Kaiser Ferdinand II. mußte mit dem siegreichen, 1631 zum Fürsten von Siebenbürgen erwählten Ragoczy Friede schließen, wollte er nicht Gefahr laufen, selbst Ungarn einzubüßen. Die Gefahr war für ihn und seinen Nachfolger Ferdinand III. nicht gering. Denn Siebenbürgen und Ungarn standen während des dreißigjährigen Krieges auf protestantischer Seite; Ragoczy war bereit, dem schwedischen General Torstenson die Hand zu reichen, weil, wie er in einer Staatserklärung 1644 kund tat, das Haus Habsburg gesetz- und vertragswidrig die Protestanten von allen Ämtern und Würden ausschließe, sie ihrer Kirchen und Schulen beraube und ihre Geistlichen verjage. Gerade als in Münster der westfälische Friede geschlossen wurde, der auch die Reformierten Ungarns und Siebenbürgens als augsburgische Religionsverwandte anerkannte, starb Georg I. (Oktober 1648); auf dem siebenbürgischen Fürstenthron war ihm sein jugendlicher Sohn Georg II. gefolgt. Ein brennender Ehrgeiz, König von Polen zu werden, verlockte ihn in falsche Bahnen, entfremdete ihn Siebenbürgen, trug ihm im weitren Verlauf den Verlust seines Fürstenstuhls ein. In Großwardein ist er, erst vierzigjährig, im Geburtsjahre Jablonskis 1660 in türkischer Gefangenschaft gestorben. Seine Witwe aus dem reformierten Hause der Batory war wie Bethlens Witwe vor einem Menschenalter in die Umgarnung der um jene Zeit im Fürstenfang besonders eifrigen und erfolgreichen Jesuiten geraten und im Bruch mit den Ragoczyschen religiösen Überlieferungen nebst ihrem unmündigen Sohne zur römischen Kirche übergetreten. Im weiteren Bruch mit den politischen Überlieferungen des Hauses hatte sie sich um die Gunst des Kaisers beworben, und darum den jesuitischen Umtrieben auf ihren evangelischen Gütern freie, ruchlose Hand gegeben. Der Sohn, Franz I. Ragoczy, folgte nicht den politischen Wandelungen der Mutter; seine Ver-

mählung mit der schönen und geistvollen Tochter des Hauptverschworenen im sog. Muranyer Bund, Helena Zrinyi, eine würdige Nachkomme des Helden von Szigeth (1566), hatte ihn in den Aufstand und dann auch seinen blutigen Ausgang verwickelt.*) Nur dem vielvermögenden und opferwilligen Einfluß der Mutter hatte er es zu danken, daß er nicht wie der Schwiegervater Peter Zrinyi durch Henkershand den Tod erlitt (1671); erst 31 Jahre alt hat er sein nun doch verfehltes Leben auf dem Schlosse der Mutter zu Munkacs beschlossen. Die Verschwörung selbst und ihr Mißlingen kostete Ungarn die Selbständigkeit. Der Kaiser entnahm ihr den Freibrief, alle feierlich beschworenen Rechte des Landes zu brechen und seine Jesuiten mit ungezügelter Gier wider die schon so arg bedrängte evangelische Kirche in Ungarn und Siebenbürgen loszulassen. Was 1673 der königliche Anwalt Franz Mailath mehr wie 300 evangelischen Geistlichen angetan, was im folgenden Jahre in noch grausamerer Weise der Graner Erzbischof in Preßburg wider die gleiche Zahl Evangelischer verbrochen, steht den Greueltaten ebenbürtig zur Seite, die bald darauf nach Aufhebung des Ediktes von Nantes die Hugenotten in Frankreich erduldet. Die beide Freveltaten angezettelt, waren freilich auch die gleichen Männer in Ungarn wie in Frankreich.

Ein trauriges Erbe, das der unglückliche Ragoczy bei seinem frühzeitigen Tode dem erst fünf Monate alten Sohn hinterließ: ein verloren gegangenes Fürstentum! Aber die Mutter und ebenso der Stiefvater Tököly haben dem Knaben, in dessen Adern echtes, ehrgeiziges Ragoczy-Blut pulsierte, ein Erbe mitgegeben, an dem er lebenslang zehrte: eine brennende Vaterlandsliebe, Ungarn und Siebenbürgen aus der Umklammerung Österreichs loszulösen, frei und selbständig im Ringe der Völker zu machen. Zum Manne herangereift fühlte sich Franz II. berufen, dies Erbe, den holden, nie entschwindenden Traum des ganzen Ungarnvolkes, anzutreten: die arge Zwingherrschaft Österreichs, koste es, was es wolle, zu brechen, die Krone des heiligen Stephan dem Volke zu eigner Entscheidung und Wahl zurückzugeben. Wenn nur dem heißbegehrten Wollen ein ebenso starkes Können wie bei dem Fürsten, so bei dem Volke vorhanden gewesen wäre! Ragoczy gehörte durch seine Großeltern der römischen Kirche an; aber die evangelischen Magnaten und auch die Bauern allesamt scharten sich willig um ihn, den jahrelang glückhaften Helden, den die Siebenbürgen in trotzigem, freiheitsdurstigem Auflehnen wider die österreichische Zwingherrschaft zu ihrem Fürsten erwählten.

*) Was besitzt doch Ungarn in seiner Geschichte herrliche, auserwählte Frauengestalten wie diese Tochter aus dem Hause Zrinyi, wie die Großmutter ihres Gemahls. Wohl einem solchen Volke! Das Leben der Helene Zrinyi bietet meines Bedünkens mehr dramatische, tragische Züge als ihr Ahne, den unser Körner zum Helden seines fesselnden Jugendwerkes erwählet.

Anfänglich bildeten die Evangelischen die ausschlaggebende Mehrheit in seiner Gefolgschaft. Die brennende Vaterlandsliebe, das ebenso heiße Begehr nach Freiheit ihres evangelischen Glaubens führte sie zu den Fahnen des Helden, dessen Erscheinung schon den Zeitgenossen lichtverklärt von einem romantischen Hauche umflossen war, des kühnen Erben eines in der Geschichte des Volkes unsterblichen Namens Zrinyi, der sich anschickte, das sehnliche Verlangen des Volkes zu erfüllen, ihm Freiheit und Selbständigkeit zu verschaffen. Trotz des Scheiterns seines rastlosen Bemühens ist Ragoczy der Volksseele nicht entschwunden, so wenig wie das Ziel, für welches er das Leben eingesetzt. Auch heute noch, wenn die Ungarn ihren Ragoczy-Marsch hören, taucht mit dem Namen und unter den Klängen des kriegerischen Marsches jene begeisterte Stunde vor zweihundert Jahren in der Erinnerung auf, in welcher auf seinen Ruf das Volk sich erhob, das verhaßte, ihm fremde Joch abzuschütteln und frei sich selbst anzugehören. Ungarn will es nicht vergessen, daß in den Jahren 1700 bis 1711 Ragoczy die Loslösung von Österreich beinahe dem Volke gebracht hätte.

Als Ungar und in Erinnerung an die eignen Ahnen, an die andre kraftvolle Heldengestalt seines Volkes, Bethlen, ein Jahrhundert zuvor, war für Ragoczy die Glaubensfreiheit unlösbar mit der Befreiung des Volkes verknüpft. Seine verbündeten Scharen zogen unter einem Banner in die Schlacht, das die drei Religionen (der reformierten, lutherischen und römischen Kirche) vereint zeigte mit der doppelten Umschrift: concurrunt ut alant (sie schließen sich zusammen, um sich weiter zu fördern), concordia religionum animata libertate (die durch Religionsfreiheit beseelte Eintracht). Freiheit des Glaubens war den argbedrängten Evangelischen in Ungarn so wert und teuer wie Freiheit der Heimat. In ihrem Kampfe wider Österreich kämpften sie wider den wortbrüchigen, zwiefachen Vergewaltiger des Glaubens und des Vaterlandes. Kein christliches Volk, das des Lebens wert ist, hat höhere Güter zu verteidigen. Das begriff Ragoczy wohl; die feste Überzeugung machte ihn zum Anwalt der Evangelischen Ungarns, drängte ihn immer und immer wieder als ihr Anwalt bei den evangelischen Mächten um Schutz für ihre so grausam und erbarmungslos unter der österreichisch-römischen Zwingherrschaft leidenden Glaubensgenossen einzutreten. Mit in erster Linie bei den Hohenzollern, den machtvollen Schirmherrn der Evangelischen auf dem Festlande. Bei welchem Anlaß Ragoczy zuerst in nähere Beziehung zu dem Hofprediger des Königs in Preußen getreten, ist mir aus den zugänglichen Papieren nicht klar geworden; wir werden sehen, daß diese Beziehungen frühe schon auffällig nahe, zum Teil auch von preußischer und ungarischer Seite warm gepflegte und einmal so bedeutende waren, daß Jablonski mit Gutheißung seines Königs eine diplomatische Sendung nach England

im Interesse Ragoczys übernahm. Auch diese Sendung ist ein Grund, weshalb hier ausführlicher auf die staatlichen Verhältnisse Ungarns eingegangen werden mußte. Ist es überhaupt — wie wiederholt bereits betont wurde — in jenen Jahren schwer, die kirchlichen und staatlichen Vorgänge im Leben der Völker klar und reinlich auseinanderzuhalten, so erst recht nicht bei den verwickelten Kämpfen in Ungarn und Siebenbürgen und bei der hervorragenden Stellung eines Hofpredigers in Berlin, wenn er zugleich wie Jablonski das hohe Vertrauen der Hohenzollern in ihren Bemühungen für den Schutz der evangelischen Glaubensgenossen allüberall wie kein andrer Hofprediger genoß.

Ein Besuch des Ephorus Balthasar Zalanyi aus Siebenbürgen im Sommer 1696 scheint der erste Anlaß gewesen zu sein, daß Jablonski mit den fernen Glaubensgenossen in unmittelbare Berührung trat und, wie das bei den damaligen Verhältnissen nicht anders möglich, veranlaßt wurde, sich für die bedrängten Glaubensgenossen zu verwenden. Zalanyi hatte ihm ein genaues Bild der kirchlichen Zustände daheim gegeben, ihm erzählt, daß die Reformierten in Siebenbürgen an ihrer Spitze einen Bischof hätten, unter dem in jedem der 15 Gespanschaften ein Senior stände. Im ganzen zählten die Reformierten des Landes fünfmal mehr Gemeinden als in Polen und Litauen. Sie hätten auch drei Gelehrtenschulen (gymnasia illustria), deren vornehmstes in Nagy-Enyed (Gespanschaft Unterweißenburg) sei. Bereits im Spätherbst traf, wohl in Anlaß dieser Unterhaltung, ein Bittgesuch des Rektors der Schule zu Enyed, Paritz Papaj, bei Jablonski ein, zweien seiner Schüler Freistellen auf der Frankfurter Hochschule bei dem Kurfürsten auszuwirken, wie Polen und Litauen solche besaß. Jablonski säumte nicht, mit dem Grafen Eberhard Danckelmann sich deshalb in Verbindung zu setzen, schlug ihm auch gleich zwei Wege vor, die zur Gründung einer solchen Freistelle nötigen Mittel zu beschaffen, ohne die meist leeren kurfürstlichen Kassen zu belasten. Der damals noch in voller kurfürstlicher Gunst stehende Oberpräsident wählte den zweiten Weg und teilte nach kurzer Zeit seinem Pastor mit, daß er 9000 Mark zur Gründung zweier Freistellen für Schüler aus Enyed flüssig gemacht. Schon im Februar folgenden Jahres erhielt Jablonski zur Mitteilung an Danckelmann ein Dankschreiben des Siebenbürger Kanzlers und Kurators der Enyeder Schule, Graf Bethlen, für die empfangne Wohltat.*)

*) In dem Schreiben Danckelmanns an den Kanzler (Berlin 13./23. Febr. 1697) ist die Stelle beachtenswert: ... Posteaquam princeps optimus pro summo suo atque incredibili amore erga sanctissimam, nunc temporum hominumque injuria misere afflictam religionem, proque insigni illa benevolentia, qua Transsylvaniae populos complectitur, olim in animum

Diese erste mit Erfolg gekrönte Verwendung für die Glaubensgenossen in Ungarn-Siebenbürgen war nur ein Vorspiel und auch Ansporn der Bedrängten zu stärkerer Inanspruchnahme des hilfebereiten, einflußreichen Hofpredigers. Eine Hiobspost nach der andren lief im Pastorat ein. Auch das Enyeder Gymnasium hatte schwer in den folgenden Jahren zu leiden. Professor Szymandi hat 1705 bei einem Besuche Jablonski zu berichten, daß in einem von den Jesuiten angezettelten Aufstand 24 Gymnasiasten erwürget worden seien; man habe zwar nicht, wie die ersten Briefe meldeten, den ehrwürdigen Rektor Papaj ermordet, wohl aber ihn aller seiner Güter beraubt. Der Bischof in Fünfkirchen hatte laut verkündet, daß er in seinem Bistum keine Ketzer, Juden, Räuber, Calvinisten, Gotteslästerer dulde, und dem entsprechend den vor sein Gericht geforderten reformierten Predigern mit Verbannung und Tod gedroht, wenn sie nicht katholisch würden; „denn ich sage: ein Ochse, Esel und alle kriechenden und im Wasser lebenden Tiere, ja der gedemütigte Teufel aus dem unteren Reiche werden früher die Seligkeit erlangen als irgend einer der Calvinisten." Der Kardinal-Erzbischof von Gran, Kollonich (1695—1707), hatte dem Palatin Paul Esterhazy vom Papst die Erlaubnis zum Eingehen einer verbotnen Ehe unter der Bedingung ausgewirkt, daß er überall in seinem Machtgebiet die Ketzerei ausrotte; dafür wurde ihm außerdem vollkommene Sündenvergebung feierlich zugesagt. Dem entsprechend hat der Palatin wider die Evangelischen schonungslos gehauset, eine machtvolle weltliche Stütze für den verfolgungssüchtigen, jedem Rechte hohnsprechenden Kardinal-Erzbischof, dessen Nachfolger in den gleichen Fußstapfen wandelte. Es ist der uns schon bekannt gewordne (S. 304) „Kardinal von Sachsen," Christian August von Sachsen-Zeitz, der mit 34 Jahren — nur elf Jahre nach seinem schmachvollen Übertritt — Koadjutor des Erzstiftes Gran wurde, um sieben Jahre später (1707) die reichste Pfründe des Landes — der sehnlichste Wunsch des ebenso verschwenderischen wie ehrgeizigen Abtrünnlings — zu erhalten. Als Kardinal-Erzbischof von Gran war der fürstliche Überläufer Primas von Ungarn geworden. Er fühlte sich dem Papst und auch dem Kaiser zu Danke verpflichtet, und glaubte diesen Dank am wohlgefälligsten erstatten zu können, wenn er mit dem vollen fanatischen Eifer, wie er Überläufern zu eignen pflegt, wider die Kirche seiner im Stiche gelassnen Glaubensgenossen, wider die Evangelischen in Ungarn und Siebenbürgen schonungslos hause. Sein Treiben trug mit dazu bei, daß Ragoczy die Fahne

induxerat, duos ex illis populis studiosos sumptibus publicis in illustri academia Viadrina alere, nunc quia ita petit Illma Dominatio Vestra beneficio hoc praeprimis afficere constituit Collegium Reformatorum Nagy-Enjediense . . .

des Aufstandes entrollte, und die bis zur Verzweiflung getriebnen Evangelischen in hellen Scharen sich um sein Banner sammelten, daß er in Ungarn einbrach und während eines Jahrzehntes bei wechselndem Kriegsglück dem Volke seinen Traum von Freiheit und Selbständigkeit auf kirchlichem und staatlichem Gebiete zu verwirklichen schien. Der bei seiner Schilderhebung „in Unserem Lager auf Unsrem Gute Munhacs den 7. Juni 1703" erlassene Rechtfertigungserlaß, eine glänzend geschriebne fesselnde Urkunde, ist eine beredte Anklageschrift wider Österreich. Selbstverständlich auch wider seine Religionsverfolgung. „Wer kennt nicht die künstlichen Mittel, deren man sich zur Hervorrufung der Religionswirren bedient. Es ist dies ein altes Kunststück der Österreicher, durch das sie, wie es in Böhmen geschehen, die mittelst königlicher Zusicherungen und Landesgesetze gestattete Religionsübung zu stören und Unfrieden im Innern des Landes zu säen suchen. Man schwächt den Fluß, indem man ihn in kleine Bäche teilt. So sehen wir unser Land allmählich verfallen und seine Kraft erlahmen, indem man, die Religion als Vorwand benutzend, Uneinigkeit und Zwietracht zwischen Katholiken und Protestanten streut und hierdurch die Großen des Landes spaltet."

Die evangelischen Mächte Europas konnten und durften keine teilnahmlosen Zuschauer der Vorgänge in Ungarn sein, insbesondere die Vormacht der evangelischen Kirche auf dem Festlande nicht. Bei den äußerst gespannten politischen Verhältnissen jener Jahre — es war die Zeit des nordischen Krieges und auch des spanischen Erbfolgekrieges; alle europäischen Mächte standen in Waffen wider einander — war größte Vorsicht zumal für den brandenburgisch-preußischen Staat geboten, dessen Kurfürst eben erst die Königskrone sich aufs Haupt gesetzt. Ein schriftlicher Verkehr zwischen Ragoczy und der preußischen Regierung fand statt; aber die Vermittlung ging durch Jablonskis Hände hin und her; er war in alle Vorgänge eingeweiht. Unter der unverfänglichen Deckadresse eines Herrn Petersen gelangten die Briefe aus Ungarn nach Berlin; hier hatte die Post die geheime Weisung, alle unter diesem Namen eintreffenden Briefe dem Hofprediger auszuhändigen; vorsichtshalber wurde in den meisten Schreiben der Empfänger als Petersen angeredet. Ilgen, der langjährige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, teilte dann Jablonski den Inhalt der Schreiben mit und um möglichst jeden Verdacht abzulenken, veranlaßte ihn die Antwort als von ihm aus an Ragoczy gelangen zu lassen. So war beispielsweise Anfang 1705 ein Schreiben Ragoczys an „Petersen" mit wichtigen Einlagen an den König gelangt. Ragoczy (Majestatis vestrae humilis et obsequentissimus servus) beklagt sich darin, daß die ungarischen Konföderierten bei den in Schemnitz (in der heutigen Gespanschaft Hont) im Oktober 1704 stattgefundnen Verhandlungen wegen Abschluß eines Waffenstillstandes

und folgenden Friedens die anwesenden Vertreter der beiden Seemächte, England und Holland, von der Lauterkeit ihrer Vorschläge überzeugt, die kaiserlichen Abgeordnete aber durch ungebührliche Forderungen diese Vorschläge vereitelt hätten. Um des Friedens willen seien die Seinigen bereit gewesen, ihre kriegerischen Vorteile zu opfern; nun aber würden sie von den Kaiserlichen wie Überwundne, die um Gnade bitten, behandelt. Ein paar Tage später kam Ilgen zu Jablonski, ihn im Namen des Königs zu bitten, mit aller Vorsicht an Ragoczy zu schreiben und ihn zu einem Frieden mit dem Kaiser zu bewegen, zumal von seiten Englands Lord Paget, von seiten Hollands Herr v. Almeloven nach Wien unterwegs seien, günstige Friedensbedingungen auszuwirken. Der König könne sich nicht als Vermittler anbieten, weil er sich keiner Zurückweisung Österreichs aussetzen dürfe; wohl aber wäre es gut, wenn von Seiten Preußens und auch der Konföderierten England und Holland veranlaßt würden, diese Vermittlung Preußens in Wien anzuregen und zu fordern. Würde der Vorschlag von dem Kaiser angenommen, dann sei Preußen bereit, seinen Gesandten in Regensburg Metternich, nach Wien abzuordnen. Den bis jetzt nicht bekannt gewordnen Vorgang habe ich um deswillen geglaubt ausführlich mitteilen zu sollen, einmal um zu zeigen, in wie starkem Grade damals — anders als heute — der König seinen Hofprediger auch zu politischen Angelegenheiten heranzog, und solche Verwendung nicht als unvereinbar mit dem Amt eines Geistlichen in hoher, kirchenregimentlicher Stellung hielt; dann aber auch zum Beleg, daß bei den späteren so peinlichen Klementschen Händeln der König die Vorwürfe des kaiserlichen Hofes, als hätten die Hohenzollern Ragoczy zu seinem Kampfe wider den Kaiser aufgemuntert, mit gutem Gewissen zurückweisen konnte.

Für Preußen war in jenen Jahren (1705—10) die strengste Zurückhaltung von jeder politischen Einmischung in Ungarn ein Lebensgebot; denn die scharfe Ungunst des Kaiserhofes lastete schwer auf dem im Reich mißgünstig angesehenen „Emporkömmling" im Norden Deutschlands. Preußen sah sich mitten im Reiche abgesondert, vereinsamt, auf sich allein angewiesen. Dazu nahmen die Vorgänge der Konföderierten in Ungarn einen beschleunigten, verhängnisvollen Verlauf. Die eben erwähnten Friedensverhandlungen in Schemnitz waren gescheitert, ebenso ein Jahr darauf die in Tyrnau wieder aufgenommenen; Österreich war nicht willig, die von Ragoczy und seinen Ratsmännern gestellten Forderungen zu gewähren. Es wurde wieder zu den Waffen gegriffen, anfänglich mit günstigem Erfolg für die Konföderierten. Am 1. April 1707 wurde Ragoczy feierlich, wie es die Ungarn zu tun gewohnt sind, in einem großen Zelte draußen vor der Stadt Maros-Vasarhely im Szekler Land zum Fürsten von Siebenbürgen gekrönt; wenige Wochen später, am 1. Juni, sprach

eine nach Önod in der Borsoder Gespanschaft zusammenberufene ungarische Ständeversammlung unter dem Vorsitze Ragoczys die Unabhängigkeit Ungarns und damit die Thronentsetzung des Hauses Habsburg aus. Der nächste Reichstag habe einen neuen König zu wählen; bis dahin sollte eine Zwischenregierung eintreten, deren Leitung Ragoczy übertragen wurde. Die ihm bei aller Anerkennung der auch von ihm selbst in seinen „Lebenserinnerungen“ *) zugestandenen Fehler und Schwächen dennoch wohl wollen, betonen und suchen nachzuweisen, daß ihn nicht nach der ungarischen Königskrone gelüstet habe. Nur widerstrebend habe er die Wahl zum Fürsten von Siebenbürgen angenommen. Als ihm Karl XII. die Krone Polens antrug, habe er sie ausgeschlagen, um nicht seine Lebensaufgabe, die Befreiung Ungarns, zu gefährden. Als dann später im raschen Wandel und Spiel der Vorgänge auf der Weltbühne Peter der Große ihm die gleiche Krone angeboten, sei er dem Vorhaben nicht von vornherein abgeneigt gewesen, weil er in der Annahme und durch den, der ihm das Angebot machte, eine Förderung seiner Pläne glaubte erhoffen zu können. Uns kann hier die Entscheidung darüber gleichgültig sein. Viel wichtiger, daß der Önoder zum Teil gewaltsam herbeigeführte Beschluß zumal unter dem Adel nicht ungeteilte Zustimmung fand und seine Reihe unter den Verbündeten sich lichtete; in recht auffälliger, besorgniseinflößender Weise, je mehr das Kriegsglück von der Seite der Konföderierten wich und ihr stärkster bisheriger Beschützer und Förderer im Auslande, Ludwig XIV., unter den Schlägen von Prinz Eugen und Marlborough und ihren verbündeten Heeren schwer zu leiden hatte. In dem Grade als die Kaiserlichen wieder Fuß in dem aus zahllosen Wunden blutenden Ungarn faßten, nahmen auch die Vergewaltigungen der evangelischen Kirche in empörendem Maße zu, mehrten sich ihre flehenden Hilferufe um Glaubensschutz. Auf dem 1708 in Preßburg versammelten Landtag stellten die Protestanten eine Beschwerdeschrift aller jüngst erduldeten Bedrückungen auf und sandten sie auch an den Wiener Hof. Die römische Kirche säumte nicht, den Kaiser zu belehren, daß er die Krone Ungarns unter dem Zugeständnis der Aufrechterhaltung der römischen Kirche und Ausrottung der Ketzer trage.**) Und der Kaiser schwieg zu den Klagen der evangelischen Kirche, ebenso wie zu der frevlen, erbarmungslosen Ausrottung der Untertanen, welche die Jesuiten im grellen Widerspruch der Rechte und Verträge des Landes als Ketzer be-

*) Die Mémoires du Prince François Ragoczy sind auch in der großen Histoire des Révolutions de Hongrie abgedruckt.

**) Wichtig für diese Jahre steigender Bedrückung der Protestanten sind die zahlreichen Berichte des englischen Gesandten in Wien, Medows, an seine Regierung, wie sie das Quellenwerk Angol diplomatiai iratok II Rakoczi Ferencz korara (Budapest 1877), zumal III Nr. 772—884 wiedergibt.

zeichneten. Rom erwies sich, wie heute so auch damals schon, zum bitteren Verhängnis für Österreich als stärker wie Wien und das Haus Habsburg.

Ragoczy und die von Tag zu Tag schwindende Zahl seiner Getreuen waren entschlossen, den Kampf um die Unabhängigkeit des Vaterlandes bis aufs Äußerste fortzusetzen. Der Entschluß geriet bald ins Wanken. Der tapfere und kriegstüchtige General Heister trat wieder an die Spitze der österreichischen Armee und führte seine Soldaten von Sieg zu Sieg. Anfang August 1708 schlug er die Verbündeten bei Trentschin im Waaggebiet aufs Haupt, willens, fortan seine Regierung von allen Verhandlungen mit den in seinen Augen Aufständischen abzuhalten, das ganze Land zu unterwerfen und dann ihm einen Frieden nur nach dem Belieben des Siegers aufzuzwingen. Ragoczy dagegen setzte nach der empfindlichen Niederlage alle Hebel in Bewegung die evangelischen Mächte zu einem Einschreiten und einer Vermittlung zu veranlassen. Sowohl von ihm als auch von den Protestanten, welche durch den Krieg der Botmäßigkeit Österreichs und damit der schonungslosen Zuchtrute der römischen Kirche und ihrer Jesuiten wieder anheimgefallen waren, gingen an den König von Schweden, an den König von Preußen Sendboten und Sendschreiben mit der Weisung zugleich, daß schon Georg I. Ragoczy bei dem westfälischen Friedensschluß vor sechzig Jahren darauf gedrungen und es auch durchgesetzt, die Protestanten Ungarns mit in die Rechte des westfälischen Friedens aufzunehmen. An die Königin Anna von England richtete Ragoczy ein eigenhändiges Schreiben*), bittend, in ihren Vermittlungsversuchen bei dem Kaiser nicht müde zu werden. Auch an den Herzog von Marlborough hatte sich der Fürst dringend gewandt, daß doch seine siegreichen Kämpfe im Verein mit Prinz Eugen wider Frankreich nicht das äußerste Elend des ungarischen Volkes fördern möchten. Marlborough bezeugte in einem vorliegenden Schreiben an den englischen Gesandten in Berlin, Lord Raby, der ihm Ragoczys Briefe übermittelt, seine tiefe Teilnahme für das traurige Los der armen Protestanten in Ungarn und erklärte sich bereit, Abgeordnete Ragoczys zu empfangen.

Auch die Fürstin von Siebenbürgen hatte sich aufgemacht, in ihrer alten deutschen Heimat um Vermittlung zwischen Ungarn und Österreich zu werben. Ragoczy hatte 1699 in Köln, in einem Alter von 23 Jahren, Charlotte Amalie geheiratet, eine Tochter des Landgrafen Karl von Hessen und seiner Gemahlin Alexandrine, einer Fürstin von Leiningen. Durch diese Ehe bekam der Siebenbürger einen Rückhalt im deutschen Reiche; der einflußreiche Schwiegervater erwirkte ihm die Aufnahme in den

*) Abgedruckt in dem eben erwähnten Archivum Ragoczianum III, 406.

deutschen Reichsfürstenstand. Jablonski hatte sich als so tüchtig erwiesen, daß sein König ihm auch die Verhandlungen in betreff der Evangelischen in Ungarn übertragen hatte. So konnte es nicht fehlen, daß sich die Fürstin Charlotte vertrauensvoll an ihn wandte. Bald schon nicht mehr ausschließlich in Angelegenheit der armen Glaubensgenossen. Ihre eigene bedrängte Lage, auch ihre Geldverlegenheiten teilte sie dem einflußreichen, hilfebereiten Hofprediger mit; er mußte Mittel und Wege ausfindig machen, sie aus peinlicher Klemme zu ziehen. So auch im Winter 1708. Sie befand sich in Posen und Ostpreußen, vielleicht um mit dem Zaren Verhandlungen zu führen. Der Fürst wünschte ihre schleunige Heimkehr. Dem König war ihr Aufenthalt in seinen Landen peinlich; der mißtrauische Kaiser könnte unbegründeten Verdacht schöpfen. Aber die Fürstin war in Rastenburg festgehalten, dort, wo in Heiligelinde ein hochgefeiertes Gnadenbild der Jungfrau Maria sich befindet und die Jesuiten mitten im lutherischen Lande Fuß gefaßt hatten. Das Reisegeld war ihr ausgegangen. Jablonski hatte, wohl auf Wunsch des Königs, sie um beschleunigte Abreise von da gebeten. Was aber tun? Es blieb ihm nichts andres übrig, als bei einem Geldleiher 16800 Mark aufzunehmen mit der festen Zusage der Rückzahlung binnen acht Monaten. 12000 Mark gingen unter der ausdrücklichen Bedingung an die Fürstin, sie nur als Reisegeld zu benutzen; mit dem Rest hat Jablonski Schulden der Fürstin in Berlin und auch die hohen Zinsen bezahlt, die der Geldverleiher forderte.

Viel bedeutsamer war der Dienst, den Jablonski mit Genehmigung des Königs und zum Besten der Evangelischen in Ungarn für Ragoczy um diese Zeit übernahm. Der Fürst hatte seine beiden vertrauten Sachführer ausgesandt, auf dem ihnen angewiesenen Gebiete die Mächte um ihre Vermittlung dringend anzugehen: Betes an die Höfe des Königs von Frankreich und des Kurfürsten von Bayern, sowie an den Zaren; Klement nach Preußen, zu den andren protestantischen Fürsten Deutschlands, nach Holland und England. Wahrscheinlich in Danzig war die Fürstin auf den erst neunzehnjährigen (geb. 1689) hochbegabten, äußerst gewandten, fünf Sprachen in Wort und Schrift kundigen Ungar aufmerksam geworden und hatte ihren Gemahl veranlaßt, ihn als seinen Geschäftsträger bei den fremden Höfen zu verwenden (der sich nach ein paar Jahren als arger Abenteurer entpuppende Mann wird uns in einem späteren Abschnitt zu beschäftigen haben). Sein erster Auftrag führte ihn nach Berlin und daselbst in nächste Berührung mit Jablonski. Der langjährige englische Gesandte am preußischen Hof, Lord Raby, seit 1712 zum Grafen von Strafford erhoben, der namentlich durch geschickte Ausnutzung seiner nahen Beziehungen zu der ehrgeizigen und herrschsüchtigen

Gräfin Wartenberg einen auffällig starken Einfluß in Berlin besaß und warm für eine Vermittlung zu Gunsten Ragoczys und der Protestanten in Ungarn eintrat, hatte Marlborough zu gewinnen verstanden, Sendboten Ragoczys zu empfangen und mit ihnen wegen einer Vermittlung zu verhandeln. Für eine so wichtige Sendung war nun doch Klement zu jung, ein noch unbekannter Neuling. Raby war mit Jablonski befreundet. Die auch von ihm eifrig geförderten Bestrebungen Jablonskis, die beiden größten evangelischen Kirchen Preußens und Englands sich näher zu bringen, ebenso des Hofpredigers unablässige Bemühungen, den in Polen und Ungarn vergewaltigten Protestanten zu helfen, hatten die beiden Männer einander näher gebracht. Der Gesandte kannte die hohe Achtung, in welcher der Hofprediger bei den obersten Würdenträgern der englischen Kirche stand. So ist es nicht verwunderlich, daß er Jablonski für die geeignetste Persönlichkeit hielt, die geheimen Verhandlungen mit Marlborough zu leiten. Dank seiner einflußreichen Stellung fiel es ihm nicht schwer, sowohl Marlborough als auch durch den damals schier allmächtigen Wartenberg den König und auch Ragoczy für den Plan zu gewinnen, Jablonski mit der wichtigen Sendung zu betrauen und ihm Klement als Ungar und dadurch mit den heimischen Verhältnissen bekannt, mitzugeben. Jablonski erklärte sich mit Gutheißung des Königs bereit, da ihm in erster Linie die Vertretung der vergewaltigten evangelischen Kirche Ungarns bei Marlborough übertragen war, der Herzog auch vorzugsweise um ihretwillen in Verhandlungen sich einlassen wollte. Endlich nach langem Warten trafen am 20. Februar 1709 Briefe des Herzogs in Berlin ein, daß Jablonski mit seinem Begleiter nach dem Haag kommen möchte, die Verhandlungen mit ihm und den Generalstaaten zu beginnen. Am 25. Februar — es war der kälteste Winter, irre ich nicht, des ganzen Jahrhunderts — brachen die beiden Männer auf, ersterer unter dem uns schon bekannten Namen Petersen, der andere als ein Herr von Rosenau, wohl nach dem Städtchen Rosenau in der siebenbürgischen Gespanschaft Kronstadt. Bei ihrem Eintreffen in Cleve am 6. März — man braucht jetzt so viele Stunden als die Reisenden damals Tage — fand Jablonski ein Schreiben des herzoglichen Privatsekretärs Cardonel mit der Meldung vor, der Herzog habe schleunigst nach England aufbrechen müssen und erwarte ihn in London.*) Eine peinliche Nachricht! Jablonski hatte

*) Über die Gründe dieser eiligen Reise des Herzogs, zugleich auch über die gespannten Verhältnisse des preußischen Hofes mit Marlborough gerade um jene Zeit, die der Herzog zu heben ernstlich und auch mit Erfolg beflissen war, vergl. Coxe, Memoirs of John, duke of Marlborough (II, 610 flg.). Die ausführlichen Mitteilungen über die Reise sind zumeist den Berichten Jablonskis und Klements entnommen, die Fiedler in den 2 Bdn. Aktenstücke zur Gesch. Franz Rakoczys (Wien 1855) zumal II, 18 flg. in dankenswerter Weise geboten hat.

die königliche Erlaubnis nur zu einer Reise nach dem Haag erhalten. Und dennoch entschloß er sich, auf eigene Hand dem Wunsche Marlboroughs, an den er die Botschaft auszurichten hatte, nachzukommen; er bat Raby, ihm nachträglich die Gutheißung zu verschaffen, die ihm sein König auch gern bewilligte. Es war eine gefährliche Reise über den Kanal; wiederholt konnte in jenen Wochen bei der grimmigen Kälte und den eisigen Stürmen selbst die Post nicht nach oder von der Insel befördert werden. In Rotterdam fanden die beiden Reisenden ein Schiff und landeten nach schwerer Seekrankheit am 20. März in London.*)

Schon am dritten Tag nach ihrer Ankunft empfing Marlborough die beiden Sendboten in St. James Palast, woselbst er abgestiegen war. Denn noch bestand ungetrübt und unerschüttert die innige Freundschaft zwischen der Königin Anna und seiner Gemahlin, „her beloved Sarah“**). Jablonski überreichte bei diesem Anlaß eine, wie es scheint, von ihm auf Weisungen Ragoczys hin verfaßte Denkschrift, die er später (am 10. April) auch im Haag den Generalstaaten einhändigte. Der dritte Punkt dieser „vorläufigen Übereinkunft“ zu Friedensunterhandlungen zwischen den Verbündeten Ungarns und dem Kaiser ist uns von Wichtigkeit. „Die Gewissensfreiheit und Religionssicherheit (religionis securitas) beider im Königreich anerkannten evangelischen Kirchen wird gemäß den Gesetzen des Königreichs (Ungarn) bekräftigt, insbesondere auf Grund eines 1705 zwischen der evangelischen und katholischen Partei vereinbarten freundschaftlichen Vergleichs (amicabilis transactio).“

Die Schilderhebung der ungarischen Verbündeten war in jenem Jahre mit frischer Kraft aufgeflammt, Graf Karoly mit seinen flinken Husaren bis in die Nähe von Wien vorgedrungen. Nun suchte Österreich eine Vermittlung von England und Holland, deren Angebot vor Jahresfrist der Kaiser abgelehnt hatte. Unter dem Vorsitze Ragoczys und in Gegenwart der Bischöfe von Erlau (Agria), Neutra (Nitria) und Weißenburg (Alba Julia, Transsylvania) und einer Reihe von evangelischen und römischen Kirchenmännern hatte man in Szetschin (Szetsenyi, in der Gespanschaft Neograd) einen „Vergleich“ abgeschlossen, nach welchem die Katholiken den Evangelischen mehrere Hundert ihnen entrissene Kirchen nebst den dazu gehörigen Gütern zurückerstatten und den Kaiser bestimmen sollten, den Vergleich gutzuheißen. Auch der Punkt des Vergleiches verdient

*) Jablonski lag in Folge der Fahrt an einem so hartnäckigen, langwierigen Katarrh krank, daß seine Umgebung einen Schlag befürchtete (ut certissima apoplexia imminere videretur, wie Brucker berichtet).

**) Mrs. Oliphant hat in ihren vor ein paar Jahren (1894) erschienenen Historical sketches of the reign of Queen Anne ein fesselndes Bild der Herzogin und ihrer fast einzigartigen Freundschaft mit der Königin gegeben (the queen and the duchess, S. 1—133).

hervorgehoben zu werden, daß nach ihm mit Zustimmung der Katholiken die Jesuiten als Übertreter der Gesetze (transgressores legum) und ständige Störenfriede (perpetui publicae pacis perturbatores) gemäß einem 1647 abgeschlossenen Vertrag aus dem Königreiche entfernt werden sollen, so sie nicht den Gesetzen Ungarns sich fügten. Jablonski spricht dabei in den Erläuterungen zur Denkschrift die Hoffnung aus, der Kaiser selbst werde von seinem Gewissen überführt werden, daß diese Art Leute (istud hominum genus) dem Königreich mehr Schaden wie Nutzen brächten. — Marlborough versicherte die beiden Sendboten seiner herzlichen Teilnahme für die traurige Lage Ungarns, insbesondere seiner evangelischen Bevölkerung (vier Fünftel der Einwohner); mußte sie aber vertrösten, daß vor ein bis zwei Jahren, d. h. vor Abschluß eines allgemeinen Friedens keine Hoffnung auf Besserung der Lage sei. Würden sich bis dahin die ungarischen Händel nicht zufriedenstellend geklärt haben, dann — so wiederholte er mehrmals — les pauvres gens (die Evangelischen) seront crucifiés. Marlborough kannte istud hominum genus, die Jesuiten.

Am ersten April erschienen die beiden Sendboten vor dem königlichen Staatsrat (Cabinet-Consiliarii werden sie in dem Bericht an Ragoczy genannt), der unter dem Vorsitz des Lord Sommers in dem Ratspalaste (palatium consiliariorum) tagte. Gegenwärtig waren außer Marlborough, der Großkanzler des Reiches Lord Cooper, der Groß-Admiral Lord Pembrocke, der Groß-Schatzmeister Lord Godolfin, Herzog Queensbury, Graf Sunderland, der Geheimrat und Staatssekretär Boyle. Jablonski hielt die Ansprache, deren Wortlaut mir vorliegt.*) Es würde zu weit führen, näher hier auf die bedeutsame, freimütige Rede einzugehen. Mit knappen, aber scharfen Worten kennzeichnet und brandmarkt der auch mit Ungarns Geschichte wohlvertraute Hofprediger die zweihundertjährige Politik Österreichs Ungarn gegenüber. Die ganze lange Zeit der österreichischen Herrschaft sei nichts andres gewesen als ein ständiger Kreislauf von Versprechungen und Bruch derselben. Viel ärger noch als die unerträglichen weltlichen Bedrückungen sei die Vergewaltigung geistlicher Glieder seitens der Jesuiten. „Sie raubten Schulen, Kirchen, selbst die Kinder der Evangelischen; ihre Pastore schickten sie in die Verbannung oder verurteilten sie zu den Galeeren oder blendeten sie. Einen Teil des evangelischen Volkes lockten sie zu ihrem Gottesdienste durch Güter, die sie den Brüdern geraubt, andre zwingen sie durch grausame Marter dazu." Wer auch nur oberflächlich die erschütternde Leidens-

*) Fiedler gibt den Wortlaut wieder: II, 45. Auch diese politische Sendung Jablonskis erinnert, wie so vieles andere in seinem Leben, an den hervorragenden Polen und auch Geistesgenossen aus dem Reformationsjahrhundert Laski. Über dessen politische Sendung nach England im Interesse des Evangelischen Fürstenbundes, vergl. Dalton, Johannes a Lasco (Gotha 1881) S. 366 flg.

geschichte der Evangelischen in Ungarn zu jener Zeit kennt, weiß, daß Jablonski nicht übertreibt; leicht ist es für jede dieser Aussagen auch heute noch hundertfache Belege beizubringen. Das ist aber alles so arg — fährt der treue Anwalt seiner evangelischen Glaubensgenossen in Ungarn fort — daß es das Mitleid jedes rechtschaffenen Christen verdient, zumal dieses edlen, hochherzigen Volkes, das seiner königlichen Regierung gehorcht und keine gesetzwidrige Willkürherrschaft duldet, auch keine gewalttätige Unterdrückung der evangelischen Religion, deren vornehmste Stütze es in der christlichen Welt ist. Jablonski kannte das ihm in empfänglicher Jugendzeit liebgewordene Volk und wußte die Saite seines Gemütes zu berühren, die zumal in jener Zeit mächtig in der Brust jedes Engländers nachklang. Unter den anwesenden Staatsmännern hatte die Mehrzahl mitgewirkt, die von Rom und seinen Jesuiten drohende Gefahr durch Vertreibung der Stuarts von ihrem Volke und Vaterland abzuwehren.

Und dennoch war das Ergebnis der Verhandlung ein geringes. Marlborough erwiderte zunächst auf die Rede Jablonskis und betonte seine warme Teilnahme für die Evangelischen; als Staatsmann aber und mit Prinz Eugen wider Frankreich verbündet, dringe er darauf, daß Ragoczy mit Österreich Frieden schließe und noch genauer seine Bedingungen bezeichne. Jablonski wies in der Gegenrede darauf hin, daß selbst ein guter Friede nichts nutze ohne die Bürgschaft auswärtiger Mächte; ohne eine solche habe die kaiserliche Partei noch immer alle Verträge gebrochen. Auch bei dieser Verhandlung trat zu Tage, mit einer wie starken Gegenpartei Marlborough, Englands größter Feldherr im 18. Jahrhundert, den viele Kriegskundige Wellington weit überlegen halten, in seinem Vaterland bereits zu kämpfen hatte. Der Herzog drang mit seinem Wohlwollen für die um ihre weltliche und geistliche Freiheit ringenden Ungarn nicht durch. Er forderte die beiden Männer auf, ihn nach den Generalstaaten zu begleiten, dort dem Ratspensionär Heinsius die Schreiben des Fürsten und seine Friedensvorschläge einzuhändigen. Am 11. April verließ Jablonski mit seinem Begleiter England von Harwich aus und erreichte mit günstigem Winde schon andren Tages die holländische Küste. Auch im Haag bezeichnete Heinsius, dem Jablonski mit einer mir nicht bekannt gewordnen Ansprache die gleiche Denkschrift wie in England überreichte, den Kaiser und seine Regierung den evangelischen Untertanen gegenüber als anmaßend und unverschämt (insolentes); sie hätten erst kürzlich wieder die Tyrnauer Verträge zum Gespötte gemacht. Das Endergebnis hier war das gleiche wie in England; aus Klugheitsrücksichten ließ man unter Ausdrücken des Bedauerns die Sache gehen, wie sie ging und hütete sich, den gefährdeten Glaubensgenossen eine tatkräftige, hilfreiche Hand zu bieten. Wir haben in unsren Tagen leider viel von den als unüberwindlich bezeichneten Schwierigkeiten

zu hören bekommen, selbst wider Brutalitäten einer Großmacht drein zu reden und der gerechten Sache eines der Vergewaltigung preisgegebnen frommen Volkes schützend zur Seite zu stehen.

Nicht ganz ohne Wirkung zu Gunsten der Evangelischen in Ungarn-Siebenbürgen scheint trotzdem die Sendung Jablonskis nach England und den Niederlanden geblieben zu sein, wenn wir, was nahe liegt, den Einfluß der Gesandten beider Länder in Wien auf die Bedingungen des Szathmarer Friedens, insbesondere die den Evangelischen gewährten Zugeständnisse mit auf den 1709 in London und im Haag gegebnen Anstoß zurückführen dürfen. Zunächst wurde die Lage Ragoczys und der ihm verbundenen Evangelischen immer aussichtsloser, verzweiflungsvoller. In dem einen Jahre 1709, in dem Zwischenraum von kaum einem Vierteljahr (27. Juni bis 11. September) veränderten zwei entscheidungsvolle, ungemein blutige Schlachten völlig die Lage der europäischen Staaten. Im fernen Osten wurde vor Pultawa die lang innegehabte Vormacht Schwedens von dem machtvoll emporsteigenden großen Zaren zu Boden geworfen; im Nordwesten bei Malplaquet, der blutigsten Schlacht im spanischen Erbfolgekrieg, ging das leuchtende Glück des „Sonnenkönigs" unter; sein Oberfeldherr Villars erlag dem vereinten Heere und der genialen Kriegführung Marlboroughs und Prinz Eugens. Die Wirkung der beiden Schlachten war in ganz Europa spürbar, besonders verhängnisvoll in Ungarn. Nun hatte Ragoczy den starken Rückhalt an Frankreich eingebüßt. Die Niederlage Karl XII. und seiner Schweden, die seit den Tagen Gustav Adolfs in der Vorderreihe der evangelischen Schirmherrn standen, wirkte in hohem Grade ungünstig auf die auch ohnedem so bedrängte Lage der Protestanten wie in Polen so in ganz Österreich. Die Jesuiten waren rasch und rücksichtslos in beiden Ländern bei der Hand, den ihnen gewordenen Vorteil auszunutzen. Kaiser Leopold I., klug und gerecht, hatte dem „Kardinal von Sachsen" geboten, seinem Klerus jede Verfolgung der Protestanten zu untersagen; der aber in blindem Renegateneifer deutete und wandte den günstigen Erlaß um, daß er für seinen Klerus zu einer Handhabe wider die Protestanten wurde. Clemens XI. ließ sich durch den Primas veranlassen, Ragoczy und seinen Anhang aus der römischen Kirche auszustoßen. Beides lichtete die Zahl seiner Getreuen in starkem Maße, trieb ihn in eine Enge, daß er nach Polen ging, um seinen Anhängern freie Hand zum Abschluß des „Szathmarer Friedens" am 7. April 1711 zu geben. Die Unterhandlungen mit den Kaiserlichen leitete der allein noch von den Führern der Konföderierten in Ungarn zurückgebliebene tapfere Graf Karoly auf seinem Schloß Nagy-Karoly in der Gespanschaft Szatmar. An der Fassung des dritten Artikels der Friedensbedingungen, der den Evangelischen ungefährdete Kirchenfreiheit und das Recht einräumte, etwaige Be-

schwerden dem Kaiser oder dem Reichstag vorzubringen, waren nachweisbar die Gesandten Englands und Hollands beteiligt; er erinnert deutlich an den erwähnten dritten Artikel der von Jablonski dem Herzog von Marlborough überreichten Denkschrift.

Bereits zwei Monate vor dem Szatmarer Frieden befand sich Ragoczy mit seiner Gemahlin und den unbeugsamen Getreuen, die eine freiwillige Verbannung der Unterwerfung unter Österreich vorzogen, außerhalb ihres Vaterlandes. Friedrich I. hat — in Nachfolge des Großen Kurfürsten und des berühmten Potsdamer Erlasses — den Flüchtlingen am 21. Februar 1711 eine Schutzurkunde des Inhaltes ausgestellt, daß er dem Fürsten (cognatus et amicus noster carissimus), seiner Gemahlin und denen, die ihm in die Verbannung gefolgt, Aufnahme in seinen Landen, Schutz, Religionsfreiheit, das Recht des Güterkaufes u. s. w. aus besonderer Vorliebe für ihn, das ungarische Volk und die evangelischen Glaubensgenossen gewähre. Ob und wie viele des ungarischen Adels und Volkes dem echt hohenzollernschen weitherzigen Laderuf gefolgt, habe ich nicht ausfindig machen können. Ragoczy selbst, nachdem er bis Ende des Jahres sich an verschiedenen Orten Rotrußlands (zumal in Lemberg) aufgehalten, ließ sich für ein Jahr (Dezember 1711 bis November 1712) an dem entgegengesetzten weit vorgeschobnen Vorposten des polnischen Reiches, in Danzig, nieder. Hatte er auch Ungarn drangeben müssen, so war er doch nicht gewillt, auf die Rechte seines Hauses und die durch die Wahl des Volkes zum Fürsten selbst erlangten Rechte an Siebenbürgen zu verzichten; auch jetzt noch nach all' den langen Enttäuschungen in der lebenslang gehegten Hoffnung, von diesem seinem Stammland aus den Ungarn ihre Selbständigkeit zurückzugewinnen. Sein eifriger Geschäftsträger Klement (in dem königlichen Schutzbrief wird er auffällig als cubicularius, Kammerdiener, bezeichnet) nahm für einige Monate seinen Aufenthalt in Berlin, in ständigem Verkehr mit Jablonski. In Königsberg hielt sich, um in naher Fühlung mit Rußland zu bleiben, Abbé Brenner als sein Geschäftsträger auf, der auch mit Jablonski brieflichen Verkehr zu unterhalten hatte. Nach wie vor war der in alle einschlägigen politischen Verhältnisse eingeweihte Hofprediger mit Gutheißung und auf Wunsch des Königs der Vermittler zwischen der Regierung und dem nun in Danzig weilenden „Graf Saros". Es sind mir allein aus der Zeit von Januar bis Oktober 1712 31 Briefe des „Grafen" an „Petersen" zu Gesicht gekommen,*) einzelne so vertraulicher Natur, daß die harmlose Deckadresse keinen genügenden Schutz zu bieten schien und Ragoczy zu einer Geheimschrift seine Zuflucht nahm, deren Schlüssel Jablonski (und auch wir späten Leser) besaß. An dem entlegenen Bergungsort sehnt sich der Fürst, die

*) Im Posener Archiv.

persönliche Bekanntschaft des treuen Anwaltes in Berlin zu machen, der ihm wiederholt auch aus peinlicher Geldverlegenheit geholfen; aber er will darauf im Hinblick auf dessen Gesundheit (grade in diesem Jahre war Jablonski schwer leidend) und Wirksamkeit am Hofe verzichten. Dagegen wünschte er und würde als ein Zeichen königlicher Gunst ansehen, wenn Ancillon oder St. Julien (wahrscheinlich wohl der französische Edelmann und Hugenotte, der als Offizier unter den „Grands-Mousquetaires" dem Könige diente) im geheimen zur Besprechung wichtiger Angelegenheiten nach Oliva gesandt würde.

Im August 1711 begab sich Klement im Auftrag des Fürsten von Berlin nach dem Haag und England, die Befürwortung der beiden Seemächte um seine Zulassung bei den bevorstehenden Friedensunterhandlungen in Utrecht zu gewinnen. Jablonski bahnte ihm Dank seiner vielen einflußreichen Verbindungen in England die Wege, zumal zu seinem in hervorragender Stellung befindlichen „christlichen und unermüdeten Freund" Chamberlain, dem er eine eingehende Denkschrift über Ungarn zugesandt hatte, zur Mitteilung an den Groß-Schatzmeister Godolfin, augenblicklich, nachdem die beloved Sarah und mit ihr Marlborough in Ungnade gefallen, die einflußreichste Persönlichkeit am englischen Hofe. Ein noch vorhandener, lebhafter Briefverkehr zwischen Jablonski und Klement hob nun an. Denkschriften Klements an die Königin von England gehen zunächst zur Begutachtung an den Hofprediger, der sie stellenweise verändert; ebenfalls werden ihm von Ragoczy die Schreiben seines Geschäftsträgers zugestellt, über die er an Ilgen und auch dem König Mitteilungen macht. Er selbst hält mit seinen Ratschlägen dem jugendlich ungestümen, auch eigenwilligen Klement gegenüber nicht zurück, mahnt ihn wiederholt und dringlich, den »via contentiosa« mit dem Kaiser zu verlassen und in den Verhandlungen einen »via amicabilis« einzuschlagen.

Bei all seinen Bemühungen und Ratschlägen hat Jablonski in erster Linie die neuerdings wieder erschwerte Lage der evangelischen Glaubensgenossen im Auge, und wie dieselbe durch die Friedensunterhandlungen gebessert werden könnte. Josef I. war wohlwollend gesinnt. Ein 1709 von ihm erlassener Gnadenbrief sicherte den Protestanten in Ungarn gewisse Rechte und Schutz derselben zu; aber die mit den religiösen Angelegenheiten beauftragten Beamten (commissiones in negotio religionis) wirtschafteten in einer Weise, daß sie eher Diener der Jesuiten als des Kaisers genannt werden konnten. Fast geflissentlich verstießen sie wider Wort und Geist des kaiserlichen Gnadenbriefes. Noch rücksichtsloser und willkürlicher traten sie in dem schwer heimgesuchten Lande auf, als 1711 Josef I., in der Blüte seiner Jahre (geb. 1680) von den Blattern hingerafft wurde und sein anders gearteter Bruder, Karl VI., der das

Reich Karl V. wieder aufzurichten trachtete, den Thron bestieg. Die Evangelischen in Ungarn bekamen bald zu spüren, daß der neue Kaiser seine Jugend in der Heimat Loyolas verbracht. In einer bei den Friedensverhandlungen in Utrecht einzureichenden Denkschrift betonte Ragoczy — und dabei ist Jablonski und sein dringender Rat nicht unberücksichtigt geblieben —, daß seine Interessen aufs Engste und unlösbar mit denen der gefährdeten evangelischen Kirche in Ungarn verknüpft seien. Er war aufrichtig davon überzeugt; wußte aber auch, daß er nur durch solche starke Hervorhebung die Teilnahme der beiden evangelischen Seemächte festhalten könne. — Auch mit anderen äußerlichen Geschäften würde in dem arbeitsreichen Jahre die Zeit und opferwillige Dienstbereitschaft des liebenswürdigen Dompredigers von dem Flüchtling in Danzig stark, fast ungebührlich beansprucht und auch mißbraucht. Klement weiß nicht mit Geld umzugehen, verbraucht für seine eigene Person rücksichtslos bedeutende Mittel, die er selber nicht besaß; aber das Geld fängt an bei Ragoczy knapp zu werden. Er ist zum Teil auf Hülfsgelder Frankreichs angewiesen und auch die fließen seit der Schlacht von Malplaquet spärlicher. Nun soll Jablonski aushelfen, Klement die ihm zugesagten monatlichen 900 Mark zukommen zu lassen; sie treffen aber weder aus Paris noch Danzig regelmäßig und rechtzeitig bei ihm ein. So bleibt dem geplagten Domprediger nichts übrig, als Geld bei den Wechslern für den Fürsten aufzunehmen und wenn sie schwierig werden, selber die drängend verlangten Summen vorzuschießen. Ragoczy war durch seine Großmutter Erbherr auch von Tokay und Besitzer der gepriesenen dortigen Weinberge. Auf dem Packhof in Berlin lagern Fässer des edlen Saftes an „Petersen“ und dieser wartet von Woche zu Woche, an wen sie weiterzubefördern; denn der auch damals Staatsmännern gar sehr mundende, feurige Tokayer soll helfen, das Herz der hohen Friedensunterhändler in Utrecht für die Sache des Spenders zu erwärmen.

Endlich war die Zulassung Klements bei den Verhandlungen in Utrecht, wenn auch nur im bescheidenen Hintergrund und außerhalb der Sitzungen, gelungen. Es war ungünstige Zeit und Gelegenheit für Ragoczy. Der Fürst hatte bereits starke Auseinandersetzungen mit Klement gehabt und dessen Vertretung in Utrecht eingeschränkt. Abbé Brenner war an Stelle des entlassenen früher erwähnten Betes von Ragoczy am Hof Ludwig XIV. beglaubigt und befand sich mit dessen Bevollmächtigten in Utrecht. In England hatten die Tories nach Beseitigung Marlboroughs und der Whigpartei die Zügel der Regierung in die Hand genommen. Sie brachten der verzweifelten Lage der Protestanten nicht das gleich warme Herz entgegen wie der in den Hintergrund gedrängte Herzog; sie hegten Mißtrauen gegen Ragoczy als nun doch einen Sohn der römischen Kirche, ob es ihm mit der zu-

gesicherten Gewissensfreiheit, mit der Loslösung Ungarns auch aus der Zwingherrschaft der Jesuiten völliger Ernst sei. Treffend weist ein Geschichtsforscher unserer Tage*) darauf hin, daß jetzt beim nahenden Abschluß des mehr wie zehnjährigen spanischen Erbfolgekrieges ein neuer Gesichtspunkt sich in den streitenden Interessen der europäischen Mächte geltend machte: Weltmacht sei Handelsmacht. Mit klug vorausschauendem Blick hat das nach Weltmacht zielstrebig verlangende England dies neu aufsteigende Zeichen im Leben der Völker erkannt; mit rückhaltlos kühner, rastlos tätiger Hand hat es das Erfolg verheißende Zeichen an sich genommen, sich von ihm leiten lassen. Damit trat eine Wendung seiner Politik ein. Der alte Waffengefährte Prinz Eugen war selber nach London geeilt, die ans Steuer gelangten englischen Staatsmänner von dem nun eingeschlagenen Kurs in die bis dahin innegehaltene Fahrstraße zurückzubringen. Vergeblich. Die Tories verspürten keine Lust mehr, um das Erbe des letzten spanischen Habsburgers Krieg zu führen. Für sie trat in den Vordergrund, um die Handelsmacht diesseits und jenseits des großen Meeres den entscheidenden Kampf und Strauß auszufechten. Die seit den Tagen Wilhelms III. bestandene, von ihm eifrig gepflegte Verbindung zwischen den beiden evangelischen Seemächten lockerte sich im Verfolg des neuen Kurses in England; eine weitere Folge war das Zurücktreten in der Teilnahme für die armen, evangelischen Glaubensgenossen in Ungarn, wenn auch nicht seitens englischer Kirchenmänner so doch der Regierung.

Für Ragoczy hatten die lange hingezogenen Friedensverhandlungen in Utrecht nichts übrig. Seine Politik erlitt hier Schiffbruch. Klement, weil er von dem im Stiche gelassenen Fürsten auch keinen materiellen Gewinn mehr erwarten konnte, verließ noch zeitig das sinkende Schiff; glitt aber dabei, innerlich haltlos geworden, auf die schiefe Ebene eines Abenteurers. Er wurde Überläufer in das Lager der Österreicher und erlangte Verzeihung und Aufnahme dadurch, daß er seinen Fürsten verriet. Der unglückselige Mensch wird uns noch einmal auf der Verbrecherlaufbahn begegnen. Seit der Zeit seines Verrates war selbstverständlich wie der persönliche so auch der schriftliche Verkehr mit Berlin und Jablonski abgebrochen. Hier blieb man sogar im Dunkel, was aus ihm geworden. Als er nach fünf Jahren plötzlich in Berlin in so schmachvoller Weise wieder auftauchte, hatte Jablonski keine Ahnung, was in der Zwischenzeit der einstige Reisebegleiter und Mitarbeiter gemacht hatte; Friedrich Wilhelm I. kannte selbst dem Namen nach nicht mehr den Mann, der seinem königlichen Vater auch persönlich kein Fremdling gewesen.

---

*) Erdmannsdörffer in s. Deutschen Gesch. von 1648—1740. II, 282 flg.

Dem in all' seinen Erwartungen bitter getäuschten Fürsten bewahrte Jablonski echt deutsche Treue und Anhänglichkeit, ein schöner Zug seines Charakters. Er hatte in den Jahren den Eindruck gewonnen, daß Ragoczy rechtschaffen, schlicht, tapfer, gottesfürchtig sei, wie er selber ein guter, liebenswürdiger, sanfter Mensch und in den schwierigen Zeiten die von Gott gegebene Persönlichkeit, den evangelischen Glaubensgenossen in Ungarn das Recht und die Freiheit ihrer Überzeugung gegenüber der Vergewaltigung Österreichs zurück zu gewinnen. Auch darin war der Hofprediger dem Fürsten ähnlich, daß er von dieser Überzeugung und Hoffnung nicht ließ, als eine Aussicht auf Erfüllung nach der anderen wie eine Luftspiegelung zerging. Wohl mochte er erkannt haben, daß Ragoczy selbst einen Teil der Schuld trug; es fehlten ihm die großen Charakterzüge, die allein den Erfolg seiner guten Sache hätten gewährleisten können. Ilgen und die anderen preußischen Staatsmänner wissen um das nahe Verhältnis zwischen dem Fürsten und dem Hofprediger; darum haben sie auch auf Wunsch des Königs keinen Schritt ohne Beratung mit ihm getan. Als im November 1712 die Nachricht von der heimlichen Abreise Ragoczys aus Danzig nach Berlin gelangt, muß sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei Jablonski nach dem Verbleib erkundigen und kann ihm dieser mitteilen, daß er auf einem englischen Schiff Danzig verlassen. Von Freundes Hand erfährt er dann und kann weiter dem Minister berichten, daß der Flüchtling nach vierzehntägiger, schwerer Segelfahrt durch den Sund, von da nach Hull gelangt und endlich am 13. Januar in Calais eingetroffen und von da nach Paris weiter gereist, wo er bis zum Tode Ludwig XIV. (1715), ihm oft mit seinen Forderungen und weit ausgesponnenen Plänen lästig, in der Nähe des Hofes blieb. Unweit von Paris, in Gros-Bois, besaßen die Camaldulenser eine „Eremie." Dorthin an den „einsamen" Ort hat sich der heimatlos gewordene Fürst zurückgezogen, in fast weltflüchtiger Verborgenheit auf die sicher erwartete Stunde harrend, da er wieder auf die Weltbühne gerufen und seinem Heimatlande die Freiheit und Selbständigkeit zurückgewinnen würde. Der Verkehr mit den Seinen in der fernen Zerstreuung war fast völlig unterbrochen. Er bittet im Januar 1716 von seinem klosterartigen Landaufenthalt aus Jablonski um Nachrichten aus Ungarn; der Argwohn der österreichischen Regierung sei so stark, daß er auf Briefe von da verzichten müsse. Ende des Jahres trifft eine weitere Bitte aus Gros-Bois in Berlin ein. Sein in Danzig aufbewahrtes Hausarchiv scheint dem Fürsten dort nicht mehr genügend sicher; ob Jablonski sie nicht irgendwo unterbringen könne. Der Hofprediger erklärt sich bereit, sie entweder im Dom oder in der Parochialkirche unter den von ihm gesammelten und daselbst bewahrten Schriftstücken der ungarischen und polnischen Kirche aufzunehmen. Ob und wie

lange das fürstliche Archiv in den beiden Berliner reformierten Kirchen geborgen war, habe ich nicht ausfindig machen können. Auch die Fürstin wendet sich aus Warschau wiederholt an den Hausfreund; er vermittelt ihre Briefe an Ilgen und teilt ihr dessen Entschlüsse mit.

Keine guten Nachrichten aus Ungarn kann Jablonski melden. Wider die wenigen im Szatmarer Frieden der evangelischen Kirche gemachten Zugeständnisse liefen die katholischen Magnaten und die mächtigen Kirchenfürsten des Landes Sturm; andrerseits erschienen einem Teil der Evangelischen die Zugeständnisse der Regierung zu geringfügig. Was sie zu fordern sich berechtigt glaubten, erhielt durch die gesteigerte Unduldsamkeit der übermütig und zügellos gewordnen Jesuiten frische Nahrung. Selbst Prinz Eugen mahnt um diese Zeit Talfy, ein scharfes Auge auf die Jesuiten zu richten, die durch ihre Zänkereien die eben erst hergestellte kirchliche Ruhe in ärgerlicher Weise störten. 1717 versammeln sich auf den alten Gütern der Ragoczy, in dem uns bekannten Saros-Patak, aus fünf umliegenden Gespanschaften die Führer der reformierten Kirche zu ernster Beratung und Abwehr der sich von Monat zu Monat steigernden Bedrängnisse und Vergewaltigungen. Es fing wieder an im Lande zu gären; die Protestanten bekamen — zum wievielten Male wohl schon? — die spanische Treue der österreichischen Regierung und der über sie herrschenden römischen Kirche unter dem Einfluß der Jesuiten zu kosten. Dazu ein weiteres, was die Träumereien des Eremiten in Gros-Bois zu hellen Flammen anfachte. Den Sultan gelüstete ein erneuter Einbruch in Österreich; darum bot die Pforte dem einstigen Führer der aufständigen Ungarn eine Freistätte in der Türkei an. Sie wollte den jahrelang glücklichen Agitator und gefeierten Träger der dem Ungarnvolk nie entschwindenden Hoffnung auf Selbständigkeit für den gegebnen Augenblick bei der Hand haben. Und Ragoczy ging wirklich auf den abenteuerlichen, aussichtslosen Plan ein. Am 10. Oktober 1717 traf er in dem ihm angewiesenen Bergungsort am Ausgang des Hellespont, in Gallipoli, ein. Man darf wohl sagen: hoffnungstrunken begann er von da eine unheimlichstarke Schürarbeit, zumal die evangelischen Mächte in Europa anzutreiben, den nun günstigen Augenblick einer aufsteigenden Gefahr für Österreich geschickt zum Schutz der arg bedrängten Glaubensgenossen auszunutzen. Ein ungemein fesselndes und wichtiges Schreiben von der Hand Ragoczys an Jablonski in schwer entzifferbarer Geheimschrift, an Umfang einer Denkschrift gleich, besitzt das Posener Archiv. Es ist eine Veröffentlichung wohl wert; selbst einen Auszug davon zu geben, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls macht der Inhalt den Eindruck, daß der verblendete Träumer von der Richtigkeit seines Vorhabens zu Gunsten der evangelischen Kirche in Ungarn überzeugt ist. Ob er seinen Freund in Berlin und durch ihn den König und seine Ratgeber davon überzeugt, ist mehr als zu be-

zweifeln. Eine Antwort auf dies Schreiben aus Gallipoli vom 1. Februar 1718 ist nicht erfolgt. Bereits am 18. August 1717 hatte „Prinz Eugen, der edle Ritter," Belgrad zur Übergabe gezwungen; im Frühjahr 1718 wurden bei dem Friedensschluß zu Passarowitz die Türken gezwungen, den Unruhstifter Ragoczy von der Grenze weg in das Innere des Landes zu verweisen. In Rogosto am Marmara-Meer hat der trotz all der Mißerfolge nicht enttäuschte Verbannte die letzten zwanzig Lebensjahre verbracht. Einsam, schier weltvergessen ist er dort, fern der Heimat, fern von seinen Lieben und Freunden, 1739 gestorben. Ich habe keine Spur mehr gefunden, daß Jablonski nach Empfang jener Denkschrift noch irgend welchen schriftlichen Verkehr mit Ragoczy gehabt.

Die für den Hofprediger und die preußische Regierung so ärgerlichen Klementschen Händel 1718 machten beiden Teilen die größte Vorsicht bei den ungemein gespannten Verhältnissen mit Österreich zur Pflicht. Und doch hätte die verzweifelte Lage der ungarischen Protestanten nach dem Passarowitzer Vertrag das Eintreten des treuen Anwalts, nun freilich mit gebundenen Händen, gar sehr verdient. Von 1718—24 hat einer der erbittertsten Gegner, der Erlauer Bischof Graf Erdödy, zusammen mit seinen Gesinnungsgenossen, den Jesuiten, den schon so arg in ihrem Besitz geschmälerten Protestanten weitere hundert Kirchen geraubt. Gegen Ketzer schien der römischen Kirche alles erlaubt. Prinz Eugen wetterte wider diese frevle Bezeichnung; sie entehre nicht nur den Christen, aus dessen Mund sie komme, sondern die römische Kirche, die den Gebrauch des Wortes wider Protestanten und damit alle seine schweren Folgen für die Geschmähten dulde. Selbst dem Wiener Hof fingen die schroffen Ausschreitungen der römischen Kirche an ärgerlich zu werden; aber weder der Türkenbezwinger noch auch die Regierung waren mächtig genug, den Jesuiten in der Vergewaltigung der Protestanten Halt zu gebieten. In den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens scheint Jablonski nur noch mitleidender Zuschauer der in Ungarn so arg verfolgten Glaubensgenossen gewesen zu sein; ich habe wenigstens nirgends eine weitere Spur tätigen Eingreifens ausfindig machen können. Das schwere Verhängnis nahm ungehindert seinen Verlauf, nicht unähnlich dem Los der Evangelischen in Polen.

Nachdem der jahrhundertlange Ansturm wider die evangelische Kirche in beiden Ländern vorübergezogen, zeigte es sich, daß sie in Ungarn die arge Zeit der Heimsuchung besser und darum für das Volk selbst gewinnbringender als in Polen überdauert habe. Der Grund ist einleuchtend, soll aber hier nicht verschwiegen werden. In Ungarn hat die Reformation ein seiner staatlichen Selbständigkeit bewußtes Volk vorgefunden, hat die Volksseele in der Tiefe segnend berührt und empfänglich gemacht für die Freiheit eines Christenmenschen, los von der Zwingherrschaft Roms. In Polen berührte die Reformation und gewann das Herz des Adels,

dem das Volk wie Hörige eigen waren, daß es jeden Wechsel seiner Herren willenlos mitmachen mußte, auch auf religiösem Gebiete. Mit diesen Herren gehörte es gestern der römischen Kirche an, wurde es heute in die Kirche der Reformation übergeführt, um morgen dann wieder mit ihren den Verführungskünsten der Jesuiten erlegenen, rückfällig gewordnen Herrn zu den kaum verlassenen römischen Gottesdiensten zurückzukehren. Die Reformation hat erst dann ihr Werk bei einem christlichen Volk vollbracht, wenn es die Volksseele auf Grund des Wortes Gottes reformierend ergriffen hat. Deß ist unser deutsches Volk, der erstgeborne Sohn der Reformation, herrlicher Zeuge; wir haben früher gezeigt, wie bei dem andern großen Volk der Reformation drüben in England die von dem Herrn und ewigen König der Kirche geleitete Reformation erst dann ihre Aufgabe ausgerichtet, als das Volk selbst während der Kämpfe des siebzehnten Jahrhunderts in der Tiefe seines Gemütes von dem neugestaltenden Geiste der Reformation ergriffen ward. Allüberall in christlichen Landen ist das Volk, die Volksgemeinde, treu und fest an dem hangend, was es mit seinem Herzen aufgenommen. Es besitzt eine größere, zähere Widerstandskraft wider die zersetzende, lebenzerstörende Macht einer von Jesuiten geleiteten Gegenreformation als ein einzelner Stand der Gesellschaft und wenn es auch der vornehmste, gebildetste wäre. Eine Volkskirche — wenn der knappe Ausdruck gestattet ist — bewahrt ein christliches Volk besser vor einer ihm drohenden Zersetzung als eine Herrenkirche, mögen diese Herrn nun die Obersten des Volkes sein oder sein Adel, oder selbst seine Theologen, die allesamt dem Wechsel und Wandel der Zeit leichter zugänglich sind als — nun meinetwegen sei der leise Vorwurf des Ausdrucks, aber nicht als Tadel hier übernommen — das „schwerfällige," unmoderne Volk. Mit seiner vergewaltigten, untergegangnen evangelischen Kirche ist Polen zu Grunde gegangen; es fehlte dem Lande die Widerstandskraft des Volkes, der Gemeinde wider den unheimlichen zersetzenden Einfluß der zur Macht gelangenden Jesuiten. Ungarn hat die gleiche furchtbare Heimsuchung überdauert, daß es als Volk nicht verloren gegangen ist, weil in dem glücklicheren Lande die Reformation inniger das Gemüt des Volkes ergriffen und ihm die bewahrende Kraft des Evangeliums als das Salz der Erde und jedes christlichen Volkes zugeführet.

d) Für die Evangelischen in Böhmen.

Von einem Eintreten Jablonskis für die Glaubensgenossen in Böhmen kann streng genommen nicht oder nur sehr mittelbar die Rede sein. Dennoch sei, was der Senior der aus Böhmen und Mähren einst ausgezogenen Unität für die eingewanderten Brüder in eigentümlicher Führung hat tun dürfen, an dieser Stelle berichtet.

Wir haben gleich im Anfang unsrer Erzählung (S. 6) mitzuteilen gehabt, in welch grausamer, mit frevlem Hohn vermischter Weise der Jesuitenzögling Ferdinand II. wider die Evangelischen Böhmens gehauset und sie in die römische Kirche zurückgezwungen hat. Zu den Scharen, die lieber die Heimat als ihren evangelischen Glauben drangeben wollten, zählte Comenius; an seiner Hand auf dem Leidensweg in die Fremde führte er den Waisenknaben Figulus, nach mehr wie dreißig Jahren des Hofpredigers Vater. Die Erinnerung an die alte verlassene Heimat war in der Familie wie in der ganzen Brüderunität rege geblieben, wenn auch die unmittelbaren Fäden der Verbindung mit den einstigen Glaubensgenossen allmählich rissen. Mit Comenius war der letzte Bischof des böhmischen Zweiges der Brüderunität gestorben. Die in eine unbekannte Fremde ausgezogen, waren doch besser daran als ihre Brüder, die sich von der heimischen Scholle und den Gräbern der Väter nicht trennen konnten. Die Auszügler haben ihren evangelischen Glauben bewahret; der Herr hat sie bei den Protestanten im benachbarten Polen eine warme Herberge, bald schon eine zweite Heimat finden lassen. Die anderen haben ihr Bleiben daheim um den furchtbaren Preis öffentlicher Verleugnung ihres evangelischen Glaubens erkauft. Das ist und bleibt im frommen Gewissen ein Wurm, der nicht stirbt. Äußerlich gehörten sie fortan der römischen Kirche an; wer aber in den Hinterstübchen der Bauernhütten oder Bürgerhäuser Einlaß bekam, konnte gar manche rückfällig gewordene Familie am Abend hinter verschlossenen Läden versammelt sehen, und der Vater holte aus der alten Truhe das sorgfältig vor den Späheraugen der aufgezwungenen Priester verborgene Bibelbuch, aus dem er den Seinen vorlas; dann sangen sie mit gedämpfter Stimme, damit kein Unberufener auf der Straße es höre, die herrlichen, tief evangelischen Lieder der alten Glaubensväter. Es fehlte auch bei einzelnen nicht an Bereitschaft der Zeugnisablegung für ihren evangelischen Glauben. So erzählt*) der gegenwärtige Prediger der Brüdergemeinde in Berlin von einem Vorfahr, Samuel Schneider in Zauchenthal, einem Nachkommen der böhmischen Brüder, daß er sich auf dem Sterbebett geweigert, die letzte Ölung zu empfangen, und der Priester, von der fröhlichen Glaubensgewißheit des Sterbenden tief ergriffen, mit den Worten weggegangen sei: meine Seele sterbe des Todes dieses Gerechten. Nicht alle Priester waren so fromm und duldsam.

Die bösen Wetter, die über Ungarn und seine Protestanten unheilvoll dahinzogen, hauseten auch gar übel auf den einst so gesegneten Fluren von Böhmen und Mähren und trafen schwer noch immer leise sich regende evangelische Spuren. Die ließen sich nicht überall wie mit einem feuchten Schwamm wegwischen. Unter den Stillen im Lande, angeregt von evan-

*) In seinem kürzlich erschienenen Büchlein „Hundertfünfzigjahrfeier der Brüdergemeine in Berlin" (Berlin 1901).

gelisch gesinnten Männern, die umher zogen und den glimmenden Docht evangelischer Überzeugung anfachten, regte es sich da und dort wie auch heute wieder unwiderstehlich: um des Gewissens willen vor Gott los von Rom. Das war in jenen unholden Tagen — wer weiß, ob sie nicht bald schon wiederkehren — aufs Engste verbunden mit der Forderung: dann auch los von deiner Heimat um des Herrn willen. Hunderte von Söhnen und Nachkommen der alten böhmischen Brüder — es sind 200 Jahre her — hielten in jenen Tagen einer Erweckung, die durch einzelne einst blühende evangelische Gebiete Böhmens ging, das Evangelium eines solchen Opfers wert. Nur los von Rom und sei es auch um den bitteren Preis des Losreißens aus dem Vaterlande! Sie wanderten aus, die meisten hinüber zu den lutherischen Glaubensgenossen in Sachsen, einzelne Züge in die seit Jahrzehnten von den Hohenzollern allen um des Evangeliums willen verfolgten Glaubensgenossen weit geöffnete gastliche Herberge der preußischen Lande. Auch in seiner Hauptstadt gewährte Friedrich Wilhelm I. den einziehenden Böhmen, den Lutheranern unter ihnen so gut wie den Reformierten, edles Gastrecht, warme Heimstätte; die Bethlehemskirche, in ihrem Namen an jene Kirche in Prag erinnernd, in welcher Hus einst seinen Böhmen das Evangelium gepredigt, ist des heute noch schöner Zeuge. Inwieweit Jablonski den Landsleuten seiner Vorfahren die Wege nach Preußen und in die Hauptstadt geebnet, als sie in zwei Zügen, ihrer insgesamt etwa 1200, 1732 und 1737 in Berlin und der nahe gelegenen, ihnen zugewiesenen Ansiedelung Rixdorf einzogen, ist mir aus den zugänglichen Papieren nicht ersichtlich geworden; der nun schon 72, bezw. 77 Jahre alte Greis scheint mit dieser Mühe, soweit möglich, verschont geblieben zu sein. Nur einmal finde ich ihn bei den neuen Ankömmlingen angemerkt. Der Prediger der einwandernden Böhmen, Liberda, war als Gefangener im Zuchthaus zu Waldheim in Sachsen festgehalten. Die der deutschen Sprache noch nicht mächtig geworden, entbehrten damit am Tage des Herrn der Predigt in ihrer Muttersprache, auch wußten sie nicht, bei wem das heilige Abendmahl zu nehmen, wer, ihnen verständlich, die Kinder taufen, ihre Ehen einsegnen, ihre heimgegangenen Familienglieder beerdigen solle. Sie wandten sich in ihrer Not nicht vergeblich an den ehrwürdigen Domprediger, der allein unter allen Berliner Geistlichen des Polnischen mächtig war und somit den slawischen Böhmen sich einigermaßen verständlich machen konnte.*) Das schließt nicht aus, daß

*) Diesen Grund giebt Knack in seinem Festbüchlein der böhmisch-lutherischen Gemeinde der Bethlehemskirche (Berlin 1887) S. 73 an. Die böhmischen Einwanderer versammelten sich in der ersten Zeit in einem ihnen vom Postmeister Borchwardt in der Charlottenstraße zwischen der Koch- und Beßelstraße zur Verfügung gestellten Hause, woselbst ihnen die gewählten Ältesten des Morgens und Abends Gebete und das Schriftwort in ihrer Muttersprache vorlasen.

auch Reformierte unter den ersten Zuzüglern gewesen, die sich freuten, einen Geistlichen ihres Bekenntnisses in Berlin zu finden, dessen Vorfahren böhmischen Ursprungs und der in einer nahe verwandten Sprache zu ihnen reden konnte. Mehr in den tätigen Vordergrund bei den in Deutschland eingewanderten Böhmen tritt unser Senior der Brüderunität an einer anderen bedeutsamen Stelle. Da ist er zum Pontifex geworden, zum Brückenschläger, der eine Verbindung zwischen der alten und der durch den Grafen Zinzendorf erneuerten Brüdergemeinde herstellt. Jablonski hat Zinzendorf zum Bischof geweiht.

Gleichzeitig (1720), aber ohne Fühlung mit einander war die eben angedeutete Erweckung an zwei weit von einander liegenden Orten zu Tage getreten: in Mähren an dem früheren Hauptsitz der Brüderunität, in Fulneck, wo gerade ein Jahrhundert früher Jablonskis Großvater Comenius von dem Sturm der ausgebrochenen Verfolgung aus seiner gesegneten Wirksamkeit in der blühenden Gemeinde vertrieben wurde, in Böhmen ebenfalls an einem alten Sitz der Unität, in Leitomischl und Landskron. Scharen der Erweckten zogen über die unwirtliche Landesgrenze hinüber in sächsisches Gebiet. Hier unweit von Groß-Hennersdorf in der Ober-Lausitz hatte der sächsische Graf Zinzendorf, als er den Staatsdienst verlassen, um auf eigenem Grund und Boden ein Haus christlicher Gemeinschaft mit der Sorge um das zeitliche und ewige Heil seiner Untergebenen zu gründen, das ansehnliche Gut Berthelsdorf gekauft (1721). Das Jahr darauf war der Zimmermann David dahin gekommen, in der Hand des Herrn ein auserwähltes Rüstzeug, die nur noch glimmende Kohle des Evangeliums in den Herzen seiner mährischen Brüder neu anzufachen. Er war auf der Suche nach einem Bergungsort für seine Genossen, die wie er um ihres Glaubens willen Verfolgung und Verbannung aus der Heimat erlitten. Der Gutsverwalter nahm mit Bewilligung des Grafen die frommen mährischen Brüder auf. Am denkwürdigen Hutberg, damals noch ein wüster, morastiger Ort, selbst ohne Trinkwasser, hat am 17. Juni 1722 der Zimmermann aus Mähren den ersten Baum zum Hausbau mit den Worten gefällt: hier hat der Vogel sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest (Ps. 84, 4). Es ist die Gründung von Herrnhut, das der Muttersitz der erneuerten Brüdergemeinde ward. Die paar mährischen Auswanderer blieben nicht lange allein. Die den um des Glaubens willen Verfolgten weitherzig geöffnete Freistätte übte bald mächtige Anziehungskraft auf mancherlei Volk aus, das um Sondermeinungen willen sich von den evangelischen Landeskirchen ausgeschlossen sah oder auch sich von ihnen loslöste. Zinzendorf, mehr noch wie nur ein Taufsohn von Spener, im Waisenhaus zu Halle und völlig im Geiste seines Erbauers erzogen, der geistesmächtige Held, nur von einer Leidenschaft seiner feurigen, schwärmerischen Seele

lebenslang und rastlos hin- und hergetrieben, der Leidenschaft innigster, traulichster Jesusliebe, erkannte in den Ansiedlern die von seinem Herrn Jesu ihm zugeführte Gemeinde, die er nach den von frühauf gehegten Gedanken einer christlichen Gemeindebildung und mit der ihm verliehenen organisatorischen Begabung und Kraft zu einer einheitlichen, festumrissenen Gemeinde ausgestaltete mit starkem, in mehr wie einer Beziehung mustergültigem Gepräge, daß diese Gemeinde lange das Leben ihres Gründers überdauert hat und heute noch in ihrer Eigenart festgefügt als eine Missionsgemeinde im reichen Ringe der evangelischen Völker einen wohlverdienten Platz einnimmt, dessen Erledigung wohl niemand, der seine vielgestaltige, evangelische Kirche der Reformation lieb hat, wünschen wird. Nicht schwer fällt es in dem eigenartigen Sondergepräge fesselnde Züge aus der alten Brüderunität wieder zu erkennen und nachzuweisen, Züge, die den „mährischen Brüdern" einst Leben eingehaucht, weil sie tief aus dem Evangelium geschöpft und der Brüder Wandel in der Wahrheit durch sittenernste Zucht geregelt, die Christian David mit seinen Genossen als kostbares, pietätvoll festgehaltenes Erbe der Väter aus der Heimat mit in die Fremde genommen, und deren treues Bewahren ihnen die Fremde bald zur Heimat werden ließ.

Die Kunde von Herrnhut und der dortigen überall Staunen, in vielen kirchlichen Kreisen aber auch Befremden und Anstoß erregenden Schöpfung Zinzendorfs drang in jenen gärenden Tagen, in welchen ein Neues mit fast reformatorischer Gewalt in unsrer evangelischen Kirche sich emporbildete, weithin, wo immer der unermüdliche Graf, der Prediger, Dichter und Missionar seiner Brüdergemeinde und ihrer äußeren und inneren Ausgestaltung, auf weltweiten Wanderungen auftauchte. Ein feinsinniger Geschichtsforscher hat treffend ihn und sein Werk innerhalb der evangelischen Kirche mit der „Unruhe" in der Uhr verglichen. Heute begegnen wir dem Wanderprediger, nachdem er Deutschland kreuz und quer durchzogen, in den baltischen Provinzen Rußlands, um seinen Brüdern offene Bahn bis nach dem fernen Sarepta an der Wolga zu schaffen; morgen schon eilt er über das große Meer hinüber nach Westindien, wo er auf der Insel St. Thomas seine Sendboten besucht, die späten Erstlinge unter den Missionaren unsrer evangelischen Kirche, die beherzt den Weisungen ihres Führers zu den Heiden gefolgt, er an allen Orten der Glaubensheld, der kühn die ganze Welt als seine Parochie bezeichnet. Mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete Jablonski von Anbeginn an die ihn ungemein fesselnden Vorgänge in Herrnhut. Ihn zog in erster Linie an das hier zu Tage tretende Erwachen wie aus einem todähnlichen Schlafe des alten mährischen Brüdergeistes, von dem er selbst seit der Väter Zeit so mächtig berührt war. „Wenn der Zustand der Seligen im Himmel litte — so schreibt er einmal am Ende seines Lebens —, daß der fromme und eifrige

Comenius einen Blick herab tun und seine wiederaufblühenden mährischen Brüder sehen könnte, o wie würde er sich innerlich ergötzen und ein neues Loblied anstimmen dem Lamme, das erwürget ward, das aber nun triumphieret und herrschet."

Ende der zwanziger Jahre war Riedel aus Herrnhut bei Jablonski gewesen und hat ihm eingehenden Bericht über die Vorgänge von 1715 an in Fulneck und dann den Auszug der Brüder und ihr bisheriges Leben in der neuen Heimat erstattet. Der Senior kann nicht genug Einzelheiten erfahren. Er bittet dringend die stammverwandten Brüder in Herrnhut um alte und neue Nachrichten. Er brauche sie für seine Sammlung; „sie würden eine der schönsten Stellen in seiner ‚Historie' einnehmen," die er noch immer für den Druck vorbereitet. 1729 tritt der Hofprediger mit Zinzendorf in schriftlichen Verkehr, wenigstens ist der erste mir bekannt gewordne Brief am 13. August dieses Jahres geschrieben.*) Eine persönliche Bekanntschaft scheint nicht vorausgegangen zu sein. Ein paar Stellen aus dem nun anhebenden Briefwechsel. Jablonski dankt in dem ersten Schreiben zunächst Gott, „daß er das von der Welt so verachtete Häuflein der böhmischen und mährischen Brüder, die zu ihrer Zeit Vorläufer und Morgenröte der Reformation gewesen, auch noch selbst in ihrem Vaterland, obwohl verborgen, erhalten, und daß er Eure gräfliche Gnade zum gütigen Protektor und Beschirmer ihrer armen Flüchtlinge und Exulanten erkoren . . . Meine Voreltern sind in der Brüderunität geboren und haben im Exil in Polen mich erzeugt; ich bin in dieser Kirche erzogen und habe die Liebe zu ihr mit der Muttermilch eingesogen. Und ob es zwar Gott gefallen, dem Leibe nach mich von ihnen abzureißen und in dieses Land zu versetzen, so haben doch Kurfürst Friedrich III. und König Friedrich Wilhelm I. allergnädigst beliebet, daß ich die episcopiam besagter Kirche mitverwalten sollte, welches jedoch vermittelst nun und dann vorzunehmender Reisen und beständiger Korrespondenz geschieht . . . Bei Durchlesung der Nachricht von Herrnhut kam es mir vor, als sähe ich die uralte apostolische Lebensart der ersten Christen oder die nach ihrem Muster eingerichtete Verfassung der böhmischen Brüder jetzt wieder neu aufleben und der Christenheit vor Augen treten. Insonderheit hat es mich sehr ergötzt, daß zu Herrnhut Lutherische und Reformierte brüderlich mit einander verkehren."

Zinzendorf und seine Brüdergemeinde hatten im Anfang der dreißiger Jahre durch schwere Bedrängnisse von staatlicher und kirchlicher Seite hindurchzugehen, die mehr wie einmal seine Stellung und heimat-

*) Das wohlgeordnete Archiv in Herrnhut bewahrt die Briefe J. an den Grafen.

lichen Rechte, wie auch den Fortbestand der Gemeinde ernstlich in Frage stellten. Wir können hier nicht die teilweise verwickelten Einzelheiten berichten.*) Um seiner Gemeinde die im westfälischen Frieden den Augsburgischen Religionsverwandten zugeführten Rechte zu verschaffen, war es Zinzendorf von Wichtigkeit, sie als eine auf Grund der Augustana stehende anerkannt zu sehen. Darum erwirkte er 1733 von der theologischen Fakultät in Tübingen die entschiedene Bejahung, daß die mährische Brüdergemeinde, supposito in doctrinam evangelicam consensu, bei ihren seit 300 Jahren her gehabten Einrichtungen und bekannter Kirchenzucht verbleiben und dennoch ihre Verbindung mit der evangelischen Kirche behaupten könne und solle, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß unter dieser Verbindung (Konnexion) nicht nur eine „innerliche Gemeinschaft der Heiligen im Geiste" zu verstehen sei, sondern „die Kirchengemeinschaft mit der evangelischen Kirche augsburgischen Bekenntnisses." Um seinen brennenden Eifer, das Wort Gottes da und dort zu verkündigen, befriedigen zu können, war die Erlangung der Predigterlaubnis (venia concionandi) erforderlich, die von einer kirchlichen Behörde nur auf Grund einer abgelegten theologischen Prüfung, zumal inbetreff der Rechtsgläubigkeit des Predigtamtskandidaten, gewährt werden konnte.

In Stralsund hat der Graf die zwiefache Prüfung auf Rechtgläubigkeit und Befähigung für das geistliche Amt bestanden. Durch seine Predigt am Sonntag Judica 1734 in Stralsund ist er in die Reihe der evangelischen Geistlichen aufgenommen worden, ein bis dahin in der deutschen evangelischen Kirche unerhörter Fall, der auch in seiner Familie Befremden und Anstoß erregte. Selbst die Tübinger Fakultät ward zu dem verwundernden Ausruf von dem auffälligen Schritt getrieben: „Wie der Herr Graf einen Entschluß habe fassen mögen, der den Grundsätzen der Welt und dem Herkommen so gar entgegengesetzt ist und bei einer so erlauchten und vornehmen Person gewiß eine seltene Gottesfurcht anzeiget." In langen Jahren war der von Jugend auf gehegte Wunsch, ein evangelischer Prediger zu werden, ausgereift; an seiner späten Ausführung mag Jablonski nicht ganz unbeteiligt gewesen sein. Als er bereits 1730 von dem Vorhaben hörte, schrieb er dem Freunde: „Er habe mit Leidwesen von ihm gehöret, daß seine unschuldigen Anstalten verachtet und verlästert werden, aber es kann nicht anders sein, weil Ihr nicht von der Welt seid. Daß Ihr ein Geistlicher werden wollt, ist ganz gegen

*) Es sei auf die lichtvolle Darstellung des gegenwärtig wohl bedeutendsten Forschers und Kenners der Geschichte der alten und erneuerten Brüderkirche, Jos. Müller, hingewiesen: Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche (Leipzig 1900), namentlich auf den III. Abschnitt S. 44—68, in welchem Müller sich in überzeugender Weise mit der irreführenden Auffassung Ritschls in seiner Geschichte des Pietismus auseinandersetzt und sie wohl endgültig widerlegt.

den jetzigen Weltlauf, mit Ausnahme von England, wo mein großer Wohltäter, der Bischof von London Henry Compton, einer vornehmen gräflichen Familie angehörte.*) Auch als ich in Oxford mich aufhielt, studierte eines Grafen Sohn Theologie. So sehr ich Eure Begierde lobe, so rate ich doch, bei gegenwärtigen Verhältnissen noch etwas damit zu warten, damit Euer Herrnhut nicht noch mehr verlästert werde." Zinzendorf folgte dem Rat und wartete weitere vier Jahre. Bereits 1732 war Zinzendorf der Aufenthalt in Sachsen untersagt worden. Das Verbot wurde zwar von Kurfürst August III. bei seiner Thronbesteigung zurückgenommen, nach ein paar Jahren aber verschärft wieder erlassen. Als ein aus seiner irdischen Heimat Verbannter begab er sich nun mit einer kleinen „Pilgergemeine" auf die Wanderschaft. So kam er im Frühjahr 1736 nach Berlin. Er wollte sich und seine Sache bei Friedrich Wilhelm I. verantworten. Jablonski geleitete ihn zum König nach dem Jagdschloß in Wusterhausen. Drei Tage haben die beiden Männer sich ausgesprochen, mit günstigem Erfolg für Zinzendorf. Am ersten Tage, so erzählt er, sei der König kalt gewesen, aber gründlich in seinen Fragen, andren Tages schon offen und zutraulich, am dritten Tage habe er seiner Umgebung erklärt, man habe ihn über Zinzendorf belogen und betrogen. Sein einziges Verbrechen sei, daß er als Graf und ein in der Welt angesehener Mann sich dem Dienst des Evangeliums widme. Das Jahr darauf siedelte Zinzendorf für vier Monate mit seiner kleinen, zwölf Köpfe zählenden „Pilgergemeine" nach Berlin. Damals hat er in der Leipziger Straße in einem Mietsaale unter so großem Zudrang von Männern und Frauen, daß man, um Raum zu gewinnen, keine Stühle stellte, sechszig Predigten gehalten; es sind seine berühmten, das Jahr darauf veröffentlichten „Berliner Reden," von denen Zinzendorf sagte: „Berlin war nur die Kanzel; die Reden sind für die ganze Welt."

Als der Graf und evangelische Prediger diese Reden hielt, war er seit fast Jahresfrist (20. Mai 1737) von unsrem Senior in Berlin zum Bischof der erneuerten Brüderkirche geweiht worden. Es war Zinzendorfs ursprüngliche Absicht gewesen, die in Herrnhut gesammelte Gemeinde der lutherischen Kirche einzugliedern. Die Verhältnisse sowohl in

*) Henry Compton (gest. 1713) war der jüngste Sohn von Spencer Compton, Graf von Northampton (earl: wenn ich nicht irre in jenen Jahren noch die höchste Würde, die heutzutage auf die dritte Stufe gerückt ist). Clark (the life and times of Anthony Wood of Oxford 1632–95) nennt bei dem Jahre 1680, als Jablonski nach Oxford kam, sogar vier Söhne aus dem englischen Adel, die Theologie studierten: William Finch, Sohn des Earl Winchelsey; Robert Both, Sohn des Lord de la Mère; George Mordaunt, Sohn des Lord Mordaunt; Bevil, Sohn des Earl Bath. Compton war von 1649–52 Student im Oxforder Queens College.

der sächsischen Landeskirche als auch innerhalb der zumeist aus Nachkommen der mährischen Brüderunität bestehenden Gemeinde, die pietätvoll an den Überlieferungen der Väter hing und sie nicht durch den Anschluß an die Landeskirche drangeben wollte, waren mächtiger als Zinzendorfs Absicht. Auch die Entwicklung der Gemeinde zu einer Missionsgemeinde, wesentlich gefördert durch die im Lande erlittenen Belästigungen und auch Bedrängnisse, trugen zur Aufgabe der Absicht bei. Draußen in der Heidenwelt standen seine Sendboten, schlichte, ungelehrte, von keiner kirchlichen Behörde zum geistlichen Amte geweihte Brüder, denen somit das Recht abging, die geworbenen Heiden durch die Taufe in die evangelische Kirche aufzunehmen, den jungen Christen das heilige Abendmahl zu reichen. Sowohl Dänemark als auch England, in deren überseeischen Kolonien die Sendboten aus Herrnhut wirkten, weigerten sich, ihnen die Weihe zum geistlichen Amte zu erteilen; so lange sie eine solche nicht besaßen, war der Fortbestand ihrer Missionstätigkeit ernstlich bedroht. Schon 1734 betonte Jablonski bei einem Besuche Zinzendorfs die Möglichkeit, die bischöfliche Würde der Unitätsbrüder, die er selber besaß, auf die neue mährische Brüdergemeinde, die sich in Herrnhut zu einer von der Landeskirche losgelösten Sondergemeinde gebildet, zu übertragen. Er konnte den Grafen auf eine Denkschrift hinweisen, die er vor Jahren dem ihm seit langer Zeit innig befreundeten Primas von England, William Wake, eingereicht, und in der er den auch von dem Erzbischof anerkannten Nachweis lieferte, daß die in der Brüderunität bestehende bischöfliche Würde in ununterbrochenem Zusammenhang mit der apostolischen Handauflegung beruhe. Darauf legt bekanntlich die Kirche von England den uns andern evangelischen Kirchen unbegreiflichen gleichen Wert wie die römische und morgenländische Kirche.*)

Auch der Nachfolger von Wake auf dem erzbischöflichen Stuhle, der im Kirchenrecht bewanderte und gelehrte Professor und Bischof von Oxford, John Potter, schloß sich der Anschauung seines Vorgängers an und bekannte Zinzendorf, daß er die Brüderunität für eine apostolische und bischöfliche anerkenne, deren Lehre mit den 39 Artikeln der englischen Kirche nicht in Widerspruch stehe. Der Hofprediger erklärte sich bereit,

*) Die Denkschrift führt den Titel: de successione ordinis episcopalis in unitate fratrum Boh. Das Archiv in Herrnhut besitzt eine von Jablonski gefertigte Abschrift nebst einer deutschen Übersetzung. Abgefaßt muß die Denkschrift sein zwischen 1716 und 1725; denn der letzte § 32 teilt mit, daß von den von ihm (Jablonski) zu Bischöfen geweihten Brüdern (Sal. Opitz und Dav. Cassius) ersterer 1716 gestorben, der andere aber noch „der streitenden Kirche im Vaterland mit Ruhm vorstehe." Dann folgt in der von fremder Hand angefertigten Übersetzung der Nachtrag, daß Jablonski 1725 den Paul Cassius (Bruder des David und an seine Stelle) zum Bischof auf einer in Frankfurt a. d. Oder gehaltenen Synode geweiht.

an einem der Brüder die Weihe zu vollziehen und Zinzendorf nahm das Angebot an, „damit solche Brüder in den Kolonien lehren und geistliche Handlungen verrichten könnten, welches aber sonst in der Gemeinde keinen Vorzug oder Ansehen geben sollte." Die letztere Einschränkung und auch Mahnung ist bis zur Stunde in der Brüdergemeinde in Kraft und Übung geblieben. Die Bischöfe — diesem Namen ist in der erneuerten Brüderkirche vor der in der alten, durch den Gegensatz zur römischen Kirche ausgewählten Bezeichnung Senior der Vorzug gegeben worden — wissen sich nur als völlig gleichgestellt den übrigen Brüdern in der Gemeinde und werden auch von ihnen also angesehen. Am 13. März 1735 hat Jablonski auf Wunsch des Grafen und der mährischen Brüdergemeine und mit Gutheißung seines Mitseniors in Lissa Sitkov dem David Nitschmann, der bereits vor sieben Jahren zusammen mit Leonhard Dober*) als die beiden Erstlinge der Mission nach St. Thomas gekommen, aber zu einer Besichtigungsreise der Brüder auf der Insel und in dem 1732 von Süd-Karolina abgetrennten Georgien, damals eine englische Kolonie, ausgesondert war, die bischöfliche Handauflegung in seinem Pfarrhause und in Gegenwart einiger Zeugen aus der Brüdergemeinde gegeben, wie es in der darüber ausgestellten Urkunde heißt: „mit erteilter Vollmacht, die ihm obliegenden Visitationes zu verrichten, die daselbst (in Amerika) befindlichen Pastores und Kirchendiener zu ordinieren und allen den Verrichtungen, welche einem Senior oder Antistiti der Kirche gebühren, sich zu unterziehen."

Nachdem dieser erste entscheidungsvolle Schritt getan und mit ihm ein innerer Zusammenhang mit den alten Unitätsbrüdern öffentlich und förmlich bekundet war, begehrte auch Zinzendorf das Zeichen der Bischofsweihe, das ihm bei seiner geplanten Anlage von Niederlassungen in anderen europäischen Ländern zum Teil reformierten Bekenntnisses wie Holland und England von Nutzen sein konnte. Er hat wohl schon darüber bei jenen mehrtägigen Verhandlungen in Wusterhausen mit dem Könige geredet. Friedrich Wilhelm I., in dem gewonnenen Wohlwollen dem Begehren nicht abgeneigt, forderte zunächst eine Prüfung seiner Rechtgläubigkeit nun auch seitens seiner Gottesgelehrten; denn das Urteil der Stralsunder Geistlichen brauchte ihm in seinen Landen nicht maßgebend zu sein. Mit der Prüfung wurden die beiden Pröpste betraut, der berühmte Reinbeck an der Petrikirche und Roloff von St. Nikolai; „aus gewissen Ursachen," wie am 21. November 1736 der König seinem ältesten Hofprediger mitteilt. Jablonski hat Zinzendorf diese

*) Ein Nachkomme von ihm mit gleichem Vor- und Zuname war bis 1891 der letzte Prediger der nun eingegangenen Brüdergemeinde in Petersburg und lebt nun als Bischof in Berthelsdorf.

Ursachen wohl richtig gedeutet: „damit selbige Prüfung bei dem lutherischen Teil so viel weniger verdächtig sei und als unparteiisch angesehen werde." Unserm Domprediger war die königliche Entscheidung sehr recht; sie entsprach seiner Unionsgesinnung, die ihm gerade bei der Gemeinde in Herrnhut so schönen Ausdruck gefunden. Vor ein paar Jahren hatte er seinem Sohne Paul freudig einen „von dem gottseligen Zinzendorf" aus Kopenhagen erhaltenen Brief mit dem erläuternden Zusatz zugestellt „unter seiner Protektion steht in Herrnhut der Consensus Sendomiriensis in voller Praxis, weil an dem Orte, der aus lauter böhmischen und mährischen Exulanten besteht, die Lutheraner und Reformierten zusammen friedlich communizieren, kein Disput geduldet wird und sowohl Patron als Pastor darüber wachen." Vorsichtig hatte der König bei seinem Hofprediger angefragt, ob er Gewissensbedenken hege, die von Zinzendorf begehrte Ordination anzuraten, weil es den Anschein haben könne, eine neue Religion einzuführen. Jablonski hatte erwidert, daß er die Sache für ganz unschuldig und zu Niemandes Nachteil halte, sie auch keine neue Religion einführe. „Ob aber von widerwärtigen Gemütern es nicht übel gedeutet werde und mancherlei Verdrießlichkeiten entstehen, mögen die beantworten, die im status publicus eine tiefere Einsicht haben." Ob der König die Einsichtsvolleren gefragt, weiß ich nicht. Am 15. Mai 1737 erhielt Jablonski den Befehl, Zinzendorf nach seinem beständigen Verlangen in der Stille zu einem Vorsteher seiner mährischen Brüder oder Gemeinde zu ordinieren. Am 20. Mai 1737 (es war in jenem Jahre der Montag nach Cantate) hat denn nun der ehrwürdige Senior, der dieses Amt seit vierzig Jahren inne hatte, den Graf Zinzendorf zum Bischof der Brüdergemeinde geweihet. Ganz in der Stille, in seinem Pastorat in Gegenwart nur von ein paar Zeugen. Sein Mitsenior Sitkov konnte von Lissa aus nicht zugegen sein; wohl aber legte auch der anwesende erste Bischof der Brüdergemeinde, Nitschmann, dem Grafen die Hände auf. Er hat darüber ein paar Jahre später eine Urkunde ausgestellt*) des Inhaltes, „daß als der hochwürdige Herr Dan. Ernst Jablonski, ältester, böhmischer Bruder-Bischof den hochwürdigen und hochgeborenen Nic. Ludw. Graf v. Zinzendorf zum episcopo Morawo konsekieret, ich bei sothanem actu als episcopus assistens gegenwärtig und ihm meine Hände aufgeleget, auch daß dazu die Vollmacht des Senioris in Polen Christiani Sitkovii absentis tamquam praesentis ausgeantwortet war." Die Bestallungsurkunde ist von Jablonski ausgestellt.**) Es heißt darin: „... Ich der Endesunterzeichnete habe vorgedachten Graf von Zinzendorf unter Anrufung des göttlichen Namens und apostolischer Auflegung der Hände zum Ältesten und Bischof der böhmischen

*) Sie wird in Herrnhut bewahrt.

**) Abgedruckt ist sie in den Acta hist. eccl. II, 806.

und mährischen Brüderschaft, so wie es gebräuchlich, ordiniert und geweihet, auch im Namen Gottes und der Kirche S. Hochwürden Recht und Befugnis erteilt, alle Handlungen und Pflichten, so mit dem bischöflichen Amte verknüpft sind, zu pflegen und zu verrichten."

Bis an sein Ende blieb Jablonski in regem und innigem Verkehr mit Zinzendorf. Einem seiner letzten Briefe vom 23. August 1740 sei die Stelle entnommen: während des ungesunden Winters habe mancherlei Zufälle, die dem Alter anhangen, gehabt und bin dergestalt zurückgesetzt und abgemattet worden, daß froh gewesen, wenn nur die officia officii habe leisten können, dahingegen die officia amicitiae et humanitatis öfters versäumen müssen. Doch alles, wie Gott will! Ihm bleibt billig alles anheimgestellt. Ein paar Wochen (8. Oktober 1740) später kann er dem Grafen und „hochgeehrtesten Amtsbruder" mitteilen, daß er kürzlich bei der Königin gespeist (es wird die Königin-Mutter gewesen sein; denn am 31. Mai 1740 war Friedrich Wilhelm I. gestorben) und diese von selbst auf Zinzendorfs „Lehrbüchlein," das er ihr in seinem Auftrage zugestellt, zu sprechen gekommen sei. „Es habe ihr gefallen, weil es immer mit der Schrift rede, aber man hätte eine klarere Methode brauchen und die Materien in deutlicherer Ordnung vortragen können."

---

18. Die Klement'schen Ränke.

Am 18. April 1720 — es war der Mittwoch nach Misericordias domini — fand ein „enormes Verbrechen," wie es im Urteilsspruch lautet, das monatelang den König und seine Umgebung und weite Kreise der Bevölkerung in große Aufregung versetzt, ja selbst zwischen dem Berliner Hof und den Höfen in Wien und Dresden zeitweilig eine peinliche und gereizte Spannung hervorgerufen, seine gerichtliche Sühne. Tags zuvor war der Hauptschuldige nach achtzehnmonatiger strenger Untersuchungshaft in der Spandauer Festung mit zweien seiner Helfershelfer in die Berliner Stadtvogtei übergeführt, früh am andren Morgen nach der Richtstätte am neuen Markt gebracht worden, wo man während der Nacht an der Stelle des heutigen Lutherdenkmals ein Blutgerüst errichtet. Nachdem Kriminalrat Gerbet den auf dem Pranger ausgestellten Missetätern das Urteil und die über jeden Einzelnen verhängte Strafe verlesen, der Hauptschuldige auch ein paar ihm gestattete Worte an die dichtgedrängte Menge gehalten,*) hatte man den Verbrecher auf einen Schinderkarren

*) Den Wortlaut der Rede bieten die von Holtze im 46. Heft der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins veröffentlichten „Chronistische Aufzeichnungen eines Berliners von 1704—1758."

nach der Richtstätte draußen vor dem Spandauertor gebracht, wo auf dem Schinderberg (heute die Häuser 25—27 in der Oranienburgerstraße) der Galgen stand. Unterwegs dahin wurde er zweimal mit glühenden Zangen in den entblößten rechten Arm gekneipt, an der Stätte selbst gehenkt. Am Abend nahm man die Leiche vom Galgen und verscharrte sie nebenan in die Erde.

Der so schwer Gezüchtigte ist uns im Laufe der Erzählung bereits einmal begegnet (vergl. S. 370). Michael v. Klement war 1689 in dem Städtchen Neusohl in der Gespanschaft Sohl, dem ungarischen Erzgebirge, als Sohn des dortigen Stuhlrichters und Beisitzers des evangelischen Konsistoriums geboren. Schon auf der Hochschule in Frankfurt fiel er durch hohe Begabung, durch reiche und vielseitige Kenntnisse (neben der ungarischen Muttersprache war er des Lateinischen, Deutschen, Französischen und Englischen in Wort und Schrift mächtig), aber auch durch sittliche Haltlosigkeit und Streitsucht auf, so daß er, ohne seine Studien vollendet zu haben, auch um seinen Gläubigern zu entgehen, heimlich von der Hochschule entwich. Durch Vermittlung der Gemahlin Franz II. Ragoczy trat Klement, erst neunzehn Jahre alt, in den Dienst des kühnen Parteiführers in Ungarn, der in jahrelangem Kampf wider Österreich zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts vergeblich versuchte, was anderthalb Jahrhundert später Kossuth ebenfalls mißlang. Sieben Jahre (1708—15) hat Klement als des Fürsten Kämmerer und tatkräftiger, geschickter Unterhändler in Preußen, Holland, England und Polen und am Utrechter Kongreß die Angelegenheiten Ragoczys geleitet. Nach dem unglücklichen Ausgang der Schilderhebung seines bisherigen Dienstherrn verließ Klement das sinkende Schiff. Österreich zögerte nicht, den treulosen Verräter seines Herrn in Gnaden aufzunehmen; seine vertraute Stellung zu dem zu Boden geworfenen Gegner konnte am Wiener Hof vorteilhaft ausgenützt werden. Es gelang dem Überläufer, eine Stelle bei dem Prinzen Eugen von Savoyen sich zu erschleichen; er hielt es aber nur ein Jahr bei dem „edlen Ritter" aus, da er für seine verschwenderischen Ausgaben und erdrückenden Schulden nicht ausreichende Mittel erhielt. Heimlich entwich er aus Wien und seinen vielen Gläubigern, um in Dresden dem leitenden Minister, dem Feldmarschall Graf Flemming*), seine gern angenommenen Dienste anzubieten. Der zwiefache Überläufer gab vor (und war es zum Teil auch), im Besitz wertvoller Mitteilungen aus Wien, Berlin und den langjährigen vertraulichen Verhandlungen Ragoczys zu sein.

Schon nach kurzer Zeit wurde auch Flemming mißtrauisch wie das

*) Droysen (Gesch. der preuß. Politik IV, a. 279) bezeichnet ihn mit Recht als den vertrautesten, aber auch frivolsten der Räte August II.

Jahr zuvor Prinz Eugen; es trat eine starke Erkältung ein, die sich am peinlichsten für Klement in dem Versiegen der erhofften Geldmittel fühlbar machte. So in die Enge getrieben, wagte der sittlich völlig haltlos gewordne Verräter eine verwegene, ungeheuerliche Tat, deren Ausgang ihn an den Galgen brachte. In dem abgelaufenen Jahrzehnt, zumal in den beiden letzten Jahren, hatte er sich sowohl von geheimen und vertraulichen Vorgängen an verschiedenen europäischen Höfen, als auch von den hervorragenden Staatsmännern und Feldherrn an denselben eine so genaue Kenntnis erworben, daß er sie zum Ausspielen eines letzten Trumpfes verwerten wollte. Diesmal aber in Berlin. Wir werden sehen, wie es ihm gelang, eine geheime Unterredung mit Friedrich Wilhelm I. zu erlangen. Ihm enthüllte der Bösewicht den erdichteten Plan der leitenden Minister in Wien und Dresden, des Prinzen Eugen und Grafen Flemming, den König auf seinem Jagdschloß in Wusterhausen aufzuheben, ihn und zugleich auch den schon reichen Kronschatz über die Grenze zu schaffen, das Land während der Unmündigkeit des Kronprinzen zu verwalten, diesen selbst aber unter die Vormundschaft des Kaisers zu stellen, der sich bemühen werde, den jungen Hohenzoller der römischen Kirche zuzuführen. Eine Reihe hochgestellter Beamter und Vertrauensmänner des Königs hätten sich bestechen lassen — so deutete der verschmitzte Schurke geheimnisvoll an —, ihre Hand zur Ausführung des Planes zu bieten. Der König glaubte den ruchlosen Enthüllungen, zumal ihm Klement angeblich eigenhändige Briefe vom Prinzen Eugen zeigte, dessen auffällige Handschrift er kannte. Der erlogene Plan ermangelte nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit im Rahmen der damals ungemein gespannten Verhältnisse in Europa. Schon Ranke hat darauf hingewiesen, daß ein solches Vorhaben, den König in Preußen aufzuheben, den Bestrebungen des mächtigen Alberoni in Spanien wohl entsprochen haben würde. Und Klement stand mit Alberoni noch zur Zeit, da er Ragoczy diente, in Verhandlungen. In solch abenteuerlicher Weise sich gewaltsam eines gekrönten Hauptes mitten in friedlicher Zeit bemächtigen zu wollen, war damals nicht etwas völlig Unerhörtes. Ich entsinne mich noch aus meiner Knabenzeit, wenn wir auf der Landstraße bei Zweibrücken an dem alten Leszynski-Park vorüberkamen, wie uns erzählt wurde, daß vor mehr wie hundert Jahren (1717) zwölf dazu abgeordnete sächsische Offiziere den Versuch gemacht hätten, den dort zurückgezogen lebenden, entthronten polnischen König Stanislaus aufzuheben und als Gefangenen nach Sachsen zu bringen. Es ist nicht unsre Aufgabe, die fesselnde Gerichtsverhandlung wider den vom gewiegten Staatsmann zum abenteuernden Glücksjäger und gemeinen Betrüger herabgesunkenen Menschen genauer zu verfolgen; das ist bereits von kundiger Hand geschehen [25]). Der Sache ist hier nur in flüchtigen Strichen Er-

wähnung getan, weil Jablonski wiederholt in den Verhandlungen auftaucht, selbst ein paar Monate lang peinlich in dieselben verwickelt war, und in seinem Amte unschuldigerweise darunter zu leiden hatte.

Wir haben bereits die nahe Berührung Jablonskis mit dem Agenten Ragoczys kennen gelernt. Seitdem Klement auf die abschüssige Bahn gelangt und von seinem bisherigen Dienstherrn zu dessen Gegnern übergelaufen war, hatte ihn Jablonski, wie er zu Protokoll gegeben, aus den Augen verloren. Da wird eines Abends — am 31. August 1718 — bei dem Hofprediger ein Brief aus Baruth abgegeben, in welchem Jablonski dringend aufgefordert wird, so rasch wie möglich zu einer Zusammenkunft mit Klement in den dortigen Schloßpark zu kommen; er habe ihm sehr wichtige, den König betreffende Mitteilungen zu machen. Jablonski leistet der rätselhaften Aufforderung unverzüglich Folge, findet aber den Briefschreiber nicht mehr an dem angegebenen Stelldichein, und läßt ihn durch einen berittenen Eilboten von seiner Fahrt nach Dresden zurückrufen. Im Baruther Park teilt nun Klement dem bestürzten Hofprediger, der keinen Grund hat, an der mit Ehrenwort bekräftigten Wahrheit zu zweifeln, die Nachricht von der Gefahr mit, in welcher der König schwebe. In starker Gemütsaufregung kommt Jablonski am 2. September heim. Als andern Tages Geheimrat v. Marschall ihn zufällig besucht, erzählt er ihm das Vorgefallene mit dem Beifügen, daß er vor zwölf Jahren Klement kennen gelernt, „sein genie und Gemütsart bei einer Reise mit ihm nach England und Holland 1709 eingesehen, keinerlei Art von Betrug und Hinterlist oder auch Debauchen und böse Neigungen bemerkt, nur daß er nicht mit Geld umzugehen weiß, dagegen marques von Frömmigkeit und devotion an ihm verspürt." Was seit zwei Jahren auf der betretenen schiefen Bahn aus dem einstigen Reisegenossen geworden, das war freilich Jablonski unbekannt geblieben. Durch Marschall gelangte die verblüffende Nachricht an den Minister des Auswärtigen, Rüdiger v. Ilgen. Er faßte die Sache ernst auf; ein Gegner der österreichischen Politik, wußte er, wessen sich Preußen von ihr zu versehen habe. Er beordert im Einverständnis mit dem König seinen Schwiegersohn, den späteren Kabinettsminister v. Cnyphausen, zusammen mit dem Hofprediger, nach Lübben zu fahren, wohin Klement versprochen, schriftliche Belegstücke für die Wahrheit seiner Aussage zu zu bringen. Die Reise hatte Erfolg. Jablonski zeigt am 13. September dem Geheimrat v. Marschall die Rückkehr zusammen mit Klement an und fügt bei, daß auch Cnyphausen keinen Zweifel an der Richtigkeit der Enthüllung hege. Schon am Nachmittag des Tages fand eine geheimgehaltene Begegnung des Königs mit Klement statt. Der König machte mit dem Stadtkommandanten Forçade eine Ausfahrt nach der neuen

Stadt (Dorotheenstadt); am Weidendamm stieg er aus und ging in den später dem General Linger gehörigen Garten (in der Gegend der Eberts-brücke und Ziegelstraße), wo ihm Jablonski Klement zuführte und die beiden dann in längerem Zwiegespräch allein ließ. Auch der König wurde von der Wahrheit der Mitteilung völlig überzeugt. Eine zweite Begegnung am andern Morgen bestärkte den aufs höchste erregten König in dem gewonnenen Eindruck. Noch am ersten Abend ließ er dem Ränke-spieler durch Cuyphausen den von seinem Vater vor einem halben Jahrhundert (1667) in Altlandsberg gestifteten Orden de la générosité*) einhändigen. Klement war zwar bei Cuyphausen abgestiegen, brachte aber den Abend bei Jablonski zu, wohin v. Marschall die Aus-zeichnung sandte. Klement war allein bei dem Hofprediger; die beiden alten Reisegefährten kamen ins Plaudern. Das sei der glücklichste Tag Tag seines Lebens, meinte Klement; er sei überzeugt, daß er großen Segen den bedrängten Protestanten in Ungarn bringen werde. Seine Absicht sei es, nach Beendigung dieser Sache sich mit der für Auslieferung der wichtigen Schriftstücke verlangten Geldsumme (10000 Dukaten) auf ein ebenfalls in Aussicht gestelltes Gütchen in Ostpreußen zurückzuziehen, Kohl zu pflanzen und seine Lebenserinnerungen zu schreiben, für welche der Fuchs sich von dem arglosen Hofprediger einige die ungarischen Händel betreffenden Schriftstücke des Fürsten Ragoczy ausbat.

Noch einmal mußte Jablonski bei Entlarvung des falschen Spielers eine wichtige Rolle übernehmen. Statt von Dresden aus die Urschriften der verfänglichen Urkunden zu übermitteln, war Klement nach dem Haag gereist unter der Angabe, sie dort an sicherem Ort untergebracht zu haben und daß er bereit sei, sie an v. Marschall und Jablonski, in die er unbedingtes Vertrauen setze, gegen Einhändigung der ausbedungenen Kaufsumme auszuliefern. Dem König lag alles an dem Besitz der Schrift-stücke, zumal an der Liste seiner hochgestellten Beamten und Vertrauens-männer, die sich für den argen Verrat angeblich hatten bestechen lassen. So willigte er darein, daß die erbetenen Männer alsbald und mit der geforderten hohen Geldsumme nach Amsterdam reisen sollten, ganz unauf-fällig unter falschem Namen; der Hofprediger bekam seine Papiere auf den gleichen Namen ausgestellt (Petersen), unter welchem er einst die politische Sendung an den Herzog von Marlborough ausgeführt. Aber schon hatte man bei Hof leisen Verdacht geschöpft. Es galt, Klement aus den Niederlanden auf deutschen Boden zu locken und sich dann seiner Person und Schriftstücke zu bemächtigen. Von der Absicht durfte Jablonski keine Ahnung haben; man fürchtete wohl, der christliche Prediger würde

*) Über die Stiftung dieses Ordens seitens des zehnjährigen Kronprinzen vergl. das Hohenzollern-Jahrbuch 1900, S. 38 flg.

bei einem solch listigen Schachzug nicht mittun wollen. In 23 Punkten, die Ilgen entworfen, der König aber genau durchgesehen, teilweise verändert, bekam Marschall seine Verhaltungsmaßregeln mitgeteilt; ein ungemein fesselndes Schriftstück, dem wir hier nur die auf den arglosen, im Dunkel gehaltenen Hofprediger bezüglichen Punkte entnehmen. In Emmerich an der holländischen Grenze, dem in Aussicht genommenen Endpunkt des Jagdzuges, wurde dem geheimen Kabinettsrat auf königlichen Befehl vorgeschrieben, von einer so heftigen Kolik befallen zu werden, daß er unmöglich die Reise fortsetzen könne und Petersen nach Amsterdam zu senden, um Klement zu bewegen, mit den wichtigen Schriftstücken zu dem krank darniederliegenden Vertrauensmann zu kommen. Die befohlene Kolik trat pünktlich in Emmerich ein. Völlig ahnungslos über den Ursprung des Übels reiste Jablonski nach Amsterdam, mit dem weiteren schlau in Berlin ausgedüstelten Auftrag, daß wenn Klement anstehen werde, sich so weit auf preußisches Gebiet zu wagen, er ihm halbwegs ein Grenzdorf (Düven) als Stelldichein bezeichnen sollte, wohin dann der arme Kranke sich wolle bringen lassen. Die Grenzlinie der beiden Länder war noch nicht völlig klar gestellt; so rechnete man in Berlin darauf, daß Jablonski und auch Klement den kleinen Ort als auf holländischem Gebiet liegend annehmen und der Gesuchte in die Falle gehen werde. Aber der Fuchs war doch schlauer als die Berliner Jäger; er hatte nicht Lust aus seinem sicheren Bau herauszugehen. In die Kolik setzte er keinen Zweifel, sandte auch dem kranken Unterhändler eine gegen dieses Übel erprobte Arznei, schlug es aber rundweg ab, Amsterdam zu verlassen. Für diesen als möglich in Berlin vorgesehenen Fall war der Kolik befohlen, ebenso rasch zu verschwinden, wie sie gekommen.

Aus dem im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten, sorgfältig geführten Reisetagebuch Jablonskis sind wir genau über die Unterhandlungen unterrichtet, bis es selbst mit Zuhilfenahme der städtischen Obrigkeit gelang, Klement zu veranlassen, die beiden Unterhändler zu begleiten und sich dem König zu stellen. Wir haben nicht näher darauf einzugehen. Nur dies, daß auch jetzt noch Jablonski und auch Marschall von der Wahrheit der Mitteilungen Klements überzeugt waren, eben so wie es dem argen Verbrecher durch sein sicheres Auftreten in Potsdam gelang, das denn doch etwas erschütterte Vertrauen des Königs wieder zu gewinnen, zum Teil durch die verblüffende Bereitschaft, in Begleitung eines preußischen Offiziers nach Amsterdam zurückzukehren und die Urschrift der versprochenen Papiere dem Könige zu bringen. Vier Wochen ließ der zur Reise beorderte Offizier Klement nicht aus den Augen; als derselbe bei der Rückkehr in Cleve Anstalten zum Entweichen machte, nahm er ihn fest. Als Gefangener stieg der wochenlang von dem König so hochbegünstigte Mann am 30. November 1718 bei dem Geheimrat

von Marschall ab; anderen Tages schon wurde geheimnisvoll der Gast des hohen Beamten als Staatsverbrecher nach Spandau gebracht. Meist in Gegenwart des Königs selbst wurde die langwierige Untersuchung geführt. Die von mir durchgesehenen Akten sind bis zu dem fast ungeheuerlichen Umfang von 5954 Seiten angeschwollen, ein den Geschichtsforscher auch heute noch fesselnder Lesestoff, da er außer den feingesponnenen, verlogenen Ränken des abenteuernden Verbrechers, der aus Geldgier einen höchst bedenklichen Streitapfel zwischen ein paar deutsche Regierungen zu werfen willens war, einen Blick hinter die Bühnenwände der damaligen Staatsunterhändler bietet, der einem einfachen Zuschauer nur selten gewährt wird.

Auch in diese Schlußhandlung des abgefeimten Ränkespieles ist Jablonski hineingezogen worden; nun aber auf eine für ihn höchst schmerzliche Weise. Der österreichische Geschäftsträger in Berlin, Voß, „voll Widerwille und aversion gegen uns," wie der König seinem Geschäftsträger in Wien, Burchard, vertraulich mitteilt, hatte es durchgesetzt, allen Verhandlungen der langwierigen Untersuchung wider den Verräter beizuwohnen, mit dem Rechte sogar, Fragen an den Verbrecher stellen zu dürfen. Klement hatte dem Prinzen Eugen seiner Zeit auch Mitteilung von den Verhandlungen gemacht, die auf Wunsch und im Auftrag des Königs Jablonski mit Ragoczy zu Gunsten der arg bedrängten evangelischen Glaubensgenossen in Ungarn gehabt und in welch nahe Berührung er mit dem Gegner Österreichs vor Jahren gekommen. Nun war, um den über die Enthüllungen Klements, und daß der König ihnen einen Augenblick Glauben geschenkt, in hohem Grade erbosten Prinz Eugen zu besänftigen, auch dies von dem König angeordnet worden, daß ihm ein „vorläufiges Faktum contra Clement" aus der noch schwebenden Untersuchung mitgeteilt werde. Der Entwurf dieses Schreibens wurde Burchard zur vorherigen Durchsicht auf Befehl des Königs zugestellt. Wir können nicht umhin eine der vorgeschlagenen Änderungen des an seinem schwierigen Posten sehr bewährten Geschäftsträgers in Wien mitzuteilen. Er bittet den König, überall den Namen des „ersten Hofpredigers Jablonski" umändern zu lassen in „Bedienter" (der damals gäng und gäbe Ausdruck für Beamten) mit der treffenden Begründung: „1) weilen man sonsten auf die evangelischen Prediger in genere fallen, 2) in specie H. Jablonski als Korrespondenten mit des Kaisers Erzrebellen Ragoczy angeben dürfte, und 3) weil man ohnedem glossieret, daß man sich durch einen Geistlichen und Schulfuchsen, welcher bei dem Katechismo und colloquiis Erasmi bleiben sollte, habe verleiten lassen und dieses den Hof mehr genierte als exkusierte, welche letztere expressiones ich allhier schon oft einschlucken mußte." Nicht stillschweigend hat der wackere Vertreter seines Königs, ein Mitglied der

Berliner Domgemeinde, solche Ausfälle hinuntergeschluckt. Grade ein paar Tage zuvor, als ihm ein hoher österreichischer Beamter in Anlaß dieser Verhandlungen die Bemerkung gemacht, die Geistlichen sollten bei dem Predigen bleiben und sich in weltliche Händel nicht mischen, erwiderte Burchard dem Katholiken schlagfertig: „Dem sei also; aber die Jesuiten gehen den andren mit schlechtem Beispiel voran." Der König glaubte zur Beschwichtigung des aufgebrachten Wiener Hofes, nachdem Klement endlich eingestanden, alle die angeblichen Schreiben des Prinzen Eugen selbst erdacht und geschrieben zu haben, ein Weiteres tun zu müssen. Am 7. Februar 1719 richtete er an Burchard „einen königlichen allergnädigsten Spezialbefehl, gegengezeichnet von Ilgen und Cnyphausen, mit der Meldung: „Nächsten Donnerstag soll Klement in Gegenwart von Voß und den Ministern von neuem examiniert werden. Voß selbst mag den Prozeß dirigieren, und der Kaiser und Eugen mögen selbst dem Klement das Urteil sprechen. Mehr können wir nicht tun. Den Hofprediger Jablonski haben wir von seinem Amte suspendieren lassen und wissen wir in der Tat nicht, was wir S. M. dem Kaiser für mehrere Satisfaktion geben sollen, ohne uns selbst zu exponieren und ohne zu bekennen, daß wir nicht Fug und Macht hätten, wenn uns von einigen wider uns schändliche Desseinen etwas vorkäme, die Wahrheit und eigentliche Beschaffenheit der Sache durch unsre Diener examinieren zu lassen, welches wohl die unglücklichste Situation wäre, in welcher, wir wollen nicht sagen ein König oder Kurfürst, sondern nur ein Partikulier-Mann sich jemahlen befinden könnte."

Aus der wichtigen Urkunde geht unzweideutig hervor, daß die zeitweilige Amtsenthebung des ältesten Hofpredigers als ein dem Wiener Hof dargebrachtes, dem König selbst schwer gefallenes Opfer anzusehen ist. Drei Tage vor diesem königlichen Schreiben an Burchard hatte Jablonski von dem ihm befreundeten Minister Ilgen die Weisung erhalten: „Demnach S. K. Majestät unser allergnädigster Herr gut gefunden und notwendig erachtet, daß der Hofprediger Jablonski sich auf eine Zeitlang und bis zu weiterer Verordnung seiner Amtsverrichtungen enthalte und dieselben suspendiert bleiben, also wird ihm solches hierdurch bekannt gemacht und hat er sich gehorsamst danach zu richten." Auch diese Fassung und daß ihm der Befehl nicht von dem Konsistorium, sondern von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zugestellt wurde, bezeugt, daß der König dem von ihm allzeit verehrten Hofprediger keine Schuld beimessen wollte. Er hätte wohl im bisherigen Verlauf der Untersuchung schon seit ein paar Wochen Anlaß finden können, wider Jablonski Verdacht zu schöpfen und auf Grund davon ihn des Amtes zu entheben. Klement nämlich, in Erbitterung über das Zerreißen seines Lügengewebes, hatte während der einsamen Haft und auch schon in Amsterdam,

als der erste leise Verdacht aufstieg, daß man in Berlin Mißtrauen wider ihn hege, sich eingeredet, daß auch Jablonski um die ihm gestellte Falle und Überlistung gewußt und damit in heimtückischer Weise zu seinem Sturze beigetragen. Nach Art einer gemeinen Natur beurteilte er den Hofprediger nach sich selbst und benutzte nun, als er dem König nach der ersten Untersuchung halbe und doch auch wieder verlogene Enthüllungen seines Schurkenstreiches machte, die Gelegenheit, auch Jablonski der Bestechung zu zeihen. Die Handhabe dazu bot ihm jenes vertrauliche Zwiegespräch in der Wohnung des Hofpredigers nach der ersten Begegnung mit dem König. Unter anderem hatte damals Klement seine Absicht mitgeteilt, ehe er sich ins Privatleben zurückziehe, allem zuvor mit den in Aussicht gestellten Geldern seine Schulden zu bezahlen. Keine drücke ihn mehr als 2000 Taler, die er seinem früheren Lehrer, dem jetzigen Rektor in Preßburg, Mathias Bel, einem warmen Freunde Jablonskis, schulde; er bitte ihn, sobald er eine versprochene erste Zahlung des Königs im Betrage von 6000 Taler erhalten, die Abtragung dieser Schuld dem Lehrer zu übermitteln. Auf dringendes Verlangen von Klement war Jablonski in Amsterdam bei seinem Wechselkaufmann Gumpert abgestiegen, und dieser ließ im Auftrage von Klement durch einen Handlungsgehilfen 500 Dukaten zur Übermittlung nach Preßburg Jablonski auf die Stube bringen, sie aber am nächsten Tage wieder abholen, unter der Vorgabe, sich verrechnet zu haben. Und diesen heimtückischen Kunstgriff benutzte nun der Gefangene, den Hofprediger der Bestechung zu zeihen. In einem ausführlichen, in den Akten vorgefundenen Schriftstück hat Jablonski sich gerechtfertigt; 29 an Gumpert seitens der Untersuchungsrichter gerichtete Fragen und ihre Beantwortung bestätigten die Rechtfertigung und völlige Unschuld des schmachvoll Verleumdeten.

An der einen Verdächtigung hatte Klement noch nicht genug; jene Abendstunde mußte die Handhabe zu einer weiteren, ebenso niederträchtigen bieten. Man hatte über Berliner Verhältnisse, auch über Zustände am Hof, in deren Mitteilungen Jablonski je und je ungemein vorsichtig war, vertraulich geplaudert. Und nun warf sich Klement nach der ersten Gerichtsverhandlung in seinem Schreiben an den König zum Angeber auf, einzelne der höchsten Beamten nach eigener Erfindung zwar auf seine Liste der Bestochenen gesetzt zu haben, aber auf Grund dessen, was Jablonski über sie mitgeteilt. Auf diese arge Verdächtigung ging der König gar nicht näher ein. Auch sie gehört zu den Untaten, über die Klement einen Tag vor seiner Hinrichtung in einem zur Veröffentlichung bestimmten Schreiben an einen (mir unbekannt gebliebenen) Herrn v. F. (etwa der Stadtkommandant v. Forçade?) sich also ausläßt: . . . „ich flehe die Untertanen des Königs an, mir all den Ärger zu verzeihen, den meine Unbesonnenheit und Unklugheit ihnen verursacht. Ich versichere sie,

daß es mein Wunsch ist, sie alle ohne irgend eine Ausnahme in den Augen S. Majestät als unschuldig anerkannt zu sehen, wie sie es in der Tat sind. Niemand weder unter den Ausländern noch weniger unter den Einheimischen hatte in irgend einer Weise Anteil an meinen Ränken . . ."*)

Als der Verurteilte diesen Brief schrieb, war der so schmählich von ihm verdächtigte Hofprediger schon seit länger als neun Monaten der über ihn verhängten Amtsentsetzung ledig, die meines Wissens weder vor- noch nachher einen Hofprediger in Berlin betroffen. Nicht die lügnerischen Aussagen Klements hatten sie ihm zugezogen; er war, wie wir gesehen, als ein dem grollenden Doppeladler in Wien dargebrachtes Opfer seines Königs in die schmerzliche Lage unfreiwilliger Muße in seinem Amte versetzt worden. Man kann nicht sagen, daß das Opfer den Groll beschwichtigt und die einen Augenblick in der Tat gefahrdrohende Spannung der beiden Höfe beseitigt habe; aber allmählich hatten sich die erregten Gemüter in Wien beruhigt und es bedurfte eines solchen außerordentlichen Mittels der Beschwichtigung nicht mehr. Jablonski hat schwer unter der Amtsenthebung, die er als eine unverdiente ansehen mußte, gelitten, aber in seiner Weise still, unverbittert, auch in dem Tragen dieses Kreuzes als Christ sich bewährend. Ich habe viele Briefe von ihm aus dieser Zeit zu Gesicht bekommen, aber ohne eine Klage über ihm widerfahrenes Unrecht; ja was so schwer auf ihm lastete, verlautet nicht einmal, selbst nicht in vertraulichen Briefen an nahestehende Freunde. Nur in einem mir bekannt gewordnen Schreiben an seinen Freund Cassius in Lissa, fünf Wochen nach der über ihn verhängten Amtsenthebung, geschieht der Sache Erwähnung; die Art und Weise ist so bezeichnend für Jablonski, daß ich nicht umhin kann, die Briefstelle mitzuteilen: „Von der Marque brüderlicher Zuneigung, daß man meinetwegen besorgt gewesen, bin herzlich verbunden. Es ist wahr, Gott hat durch eine besondere Providenz mich in eine unverhoffte, schwere Anfechtung kommen lassen; er führt mich aber auch durch eine unmittelbare Providenz wieder heraus, also daß nun stündlich des endlichen Ausgangs zu meiner und meiner guten Freunde völliger Consolation mich versehe. Was eigentlich die Sache sei und worauf es ankomme, wird fama wohl ausgebreitet haben, aber zweifelsohne irrig, und ich selbst kann davon nicht einmal reden, viel weniger schreiben, weil es einige secreta aulae mitbetrifft, von welchen nichts als die Zeit künftig die Erläuterung wird geben können (die hier angedeutete künftige Zeit schien mir nach 184 Jahren gekommen, die secreta aulae anzugeben und um des Andenkens Jablonskis willen die erhoffte Erläuterung nach den Akten des Geh. Staatsarchivs zu geben). Meine

*) Das längere, in französischer Sprache abgefaßte Schreiben hat Förster (Friedrich Wilhelm I. III, 321) mitgeteilt.

Herrn Brüder mögen mir helfen, Gott zu preisen für die bisher verliehene Gnade und ihn bitten, daß er sein wohlangefangnes und geführtes Werk zu völligem, glücklichem Ausschlag befinde." Gerade fünf Monate später (am 14. Juli) kann Jablonski dem Freunde „den glücklichen Ausschlag" melden.*) „Ich kann nicht umhin, Sie mit der Begebenheit zu erfreuen, damit Gott mich erfreut hat, indem er das Herz Seiner Majestät zu einer Zeit, da ich es noch nicht vermuten können, dergestalt gelenkt hat, daß sie am verwichenen 11. hujus mich nach Charlottenburg berufen, daselbst mir dero königliche Gnade angekündigt, in mein Amt mich vollständig restituieret, auch zu einer öffentlichen Marque dero Gnade und Rekonciliation mich zur Tafel behalten (welches doch außer der wirklichen Funktion des Gottesdienstes ganz ungewöhnlich) und mir befohlen haben, den Anfang meiner Funktion nächsten Sonntag allhier im Dom zu machen, wie auch mit der Hilfe Gottes geschehen wird.**) ... Schließlich ersuche ich meine Herrn Brüder, mir zu helfen, der Güte Gottes zu danken für die mir gloriöse Restitution, wodurch es geschehen, daß das Vorhergehende meine Reputation und Kredit nicht geschwächt, sondern vermehrt hat. Das Gold, im Feuer geprüft, wird reiner gehalten als dasjenige, so dergleichen Probe noch nicht ausgehalten."

Eins hatte allerdings der König von seinem wieder ins Amt eingesetzten Hofprediger gefordert. Unter den durch Klement verdächtigten hohen Beamten war auch der dem König besonders nahe stehende Fürst Leopold von Dessau. Und nun hatte der ränkesüchtige Ungar bei der Gerichtsverhandlung den Hofprediger verdächtigt, durch ihn an jenem Plauderabend so Übles über den Dessauer erfahren zu haben, daß er ihn auf die Liste der mit österreichischem Geld bestochenen Räte setzte. Das hatte der Fürst erfahren, und darum ein starker Groll, den zu besänftigen der König von seinem Hofprediger verlangte. Am Tage vor der ersten Predigt richtete Jablonski ein Schreiben an Leopold von Dessau.***) Ein paar Stellen daraus. Jablonski beteuerte dem aufgebrachten Fürsten, daß er nie wissentlich und vorsätzlich dem hohen, dem Fürsten schuldigen Respekt zuwider gehandelt habe. Sollte ohne Vorbedacht und Wille von ihm etwas getan und geredet worden sein, weshalb der Fürst ihm seine Gnade entziehe, so bezeuge er demütig, daß es ihm in der innersten Seele leid tue und er alles solches verabscheue ... „Ich werde inbrünstig den barmherzigen Gott anflehen, daß Er Eure hochfürstliche Durchlaucht samt dem hochfürstlichen Hause, sonderlich den aufblühenden

*) Die beiden Schreiben bewahrt das Posener Archiv X, 4.

**) Im Jahre 1719 war dieser dem Tage des Briefschreibens nächste Sonntag der 16. Juli, der 7. Sonntag nach Trinit.

***) Es ist aus dem Dessauer Archiv abgedruckt in der Zeitschrift für preuß. Gesch. 1874 S. 451.

Zweigen desselben (seit Jahren stand Jablonski dem Dessauer Hofe nahe) beständig mit gnädigen Augen ansehen, dieselben mit dem reichsten Segen seiner rechten Hand mildigst überschütten und Selbten mit Gnaden krönen wolle wie mit einem Schilde."

---

19. Fünfzig Jahre im „köstlichen Amte" 1683—1733 und ein halbes Jahrhundert preußischer Hofprediger 1691—1741.

Vor zweihundert Jahren war man auf das festliche Begehen einer willkürlich angesetzten Zahl zurückgelegter Lebens- oder Berufsjahre noch nicht in dem Grade erpicht wie heutzutage, wo selbst die römische Kirche nicht einmal den Ablauf des ersten Vierteljahrhunderts der Amtstätigkeit ihres gegenwärtigen Oberhauptes abwarten kann, sondern ein Jahr früher die ganze katholische Welt und selbst über deren Grenze hinaus zur Feier aufruft, wohl aus Besorgnis, sie und auch die päpstliche Kasse könnten bei dem hohen Alter des Jubilars um das Fest und seinen erwarteten Goldregen an Peterspfennigen kommen.*) Jablonski hat die selten erreichte Zahl fünfzigjährigen „Dienstes am Worte" noch beinahe um ein Jahrzehnt überschritten; er hat — meines Wissens ein vereinzelter Fall — ein volles halbes Jahrhundert hindurch die Vertrauensstellung eines preußischen Hofpredigers inne gehabt, seine geistliche Laufbahn unter dem Großen Kurfürsten begonnen und unter Friedrich dem Großen abgeschlossen, und dennoch habe ich trotz eifrigen Nachforschens keine Spur auffinden können, daß man auch nur in den nächsten Kreisen einen der vielen Gedenktage festlich begangen hätte. Ferne liegt es, die vermeintliche Versäumnis hier in der Lebensbeschreibung des auserwählten Rüstzeuges gut zu machen. Dem schlichten, anspruchslosen Wesen des an Lebens- und Amtsjahren hoch hinaufgekommenen evangelischen Geistlichen würde es nicht entsprechen, dagegen wie Huldigung einer modernen Richtung aussehen, die als eine krankhafte zu verwerfen ist und von der sich unsere evangelische Kirche loszusagen hat. Die beiden Halbjahrhundert-Angaben an der Spitze dieses Abschnitts wollen nichts anderes als nur zwei Sammelnamen zur Aufnahme dessen sein, was aus dem Leben und der Arbeit des Geistlichen

*) Dies Wort drängte sich unwiderstehlich an dem Tage in die Feder und auch auf das Papier, an welchem die Zeitungen die Nachricht von dem Beginn der Huldigungen im Vatikan brachten, und wie selbst aus evangelischen Landen besonders ausgewählte hochgestellte Vertreter Glückwünsche und Geschenke dem Papste zu dem verfrühten Feste übermittelten.

und Hofpredigers nach dem bereits Berichteten noch erwähnenswert ist. Die ersten zehn in Magdeburg, Lissa und Königsberg verbrachten Amtsjahre sind in besonderen Abschnitten erzählt (S. 85—118); aus dem reichbewegten Leben in Berlin (1693—1741) ist manches nachzutragen, wofür die Schilderung der vielseitigen Tätigkeit keinen passenden Raum geboten hat.

In eine für die Entwickelung Berlins ungemein fesselnde Zeit fällt die Jahrzehnte lange Wirksamkeit Jablonskis in der preußischen Hauptstadt. Mit einem für Land und Leute aufgeschlossenen Sinne, dem nicht Menschliches fremd bleiben durfte, war er ein aufmerksamer Beobachter des staunenswerten Wandels, der sich unter seinen Augen vollzog und die ihm gewiesene, bald auch lieb gewonnene Heimstätte zu einer Königstadt umgestaltete. Als Jablonski in Berlin einzog, war der steinerne Festungsring eben fertig geworden, der ein bescheidenes, märkisches Landstädtchen, den zeitweiligen Wohnsitz der Kurfürsten von Brandenburg, zum Schutz und Trutz seiner Bewohner einschloß. Als er nach Jahrzehnten abgerufen wurde, hatte die mächtig aufblühende Stadt den einschnürenden Gürtel gesprengt; die Wälle waren abgetragen, die Gräben zugeschüttet und weithin ins Feld und umgebende Ackerland hatte Berlin seine Straßenzeilen ausgestreckt, um Raum für eine rasch sich mehrende Einwohnerzahl zu gewinnen. Man merkte, wie die aufquellende Lebenskraft, die der Große Kurfürst seinem Volke eingeflößt, nun auch in der Hauptstadt des neuen Königreiches und seinen Bauten nach entsprechendem Ausdruck rang und ihn auch zu gewinnen begann.

Dem Sohne des Großen Kurfürsten war die Aufgabe zugefallen — wir haben bereits früher darauf hingewiesen —, auf dem von dem Vater in den märkischen Sandboden und tief in das Herz seiner Völker gelegten Grundstein des neuen Reiches weiter zu bauen. Der ihm gewordenen Veranlagung und Neigung, ebenso dem zumal von Frankreich beeinflußten Zeitgeist entsprechend war der letzte Kurfürst von Brandenburg bestrebt, auch in äußerer, glänzender Prachtentfaltung den fremden Mächten und seinen Untertanen vor Augen zu stellen, zu welch einem Staatsbau der Vater mit der überlegenen Kraft eines Titanen den Grund gelegt und daß er, der Nachfolger, pietätvoll den Bau im Anschluß an den Riß seines Schöpfers auszuführen gewillt sei. Darinnen ruht die Größe und auch Bedeutung des ersten Königs in Preußen. Kunstliebend rief er die Künste auf, seine Hauptstadt würdig der künftigen Stellung des Reiches zu gestalten und auch zu schmücken. Lauter, eindringlicher, mannhafter als die weichere Sprache der Musik und Malerei verkündet der von eines Künstlers Hand beseelte Stein kommenden Geschlechtern die emporsteigende Größe eines zur Macht berufenen Volkes; Baumeister und Bildhauer sind

die erwählten Meister, den dauernden Stein für solche Kunde beredt zu machen. Wie Friedrich III. eine Reihe hervorragender Staatsmänner aus der Schule des Vaters vorfand und sie pietätvoll in den unterwiesenen Bahnen fortwirken ließ, so auch recht bedeutende Künstler, die der Vorgänger teils aus Holland herbeigerufen, teils mit scharfem Blick da und dort in Deutschland aufgespürt und in seine Hauptstadt gezogen und denen nun größere Aufgaben zur Umgestaltung und Verschönerung der Hauptstadt eines Königreichs übertragen wurden.

Dem Kunstsinnigen ist es eine Lust, Meisterwerke, wie sie jetzt in rascher Folge unter dem prachtliebenden, schaffensfreudigen Kurfürsten und König in Berlin sich erhoben, in allmählichem Fortschreiten entstehen zu sehen. Der hauptsächlichste Meister des Festungsbaues, Memhard, war bei der Übersiedelung Jablonskis noch vor Vollendung des Werkes gestorben; aber sein großer Kunstgenosse Nering, der Schöpfer wohl des schönsten Teiles der Festung, des Leipziger Tores, stand in voller, reicher Schaffenskraft, durch das hohe Vertrauen seines Kurfürsten mit immer großartigeren Aufträgen bedacht. Von ihm der Plan des Zeughauses, das Kunstkenner als eines der vollendetsten Bauwerke auch noch des heutigen Berlins preisen; von ihm der Plan der Parochialkirche, in deren Anlage sich das lebhafte Bestreben bekundet, evangelischem Gottesdienst zu einem entsprechenderen Ausdruck auch im Bau zu verhelfen, als es die überkommenen römischen Kirchen vermögen. Der Grundsteinlegung beider Bauten im Todesjahr des Meisters (1695) konnte der junge Hofprediger beiwohnen. Allen zuvor ist aber hier der geniale Schlüter zu nennen, eine Künstlernatur gleich groß als Baumeister wie als Bildhauer, auf beiden Gebieten Schöpfer von Meisterwerken, die von nicht wenigen Kunstverständigen auch unserer Zeit als das Vorzüglichste gepriesen werden, was Berlin an monumentalen Bauten, an hervorragenden Denkmälern als einen unvergänglichen, von hoher Schönheit verklärten Schmuck besitzt. Wir wissen, daß Jablonski den Meister in seiner Werkstätte besuchte, um das Standbild des Großen Kurfürsten noch während des Entstehens zu besichtigen. An dem Neubau des Zeughauses führte ihn oft sein Weg vorüber, wenn er aus der Dorotheenstadt durch das neue Tor und über die Hundebrücke, zwischen denen der Bau aus der Erde emporstieg, heim in die Klosterstraße ging. Ihm öffnete sich der Zugang in den Hof und konnte er da des Meisters Ausführung der Köpfe sterbender oder im Tode erstarrter Krieger bewundern, die Schlüter, dem die Fortsetzung des Baues übertragen war, als Kartuschen an den Schlußsteinen der Erdgeschoßöffnungen anbrachte, Kunstwerke, die wohl an die Laokoongruppe erinnern, würdig mit Schöpfungen Michel Angelos verglichen zu werden.

Noch eingehender, fast von Tag zu Tag, war es Jablonski möglich, den großen Meister bei dem ihm übertragenen Umbau des Schlosses

zu beobachten. Mehrmals in der Woche kam er dahin, um den heranwachsenden Töchtern des Grafen Alexander Dohna, des Oberhofmeisters des Kronprinzen, Konfirmanden-Unterricht zu erteilen; er blieb dann in der Regel auch zum Frühstück bei der ihm befreundeten Familie im Schloß. Durch sie erhielt er leicht Zugang zu den königlichen Prachträumen, in denen Schlüter am Werke war, die Türaufsätze, die reich ausgeführten Decken der Paradesäle mit so formvollendeten Schöpfungen dekorativer Kunst zu schmücken, daß sie wohl verdienen, mit den Totenmasken im Zeughaus verglichen zu werden, um die ganze Vielseitigkeit des Künstlers von Gottes Gnaden zu erkennen. Eine riesenhafte Aufgabe, die Schlüter gestellt wurde, als er 1699 die Berufung zum Schloßbaudirektor erhielt. Was der Kurfürst vorgefunden, genügte nicht den gesteigerten Bedürfnissen seiner glänzenden Hofhaltung, entsprach auch nicht dem, was ihm für die Wohnstätte eines Königs geboten erschien. Die einzelnen Teile des Schlosses waren zu verschiedenen Zeiten entstanden, einige in Kampfes- und Notzeiten, die keine schönheitsvolle, aber immerhin kostspielige Kunst beim Bauen zuließen. Dies alles niederzureißen und einen neuen, einheitlich geschlossenen Bau auszuführen, verbot die Pietät gegen die Vergangenheit und hätte Mittel beansprucht, welche das Land nicht bieten konnte. So bekam der neue Baudirektor den Auftrag, die verschiedenartigen Teile zu einem einheitlichen Ganzen umzugestalten und auch um ein Bedeutendes den Bau nach Westen hin zu erweitern. Einen prächtigen, großartigen Entwurf überreichte zunächst der geniale Künstler; wäre er zur Ausführung gelangt, so würde Berlin wohl den schönsten Schloßbau der Neuzeit in groß gedachter Umgebung besitzen. Er mußte ihn ändern, während er rüstig an dem leider nun der Betrachtung entzogenen Seitenflügel des Hofes arbeitete. Dann kam das Unglück mit dem dem Einsturz drohenden Münzturm, in Folge davon die Ungnade des Königs. Leitung und Ausrichtung des gewaltigen Baues nach den bestätigten neuen Plänen Schlüters gelangte in andre Hände. Nur langsam ging der kostspielige Bau vorwärts. Friedrich Wilhelm I. drängte auf Beschleunigung, auf Abschluß des großen Erweiterungsbaues nach Westen hin, wie er auf uns gekommen ist.

Die Fortführung der Südseite des Schlosses von der Breite- zur Brüderstraße machte Eingriffe in den Dombesitz nötig. Es war kein Verlust; Jablonski wird nicht bedauert haben, als 1716 der plumpe, ungefüge Glockenturm an der Chorseite des Domes etwa da, wo heute das „Forkenbecken“ steht, abgebrochen wurde. In dem gleichen Jahre erforderte der Aufbau des nach Westen verlängerten Schlosses an Stelle des niedergerissenen Altansgebäudes die Auflassung des Kirchhofes an der Nordseite des Domes, so daß nun auch hier, gleichlaufend mit der Domgasse, eine gepflasterte Straße das Schloß vom Dom trennte. Die Ge-

beine der auf dem eingegangenen Friedhof beerdigten Gemeindeglieder wurden sorgfältig gesammelt und in einem gemeinsamen Grabe an der Kirchhofmauer der andren reformierten Parochialkirche beerdigt. Jetzt wäre der geeignete Augenblick zur Ausführung des schönen Schlüterschen Planes gewesen, den alten, baufälligen Dom niederzulegen und, um dem Neubau des Schlosses den freien Blick nach dem erweiterten Schloßplatz zu öffnen, den geplanten Neubau des Domes bis zur Spree hin vorzurücken (vgl. S. 128). Es fehlten die Mittel; die Umgestaltung des Schlosses hatte alle verfügbaren Gelder und mehr als sie beansprucht. Wenigstens gründlich ausgebessert und aufgefrischt wurde die alte Kirche, damit sie noch bis zu einer günstigeren Zeit ausdauere. Die beiden Türme nach dem Flusse hin mußten 1717 abgetragen, das hochragende Kirchendach gründlich ausgeflickt werden. Sowohl nach der Schloßseite wie nach der Domgasse wurden „zierliche" Türen gebrochen, die gotischen Strebepfeiler zwischen den drei großen Fenstern soviel möglich „ausgezieret"; wie? kann ich nicht sagen. Eine bessernde Hand wurde auch im Innern angelegt. Der König und sein Haus erhielt ein neues Gestühl gegenüber der Kanzel; seit dem Abbruch des Altans hatte er keinen unmittelbaren gedeckten Zugang aus seinen hochgelegenen Wohnräumen des Schlosses in den Dom und auf die ihm bewahrten Plätze. Eine dritte Empore wurde über dem alten „Fürstenchor" angelegt und vor dem dortigen Fenster eine neue Orgel aufgestellt. Die Männer und Frauen saßen, wie es in reformierten Gemeinden vielfach gebräuchlich, auf getrennten Bankreihen; nach der Schloßseite hin konnten nun die drei offnen Fenster nach unten zur gleichen Höhe wie die Fenster nach der Domgasse ververlängert und damit den Frauen mehr Licht zum Lesen des Gesangbuchs gegeben werden. Sämtliche Emporen wurden weiß und gelb angestrichen, der ganze Innenraum der Kirche frisch geweißt; er war dessen dringend bedürftig.

Mit einer andern Umgestaltung in der Umgebung des monumentalen Schloßbaues konnte sich Jablonski so wenig wie die Mehrzahl der Berliner zufrieden geben. Der „Soldatenkönig" wandelte den prächtigen Schloßgarten, für die in die Festung eingeschlossenen Berliner ein fast unentbehrlicher Lustgarten, in ein Paradefeld für seine Soldaten um. Ihren Uebungen von seinem Fenster aus oder auf dem märkischen Sandboden der früheren Blumenanlagen zuzusehen, war ihm liebere Augenweide als die müssigen Spaziergänger zwischen den Baumwänden und grünen Beeten. Das einstige Ballhaus auf dem Platze wurde niedergerissen; an der Stelle, wo Friedrich der Große den neuen Dom bauen ließ, durfte „Monsieur Olivier" für die Offiziere ein Kaffee mit Billard einrichten; heutzutage hätten wir vielleicht zu sagen: ein Offizierskasino eröffnen. Die vielgepriesene „Muschelgrotte" wurde zunächst für eine

Tapetenfabrik umgestaltet; die dünkte den König nutzbringender als ein Lusthaus für Müssiggänger, die er nicht leiden mochte. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde das Fabrikgebäude den Kaufleuten zur Börse überlassen. Unser Hofprediger mit seiner Freude an der Natur und Gartenanlagen hatte die ihm in heißen Sommertagen so erwünschte Erholungsstätte und auch den oft benutzten Bergungsort eingebüßt, an dem er schon des Morgens in der Frühe störenden Besuchen entgehen und in dessen schattigen Laubgängen ein stilles Plätzchen zum Lesen finden konnte. Der Lustgarten war ihm geworden, was fast 200 Jahre später unsrem „Soldatenpfarrer" Emil Frommel der dem Garnisonspfarrhaus gegenüberliegende „Großfürst Alexander" gewesen.*)

Zu der Zeit, da die großen Veränderungen am Königsschloß und seiner Umgebung, am Dom und im Lustgarten vor sich gingen, wechselte auch Jablonski die mehr wie zwanzig Jahre innegehabte Wohnung. Was ihn veranlaßte, das Haus in der Klosterstraße zu verkaufen, ist nicht ersichtlich. War es der Wunsch des bejahrten Mannes, dem Dom und damit dem in Köln ansässigen Teil der Gemeinde, der Schule, den Behörden, deren Mitglied er war, näher zu kommen? War ihm die Nachbarschaft etwas unruhig oder sein Gärtchen geschmälert worden, seitdem zwei Häuser weiter sein Gemeindeglied, die verwitwete Marie Kornmesser, die nach ihr benannte Waisenanstalt begründet (1720)?[26]) Genügten die alten Räume nicht mehr oder waren sie ungeeignet bei den in der langen Zeit wesentlich veränderten Familienverhältnissen? Der Verkauf des Hauses, nachdem er einmal beschlossen, muß sich rasch vollzogen haben, noch ehe ein neuer Besitz erworben war. 1721 wohnte der Domprediger noch in der Klosterstraße; dann finden wir ihn während der beiden nächsten Jahre zur Miete im Hause Eiche in der Spandauerstraße, im Jahre 1724 im eignen Hause an der Gertraudtenbrücke. Die Gegend dort nach Westen hin war damals in einer völligen Umwandlung begriffen. Schon bei der Festungsanlage mußte auf kölnischer Seite die alte Umwallung erweitert, die dritte Stadt, Friedrich-Werder, in die Anlage mit eingezogen, eine vierte Stadt, die Dorotheenstadt, wenigstens durch ein Hornwerk mit der eigentlichen Festung in Verbindung gesetzt werden. Kaum war die Festung fertig, erwies sich auch der erweiterte Gürtel zu eng für die starke Zunahme der Bevölkerung. Der „Vater der eigentlichen Statistik" gibt an, daß die Einwohnerzahl von Berlin in der Zeit von 1690—1749 sich versiebenfacht habe.**) Für das Jahr 1747

*) Vergl. Frommels Lebensbild (Berlin 1901) II, 83.

**) Vergl. Süßmilch, Berlins schnelles Wachstum und Erbauung. Berlin 1752. Ueber die Bedeutung dieses Oberkonsistorialrats u. Propstes zu Köln in Berlin, vergl. Oettinger, Moralstatistik, I. 100 flg., der dem schlichten, ehrlichen

berechnet er rund 85 000 Einwohner in den sieben Städten oder Stadtteilen (Berlin, Königstadt, Köln, kölnische Vorstadt, Friedrich-Werder, Dorotheenstadt, Friedrichstadt); der bevölkertste Teil war bereits die erst von Friedrich III. angelegte Friedrichstadt mit 25 700 Bewohnern in 1450 Häusern.

Sowohl die eingewanderten Hugenotten als auch die später aufgenommenen Böhmen fanden innerhalb der Festung nicht mehr genügenden Raum; zu ihnen gesellte sich die zunehmende Zahl der Landeskinder, die auch damals schon dem Zuge nach der Hauptstadt nicht widerstehen konnten. Darum plante der letzte Kurfürst, die Festungswerke im Westen weiter vorzurücken. Die Dorotheenstadt mit eingeschlossen sollten sie längs der heutigen Mauerstraße bis zur Zimmerstraße sich erstrecken, durch dieselbe dann nach der Lindenstraße und weiter zur Spree hin reichen. Der Plan kam zum Glück nicht zur Ausführung, nur noch die abschließende Mauerstraße erinnert an denselben. Die Festung hatte sich überlebt. Weder bedurfte die Stadt eines Schutzes wider Polen, das mehr und mehr von seiner gefahrdrohenden Höhe herabsank, noch auch wider Schweden, seitdem Preußen in den ihm rechtlich zukommenden Besitz von Pommern gelangt und Stettin als ein weit vorgeschobenes Bollwerk wider etwaige Gelüste vom Norden her galt. Auch die Grenzlinie für den geplanten Erweiterungsbau der Festung galt bald als zu eng gezogen. Das Hornwerk um die Dorotheenstadt fiel; die Baumallee unter den Linden wurde weiter vorgeschoben, ebenso die Friedrichstraße bis zum Halleschen Tore, in der Mitte etwa durchschnitten von der neuen Leipzigerstraße. Diese drei Hauptstraßen, die im Westen der erweiterten Stadt den Verkehr mit der Umgebung und der Ferne zu vermitteln hatten, liefen an ihren Endpunkten in große freie Plätze aus, die ihre Namen von der ihnen gegebnen Gestalt erhielten: Viereck (Pariser Platz), Achteck (Leipziger Platz), Rondeel (Belle-Allianceplatz)*). So legte sich vor die unberührt gebliebenen, aber immer mehr vernachlässigten Bollwerke und ihre den Courtinen vorgelagerten Ravelins eine neue Stadt; ihre Straßen wie mit dem Lineal abgemessen, von Osten nach Westen gleichlaufend, nur von der Friedrichstraße in der ganzen Länge der erweiterten Stadtanlage rechtwinkelig durchschnitten. Die heutzutage immer drückender empfundene Verengerung

Theologen obige Bezeichnung gegeben. Ich halte die angegebne Zahl für zu groß; das Sechsfache wird der Wirklichkeit näher kommen. Auch bei dieser Annahme ist das damalige Wachstum verhältnismäßig ein stärkeres als in unseren Tagen, in denen die Hauptstadt des Königreichs Preußen Kaiserstadt des geeinten Deutschen Reiches geworden.

*) Die eingeschlossenen neuen Namen erinnern an die große Zeit, in welcher der Namenswechsel statthatte, an den Einzug in Paris, von wo man die Viktoria auf ihrem Viergespann zurückgebracht, an die Völkerschlacht bei Leipzig und an die Entscheidungsschlacht bei Waterloo (Belle-Alliance).

dieser Hauptstraße zwischen der Weidendammerbrücke und Behrenstraße weiset noch auf die arge Versäumnis hin, die alte „Dammstraße", welche die damals vier Straßen der Dorotheenstadt durchquerte, nicht rechtzeitig unter Friedrich I. zugleich mit ihrer Verlängerung nach beiden Seiten hin verbreitert zu haben. Erst in den letzten Jahren Jablonskis, als schon längst die Friedrichstadt in ihren Straßenzügen und frei gelassenen Plätzen festgelegt und auch angebaut war, als mit der Fertigstellung der neuen Stadtmauer die Festungswerke völlig wertlos geworden, wurde der Befehl zu ihrer Abtragung gegeben. Auch da ein arges, gegenwärtig schier bis zur Unerträglichkeit gesteigertes Versäumnis! Hätte man doch die Festungsmauern geschleift, die Gräben zugeschüttet und den so gewonnenen Raum zu Spaziergängen für die erholungsbedürftigen Städter umgewandelt, so wäre einer späteren, verkehrsreicheren Zeit der Raum für Straßendurchbrüche geblieben. Aber dem König erschien die Anlage von mit Häusern besetzten Wallstraßen im genauen Zug der verschütteten Festungsgräben nutzbringender. So ist es gekommen, daß alle Straßen von den Linden bis zur Leipziger am Anfang und Ende wie in einer Sackgasse oder auf einem „toten Geleise" verlaufen und nur die überbelastete Leipzigerstraße die einzige unmittelbare Verbindung aus dem Mittelpunkt der Stadt nach dem Westen für den ins Riesenhafte gesteigerten Verkehr bietet.

Das von Jablonski am 24. Dezember 1722 an der Gertraudtenbrücke erworbene Haus, von dem Artilleriehauptmann und königl. Kastellan Ulitz von Loßenbach vor ein paar Jahrzehnten in Stein aufgeführt, war eins der drei stattlichen Häuser, die bei der Umgestaltung und wesentlichen Verschönerung des Platzes im Jahre 1739 erhalten blieben. Heute steht an der Stelle das große Kaufhaus „Spittelmarkt." Bis zur Anlage der Festung stand die der heiligen Gertraud geweihte Spittelkirche nebst dem dazugehörigen Krankenhaus draußen vor Köln wie dicht vor Berlin die andere dem heiligen Georg geweihte Spittelkirche mit ihrem Pesthause. Jenseits der Brücke gelangte man in das wellenförmige, mit Fenns durchzogene, meist brach liegende Feld; ein Weg an dem Kirchlein und seinem Friedhof vorüber führte nach der Landstraße gen Schöneberg und weiterhin. Der Festungsbau hatte durch ein Bollwerk, in dessen Kehle Kirche und Hospital zu liegen kamen, die alte Straße versperrt; dem Verkehr aus dem Inneren der Stadt ins Freie wurden andere Wege angewiesen, unweit der Gertraudtenbrücke durch die neu angelegte Kurfürstenstraße (längst in Kurstraße abgekürzt) nach dem Leipzigertor und aus der Breitestraße durch die auch damals engen Neumanns- und Spreegassen über die nur für Fußgänger errichtete Jungfernbrücke ebenfalls nach dem in der Courtine zwischen dem Gertraudtschen und Goltzschen Bollwerk gelegenen Festungstor. Umwege läßt sich auf die Dauer ein

starker Verkehr nicht gefallen. So war noch Jablonski Zeuge, wie der Platz an seinem Hause durch Niederlegung des Bollwerks Licht und Luft bekam und eine neue hölzerne Brücke (heute die Häuser Leipzigerstraße 51—61, 64—75) über den breiten Graben weg den Verkehr in der alten Richtung nach dem eben entstandenen Dönhoffsplatz und in die Leipzigerstraße leitete. Dieser Durchbruch hatte die erwähnte Umgestaltung und Verschönerung des von Jablonski zum Wohnsitz erwählten Platzes zur Folge. 1734 sah er, wie der König das baufällig gewordene Hospital niederlegen und neu, verschönert wieder aufrichten ließ. Der Friedhof um die Spittelkirche ging ein; der ganze, große Platz wurde dem Verkehr frei gegeben und dann dauerte es nicht mehr lange, bis eins nach dem andern die kleinen, armseligen Häuschen verschwanden, um stattlicheren Neubauten Platz zu machen. Beinahe wäre Jablonski noch vor diesen Umbauten aus seinem neuen Hause vertrieben worden. Es lag unweit der Petrikirche, die 1730 ein Raub der Flammen wurde, als gerade der neue Turmbau bis zur Helmstange fertig geworden war. Jablonski berichtet über das Unglück, soweit es ihn berührte, in einem Schreiben an seinen Freund Cassius in Lissa:*) „Zwischen dem zweiten und dritten Feiertag (Pfingsten, in jenem Jahre der 29. Mai) zündete der Blitz die Petrikirche. Die Wut der Flammen kam bis auf zwei Häuser an meine Wohnung. Deshalb brachte ich die Handschriften der Unität in Sicherheit und überließ alles Andere der Fürsorge Gottes. Die beiden ersten Feiertage hatte ich (der Siebenzigjährige) im Schloß und im Dom gepredigt, am dritten wieder vor der Königin mit völlig erschöpften Kräften des Gemütes und Leibes; denn die ganze Nacht hatte ich das Feuer vor Augen."

Kaum war Jablonski in sein neues Haus übergesiedelt, traf ihn die schwerste Einbuße in seiner Familie. Unerwartet riß der Tod die treue Lebensgefährtin ihm von der Seite. Hören wir ihn selbst in einem von mir aufgefundenen Briefe vom 28. Juni 1723 sich einem Freunde gegenüber aussprechen: „Mein Herr Bruder kann wohl denken, daß die unvermutete Zerreißung eines sechsunddreißig Jahre geknüpft gewesenen sehr liebreichen und friedlichen Ehebundes nicht ohne Gewalt und Krachen geschehen konnte. Ich erkenne hiebei meine Schwachheit, wofern es anders eine Schwachheit zu nennen; aber ich muß zugleich die große Güte Gottes preisen, welche mich kräftig stärkt, diese schwere Last zu tragen. Meine gottlob größtenteils erwachsenen Kinder treten an der Mutter Stelle und versüßen durch ihre treuen Dienste mir die incommoda viduitatis . . . Durch meinen Verlust bin ich so viel mehr von der Welt und zeitlichen

*) Der Brief befindet sich im Posener Archiv.

Sorgen abgezogen worden und habe mir so viel mehr vorgenommen, den Rest meiner Tage Gott und seinem Dienste zu widmen, sonderlich in der Ausarbeitung der lange projektierten historia slavonica, wozu mir die gute Hand Gottes in meinem neuen Hause eine vortreffliche Bequemlichkeit bereitet hat." Es war eine glückliche, an Kindern reichgesegnete Ehe, ein innig-schönes Familienleben, das die Insassen des großen Hausstandes führten. Wir haben bereits erwähnt, daß die Frau dem Manne sechzehn Kinder geschenkt, je acht Knaben und Mädchen, das jüngste noch nach der silbernen Hochzeit im Mai 1713. Wie der Vater Gott für jedes neue Kind von Herzen dankt, trägt er, wenn auch mit viel Herzeleid, ergebungsvoll den frühen Verlust von fünf Knaben und vier Mädchen. So macht der in seinem Tagebuch wortkarge Mann bei dem Tode des kleinen Käthchens den Eintrag: „Ein Trauertag! Nach einem wochenlangen Fieber mit zwei Rückfällen hat meine herzliebe Tochter Katharina ihre fromme Seele ausgehaucht. Gott, lehre mich merken auf meine Tage." Eine recht sorgfältige Erziehung ließ der Vater den Kindern zu teil werden. Sich selbst viel mit ihnen zu beschäftigen, erlaubte der schwere, nach allen Seiten hin sich erstreckende Beruf nicht; auch die Mutter war von der Pflege der kleinen Ankömmlinge allzu sehr beansprucht, um den Größeren die von Comenius geforderte Mutterschule selbst zu bieten. So wurde schon 1700 zur Schulung des ältesten Sohnes ein Erzieher ins Haus genommen, der aus Berlin gebürtige Kandidat Wiedekind, der spätere Hofprediger in Stettin und Küstrin. Als derselbe nach zwei Jahren zum reformierten Prediger nach Stargard berufen ward, trat an seine Stelle der Kandidat Seidel aus Lissa, der 1707 reformierter Pastor in Halberstadt wurde. Gleichzeitig mit Wiedekind ward die Französin Cadelan*) Gouvernante für die fünfjährige Marie; auch die Knaben sollten früh durch den Verkehr mit ihr die Sprache lernen, die damals mit Macht Umgangssprache der Gebildeten wurde. Die Musik durfte in dem Pfarrhause, dessen Ursprünge nach dem sangesfrohen, musikliebenden Böhmen weisen, nicht vernachlässigt werden; die beiden ältesten Söhne, Paul und Daniel, erhielten seit 1705 von dem Lehrer Sommer Unterricht in Verbal- und Instrumentalmusik.

Um des Vaters willen sei es gestattet, auf die heranwachsende Kinderschar einen kurzen Blick zu werfen. Rechte Freude lebenslang hatte Jablonski an seinem ältesten Sohn Paul Ernst, der von klein auf in den Wegen des Vaters wandelte und sich unter den Gelehrten seiner Zeit keinen unrühmlichen Namen erworben. Mit neunzehn Jahren bezog er (1712—1715) die Frankfurter Hochschule, schon als Verfasser einer Ab-

*) Die Familie ist unter den eingewanderten Flüchtlingen aus Frankreich bei Muret (a. a. O. S. 320) verzeichnet.

handlung über die lykaonische Sprache. Ein sehr reger, zum Teil noch erhaltener Briefwechsel zwischen Vater und Sohn hub nun an. Da wird dem jungen Studenten warm das Lesen der Briefe des antiocheniſchen Bischofs und Märtyrers Ignatius, eines Schülers des Apostels Johannes, ans Herz gelegt, ebenso die Werke des Tertullian, die man heutzutage wohl selten in den Händen eines Studenten findet. Der Vater versäumt nicht dabei, dem Sohn ein paar goldene Leseregeln des Urgroßvaters Comenius einzuprägen: jedes tüchtige Buch, das man gut kennen lernen wolle, drei Mal zu lesen, zunächst eilig, um einen Überblick des Inhalts zu gewinnen, dann aufmerksam, gründlich, ein drittes Mal mit der Feder in der Hand, um Auszüge zu machen. So habe es auch Tertullian gehalten. Er schickt dem Musensohn die erbetene Gitarre und will sich umsehen, ein Notenheft der Psalmen und Kirchenlieder für dieses Instrument aufzutreiben. 1716 tritt Paul eine Studienreise nach Holland und England an.[27]) In Utrecht und Leiden scheint sich der tief in orientalischen Sprachstudien versenkte Sohn überarbeitet zu haben. Schwermütig trifft er in London ein; er ist menschenscheu geworden, will sich aus dem Verkehr zurückziehen, irgendwo an einsamem, entlegenem Orte verbergen. Dem mitten im Leben schaffensfreudigen, menschenliebenden Vater macht die düstere Gemütsstimmung Sorge. „Apage a te morositatem illam," so schreibt er ihm, wie immer lateinisch, „fort mit den grämlichen Grillen. Bedenke, daß du nicht nach England gereist bist, um dich daselbst in irgend einem Schlupfwinkel zu vergraben, sondern um Land und Leute kennen zu lernen. Handle jetzt so, wie du einst gehandelt zu haben wünschen wirst, lebe so, wie du dermaleinst möchtest gelebt haben." Die düstere Wolke zog vorüber. Man will den Gelehrten an eine niederländische Hochschule berufen; der Vater ist nicht dawider, aber doch würde er ihn lieber im Vaterlande sehen. So kam es auch. Im Kreise Ruppin hatte die angesehene v. Hertefeltsche Familie auf dem ihr gehörigen Besitz Liebenberg schon vor länger als einem halben Jahrhundert eine reformierte Gemeinde gegründet und ihr die Kirche gebaut. Die durch Berufung des Pastor Stosch zum Hofprediger nach Potsdam frei gewordene Stelle wurde von dem mit dem Berliner Hofprediger innig befreundeten Patron dem Sohne verliehen (1729). Nur ein Jahr blieb er daselbst. Der König wollte ihn predigen hören und zwar über den von ihm vorgeschriebenen Text: 1 Kor. 6, 19. 20. Der Vater sendet dem auf der Kanzel noch etwas Ungeübten die Handschrift einer von ihm gehaltenen Predigt, um sie bei der Ausarbeitung zu benutzen. Sie muß dem König gefallen haben. Im Dezember 1720 war in Frankfurt der Professor der hebräischen Sprache gestorben. Um des von dem König in Aussicht genommenen Kandidaten willen wurde die Beschränkung auf die hebräische Sprache erweitert zu einer Professur philologiae sacrae. Am 24. Februar 1721

kann der dem Hause befreundete Minister Marschall dem beglückten Vater melden, daß der König die Berufung von Paul zum ordentlichen Professor der Philosophie, außerordentlichen der Theologie und dritten Pastor an der reformierten Kirche bestätigt habe.

Auch jetzt setzt sich die rührende väterliche Fürsorge fort, nun aber schon wie die eines Freundes zum Freunde. Der Sohn ist unschlüssig, welchen wissenschaftlichen Gegenstand er in seiner akademischen Einführungsrede behandeln solle. „Was meinst du, der du zum Professor der beiden Sprachen der Heiligen Schrift berufen bist, wenn du die Verbindung des Griechischen und Hebräischen feierlich anempfehlen und als unbedingt erforderlich erweisen würdest?" Und nun führt der Vater den Gedanken weiter so lockend aus, daß der junge Professor sich dafür entschied.*) Ein eifriger brieflicher und auch persönlicher Verkehr beginnt fortan zwischen Berlin und Frankfurt, der sich ununterbrochen und ungetrübt zwei Jahrzehnte bis zum Tode des Vaters fortsetzt. Paul hatte eine Tochter des verstorbenen Geheimrats Berg geheiratet, eine Großtochter des 1691 verstorbenen Berliner Hofpredigers Konrad Berg.[28]) Die Ehe war eine kinderreiche. Im Verkehr mit den Großkindern und der geliebten Schwiegertochter**) lebte der Witwer noch einmal das schöne Leben eines glücklichen Familienvaters, der — ein im beruflichen und brieflichen Verkehr des geselligen Hofpredigers nur selten bemerkbarer Zug — mit den Seinen scherzen und die Kinder herzen kann, wie einst der deutsche Reformator in seinem Daheim. Als dem achtzigjährigen Großvater die Ankunft des siebenten Jungen aus Frankfurt gemeldet wurde, begleitet er seinen Glückwunsch mit den Worten: „ich weiß bei meinem Leben mich zweier solcher Siebengestirne zu erinnern, die ein besondres Licht von sich gestrahlet, die sieben Gebrüder von Brand und von Danckelmann.***) Die Hand des Allerhöchsten ist noch nicht ermüdet und sein Segen nicht erschöpfet; er wolle denselben auch über diesen Brüdern reichlich ausgießen und den lieben Eltern viele Freude an ihnen genießen lassen, wozu, Gott sei ge-

*) Auch liebenswürdiger Humor mangelt dem mir vorliegenden Briefe des eben Großvater gewordenen Dompredigers nicht. Er schließt mit den Worten: Interim cura ut valeas et elegantem ingenii foetum protrudas, quemadmodum soror tua Irwingiana nudius tertius versus octavam nocturnam filiolam formosam et bene valentem enixa est. Vale.

**) Am Schluß eines Briefes an den Sohn, schreibt scherzend der Vater: vale dilectissime cum dilecta costa et pignore.

***) Zu dem ersten Siebengestirn zählte der Oberhofmeister der Königin Friedrich Wilhelm, Christoph v. B., und der erste Obertribunalspräsident noch unter Friedrich I, Eusebius. Der in den Klementschen Verhandlungen ab und zu genannte Christian v. B., in Schweden, dann in Wien Gesandter, zuletzt Minister, war ein Vetter des Siebengestirns. Das Danckelmannsche Siebengestirn ist allgemein bekannt.

lobt, der älteste bereits gute Hoffnung und also den Anfang macht." Wie innig und herzlich gerade mit diesem ältesten Sohn das Freundschaftsverhältnis gewesen, ist aus dem ersten Briefe nach dem Tode des Bruders zu sehen. Es heißt da am 18. Mai 1731: „Ich danke herzlich für Eure Teilnahme an dem Heimgang meines inniggeliebten Bruders; noch mehr danke ich dem gütigen Gott, welcher, nachdem er die eine Freude mir genommen, mit einem lieben Bruder mich unterhalten zu können, mir dennoch die andre gelassen, daß ich mit einem lieben Sohn, welchen ich zugleich als einen Kollegen und Mitarbeiter im Weinberge Gottes ansehen kann, vertraulich korrespondieren mag, was wohl in meinem etwa übrigen wenigen Leben meine Haupttröstung und Vergnügung sein wird. Der gütige Gott erhalte uns beide, Einen dem Andern zum Troste, so lange es sein gnädiger Wille ist und es zu seiner Ehre gereichen kann." Der berühmte Akademiker La Croze — bei dessen Tode (1739) der Kronprinz an Voltaire schrieb: „Der gelehrteste Mann Berlins, ein Repertorium des gesamten gelehrten Deutschlands, ein wahres Magazin der Wissenschaften" — äußerte den Wunsch, um dem ihm befreundeten Jablonski die „Tröstung" nahe zu bringen (Frankfurt zu erreichen kostete damals zwei Tage), die erledigte Sekretärstelle bei der Akademie dem Sohne des Präsidenten zu verschaffen; Jablonski bat ihn aber davon abzustehen und riet dem Professor, keinenfalls die seiner Begabung angemessene Stellung in Frankfurt mit dem geringen und auch gering bezahlten (1200 Mk.) Posten in Berlin zu vertauschen. Er bedurfte solchen Rates nicht; der angesehene Gelehrte blieb auf seinem Lehrstuhl.

Im August 1696 trägt Jablonski die Geburt eines zweiten Sohnes in sein Tagebuch ein mit dem Zusatz, „daß ihm Gott ein gütiger Vater sein und gnädiglich seine Erziehung segnen wolle durch unsren Herrn Jesum Christum." Die Lebensbahn dieses Daniel Gottlieb war keine so geebnete wie bei dem Ältesten. Ob die Schuld an dem Knaben lag, vielleicht die Folge minderer Begabung, ist nicht ersichtlich, nur daß der Vater manche sorgenvolle Stunde um ihn gehabt. Gottlieb, der nach dem Frankfurter Matrikelbuch gleichzeitig mit dem Bruder Paul die Hochschule bezogen, muß später umgesattelt und die Landwirtschaft erlernt haben; wenigstens taucht er 1733 als Pächter eines kleinen Gutes auf. Wiederholt hat der Vater den Pachtschilling zu zahlen, was ihm neben all den andren Ausgaben eines großen, ausgedehnten Hausstandes und fortwährenden Zuschüssen nach Frankfurt, wo weder Sohn noch Schwiegertochter sparsam haushalten konnten, nicht leicht fiel. Zwei Jahre später gibt der Landwirt die Pacht auf. Mit Mühe, nur dank seiner vielen einflußreichen Verbindungen, gelingt es dem Vater, ihn beim Steueramt einstweilen unterzubringen, bis eine ihm gemachte Aussicht, Gehilfe des Postmeisters in Frankfurt zu werden, in Erfüllung gehe. Ein Jahr vor

seinem Tode kann der Greis nach Frankfurt melden: „Es scheint, als wolle die barmherzige Providenz sich endlich auch Eures bisher verlassenen Bruders in Gnaden erinnern und ihm zu einem Stück Brotes verhelfen. Ich hatte letzten Sonntag (17. Januar) das Glück, Seine Majestät in der Predigt zu erbauen und ließ mir der König durch H. v. Marschall*) seine Zufriedenheit andeuten. Dieser mein gütiger Patron riet mir, die Gelegenheit zu benützen, um die bei der Kammer**) frei werdende Stelle für den Sohn zn erbitten. Ich tat es am Dienstag, und erhielt andern Tages einliegendes allergnädigstes Antwortschreiben."

Der 1705 geborene Friedrich Wilhelm schlug wieder die Laufbahn des Vaters ein und hielt sie auch inne. Recht spät kam er zur Hochschule. Er hätte schon gleichzeitig mit einem Sohne Speners 1726 nach Frankfurt gehen können; aber der Vater gestattete ihm auf seinen Wunsch, noch ein Jahr länger die ihn sehr fesselnden theologischen Vorträge des Rektors am Joachimsthalschen Gymnasium Jakob Elsner und des Professors der Philosophie am französischen Kollegium, des berühmten Maturin Veyssière La Croze***) zu besuchen. Als Student wohnte er bei dem Bruder; aber der fürsorgliche Vater zahlte dafür dem immer in Geldklemme sich befindenden Professor 300 Mark jährlich. Als Paul sich dem Vater gegenüber wegen der Annahme entschuldigt, schreibt ihm liebenswürdig und zartsinnig der Vater: „Vielmehr sollte ich mich entschuldigen (wahrscheinlich, daß er nicht mehr gibt); aber Ihr wisset den Zustand meiner zahlreichen und viel brauchenden Familie, daher man auch wider Willen oft gedrungen wird, seiner générosité engere Schranken zu setzen." Dem Vater ist es nicht recht, daß Fritz zögert, schon im ersten Jahre einmal öffentlich zu disputieren und mindestens zweimal zu predigen; ohne dem kann er nicht unter die königlichen Alumnen aufgenommen werden. Er hält diese Scheu vor der Kanzel nicht für Trägheit, wohl aber für Angst (meticulositas) und Mangel an Selbstvertrauen. Nach

*) Es ist der langjährige Kabinettsrat, der noch neun Jahre unter Friedrich dem Großen Minister war. Jablonski war mit den Eltern, einer angesehenen Kaufmannsfamile schottischen Ursprungs, bereits in Königsberg als Gemeindegliedern bekannt geworden; im Laufe der Erzählung ist er uns wiederholt in naher und immer freundschaftlicher Beziehung zu Jablonski begegnet.

**) Der König wählte zu seinen fünf Kammerdienern nur Söhne aus guten bürgerlichen Familien. Die begehrte Stellung war nicht ganz einflußlos. Nach ihrer Entlassung wurden sie meist Postmeister. Kornmesser war bei dem Großen Kurfürsten Kammerdiener, und ist später bis zum Bürgermeister von Berlin aufgestiegen. Sein Name lebt noch im Kornmesserschen Waisenhaus fort.

***) Harnack (Gesch. v. Akademie der W. I 119) hebt hervor, daß Paul J. der bedeutendste Schüler dieses Sprachgenies gewesen; wohl durch ihn angeregt und unter seiner Leitung hat er die Untersuchung über die lykaonische Sprache noch als Gymnasiast ausgearbeitet.

Beendigung der dortigen Studien bittet der Vater 1733 den König um die Erlaubnis, auch diesen Sohn eine Reise nach England machen zu lassen. Die Zeiten waren andre geworden als vor 14 Jahren, da Paul nach Holland und England unbehindert reiste; der König schlug die Bitte ab.*) So machte sich Fritz auf eine Studienreise zunächst zu den deutschen Hochschulen Marburg und Duisburg, von wo noch eingehende Berichte an den Vater vorhanden sind, weiter dann nach Leiden, welche ausländische Hochschule demnach nicht unter das königliche Verbot gefallen zu sein scheint. Heimgekehrt erhielt er von dem Vater im Dom die Weihe zum Predigtamt, um drei Tage später (18. September 1735) ebenfalls von ihm in Köpenick als Hofprediger eingeführt zu werden. Noch als Kurprinz hatte Friedrich III. vor einem halben Jahrhundert die kleine Gemeinde gegründet, ihr auch die Schloßkirche erbaut. Lange hielten die Prediger daselbst nicht aus; in der kurzen Zeit des Bestandes war Jablonski bereits der siebente Prediger und auch er siedelte vier Jahre später nach Berlin über. Hier war die Dreifaltigkeitskirche im Bau fertig geworden; auch sie wie die zahlreichen anderen unter den beiden ersten Königen in Berlin erbauten Kirchen (wir werden noch in diesem Abschnitt darauf zurückzukommen haben) zum gemeinsamen Besitz einer reformierten und lutherischen Gemeinde. Als Pastor des reformierten Gemeindeteiles hatte der König den ihm bekannten Köpenicker Hofprediger „wegen des besonderen Zutrauens und guten Lebenswandels, auch besonderer Geschicklichkeit“ berufen. Am 30. August 1739 fand die Einweihung der Kirche und auch Einführung der beiden Prediger statt in Gegenwart des Königs, des tagszuvor aus Rheinsberg zu der Feier eingetroffnen Kronprinzen und der Prinzen Wilhelm, Heinrich, Ferdinand. „Die ausbündig schöne evangelisch-reformierte Einweihungspredigt hielt der königliche Konsistorial- und Kirchenrat, ältester Hofprediger und Senior der großpolnischen Unität, Jablonski, über den vom König vorgeschriebenen Text, (1. Mose 28, 17) und führte darauf seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum ordentlichen reformierten Prediger der neuen Kirche ein.**)

*) Aus dem fesselnden königlichen Handschreiben nur ein paar Stellen. „Ich kann Sie nicht erlauben, Ihre Söhne (Hofprediger Noltenius hatte für seinen Sohn die gleiche Bitte ausgesprochen) außer Land zu schicken und Sie der Sünden der Welt zu überlassen, weil in England keine Orthodoxie der Religion statuiert wird und es ein Sündenland wäre; besser wäre die Jugend auf Frankfurt und Halle zu senden und dorten brave und tüchtige Theologos machen .... Zur Fortpflanzung des Reiches Gottes in seinem Worte muß man nicht die Kinder außer Land, sondern auf hiesige Schulen und Universitäten schicken, da Ich solchen das Dahinreisen nicht versagen werde.“ Vollständig hat König (Versuch einer histor. Schilderung Berlins. Berlin 1796. IV, I. 245) die Schreiben der beiden Hofprediger und die Antwort des Königs mitgeteilt.

**) So nach dem Acta hist. eccl. IV, 497. Vergl. auch die eingehende Schilderung nach dem von „dem weltberühmten“ Propst Reinbeck gegebnen Be-

Von den vier den Vater überlebenden Töchtern war die Älteste, Marie, mit dem späteren Kammergerichts-, Oberkonsistorial- und Schulrat Wilhelm von Irving verheiratet, einem Gliede der in Tilsit ansäßigen, wohlhabenden, aus Schottland übergesiedelten Kaufmannsfamilie. Als der Vater Figulus in Memel war, mußten die in Tilsit wohnenden Engländer und Schotten dorthin zum Abendmahl kommen. 1679 fühlten sie sich stark genug, einen eigenen Pastor zu berufen, zwanzig Jahre später sich Kirche und Schule zu erbauen; einer der Irvings vermachte zum Unterhalt von beidem eine Summe von etwa 35000 Mark. Ein herzliches Verhältnis bestand zwischen Jablonski und dem Schwiegersohn, der ihm zugleich Kollege im Konsistorium war. Als der Hofprediger Witwer geworden und da das neue Haus die Räumlichkeiten bot, gaben die jungen Eheleute ihre Wohnung in der Heiligengeiststraße auf und zogen in das Haus des Vaters, bei dem sie bis zu seinem Tode lebten. Die 1707 geborene Charlotte heiratete 1733 den Pastor in Züllichau, Christian Scholtz, der als Sohn des reformierten Pastors*) an Friedrich Werder 1698 in Berlin geboren war. Es war wohl eine Jugendbekanntschaft; die Eltern verkehrten viel mit einander. Der junge Ehemann scheint gelehrt gewesen zu sein; als Student war er Zuhörer von Paul in Frankfurt und wohl durch ihn und auch La Croze

richt bei Lommatzsch, Gesch. der Dreifaltigkeitskirche (Berlin 1889 S. 26). Beide Berichte gehen insofern etwas auseinander, als nach Reinbeck die von ihm vollzogene Einführung des Pastors für den lutherischen Teil, Hecker, sich unmittelbar an die von Jablonski angereiht zu haben scheint, während die Acta beide Handlungen auf Vor- und Nachmittag verteilten, was mir bei der Länge der beiden Predigten und den sich anreihenden Austeilungen des Abendmahles und je zwei Taufen und Trauungen in jeder Gemeinde wahrscheinlicher dünkt. Die Acta lassen in der Zwischenzeit den König mit seinen vier Söhnen bei dem wirkl. Geh. Staats- und Kriegsminister v. Marschall das Mittagsmahl einnehmen und von da wieder zur Kirche gehen, um der Fortsetzung der Feier beizuwohnen und „zum höchsten Vergnügen S. Maj. eine gar vortreffliche Vokal- und Instrumentalmusik" anzuhören. In zutreffender, feinsinniger Weise beurteilt Lommatzsch (S. 26—31) die beiden im Druck erschienenen Predigten, ebenso auch die beiden ersten Prediger dieser Kirche, die seit ihrem Bestande eine fast ununterbrochene Reihe der bedeutendsten Geistlichen der Hauptstadt besessen. Bemerkt mag auch hier werden, daß die Minister als Namen für die neue Kirche vorschlugen „Wilhelms- oder Friedrichskirche"; der demütig-fromme Hohenzoller aber dies ablehnte und ihr den Namen des alten Domes gab, der allmählich der kürzeren Bezeichnung „Dom" gewichen war.

*) Lisco (in seinem wertvollen Buch zur Kirchen-Geschichte Berlins S. 48) weiß von den sechs reformierten Geistlichen der Kirche in den Jahren 1680—1700 nur drei mit Namen zu nennen (Stosch, Zollikofer, Steffens). Jablonski erzählt eine auch hier erwähnenswerte Anekdote, daß der Große Kurfürst bei der Hochzeit des Vaters, Joh. Friedrich Scholtz, zugegen gewesen, das Mahl ausgerichtet und aus dem Schloßkeller die besten und stärksten Weine habe auftragen lassen, dann auch noch dem jungen Ehemann ein Hochzeitsgeschenk von hundert Talern gemacht.

angeregt, hat er eine Grammatik der koptischen Sprache geschrieben. Ein paar Jahre nach der Hochzeit (1735) kam er als Hofprediger nach Stettin an Stelle des verstorbenen Wiedekind, den wir als Erzieher der Jablonskischen Knaben kennen gelernt. Auch die jüngste, 1713 geborene Tochter Linchen (Karoline) heiratete 1735 einen Geistlichen, den aus Bremen gebürtigen, bereits 45 Jahre alten Hofprediger in Spandau, Christian Hoffham, der vorher in der von Jablonski eingeweihten und zu seiner großen Freude, wahrscheinlich auch auf sein Betreiben gemeinsam den Reformierten und Lutheranern überwiesenen Kirche in Friedrichsfelde Pastor gewesen.*) Er scheint bei seinem Patron, dem Markgrafen Ludwig, gut angeschrieben gewesen zu sein; denn bei der Taufe des Erstgeborenen**) (1738) war die Markgräfin Patin. Als sein Schwager Scholtz zum Hofprediger nach Berlin berufen ward, wurde er dessen Nachfolger in Küstrin. Nur „Lieschen" (Elisabeth, geb. 1703) blieb ledig, des Hauses Hüterin, dem Witwer eine rechte Stütze und treue Freundin. Sie weicht nicht von seiner Seite und sorgt für ihn wie eine

*) Inspektor der neugebauten Kirche war der Propst an St. Nikolai Roloff, der gegen die Benutzung der auf Kosten des reformierten Markgrafen erbauten Kirche von beiden gleichberechtigten Bekenntnissen Einsprache erhoben hatte. Als Antwort erhielt er ein königliches Schreiben, das hier eine Stelle finden mag. „Wohlehrwürdiger, Lieber, Getreuer! Ich habe eure Vorstellung vom 8. dieses warum ihr meinet, daß das simultaneum in der Kirche zu Friedrichsfelde nicht könne introduzirt werden, erhalten und ist euch darauff in Antwort, daß Ich Eure Einwände nur vor Possen halte. Ich halte beide Religionen einerlei zu sein und finde dabei kein Unterschied, will also, daß es bei meiner Ordre verbleiben soll. Ich bin übrigens Euer gnädiger König F. W. Wusterhausen 10. 9. 1726." — Dem Schreiben waren noch ein paar bezeichnende Sätze des Königs beigefügt. „Der Unterschied zwischen unsren beiden Evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk. Denn äußerlich ist kein großer Unterschied. Wenn man es examinirt, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl als des heiligen Abendmahls; nur auf der Canzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andre. Gott verzeyhe alle Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, die wahren Werke Gottes in Uneinigkeit zu bringen; was aber wahrhaftig geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den Andren dulden und nur Christi Ruhm vermehren, unsren Nächsten lieben als sich selbst, zu leben und christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich verlassen, die werden gewiß selig. Aber es wird nicht heißen: bist du lutherisch, bist du reformiert, es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten oder bist du in der Schule ein braver disputator gewesen. Es wird heißen: weg mit den letzteren ins Feuer zum Teufel; die meine Gebote gehalten: kommt zu mir in mein Reich. Gott gebe uns allen seine Gnade und gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten und daß Gott die möge zum Teufel alle schicken, die Uneinigkeit mögen verursachen. Dazu helfe uns Gott, der allmächtige Vater unsres Erlösers Jesu Christi durch seinen bittren Tod. Amen."

**) Die Pastorin war zur Niederkunft nach Berlin zum Vater übergesiedelt, „weil die Spandauer Hebammen nachlässig sind."

gute, treue „Kameradin," so daß der alternde Vater nach diesen Seiten hin kaum die entschlafene Hausmutter entbehrt. Sie ist überall zur Hilfe. So lange der unverheiratete Bruder Gottlieb draußen in Zieten sein Gütchen verwaltet, kommt sie in der Erntezeit zu ihm, für die Taglöhner zu sorgen, während der Vater dann in seinem „Tuskulum" weilet, einem Sommerhäuschen mit Garten, das sich Irving für seine Familie in der Nähe von Köpenick erworben.

Das Pastorat sowohl in der Klosterstraße wie an der Gertraudtenbrücke bewährte das Wort: herberget gern. Die große Kinderschar war den Eltern noch nicht groß genug; unter dem gastfreien Dache wurde Raum geschafft auch für die Irvingsche Familie, wie wir gesehen haben. Von Anfang an, seitdem der ledig gebliebene Bruder Schriftführer der Akademie geworden, wohnte er bei dem Hofprediger und war auch täglicher Tischgenosse. Sein Gehalt war karg, zumal als der der Akademie und den Gelehrten nicht gewogene König Friedrich Wilhelm ihn mit einem Federstrich auf die Hälfte herabsetzte und damit den schon bejahrten Beamten nötigte, für ein paar Jahre eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Ein schönes Verhältnis, wie die beiden Brüder lebenslang zu einander standen, so recht eine Erfüllung des Psalmwortes: Siehe wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen (Ps. 133, 1). Das feine Lob gilt gewiß auch Schwestern. Im Hause des Hofpredigers fand es seine Verwirklichung. Zwei Schwestern der Frau wohnten in der Familie, und boten den heranwachsenden Kindern den Segen guter, treuer Tanten, den ein echtes, deutsches Haus nicht gerne entbehrt. Die ältere Schwester Marianne Fergushill scheint unverheiratet geblieben zu sein; sie litt jahrelang an hysterisch-epileptischen Anfällen und mußte wiederholt nach Frankfurt in erfahrene ärztliche Behandlung. Wie um ein eigenes Kind war Jablonski für die Leidende besorgt. Die andere Schwägerin, Christine, heiratete im Mai 1699 den aus Bückeburg gebürtigen, seit zwei Jahren an der kleinen, reformierten Gemeinde Stolp in Pommern angestellten Hofprediger Schwartzmeier, einen der Vorgänger also von Schleiermacher, der 1702 sich nach Kolberg versetzen ließ. Ein allem Anschein nach geringes Erbteil war den Fergushillschen Geschwistern von ihren Eltern zugefallen. Jablonski scheint des noch ungeteilten Erbes Verwalter gewesen zu sein; denn im Mai folgenden Jahres (1700) finde ich die Geschwister im Pastorat der Klosterstraße versammelt und übergibt der Schwager jedem sein Teil. Bei diesem Anlaß taucht auch des Seniors Hartmann „liebster, kleinster Enkel Kukusche" auf, Samuel Fergushill, dem vor zwölf Jahren der Großvater ein anatomisches Werk in der Annahme vermacht, daß er wie sein Vater einst die ärztliche Laufbahn einschlagen werde (vergl. S. 95). Anderen Tages nach Regelung des Erbes geleitete Jablonski den jungen

Schwager auf den Weg nach Königsberg. Ob er wohl dahin gereist, um Heilkunde zu studieren? Freilich im Matrikelbuch der Hochschule ist er nicht eingetragen, auch habe ich seinen Namen nicht im Kirchenbuch der reformierten Gemeinde gefunden. Außer dem Sekretär der Akademie und Hausgenosse tauchen noch zwei Brüder Jablonskis als rasch vorübereilende Gäste im Pastorat auf, dem Mädchen aus der Fremde gleichend, deren Spur schnell verloren war. Der Bruder Johann ist uns das erste Mal in Magdeburg als Sekretär des H. v. Börstel begegnet (S. 85); um die Weihnachtszeit 1701 erscheint er plötzlich bei dem Bruder in Berlin, im Auftrage einer Fürstin Radziwil nach Warschau reisend. Ein anderer Bruder, Peter, kehrt ebenso flüchtig und unvermutet 1696 im Berliner Pastorat ein; mir unbekannt gebliebene Geschäfte hatten ihn nach Ungarn geführt. Er war auf der Durchreise in den Norden und fiel den Dänen in die Hände; Jablonski hatte bei Herrn v. Wedel Schritte zur Entlassung aus seiner Haft zu tun. Ob erfolgreiche, habe ich nicht ausfindig machen können, ebenso wenig, welches der Grund seiner Verhaftung gewesen. Die Reise scheint ein politischer Auftrag gewesen zu sein. Auch einem Neffen begegnen wir einmal im Hause des Hofpredigers, einem Pastor Ransleben, Sohn einer Schwester. Aber alle diese nahen Verwandte ziehen vorüber wie sie gekommen; ich weiß nicht woher und wohin. Alle Mühe war vergeblich, weitere Spuren von ihnen ausfindig zu machen.

Ehe wir im Fortgang unserer Erzählung die kirchenregimentlichen Ämter erwähnen, die unserem Hofprediger im Laufe der Jahre zufielen, sei einer auswärtigen Ehrung gedacht, die ihm aus mehr wie einem Grunde wohltat. Aus dem Lande, in welchem er glückliche, für sein geistiges Leben entscheidungsvolle Jugendjahre verbracht, von der Hochschule, die einen tiefergehenden, nachhaltigeren Einfluß auf den Studenten ausgeübt als die heimische in Frankfurt, von der Kirche, in welcher er den reinsten Zweig der Reformation erkennen zu können meinte, von Oxford ward ihm die höchste akademische Würde, die eines Doktors der Heiligen Schrift verliehen. 1706 rüstete die Hochschule in Frankfurt die zweite Jahrhundertfeier ihres Bestandes.[29]) Zeitig waren Einladungen an alle europäische Hochschulen ergangen; selbstverständlich auch an England. Cambridge entsandte mehrere Abgeordnete; Oxford ließ sich an einer Festfeier daheim und einer Jubelschrift genügen, die in mancherlei Sprachen und im Überschwang preisenden Lobes der fernen Hochschule die Glückwünsche darbrachte. Am Tage des Festes fand im prächtigen Rundbau des Sheldonian-Theaters die feierliche Sitzung statt, bei welcher ein Teil der Jubelschrift zur Verlesung kam, auch die Verleihung der aus Anlaß des Festes bestimmten Universitäts-Würden. An den in England und mit Recht um seiner nun

schon seit einem Jahrzehnt bekundeten eifrigen Bemühung willen der Anbahnung einer innigeren Verbindung der beiden größten evangelischen Länder gefeierten preußischen Hofprediger und zugleich Bischof der Brüderunität die hohe Würde eines Doktors der Theologie. Das darf wohl heutzutage aus den Verhandlungen vor 200 Jahren verlauten, daß einzelnen Mitgliedern des Senates das sogenannte Elogium, der Lobspruch der Urkunde, zu nüchtern und trocken erschien. Man hatte sich allgemach auf den Hochschulen für solche Schriftstücke eine gar hochtrabende Schreibweise angewöhnt und hielt ihre gespreizten Schnörkel für ebenso geziemend wie schön; aber die Mehrheit entschied für Beibehaltung des einfachen, schlichten Stils der ehrwürdigen Väter aus den Tagen der Reformation.

Bereits 1552 war in Berlin ein Konsistorium ins Leben gerufen worden, für dessen Bildung und Ordnung sich der Propst von Berlin, Buchholzer, noch den Rat Luthers in Wittenberg geholt hatte. Nach zwei Jahrzehnten (1573) erschien dann eine Konsistorial- und Visitations-Ordnung, das eigentliche Kurmärkische Kirchengesetz, auf welches in der brennenden Kirchenbaufrage unserer Tage mit Recht noch immer zurückgegriffen wird. Diese geistliche Behörde bestand aus 4—5 Personen unter dem Vorsitz eines von dem Kurfürsten ernannten hochgestellten Beamten. Von 1648—1755, für welche Zeit mir die Reihenfolge vorliegt, waren alle Vorsitzende Mitglieder des Domes (v. Rochow, Kemnitz, v. Rahden, v. Knesebeck, Sylvester v. Danckelmann, v. Fuchs, Ludolf v. Danckelmann, v. Printzen, v. Cnyphausen, v. Coccejus). Anfänglich war der lutherische Generalsuperintendent geistlicher Vorsitzender, später dann der älteste Hofprediger. Bis 1748 hatte das Konsistorium auch über alle Ehe- und Prediger-Prozesse zu entscheiden. Zunächst tagte das Konsistorium im Schloß und zwar in einem nach dem Lustgarten hin gelegenen Flügel; als sich Kurfürst Friedrich III. in dem Schlosse seiner Väter für den größeren und prächtigeren Hofhalt beengt fühlte, wurde die geistliche Behörde gleichzeitig mit dem Kammergericht und noch ein paar anderen Behörden von da weg in das neu erworbene „Kollegienhaus“ (Brüderstraße 1 und 2) übergeführt. Hier (in Nr. 2) hatte in alten Tagen ein Beginenhof gestanden. Als 1589 ein großer Brand das Haus einäscherte, fanden die barmherzigen Frauen in dem Gertraudt-Hospital Aufnahme; den Platz selbst erwarb Graf Schwartzenberg zur Erweiterung seines bereits erwähnten Prachtbaues (Brüderstraße 1), dessen Garten bis dicht an den Dom reichte. Nach ihm kam die Besitzung an den Kurfürsten, der sie dem Grafen Schwerin überließ; von diesem gelangte sie wieder an den Kurfürsten, der die genannten Behörden darin unterbrachte, bis sie 1735 in das neuerbaute Kollegienhaus (Lindenstraße 14) übergeführt wurden, in welchem heute noch das Kammergericht tagt. Als

Jablonski nach Berlin kam, war gerade sein Gönner und späterer Freund Fuchs Vorsitzender geworden; den nächsten Platz nach ihm bei den Beratungen nahm Hofprediger Schmettau ein, dem dann Bischof Ursin folgte. Als der Bischof nach zurückgelegtem 70. Jahre hinfällig und schwach wurde (geb. 1646), trat 1718 Jablonski mit dem Titel eines Konsistorialrats als sein Vertreter im Konsistorium ein, und wurde nach dem zwei Jahre später auf seinem Landsitz Gütergotz (jetzt ein städtisches Rieselgut) erfolgten Tode der Nachfolger in der Kirchenbehörde. Mit den fünf Vorsitzenden während der zwanzig Jahre seiner Amtsführung stand sich Jablonski vortrefflich gut, er war mit ihnen befreundet, ihr Seelsorger; sein gewiegtes Urteil war meist ausschlaggebend. Von lutherischer Seite waren in der Regel die beiden Pröpste von Berlin und Köln Mitglieder des Konsistoriums. Besonders lange arbeitete er hier zusammen mit dem ihm befreundeten Propst der Petrikirche, Reinbeck, der ein paar Monate nach Jablonski starb.

Zehn Jahre nach Eintritt in das Konsistorium, gerade an seinem Geburtstag (26. November 1728) erhielt Jablonski die Berufung in das reformierte Kirchendirektorium. Sie kam ihm völlig unerwartet, wie er in einem vertraulichen Briefe sich äußert: „Die Sache ist völlig von Sr. Majestät ausgegangen; weder v. Marschall noch v. Cnyphausen haben das Geringste dazu getan, am allerwenigsten ich selbst, der ich an den Kirchenrat von Berlin ebenso viel wie an den großen Mufti zu Konstantinopel gedacht. Ich habe aus ernstem Erwägen die Sache angenommen, weil es undankbar gegen den König gewesen wäre, und insonderheit weil das geliebte Frankfurt meine treuen Dienste zu genießen haben wird." Die Urkunde beginnt mit den Worten: „Nachdem Wir die alleruntertänigste Treue und nützlichen Dienste, welche Uns und Unsrem Königlichen Hause Unser Hofprediger, Konsistorialrat und Lieber, Getreuer Daniel Ernst Jablonski viele Jahre her zu Unsrem besondren Vergnügen geleistet, auch noch ferner leisten soll, kann und will, in Allergnädigste Consideration gezogen, daß wir dannenher und zur Bezeugung Unsrer ihm zutragenden Huld und Gnade in Gnaden resolvieret, denselben an des Verstorbenen*) Stelle zu berufen u. s. w." Gleichzeitig kam noch eine weitere, von ihm aber abgelehnte Berufung. Der König hatte den Professor der Theologie am Joachimsthalschen Gymnasium Elsner mit der Pfarrstelle an der Parochialkirche betraut, der deshalb seine Professur niederlegen wollte. Jablonski war dafür ins Auge gefaßt; er aber hielt es für unausführbar, in seinen Jahren bei Wind und Wetter im Herbst und Winter den weiten Weg (er berechnete ihn auf 1500 Schritt) gewissenhaft

*) Die Stelle war durch den sechs Wochen zuvor erfolgten Tod von Pastor Schmidtmann an der Parochialkirche erledigt worden.

ohne Versäumung fast täglich zu machen. Doch zurück zum Kirchendirektorium.

Als Johann Sigismund mit seinem Hause sich der reformierten Kirche anschloß, hatte Brandenburg nur die eine, eben sich bildende reformierte Domgemeinde in Berlin mit den beiden reformierten Hofpredigern; ein Jahrhundert später war die kleine Zahl von Predigern mehr wie verhundertfacht. Wesentlich zu der starken Vermehrung haben in dieser Zeit die neuerworbnen Provinzen und Landgebiete beigetragen. Aus dem Jahre 1722 ist eine Aufstellung der verschiednen Pfarrstellen im Königreich Preußen vorhanden*), aus der zu ersehen, daß auf 2993 lutherische Geistliche, auf 379 römische Priester**) 302 reformierte Pastore kommen. Ihre Verteilung ist keine gleichmäßige. In der Provinz Brandenburg stehen den 1166 lutherischen Geistlichen 90 reformierte gegenüber und nur ein Priester, dagegen gehören die je 14 Geistlichen im Tecklenburgischen und Fürstentum Mörs allein der reformierten Kirche an. Das Herzogtum Cleve hat 56 reformierte Geistliche (67 luth.), die Grafschaft Mark 51 (137), Preußen 19 (451), das Oberquartier von Geldern (2 (1), die Grafschaft Lingen 17 (0) u. s. w. Die reformierten Gemeinden in der Provinz Brandenburg entwickelten sich aus kleinsten Anfängen und standen selbständig ohne Fühlung mit einander. In ihrem Bestande erinnern sie vielfach an kongregationalistische Gemeinden; die Ordnungen der Berliner Domgemeinde wurden in der Regel auch für sie maßgebend. Als ihre Zahl sich mehrte, trat das Bedürfnis einer gemeinsamen Kirchenordnung zu Tage, zumal nachdem die französischen Glaubensgenossen im Lande eine festgeordnete, heilsame Gliederung erhalten. Gerade als Jablonski nach Berlin kam, hatte sein Amtsbruder Cochius auf Veranlassung des Kurfürsten eine allgemeine reformierte Kirchenordnung entworfen, die allen reformierten Geistlichen des Landes zur Begutachtung zugestellt wurde. Die Arbeit blieb Entwurf; nur der auf Befehl des Kurfürsten beigefügte und von Geheimrat Fuchs und Cochius gefertigte Anhang über „Kinderkatechisationen“ kam zur Einführung.

Immer mehr machte sich das Bedürfnis nach einem gemeinsamen organischen Kirchenverband der zahlreichen zerstreuten reformierten Gemeinden geltend. Eine der ersten größeren Regierungshandlungen des

---

*) Bei König, Versuch einer historischen Schilderung Berlins (Berlin 1796) IV, I, 50.

**) Die Mehrzahl von ihnen in Geldern (161, in diesem Bezirk liegt der bekannte Wallfahrtsort Kevelaer) und in dem früheren Herzogtum Cleve (153); dazu dann noch 19 in der Grafschaft Mark und 18 in Lingen, 8 im Minden-Ravensberger Gebiet, so daß auf die unter dem Großen Kurfürsten und später angegliederten Ländergebiete im Westen von den 379 Priestern 359 kamen; weitere 17 im alten Herzogtum Preußen.

Ende Februar 1713 auf den Thron gelangten Königs Friedrich Wilhelm war die am 10. Juli 1713 gegebne „Ordnung der reformierten Kirchen und des dazu bestellten Kirchen-Direktorii“ und die nach einem Vierteljahr folgende „Kgl. Preußische Evangelisch-Reformierte Inspections-Presbyterial-Klassikal-Gymnasien- und Schul-Ordnung,“ die „als ein ewig währendes, pragmatisches Gesetz“ für die reformierte Kirche in Preußen gelten sollte.*) Wer alles bei dieser höchst bedeutsamen Urkunde, die der deutsch-reformierten Kirche in Preußen den Mittelpunkt einer kirchlichen Einheit verschaffte, ratend zur Seite gestanden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht; an mehr wie einer Stelle will es mir scheinen, als ob man auch den weisen, vielfach bewährten Rat von Jablonski eingeholt. Auffällig ist, daß die am Berliner Dom angestellten Hofprediger nicht der Aufsicht des Kirchendirektoriums unterstellt sind, sondern nach wie vor dem von dem Großen Kurfürsten bereits eingesetzten Dom-Kirchenrat. Erfreulich ist die nun für alle reformierten Gemeinden des Reiches gesetzlich geordnete Presbyterial-Verfassung; nur hat man leider versäumt, vielleicht absichtlich vermieden, ihr den naturgemäßen Abschluß in Synoden zu geben. Aus der Presbyterialordnung ein paar beachtenswerte Punkte. „Dem Pastor zur Seite hat jede Gemeinde Kirchenvorsteher, teils auf Lebensdauer, teils nur auf eine bestimmte Anzahl Jahre (officium perpetuum et ambulatorium). Vorsitzender dieses Kirchenrats ist der Geistliche. Monatlich am ersten Sonntag ist Sitzung zur Beratung alles dessen, was zur Verbesserung der Sitten, zur Erbauung, Vermehrung, Befestigung derselben dienet. Die Ältesten haben dem Pastor ein ihnen bekannt gewordnes Laster mitzuteilen. Der nimmt dann den Beklagten seelsorgerlich unter vier Augen vor. Fruchtet die Mahnung nicht, dann bringt er die Sache vor das Presbyterium, das nach ernstlicher Beratung weitere Schritte gegen das Gemeindeglied unternimmt. Weigert sich der Angeklagte vor dem Presbyterium zu erscheinen oder seinen Verordnungen sich zu unterwerfen, so geht die Sache an das Kirchendirektorium, das dann auf Ausschluß des Unbußfertigen vom heiligen Abendmahl verfügen kann. In erster Linie kommen Sachen öffentlichen Ärgernisses in solche kirchenzuchtliche Verhandlung, der auch vorkommenden Falls die Geistlichen unterworfen sind. In der Fürsorge für Arme und Waisen der Gemeinde stehen dem Pastor Diakonen zur Seite, Männer der Gemeinde guten Wandels. Sie reichen während des Gottesdienstes den Klingelbeutel herum, sammeln auch, was in die Kirchenbecken eingelegt wird und verteilen die Gaben nach Weisung der Pastore unter die

*) Abgedruckt bei Mylius, Corpus constit. March. I. LXXXIII. Von der Gültigkeit für alle Provinzen des Landes werden ausdrücklich ausgenommen: Cleve, Mark, Ravensberg, in welchen Landesteilen es bei dem bisherigen Zustand sein Bewenden haben soll.

Gemeindearmen. Ihnen liegt es ob, fleißig die Armen und Kranken der Gemeinde zu besuchen. Für solchen Dienst der Barmherzigkeit in der Gemeinde sind sie von der in jenen Jahren oft recht lästigen Einquartierung, ähnlich wie die sogenannten Freihäuser, befreit. Die einzelnen reformierten Gemeinden des Landes sind in verschiedene Klassen oder Inspektionen geteilt. Einer mir vorliegenden Übersicht aus dem Todesjahr Jablonskis entnehme ich, daß damals elf „Klassen" vorhanden waren (in Königsberg für die reformierten Gemeinden Preußens, in Stargard für die in Pommern; Berlin; Frankfurt a. O.;*) Alt-Landsberg, Prenzlau und Neuruppin für die Kurmark; Küstrin und Kottbus oder Krossen für die Neumark; Magdeburg oder Halle für das Magdeburgische Gebiet; Halberstadt für das von Halberstadt). Die reformierten Gemeinden von Minden-Ravensberg standen unmittelbar unter dem Kirchendirektorium in Berlin; die Reformierten in Lingen-Tecklenburg waren von früher her synodal geordnet. Abwechselnd in den einzelnen Gemeinden einer Inspektion fand alljährlich unter Leitung des Inspektors eine Klassikalversammlung statt, bei welcher der Ortsgeistliche den Gottesdienst zu halten und im Anschluß daran jeder Hausvater das Recht zur Aussprache hatte, was er zum Besten von Kirche und Schule, aber auch wider Pastor und Presbyterium vorzubringen sich verpflichtet fühlte. Die Berufung ins Kirchendirektorium hatte der König sich selber vorbehalten; nur wenn einer seiner Nachfolger die reformierte Kirche verlassen sollte, ging dies Recht auf das Direktorium selbst über. Zusammengesetzt war es aus einem adeligen Vorsitzenden, aus den wirklichen Geheimräten reformierten Bekenntnisses und aus je zwei geistlichen und weltlichen Räten. Als Jablonski eintrat, war Vorsitzender der ihm befreundete Kabinettsminister v. Cnyphausen, Schwiegersohn des berühmten Ilgen, der kurz vor seinem Eintritt (1728) auf seinem schönen Landgut Britz (nun fast mit Berlin verbunden) gestorben war. Dem Kirchendirektorium war die Oberaufsicht über alle reformierten Kirchen und Schulen anvertraut. Auf Grund derselben hatte es die Aufsicht über Lehre, Leben und Wandel der Geistlichen, ihre Aufnahme ins Amt und auch ihre Absetzung. Weiter war ihm die Aufsicht über das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Kirchen und Schulen, über die Mons pietatis-Stiftung, die Anordnung der Inspektionskreise und die Aufsicht über die Inspektoren übertragen. Die Ehesachen blieben bei den Konsistorien; in Civil- und Kri-

*) Ursprünglich war Frankfurt der Inspektion Berlin eingegliedert; daher die Bemerkung Jablonskis, daß er durch die Berufung in nähere Fühlung mit der ihm lieben Stadt, Hochschule und Gemeinde käme. Je länger je mehr fühlte sich Frankfurt durch diese Unterordnung peinlich berührt und zum Teil mit auf Betreiben Jablonskis wurde die Gemeinde zu einer selbständigen Inspektion erhoben, der ein paar kleine reformierte Gemeinden in der Nähe unterstellt wurden.

minalsachen waren die Geistlichen, Lehrer und Kirchendiener den weltlichen Gerichten unterstellt.

Die Berufung in das Kirchendirektorium war eine wohlverdiente Auszeichnung des Königs für seinen Hofprediger. Befremdlich ist, daß ihm dieselbe so spät erst zu Teil geworden. Schon bald nach Uebernahme der Berliner Hofpredigerstelle hatte sich Jablonski das volle Vertrauen und die auszeichnende Gunst des Kurfürsten und Königs sowie der tonangebenden Ratsmänner am Hofe erworben. Wir haben bereits angedeutet (S. 110), was der Sohn des Großen Kurfürsten und Erbe seiner inneren und äußeren Kirchenpolitik von dem ersten durch ihn berufenen Hofprediger erwartete und beanspruchte; mit hervorragender Tüchtigkeit hat Jablonski während der zwanzig Jahre, die er dem Könige als Pastor zur Seite stand, der Erwartung voll und ganz entsprochen. Nicht als ein gefügiger Ausrichter des kurfürstlichen und königlichen Willens, dem sich ein loyal gesinnter Beamter gern unterwirft; vielmehr als ein Christ, dessen persönliche Ueberzeugung wie tief gründende, scharf ausgeprägte Begabung die gleichen Wege wandelte, nach den gleichen, hochgesteckten Zielen lebenslang jagte, welche der Herr der Kirche den Hohenzollern gewiesen und zumal ihr hervorragendster Held bis dahin, Kurfürst Friedrich Wilhelm, tief und fest wie in das Gemüt seines Volkes, so auch in den Grund des von ihm geschaffenen Reiches gelegt. Friedrich I. hat die lautere Gesinnung seines ihm auf diesem Punkte gleichgesinnten Hofpredigers zu werten verstanden, er und die besten seiner Ratsmänner, die mit immer größeren, bedeutsameren Aufgaben in inneren und auswärtigen Angelegenheiten unserer evangelischen Kirche Jablonski betrauten. Der Gang unserer Erzählung hat es an mehr wie einer Stelle in steigendem Grade gezeigt. Nicht viele preußische Hofprediger sind zu nennen, die auch nur annäherungsweise in kirchenpolitischen Angelegenheiten von den Staatsmännern zur gleich stark beanspruchten Mitarbeit herangezogen worden sind. Der Thronwechsel, der so große, tiefeingreifende Änderungen im Gefolge hatte, brachte in der einflußreichen Vertrauensstellung, in der weit über das Grenzgebiet der Kirche reichenden Wirksamkeit Jablonskis keinen Wechsel. Auf vielen Punkten ist König Friedrich Wilhelm I. der entschiedene Gegenpart des Vaters und hat dies alsbald bei dem Regierungsantritt aller Welt unter die Augen gerückt. Trotzdem ist der anders geartete Nachfolger ein echter Hohenzoller und überzeugter Erbe der von dem Großvater wie einen eisernen Bestand des emporsteigenden Reiches überkommenen Staats- und Kirchenpolitik. Treu hängt er an der reformierten Kirche und — man ist zu sagen berechtigt — darum ist er ein entschiedener Förderer der Union in seinem Lande, weil völlig von der

Ueberzeugung durchdrungen, daß beide Kirchen, die lutherische und reformierte, in den Hauptpunkten des Glaubens Brüder eines gemeinsamen Hauses sind. Was sie von einander trennt, auch die Sonderlehren der Reformierten, will ihm nur als unchristliches Theologengezänk erscheinen. Treu hängt er an der gemeinsamen evangelischen Kirche der Reformation in allen Landen, und weiß sich als der berufene Wächter wider die Vergewaltigung der römischen Kirche. Wie Vater und Großvater will er Schirmherr und Schutzvogt der um ihres evangelischen Glaubens willen Verfolgten sein und hat ihnen, einerlei ob es Reformierte oder Lutheraner waren, sein Reich zu einem Bergungsort weit geöffnet. Nach beiden Seiten hin erwies sich auch ihm der bewährte Hofprediger — sei der Ausdruck gestattet — als ein treuer Kamerad.

Jablonski war seinem Könige mehr noch als ein treuer Arbeitsgenosse auf diesen zwei in jenen Jahren wichtigen und stark beanspruchten Gebieten; er war ihm einst Lehrer gewesen, bis an das Ende seines Lebens Seelsorger. 1695 hatte besonders auf Wunsch seiner Gemahlin Friedrich III. die Erziehung des siebenjährigen Kurprinzen dem ihm und seinem Hause nahestehenden Grafen Alexander von Dohna anvertraut.[30]) Den Unterricht leitete und gab der von Danckelmann warm empfohlene Geh. Legationssekretär Friedrich Cramer, der aber mit dem Sturze des Ministers seine Stelle einbüßte. Schon damals (1697) genoß Jablonski das Vertrauen seines Gemeindegliedes Dohna in einem Grade, daß sich der Graf mit ihm inbetreff eines Nachfolgers besprach. Die Wahl fiel auf einen Landsmann von Dohna, Rebeur; sie war für einen Knaben wie der Kurprinz keine geeignete, glückliche. Als derselbe März 1703 starb, führte Dohna den mit Fuchs verabredeten Plan durch, einen Teil der Lehrstunden Jablonski zu übertragen und zwar die Religionsstunden und den Unterricht im Lateinischen (in latinitate et pietate). Fuchs machte ihm die erste Mitteilung. Hören wir den Hofprediger selbst die Sache berichten: „Der Minister sagte mir, da er mich zuerst aufs theatrum gebracht, beglückwünsche er sich selbst, daß ich nun den generalem applausum von allen ehrlichen Leuten habe. Ich hörte dies mit billiger Schamröte an und schreibe es auch so nieder, meiner vielen Fehler und Gebrechen wohl bewußt, aber um die wunderbare Güte meines Gottes, durch die ich allein bin, was ich bin, zu rühmen und zu verherrlichen. Dohna teilte mir anderen Tages mit, der König sei nicht willens gewesen, wiederum einen eigentlichen Informator zu bestellen, der den jetzigen Jahren des Kronprinzen nicht mehr anstehen würde; doch sei eine andere tüchtige Person zur Besetzung der Stelle notwendig, sonderlich die von einem venerabelen Charakter. Er und die Königin habe auf Jablonski reflektieret, auch der König habe zugestimmt. Ich hätte nun mich zu determinieren; er hoffe, daß gemäß

meiner Liebe zu dem Publiko und meinem Gewissen ich nicht unterlassen würde, dieser Gelegenheit Gutes zu tun, mich gern zu bedienen." Jablonski erklärte sich bereit, in den beiden Fächern täglich von 8—10 Uhr Unterricht zu erteilen. Er hat es mit Ernst und frommem Sinne getan.

Die Aufgabe war keine leichte; der kronprinzliche Schüler von Haus aus mit stark ausgeprägtem Eigenwillen, mit früh bei dem Kinde schon hervortretenden Sonderzügen in seinem Wesen und seinen Liebhabereien behaftet, die sich zeitig auch in bewußtem Gegensatz zu denen des Vaters ausgestalteten; dazu von der königlichen Mutter verwöhnt, die von dem eigengearteten Knaben erwarten zu können hoffte, was sie an dem Gemahl vermißte. Jablonski blieb in den angegebenen Fächern Lehrer des Kronprinzen bis zu dessen Mündigkeit; mit wie großem Erfolg in der kurzen Zeit ist wohl schwerlich mehr ausfindig zu machen. Völlig spurlos ist der Unterricht an dem Zögling nicht vorübergegangen. Jedenfalls war der Einfluß ein solcher, daß der König bis an sein Ende dem einstigen Lehrer gegen seine sonstige Gewohnheit mit großer Milde und ehrfurchtsvoller Achtung begegnete; ein später Zeitgenosse von beiden führt diese den König ehrende Gesinnung unmittelbar auf den Eindruck zurück, den der Religionslehrer auf das empfängliche Gemüt des Jünglings ausgeübt. Nicht viele in der nahen Umgebung haben sich solch unwandelbarer Gesinnung grade dieses Königs zu erfreuen gehabt, der auch als Hausvater ein ebenso unumschränktes, absolutistisches Regiment führte, wie er als absoluter Herrscher seinen Untertanen gleich einem Hausvater gegenüberstand. Das gesetzliche Gepräge seiner Frömmigkeit hat der König nicht erst durch Jablonski erhalten. Der frühe sich kundgebenden Neigung dazu kam schon in jungen Jahren eine streng geregelte religiöse Unterweisung fördernd entgegen. Die von dem Knaben geforderte Ehrfurcht vor den Eltern und Unterwerfung unter ihren Willen setzte sich bei dem frommen Hohenzoller leicht fort zu Ehrfurcht und Unterwerfung unter den Willen Gottes, den der Kronprinz als seinen Statthalter ansah wie sich selbst als den von ihm eingesetzten Statthalter seines Volkes. In solcher Anschauung wurzelt der schöne, auszeichnende Zug, der in dem genialen, großen Sohne zur vollen Blüte sich entfaltete, daß der König in Preußen erster Diener des Staates zu sein habe, von Gott dazu eingesetzt und ihm, dem obersten Statthalter, dafür verantwortlich. Auch die ausgesprochne Neigung für die Union der beiden evangelischen Kirchen des Landes, ebenso die mannhafte Treue im Schutz und Trutz der bedrängten evangelischen Glaubensgenossen hatte Jablonski nicht nötig, den Hohenzollernsprößling erst zu lehren; wohl aber hat er die wie ein kostbares Hauserbe überkommene Gabe in seinem Religionsunterricht mit frommer Überzeugung gefördert, seinem königlichen Zögling dies Familienerbe zum lebenslang festgehaltenen Besitz gehegt und gepflegt.

Mit als eine Frucht des Unterrichtes von Jablonski, der wie in seinen Studien und auch Predigten tief in der heiligen Urkunde des Alten Bundes und der Geschichte des auserwählten Volkes lebte, möchte ich die Vorliebe des Königs für die Heldengestalten dieses Volkes ansehen, für seine Könige an der Spitze ihrer Truppen, für seine Heerführer, die mit Gott in den Kampf wider die Feinde Gottes und seines Volkes zogen. Der milde versöhnende Hauch des Evangeliums, der darin waltende Geist der Gnade und Freiheit in Christo war seiner Soldatennatur nicht in dem Maße zugänglich, wie ihn der Religionslehrer seinem frommen Schüler mitteilen wollte. Der damals lebhaft entbrannte Kampf zwischen den sogenannten Universalisten und Partikularisten in der geheimnisvollen, schweren Lehre der göttlichen Gnadenwahl flößte dem König eine Art Grauen ein. Mochte sein Hofprediger noch so entschieden und warm für die Allgemeinheit der göttlichen Gnade auch als Lehre der deutschen reformierten Kirche eintreten, so blieb dem König doch dieser ihm dunkle Punkt ein schwerer Stein des Anstoßes, um deswillen er wiederholt betonte, daß er nicht alle Lehren der reformierten Kirche so wenig wie die der lutherischen Kirche teilen könne. Er war und wollte sein auch auf diesem Gebiete Selbstherrscher; freilich in der vollen Überzeugung, sein Heil allein in der Gnade Gottes in Christo und in der neuen Geburt aus dem heiligen Geist erhalten zu haben. Der lange währende Kampf in der Prädestinationslehre wirft seine Schatten auch auf das getrübte Verhältnis zwischen dem König und dem Kronprinzen und verschärfte, ja verbitterte die Lage des Gefangenen in Küstrin. Der Kronprinz neigte dem Partikularismus in starkem Grade zu; der König erfuhr, daß der Sohn sein Verhalten gegenüber dem Vater mit Berufung auf die schroffe Erwählungslehre zu rechtfertigen suche. Das war Öl ins Feuer des väterlichen Zornes. Eine strenge Untersuchung hub an. Der König untersagte dem Küstriner Hofprediger Claeßen jeden Zugang zu dem Gefangenen; er hatte ihn bereits vor zehn Jahren um seiner scharf ausgeprägten partikularistischen Meinungen willen aus seiner Stellung als Domprediger in Berlin entfernt. Nun mußte sich der Hofprediger Andreae, der dem Kronprinzen Religionsunterricht erteilt hatte, rechtfertigen. Er erklärte, von diesen Anschauungen seines einstigen Zöglings nichts zu wissen; nur in der Heiligen Schrift und dem Heidelberger Katechismus habe er ihn unterwiesen. Graf Falkenstein und Oberst Kalkstein, die immer dem Unterricht beigewohnt, könnten es bezeugen. Geheimrat von Wolden in Küstrin wird beauftragt, den Gefangenen ins Verhör zu nehmen. Ihm erklärt der Kronprinz, daß er durch das Lesen von Röm. 9 auf die Gedanken gekommen und darin durch zwei Bücher bestärkt worden, durch Boßuets l'histoire des variations de l'Église réformée und Basnage l'histoire de l'Église réformée. Mit diesem Geständnis beruhigte sich der König

nicht. Er forderte von dem widerspenstigen Sohne Änderung seines „malhonneten" Herzens und „daß er die schädliche Lehre des Partikularismus abtue." Der „mortifizierte" Gefangene verspricht dem königlichen Vater, „er wolle fortan Gott und sein heilig Wort nie aus den Augen lassen und ihn inbrünstig anrufen, daß er mit seinem heiligen Geist ihn regieren und zu allen Zeiten leiten möge." In all diesen peinlichen Verhandlungen zwischen Vater und Sohn habe ich keine Spur auffinden können, daß auch Jablonski mit in dieselben gezogen worden wäre; auch nicht um als Seelsorger vermittelnd zwischen Vater und Sohn einzutreten, was ihm freilich kaum möglich gewesen wäre.

Bald nach seinem Regierungsantritt bekundete Friedrich Wilhelm außer der Einsetzung des reformierten Kirchendirektoriums durch eine weitere Anordnung, daß er treu zur Kirche seiner Väter stehe. Als die hundertste Wiederkehr des Tages herannahte, an welchem Kurfürst Johann Sigismund das heilige Abendmahl nach reformiertem Brauche genommen und damit feierlich und öffentlich bekannt, daß er und sein Haus in dem Bekenntnis dieser Kirche dem Herrn dienen wolle, befahl er, daß in sämtlichen reformierten Kirchen seines Reiches der Gedächtnistag (er fiel 1713 auf einen Montag) durch eine Jubelpredigt und Gemeinde-Abendmahl gefeiert werden solle, letzteres weil so sein Ahne den Übertritt öffentlich bekundet habe. Der Bischof war zu alt und gebrechlich; darum übertrug der König die Feier Jablonski. Friedrich Wilhelm hielt sich nicht mehr wie Vater und Großvater gebunden, nur am Gottesdienst in der reformierten Kirche teilzunehmen. Das dünkte ihm widerrechtliche Nötigung, der sich zu unterwerfen er als König und Selbstherrscher keine Lust verspürte. Er erklärte an den Gottesdiensten aller Kirchen teilnehmen zu wollen, da zumal, wo er die ihm zusagende Erbauung finde. Bis an sein Ende hat er gern seinen Hofprediger Jablonski gehört; wir haben bereits verschiedene Male lobende Beurteilungen, mit denen der König nicht allzu freigebig zu sein pflegte, vernommen. Er hat ihn oft nach der Predigt zur Tafel im Schlosse behalten, und der Prediger, der ihn erbaut, wurde dann über den religiösen Unterhaltungen mit seinem „vornehmsten Gemeindeglied" Seelsorger. Ein solches Gespräch nach dem Abendmahl in Charlottenburg im Juli 1716 hatte einen so tiefen Eindruck auf das Gemüt des Königs gemacht, daß er die lange liegen gebliebenen Unionsverhandlungen wieder aufnahm und Jablonski bat, ihm mündlich und schriftlich seine Ansichten inbetreff der zu ergreifenden Maßregeln mitzuteilen; es war davon schon die Rede (S. 279). Bekanntlich war der König im Herbst 1734, während er sich bei seinen Truppen am Rhein aufhielt, an der Fußgicht schwer krank befallen. Nur mit Mühe konnte er nach seinem Schlosse Moyland bei Cleve, mit Lebensgefahr von da nach Potsdam gebracht werden; vier Monate bis um die

Weihnachtszeit mußte er das Bett und Zimmer hüten.*) Am 3. Epiphaniassonntag (24. Januar) war zum ersten Male der wiedergenesene König in der Hauptstadt und nahm am Gottesdienst seiner Gemeinde im Dom teil; auf seinen Wunsch predigte Jablonski. Nach dem Gottesdienst ließ er ihn zu sich kommen, ihm für die empfangene Erbauung zu danken. Nur die Königin war bei dem vertraulichen, seelsorgerlichen Gespräch zugegen, das länger wie eine halbe Stunde dauerte. Heute darf wohl etwas von dem Gespräche verlauten, wie es Jablonski selbst bald darauf vertraulich seinem ältesten Sohn mitgeteilt. „S. Majestät bezeigten Ihre Erbauung und applizierten fast alle Pünktlein, die in der Anwendung waren vorgekommen, auf sich recht gottselig. Sagten, Sie hätten überleget, zu welchem Ende Gott Ihnen die harte Krankheit zugeschicket, nämlich Sie wären allzu sehr an die Welt attachiert gewesen; von dieser wollte Sie Gott abziehen. Sie wollten sich auch derselben entziehen u. s. w." Der Vater kann in dem Briefe beifügen, daß er am nächsten Tage zur königlichen Tafel geladen wurde, ebenso drei Wochen später am Sonntag Sexagesimä, als der König wieder seiner Predigt beiwohnte. „Beide Male haben S. Majestät vor den Grafen und der ganzen vornehmen Gesellschaft mir so viele Gnade und Ehre erwiesen, daß ich darüber ganz beschämt wurde."

Bis an sein Lebensende bewahrte der König seinem Hofprediger und Seelsorger auszeichnende Hochschätzung. Als 1736 Jablonski wieder einmal mit dem ihm seit einiger Zeit um der vielen lutherischen Zöglinge willen beigeordneten Propst Reinbeck zu einer Besichtigung des Waisenhauses nach Potsdam gekommen, waren die beiden Geistlichen täglich zur königlichen Tafel geladen. Am letzten Tage erwartete sie der König bereits um zehn Uhr bei Hofe. Sie fanden ihn vor dem Schlosse unter den blühenden Linden auf einer Bank sitzend, umgeben von den Generalen und Offizieren der Potsdamer Besatzung. Sobald der König die beiden Geistlichen erblickte, stand er auf, nahm seinen Hut ab und sprach stehend, den Hut in der Hand, wohl eine halbe Stunde mit ihnen äußerst gnädig. Nach der Wachparade setzte man sich zu Tisch und während drei Stunden unterhielt sich der König zur großen Verwunderung der übrigen Tischgenossen aufs Lebhafteste mit den beiden Geistlichen. Vier Jahre später, im Mai 1740, waren die beiden Vertrauensmänner zum letzten Male im Waisenhaus, dessen Oberaufsicht Jablonski nun seit 47 Jahren treu inne gehabt. Wiederum waren sie täglich zur königlichen Hoftafel geladen;

*) Ueber den Verlauf der Krankheit liegt eine Art Tagebuch vor, der ständige Bericht eines Kammermohren an den Grafen Seckendorf, aus welchem Förster (a. a. O. II, 141) Auszüge gibt. Vergl. auch des Baron Karl von Poellnitz Mémoires II, 302.

die beiden ersten Abende allein mit der Königin, da der König noch immer schwer leidend war. Am zweiten Abend ließ sich der König in seinem Rollwagen in den Speisesaal fahren und unterhielt sich, ohne an dem Mahle teilzunehmen, wohl eine Stunde lang mit den Geistlichen so angeregt und munter, daß er sie zum nächsten Tage zu sich lud. Er aß allein an einem kleinen Tische, ließ sich aber bald zu Bett bringen. Jablonski hatte zum letzten Male seinen König gesehen, dem er seit 37 Jahren zuerst als Religionslehrer nahe getreten und seit seiner Thronbesteigung vor mehr wie einem Vierteljahrhundert als Hofprediger und Seelsorger zur Seite gestanden. Wenige Tage später, am 31. Mai 1740, entschlief der König; seine letzten Worte waren: „Herr Jesus, dir lebe ich; Herr Jesu, dir sterbe ich; dein bin ich im Leben und im Sterben."

In all den langen Jahren der Wirksamkeit in Berlin, welch einen Wechsel und Wandel auch in der Umgebung seines Berufes hat der hochbetagte Greis erlebt! Von den Amtsbrüdern am Dom, ebenso von den Mitgliedern des Domkollegs wie des Konsistoriums, die er bei seiner Einführung vorgefunden, war keiner mehr am Leben; manche frühe gebrochene Lücke bereits zum zweiten und dritten Male neu besetzt. Auch die Amtsbrüder der lutherischen Kirche waren alle dahingegangen und wiederholt neue an ihre Stelle getreten. Noch immer stand Jablonski aufrecht unter den jungen Berufsgenossen, ein von allen Seiten achtungsvoll verehrter Patriarch. Jugendfrisch bis zuletzt, ein wackerer Rufer im Streit wider Rom für seine evangelische Kirche und die bedrängten Glaubensgenossen da und dort, jugendfrisch auch in unentwegter Treue ein Friedensvermittler zwischen den uneinigen Brüdern aus dem gemeinsamen Hause der Reformation: so steht fesselnd seine Gestalt vor uns Spätgeborenen als eines wackeren Helden jener Tage, der mit Schwert und Kelle zugleich an dem Wiederaufbau der Mauern unserer teuern evangelischen Kirche arbeitet. Ist er auch auf beiden Gebieten seiner schönen, unermüdet verfolgten Lebensarbeit nicht an das heißersehnte Ziel gelangt: das entmutigt ihn selbst an der Schwelle des Grabes nicht. Hochgemut und hoffnungsvoll bis zuletzt wie sein großes Vorbild, der Apostel Paulus, jagt er dem von Gott ihm gesteckten Ziele nach, ob er es auch ergreifen möchte; unüberwindlich stark und auch selig in der gläubigen Überzeugung, von seinem Herrn Christus ergriffen zu sein. Wir haben hier nicht zu wiederholen, was bereits ausführlich von seinen niemals unterbrochenen Unionsbestrebungen berichtet wurde. Wohl aber hier noch ein Wort über den anderen, äußeren Bau von Kirchen in Berlin, die man als Unionskirchen bezeichnen kann und bei deren Ausführung im Geiste einer Vereinigung der getrennten Brüder sein Einfluß unverkennbar sich geltend macht.

Wiederholt ist darauf hingewiesen, daß weder vor noch nachher, selbst nicht in unserer Gegenwart, Berlin entsprechend der Zahl der Gemeindeglieder eine solch rege Baulust für evangelische Kirchen gesehen wie während der Regierung der beiden ersten Könige in Preußen. Der fromme Eifer, mit der wachsenden Bevölkerung der Hauptstadt Schritt zu halten in Bildung neuer Gemeinden und ihnen entsprechend im Bauen neuer Kirchen hub bereits unter dem Großen Kurfürsten an. Für die durch den dreißigjährigen Krieg und der wiederholt durch ihn veranlaßten Seuchen so stark zusammengeschmolzene Bevölkerung, daß binnen einem ganzen Jahrhundert die Einwohnerzahl die gleiche geblieben, war am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms reichlich an den aus römischer Zeit überkommenen Kirchen gesorgt. Die 1657 auf kaum 10000, 1685 auf 17000 Seelen geschätzte evangelische Bevölkerung besaß innerhalb der Festungsmauern sieben zum Teil recht große Kirchen (in Köln: Petri-, Dom- und Gertraudtenkirche; in Berlin: Nikolai-, Kloster-, Marien- und Heiligengeistkirche), draußen am Wall dicht vor dem Festungsgraben noch die kleine Georgen- und Jerusalemskirche. Trotzdem, als noch während der Regierung des Großen Kurfürsten zwei weitere städtische Ansiedelungen den beiden vorhandenen Städten Berlin und Köln sich angliederten und mit in die neue Festungsanlage aufgenommen wurden, der Friedrich-Werder und die Dorotheenstadt, deren Bewohner in den obigen 17000 mit aufgenommen sind, wurde nicht gesäumt, der Dorotheenstadt eine eigene Kirche, dem Friedrich-Werder zeitweilig zunächst einen gottesdienstlichen Raum im Werderschen Rathaus zu errichten.

Einen mächtigen Aufschwung nahm diese, zumeist — wir wollen es in dankbarem Gedächtnis bewahren — von den Hohenzollern selbst ausgehende und von ihnen mit regem Eifer geförderte treue Fürsorge für die wachsende, evangelische Bevölkerung, als Berlin aus einer kurfürstlichen Haupstadt zu einer königlichen sich umgestaltete. Das starke Anwachsen der Bevölkerung überraschte nicht saumselige, schlafende Gemeinden. Mit den in hellen Haufen einziehenden neuen Bewohnern hielt hocherfreulichen Schritt die Vermehrung der Einzelgemeinden, damit zugleich der Kirchen und Pastore. Es waren dies verhältnismäßig die gleichen, wenn nicht größere Aufgaben, als sie unserer Stadt in der Zeit gestellt wurden, da die Hauptstadt des Königreichs Preußen sich durch Gottes Fügung in die Kaiserstadt des geeinten deutschen Reiches wandelte. In einer uns beschämenden Weise haben unsere frommen Altvorderen die Aufgabe gelöst. Sie verstanden besser die zwar unwägbare, aber dennoch stärkste Kraft einer lebendigen evangelischen Bevölkerung für das Wohl des Gemeinwesens zu werten als unsere heutigen Väter der Stadt. Unter Friedrich I. wurden der großen Zahl bereits vorhandener Kirchen sechs weitere Neubauten hinzugefügt und zwei alte, für die wachsende Gemeinde zu klein gewordene

Kirchen bedeutend erweitert. Der rege, löbliche Eifer, die evangelischen Glaubensgenossen sich nicht in unförmliche Gemeinden auswachsen und verkommen zu lassen, (und die Grenzlinie einer lebensfähigen, evangelischen Gemeinde wurde damals viel, viel enger gezogen als heutzutage) hielt auch unter dem Nachfolger des prachtliebenden ersten Königs ungeschmälert an.[36]) Wir Berliner dürfen nicht vergessen, daß der sparsame, nüchterne, besonnene König Friedrich Wilhelm keine Kosten zu opferwilligem Eingreifen scheute, wo immer ein Bedürfnis in der Hauptstadt nach Teilung der Gemeinden, nach mehr Kirchen sich regte. Während seiner Regierung wurden weitere sechs Kirchen gebaut, außerdem zwei baufällig gewordene Kirchen niedergerissen, und durch neue, vergrößerte ersetzt, zwei durch Feuer zerstörte Kirchen von Grund auf neu aufgeführt. Als Jablonski 1793 in Berlin einzog, fand er für 20000 Protestanten acht Kirchen vor; als er 1739 bei der Einweihung der Dreifaltigkeitskirche seinen dritten Sohn als ersten Prediger der neugegründeten Gemeinde einführte, besaß Berlin zwanzig evangelische Kirchen, nebst zwei an Stelle alter Kapellen; ihre Zahl hatte sich demnach während eines halben Jahrhunderts fast verdreifacht. Freilich war während dieses Zeitraumes die Bevölkerung der Hauptstadt von rund 20000 auf etwa 90000 Seelen angewachsen; immerhin bestand das günstige Verhältnis, daß durchschnittlich knapp 4500 Seelen auf eine Kirche kamen, für ein gesundes, kräftiges Gemeindeleben die richtige Größe, um der einer evangelischen Gemeinde gesteckten, hohen Aufgabe nacheifern zu können. Und heute in Berlin? Nur das eine, tiefschmerzliche Klagewort, daß die immer prächtiger sich ausgestaltende Kaiserstadt zwei evangelische Gemeinden mit einer größeren Seelenzahl, als die damalige Gesamtbevölkerung Berlins in sich faßt, und diese beiden ungeheuerlich aufgedunsenen Gemeinden nur je eine Kirche besitzen.

Zwei Bemerkungen drängen sich an dieser für das Gemeindeleben in der Hauptstadt so wichtigen, in der Gegenwart brennend gewordnen Kirchenbaufrage unwillkürlich auf; sie sollen auch hier ausgesprochen werden. Der prachtliebende erste König in Preußen hat seiner Hauptstadt ein paar weltliche Bauten geboten, die heute noch eine Zierde der Kaiserstadt sind, Meisterwerke der Baukunst, für deren Aufrichtung keine Kosten gescheut wurden. Anders bei den während seiner Regierung ausgeführten „kirchlichen" Bauten. Unter ihnen keine einzige Kirche, die sich auch nur annäherungsweise etwa mit dem Zeughaus oder dem Schloß vergleichen ließe. Dagegen das ernste, schöne Bestreben, die verfügbaren Mittel zum Bau vieler Kirchen und damit zur Bildung lebenskräftiger Gemeinden bei der rasch wachsenden Bevölkerung zu verwenden. Ein Blick auf die damals gebauten Kirchen macht den Eindruck, als ob maßgebend für die Größe der Kirche und damit auch für die Zahl der Neubauten gewesen sei, einem

Drittel der Gemeindeglieder Sitzplätze für den Gottesdienst zu bieten, eine Berechnung, die von allen Kennern und treuen Freunden der evangelischen Kirche als zutreffend bezeichnet wird. Dem reiht sich die andre Bemerkung an. Das rege, evangelische Gemeindebewußtsein, das diese Kirchenbauten für übersehbare Gemeinden von 4—5000 Gliedern bekunden, zeigte sich auch in dem offenbaren Bestreben, evangelischem Gottesdienst, so wesentlich von dem der römischen Kirche verschieden, auch in der Anlage und Ausgestaltung des „Hauses der Gemeinde" zweckentsprechenden, künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Noch pulsierte der reformatorische Geist in den evangelischen Gemeinden so jugendkräftig und hoffnungsfreudig, daß, als in jener Zeit und zumal in Berlin zum erstenmal in verstärktem Grade an die evangelische Kirche Bedürfnis und Forderung neuer Kirchen herantrat, sie keine Lust verspürte, die Bauwerke der alten Kirche, von der sie sich völlig losgesagt, einfach nachzuahmen. Ein ernstliches, auch lebensfrohes Ringen machte sich geltend, dem neuen, evangelischen Wesen auch in dem gottesdienstlichen Haus der Gemeinde eigengearteten, selbständigen Ausdruck zu verleihen. Wer auch heute noch die Berliner kirchlichen Bauwerke vor zweihundert Jahren prüfend übersieht, erkennt leicht und auch mit herzlicher Zustimmung dies achtungswerte Ringen unsrer evangelischen Glaubensgenossen, nun auch in der Kirchbaukunst der Reformation ihr gutes Recht zu wahren und die Steine mit einstimmen zu lassen in unser Bekenntnis und Reformationslied. Wohl ist dies berechtigte, ja verpflichtete Ringen noch nicht mit dem Erfolg gekrönet wie etwa in dem Reich der Töne; unsrem evangelischen Kirchenbau ist noch kein dem Joh. Sebastian Bach vergleichbarer Meister erstanden. Das darf nicht entmutigen; gewiß nicht! Den Versuch auch nur gewollt und gemacht zu haben, frommt (et voluisse juvat) und bleibt ein fördernder Ansporn, auf dem beherzt eingeschlagenen Wege weiter zu gehen und unsrer evangelischen Kirche der Reformation ein ihren schönen Gottesdiensten entsprechendes schönes, kunstvollendetes Haus zu bauen. Sie ist eines würdigen Eigenbaues wohl wert, wie sie ihre Predigt, ihre Lieder, ihre Choräle und Oratorien besitzt.

Eng mit dem lebensvollen Ringen damaliger Zeit, den Kirchenbauten an der Wohnstätte der Hohenzollern reformatorisches Gepräge im scharf betonten Unterschied von römischen Kirchen zu geben, ist ein andrer fesselnder Zug verbunden, an dem unverkennbar das Streben zu Tage tritt, das die Lebensaufgabe Jablonskis in allen Zeiten seiner Wirksamkeit auszeichnet. Der beachtenswerte Zug kann nicht unmittelbar oder ausschließlich auf seinen Einfluß zurückgeführt werden; der Hofprediger war hier nur der überzeugungsvolle, begeisterte Mitarbeiter der Hohenzollern und ihrer besten Staatsmänner damaliger Zeit. Alle in jenem bedeutsamen halben Jahrhundert (1687 wurde die Dorotheenstadtkirche ein-

geweiht, 1739 die Dreifaltigkeitskirche) errichteten zahlreichen Kirchen wurden der evangelischen Gesamtkirche der Reformation, den Lutheranern wie Reformierten, zum gemeinsamen Eigentum übergeben. Nicht in der Weise, daß der eine Teil in dem andren aufzugehen und zu verschwinden habe. Solch eine auffaugende (absorptive) Union lag den Glaubensmännern einer Vereinigung der beiden lange getrennten Brüder völlig fern. Vielmehr daß jeder Teil, dem andren ebenbürtig, in der gemeinsamen Kirche seinen Gottesdienst feiere und einen Pastor seines Sonderbekenntnisses erhalte. Den reformierten Hohenzollern, die zugleich die hauptsächlichsten Baumeister jener gemeinsamen Kirchen und auch nach der aus lutherischer Zeit überkommenen und festgehaltenen Überlieferung die obersten Bischöfe der Landeskirche mit bischöflichen Rechten über die Ordnungen innerhalb der Kirche waren, kann niemand verargen, wenn sie den reformierten Geistlichen dieser Kirchen die erste Pfarrstelle und damit den Vorsitz in den gemeinsamen Kirchenratsversammlungen einräumten.

Die gemeinsame Benutzung der Kirche bedingte eine Einrichtung des Innenbaues, die meines Wissens zu keiner Klage der damaligen Lutheraner Anlaß gegeben. Die Kanzel als die Predigtstätte evangelischen Gottesdienstes wurde in diesen Kirchen aus ihrer Seitenstellung an irgend einer Säule abseits von dem römischen Hochaltar entfernt und an den ihr zukommenden günstigsten Platz gestellt, von welchem aus das Wort des allen Gemeindegliedern sichtbaren Predigers des Evangeliums in der ganzen Kirche am besten vernommen wurde. Das bedingte, wie heute noch aus damaliger Zeit an der Dreifaltigkeits- und Bethlehemskirche erkennbar und beibehalten, die Anbringung von Kanzel und Altar an der gleichen Stelle. Das moderne, dem römischen Gottesdienst entnommene liturgische Bedenken, als ob dadurch der hohen Bedeutung des Altars zu nahe getreten würde, regte sich damals in unsren evangelischen Gemeinden so wenig wie in altkirchlicher Zeit. Gute Kenner christlicher Kunstgeschichte lassen solche Anschauung erst spät in der christlichen Kirche aufkommen, seit den Tagen etwa, als das vierte Laterankonzil (1215) die Verwandlungslehre (Transsubstantiation) zu einem Glaubenssatz der römischen Kirche erhob. Dagegen stieß auf peinlichen Widerspruch wenigstens bei einigen lutherischen Geistlichen und auch Gemeindegliedern eine andre Neuordnung bei diesen gemeinsamen Kirchen, die nicht unerwähnt bleiben kann, zumal wir dabei einem handschriftlich vorliegenden Bericht Jablonskis folgen können.

Bereits der Große Kurfürst hatte bei Einrichtung der Gottesdienste in der Dorotheenstadt, in Friedrichswerder und in der kleinen Jerusalemskapelle, die er 1671 dem Magistrat des Friedrich-Werder für die dort vor der Festung sich ansiedelnden Protestanten geschenkt, verordnet, daß wo die lutherischen Ceremonien (wie Gebrauch des Chorrocks und der Kaselen,

der Wachslichter auf dem Altar, des Kruzifixes und Kreuzeschlagens) in den alten Kirchen gewesen, sie beibehalten werden könnten; „aber Wir gestatten nicht, daß in den neu zu bauenden Kirchen solche päpstliche Satzungen fortgepflanzt werden zu großem Skandal und Ärgernis aller Aufrichtigen und Wohlgesinnten evang.-luther. und reform. Bekenntnisses." Lutheraner und Reformierte der drei genannten Gemeinden fügten sich willig der landesbischöflichen Verordnung; keine Klage verlautete. Draußen vor dem Köpnicker-Festungstor fing der Anbau einer Vorstadt an: an der Bruchwiese (heutzutage Wassergasse), in der Triftstraße (Annenstraße), wo der Magistrat eine Meierei angelegt, in der Rixdorferstraße (Dresdenerstraße). Hier hatte auch in der Totengasse (Kürassierstraße) der Magistrat ein Pesthaus mit einem Armenkirchhof 1670 angelegt. Als die Hugenotten nach Berlin kamen, siedelten sich viele Gärtner von ihnen dadraußen auf dem weiten Ackerlande an. Eine ihnen überlassene Scheune richteten sie für eine Kapelle ein, an deren Stelle ein Vierteljahrhundert später (1727) die heute noch bestehende französische Kirche in der Kommandantenstraße gebaut wurde. Die Bevölkerung der Köpnicker-Vorstadt war in der Petrikirche eingepfarrt; als diese Kirche einen neuen Friedhof brauchte, erwarb sie den nötigen Grund in der Vorstadt, friedigte ihn ein, erbat und erhielt auch die Erlaubnis, auf dem neuen Friedhof eine kleine Kapelle zu erbauen, in welcher dann der angestellte Pestilentiarius aus dem nahegelegenen Pesthause die Leichenreden zu halten verpflichtet wurde. Die 1686 gewährte Bauerlaubnis bestimmt ausdrücklich, daß Kirchhof und Kapelle den Lutheranern und Reformierten gemeinsam gehörten.*) Wegen Mangel an Mitteln verzögerte sich der Kapellenbau bis 1695. Am 15. Juli dieses Jahres hatte Kurfürst Friedrich III. mit besonderem Bezug auf die einzuweihende Kapelle die erwähnte Verordnung seines Vaters erneuert, mit der Verwarnung durch das Konsistorium an den Magistrat, „daß Wir sonst zur Abstellung dergleichen abgöttischen Ceremonien solche Mittel, die Ihnen nicht angenehm sein möchten, gebrauchen werden." Die Verordnung wurde erst acht Tage später, am 22. Juli, in der Konsistorialsitzung vorgestellt; der Magistrat, der wohl durch den Propst von Köln und Konsistorialrat Lütkens vorzeitig von dem Inhalt des Erlasses Kenntnis erhalten, ließ rasch durch den Propst am 21. Juli die Kirche mit den ausdrücklich verbotenen „papistischen Ceremonien" einweihen. Der Bürgermeister und die Ratsherren von Friedrich-Werder reichten deshalb eine Klageschrift bei dem Kurfürsten ein, der in hohem Grade über solch pfiffige Umgehung seiner Verordnung ergrimmt, den Befehl gab, die Kapelle zu schließen, ja willens war, sie abbrechen zu lassen, zu-

*) Nosl druckt in seiner Gesch. der Luisenstadtkirche 1694—1894 diesen kurfürstlichen Erlaß ab (S. 3); ebenso einen späteren von Kurfürst Friedrich III. aus dem Jahr 1695 (S. 19).

mal der Kölner Magistrat nicht das Patronatrecht über die Kapelle besaß. Großer Schrecken in der jungen Gemeinde. Man legte sich aufs Bitten und erklärte sich willig und bereit, den Verordnungen des Kurfürsten sich zu fügen, worauf dann Friedrich III. die Kapelle für den Gottesdienst, aber ohne die verbotenen „papistischen Bräuche" öffnen und ein zweites Mal am 18. August einweihen ließ. Schon am 30. Juli war der arme Pestilentiarius, der vor ein paar Wochen erst als Seelsorger der jungen Gemeinde eingeführte Pastor Possart zu Jablonski klagend gekommen: ihm sei das Predigen untersagt, nicht einmal einen Studenten dürfe er an seiner Stelle auf die Kanzel lassen. Der Hofprediger bat den Minister Fuchs um seine Vermittlung zu Gunsten der arg bedrängten Gemeinde. Am übelsten fuhr bei der ganzen peinlichen Angelegenheit der, den auch die meiste Schuld trifft, der Propst von Köln. Er stand bis dahin in hohem Ansehen bei Hof und auch bei dem Minister Fuchs. Nun büßte er beider Gunst ein; der mächtige Danckelmann äußerte laut, daß dies sein Tun ein durchtriebenes, raffiniertes Stück von List und Verschlagenheit gewesen sei. Wie sehr der Propst und auch die andern Geistlichen der Petrikirche an diesen „papistischen Bräuchen" hingen, des mag als Beweis dienen, daß erst der Nachfolger Lütkens, Propst Lindscheid, 1705 mit dem festgehaltenen Brauche des Vorgängers brach, die Leichen seiner Gemeindeglieder nur bis an die Brücke des Festungstors (an der eben fertiggestellten Brücke bei der neuen Roßstraße) zu begleiten, da er jenseits der Brücke auf dem Gebiete der Köpnicker-Vorstadt seine Kasele hätte ablegen müssen. Lieber auf die Tröstung der Gemeindeglieder bei einer Beerdigung als auf das Tragen des weißen Chorhemdes verzichten!

Der große Eifer der beiden ersten Könige in Preußen, der wachsenden evangelischen Bevölkerung der Hauptstadt zu lebensfähigen Gemeinden und ihnen entsprechend zu vermehrten Kirchen zu verhelfen, war gut angebracht und zu rechter Zeit ausgeführt. Mit der Thronbesteigung Friedrich des Großen und zum Teil unter seiner Führung brach sich ein Geist Bahn und gelangte allmählich zur Herrschaft auch in der Kirche der Reformation, der sich mehr und mehr innerlich von ihr lossagte und, auf eigner Spur der Aufklärung und des sog. gesunden Menschenverstandes je länger um so entschiedener einhergehend, der Kirche und was sie als Heilsgüter besaß, entraten zu können meinte. Nachdem Jablonski 1739 die Dreifaltigkeitskirche hatte einweihen helfen, sah Berlin bis zum Jahre 1835 keine neue evangelische Gemeindekirche in ihrem Weichbilde und auch der nächsten Umgebung entstehen, trotzdem die Bevölkerung sich während dieser Zeit mehr wie verdreifachte.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, haben wir noch einmal den gelehrten Domprediger in seinem „Museum" und unter seinen geliebten

Bücherschätzen aufzusuchen. Sie waren ihm keine toten Schätze, die er nach der Mode der damaligen Zeit anhäuft, um sich wie ein Geizhals an ihrem bloßen Besitz zu erfreuen; sie waren und blieben ihm bis zuletzt die unentbehrlichen, stark benutzten Werkzeuge rastloser wissenschaftlicher Forschungen. Auch bei diesen Forschungen leitete ihn nicht der Wunsch, eine immer wachsende Summe von Wissen zu eignem Genieß aufzustapeln; vielmehr dasselbe zum Nutz und Heil seines Lebensberufes, im treuen Dienste seiner Kirche zu verwerten. Erstaunlich, wie der von allen Seiten in immer stärkerem Grade beanspruchte Geistliche mitten im praktischen Leben dennoch bei sparsamster Ausnutzung der Zeit und bis ins Alter sorgsam bewahrter jugendlicher Schaffensfreudigkeit so Großes auch auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet hat. Von den heute nicht mehr übersehbaren, fast zahllosen Denkschriften zur kirchlichen Zeitgeschichte, meist die reife Frucht eingehender Studien, ist nur ein Teil durch den Druck weiteren Kreisen bekannt geworden, ohne daß diese allemal auch den Namen des Verfassers erfahren hätten; der andre Teil gelangte in schweigsame Ministerien und ruht in deren Archiven, soweit nicht der bekannte Papierkorb aufgeräumt hat. Eine hervorragende größere wissenschaftliche Leistung, die hebräische Ausgabe des Alten Testaments, haben wir an ihrem Orte erwähnt (S. 194), ebenso im Verlauf der Erzählung eine Reihe kleinerer wissenschaftlicher Arbeiten.*)

Um der Bedeutung willen des behandelten Gegenstandes liegt uns ob, hier auf ein paar Werke hinzuweisen, an denen Jablonski jahrelang mit unverdroßenem Eifer gearbeitet, und die dann leider doch nicht abgeschlossen und durch den Druck veröffentlicht wurden. Die Anfänge der einen Arbeit gehen weit zurück in dem Leben Jablonskis. Durch die Wahl zum Senior der Brüderunität (S. 311) war der preußisch-brandenburgische Hofprediger wieder in nahe und enge Fühlung zu der Kirche seiner Väter getreten, mit der er sich lebenslang innerlich in treuer Pietät verbunden fühlte. Unabweisbar drängte sich ihm wie den Besten der Brüder die Ueberzeugung von dem rasch fortschreitenden Niedergang dieser einst so ergreifend heldenhaften Märtyrerkirche im Ringe der Reformationsgenossen auf. Wollte Jablonski den Niedergang etwas aufhalten dadurch, daß er den Brüdern die Geschichte ihrer Kirche unter die Augen stellte, von der Ueberzeugung geleitet, daß wer eine Vergangenheit hat und auch in treuem Gedächtnis bewahrt, der auf eine Zukunft hoffen darf? Wollte er bei einbrechender Dämmerung dem wehmütigen Gedenken nachhängen, wie groß und schön und verheißungsvoll der Aufgang des verordneten Tageslaufes dieser frühesten Reformationskirche gewesen, wie heldenhaft diese evangelische Märtyrerkirche auf der Mittagshöhe ihres

*) Das am Schlusse des Werkes gegebene Verzeichnis dieser Arbeiten weiset auch auf den Ort ihrer Erwähnung in dem Buche hin.

Lebens und unter all den Stürmen und Wettern, die über sie hinzogen, dagestanden, eine treue, feste Wacht im Osten des Reiches und unserer evangelischen Kirche? Wer will es heute noch entscheiden? Fest steht nur, daß frühe schon Jablonski mit dem Sammeln geschichtlicher Urkunden der Kirche seiner Väter begann, und daß er mit Freuden den Wunsch der Unität begrüßte, zum Teil ihn angeregt, die bedeutendste vorhandene Arbeit über die Geschichte der slavischen Kirchen des Andreas Wengierski durch einen Neudruck der seit einiger Zeit vergriffenen Auflage den Söhnen der evangelischen Kirche wieder zugänglich zu machen.*) Der Neudruck sollte bis auf die Gegenwart, also noch ein weiteres halbes Jahrhundert fortgesetzt werden. Jablonski als der Gelehrteste und Kundigste der Geschichte der evangelischen Kirche in slavischen Ländern wurde mit der Aufgabe betraut und unterzog sich ihr willig und mit freudiger Schaffenslust. Sehr bald erkannte er, daß ein bloßer Wiederabdruck nicht genügen würde, eine völlige Neubearbeitung auf Grund möglichst vieler Urkunden ein dringendes Bedürfnis sei. Der mit Berufsgeschäften überlastete Mann schreckte nicht vor der Riesenarbeit zurück, seinen weitausgedehnten Plan auszuführen. Nachweisbar hat er jahrzehntelang an Sammlung von Urkunden mit allem Fleiß gearbeitet. Die Doppelstellung als Senior und auch Hofprediger erleichterte ihm den Zugang zu handschriftlichen Quellen, die anderen Forschern verschlossen sind. Von allen reformierten Gemeinden der angegebenen slavischen Provinzen erhielt er Abschriften der wertvollen Schätze in den einzelnen Kirchenarchiven, deren Mehrzahl uns Spätgeborenen Dank dem Zerstörungseifer der Jesuiten verloren ist. Ein besonderes wohlgeordnetes und auch wohlgehütetes Archiv in seinem Museum bewahrte die kostbaren Schriftstücke; aus mancherlei Andeutungen geht hervor, ein wie massenhafter Stoff sich bei dem Hofprediger aufgehäuft. Von ein paar Ausschnitten dieser geplanten, umfangreichen Kirchengeschichte, die in ausgeführten Sonderbearbeitungen vorliegen, wie z. B. die erwähnte Geschichte des Sendomirer Vergleiches, die Sammlung der Rechte und Freiheiten der Dissidenten und so manche veröffentlichte Denkschrift, kann auf die Reichhaltigkeit und den Wert der angesammelten urkundlichen Schätze geschlossen werden; sie verstärken das Bedauern, daß

*) Systema historico-chronologicum ecclesiarum Slavonicarum per provincias varias, praecipue Poloniae, Bohemicae, Lituanicae, Russiae, Prussiae, Moraviae etc. distinctarum, libris IV adornatum, continens historiam ecclesiasticam a Christo et apostolorum tempore ad an. Dom. 1650 opera Adriani Regenwolsai. Ich besitze die in Utrecht (Trajectum ad Rhenum) 1652 erschienene Ausgabe, eine weitere Amsterdamer Ausgabe von 1679 ist mir bekannt, in welcher an Stelle des angenommenen der richtige Name des unterdessen verstorbenen Verfassers Andreas Wengierski angegeben, dessen Großvater, Vater und vier Brüder außer ihm selbst eine Rolle in der Geschichte der evangelischen Kirche Polens gespielt.

Jablonski auch in seinem Alter nicht die Muße gefunden, dies großartige Lebenswerk zum gewünschten Abschluß zu bringen. Es geschieht ja manches Mal, daß die Fülle des Stoffes Zeit und Kraft zu seiner Bewältigung nimmt; dazu bei Jablonski bis in sein hohes Alter hinein die unabläßigen, täglichen Forderungen eines viel bewegten Lebensberufes. Besonders schmerzlich für jeden Forscher in der Geschichte der evangelischen Kirche Polens ist, daß diese meist unersetzbar gewordenen handschriftlichen Schätze aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gegangen sind; trotz vielen Bemühens habe ich keine Spur von ihnen auffinden können. Bei dem Tod des hochbetagten Sammlers waren sie noch vorhanden; was dann aus ihnen geworden, ist mir unbekannt geblieben. Der älteste Sohn wäre wohl befähigt und auch verpflichtet gewesen, dieses Denkmal von der lebenslang bewahrten Liebe des Vaters zu der Kirche seiner Heimat ihm zu einem Ehrengedächtnis aufzurichten; aber des Professors Studienwege gingen nach einer ganz anderen Richtung und von der treuen Anhänglichkeit des Vaters an Polen, an die alten Glaubensgenossen in der Brüderunität, war auf den Sohn nichts übergegangen.

Ebenfalls auf einen Abschnitt des geplanten großen Geschichtswerkes weiset eine andere unvollendet oder unveröffentlicht gebliebene Arbeit Jablonskis. Sie hat entfernt nicht die Bedeutung, die das Geschichtswerk hätte beanspruchen können, und doch sei um der Ursache willen, die den bereits Siebenzigjährigen zu der Arbeit veranlaßte, gestattet, hier auf sie einzugehen. 1728 war in Moskau von dem durch seine Feindschaft wider den Protestantismus berüchtigt gewordnen und deshalb unter der Kaiserin Anna und mit ihrer Gutheißung von Biron in die Petersburger Festung zur Haft verwiesenen Bischof von Twer, Theophilakt Lopatinski, ein Buch im Druck veröffentlicht worden, dessen Verfasser, Stefan Jaworski[37]), Metropolit von Rjasan und bis zur Errichtung des Synods 1721 Verweser des unbesetzt gebliebnen und dann eingegangnen Patriarchats, bereits vor sechs Jahren gestorben war. Peter der Große, der von der Handschrift Kenntnis genommen, hatte unter starker Mißbilligung des Inhalts den Druck untersagt. Anders sein Nachfolger auf dem Throne. Mit Bewilligung des Kaisers Peter II. und unter Gutheißung des Synods erschien schon ein Jahr nach dem Tod des großen, aufgeklärten und den Protestanten wohlwollenden Zaren das böse, giftgeschwollne Buch, das der Synod „als ein heilsames, nützliches Buch zur Verteidigung der heiligen Katholischen Apostolischen Orientalischen Kirche wider die Lästerer der Christen, die Lutheraner und Calviniſten nebst deren Nachfolgern und Schismatikern, mit göttlicher Hilfe abgefasset" empfohlen hat.*) Großes Aufsehen machte die arge Schrift bei ihrem Er-

*) Der Titel der ursprünglich im ruthenischen Dialekt der kleinrussischen Sprache abgefaßten Schrift lautet in lateinischer Übersetzung: lapis sive petra

scheinen, zumal unter den in Moskau bereits zahlreich angesiedelten Protestanten; die Wogen der Erregung verbreiteten sich rasch bis hinüber nach Deutschland. Auszüge in lateinischer Übersetzung wurden an hervorragende deutsche Theologen gesandt und dieselben zur Widerlegung der schnöden Angriffe und zum Schutz der durch dieselben ernstlich bedrohten Glaubensgenossen in Rußland aufgerufen. Männer wie Buddeus, Mosheim und andere entsprachen gern dem Aufruf und wehrten mit scharfen Waffen den unerwartet aus der sonst so schweigsamen, wie in tiefen Schlaf versunkenen morgenländischen Kirche unternommenen Ausfall ab. Was Jaworski vorbrachte, verblüffte zunächst die deutschen Theologen. Sie kannten die Rüstkammern, denen die Angriffswaffen zum Teil bis aufs Wort entnommen, gar wohl und auch von dem Gift, mit welchem die Pfeile getränkt waren, hatten sie längst Proben aus dem Heerlager der römischen Kirche erhalten. So meineten sie, daß der Verfasser der Schmähschrift entweder im Solde und unter dem Einfluß der Jesuiten geschrieben oder daß vielleicht gar ein schlauer Jünger Loyolas sich in das fremde Heerlager eingeschlichen, um von solch gesicherter Stelle aus die Dissidenten auf ihrem Vergewaltigungsgebiet zu schädigen, die Evangelischen unter ihnen und auch die Glieder der morgenländischen Kirche, die zahlreich im Osten des ausgedehnten polnischen Reiches angesiedelt waren. Der Inhalt der Brandschrift schien solcher Vermutung recht geben zu wollen, namentlich der letzte Abschnitt, der von Bestrafung der Ketzer handelt, und dem die meisten an deutsche Gelehrte gelangten Auszüge entnommen waren. Frevle Worte wurden da wider die Protestanten geschleudert, die sich bis zu einem dämonischen Haß wider die Reformatoren und ihr Werk steigerten. So heißt es von Luther, daß mit ihm ein neuer Goliath aufgekommen, der die Streitschar des lebendigen Gottes höhnend herausgefordert und Schmäh- und Lästerworte wider die Braut Christi aus seinem kollernden Leibe ausgespieen (contumeliis lacescens exercitum Dei vivi et varia convicia atque probra adversus sponsam Christi quasi rugito suo eructans). Wohl wisse der Verfasser, daß dieser neue Goliath seinen Bogen wider den Papst und die römische Kirche gerichtet, aber die vergifteten Pfeile erreichten auch die Kirche des Ja-

fidei, orthodoxis sanctae ecclesiae filiis ad confirmationem et spiritualem edificationem, offendentibus autem ad lapidem offensionis et scandali ad resurrectionem et emendationem. Moscua. Mense Octobris 1728. In Berlin habe ich von der ungemein selten gewordenen Schrift, die auch in Rußland seit langer Zeit fast völlig verschollen ist, kein Exemplar auftreiben können. Der verstorbene Erzbischof von Tschernigow, Philaret, hat in seiner Gesch. der Kirche Rußlands für die Schrift nur die Bezeichnung übrig „berühmte Abhandlung;“ es scheint fast, als ob er den Inhalt nicht genau gekannt, sonst würde der mildgesinnte Kirchenfürst der Abhandlung denn doch ein andres, bezeichnenderes Beiwort gegeben haben.

worski. Wie nun Davids Kieselsteine den alten Goliath zu Fall gebracht, so werde sein lapis offensionis dem neuen Goliath den Untergang bereiten. Als ob der Ruthene bei Majunke und seinen Gesinnungsgenossen in die Schule gegangen, so ruft er aus: meinet doch nicht, als ob uns das Leben eures Erzrabbi (archirabini vestri Lutheri) unbekannt geblieben wäre! In Schafskleidern schleichen die Lutheraner sich bei uns ein, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. Schafskleider sind es, wenn sie vom Glauben gar fromm reden; als reißende Wölfe erweisen sie sich, wenn sie unter dem Deckmantel solchen Geredes allen Sünden die Tore weit öffnen. Und was sind die Folgerungen solch gottloser Lehre? Morde, stehle, lege falsches Zeugnis ab, tue was dich gelüstet, ja werde dem Teufel an Bosheit gleich: trotz alledem sei unbesorgt; so du nur glauben wirst, heilt dich der Glaube an Christum allein (trucida, furare, falsum dic testimonium, fac quae lubet, ipsi satanae aequalis fias malitia, nihilominus mitte metum. Tantum credes, fides in Christum sola salvat)! Den angerufenen deutschen Theologen war der Nachweis nicht schwer, daß der hochgestellte Metropolit von Rjasan seine Pfeile wider die Evangelischen nicht aus der Waffenkammer der morgenländischen Kirche entnommen, die sie aus eignem Vermögen nicht hätte bieten können, vielleicht auch nicht wollen; daß er sie vielmehr der römischen Kirche entliehen, den streitbaren Herolden Bellarmin, Becanus und ihren Gesinnungsgenossen. Ein wie gelehriger Schüler dieser Kämpfer wider die Kirche der Reformation gewesen, hatte Jaworski schon seit Jahren in Predigten bekundet, so daß deren Hörern die Angriffe seines „Fels des Glaubens" nicht unerwartet und befremdlich waren.*)

Bald nach dem Erscheinen des bösen Buches trafen bei dem getreuen Anwalt der angetasteten oder vergewaltigten Evangelischen im Ausland, unsrem auch in Rußland wohlbekannten Berliner Hofprediger wiederholt drängende Briefe ein, den so schnöde hingeworfenen Fehdehandschuh auf-

*) So hatte er 1714 in einer Predigt mit Hinweis auf 2 Tim. 1, 15 ausgerufen: „Heiliger Paulus, würdest du jetzt hier dich erheben und um dich schauen, so würdest du nicht nur in aller Welt, sondern auch in dieser Stadt (Moskau) nicht etwa zwei, sondern Unzählige erblicken, welche sich durch den neuen Phygellus — Luther — und den neuen Hermogenes — Calvin — haben verführen lassen." Und schon sechzehn Jahre früher hatte er in einer Predigt den deutschen Reformator einen „dreifach verfluchten Ketzer, einen mit höllischem Gift erfüllten Wurm, einen garstigen, gottverhaßten Verführer, einen wahrheitshassenden Ketzer, eine taube Natter" gescholten. Den argen Schelter überraschte freilich peinlich bei den in Petersburg 1715 stattfindenden Verhandlungen — wie Fechner mitteilt (I, 448) — als der der Zuneigung zur protestantischen Lehre verdächtigte Tweritinow angab, daß der grimmige Luthergegner Jaworski die von dem Erzbischof Maximowitsch ins Russische übersetzte und ihm gewidmete Schrift des berühmten lutherischen Theologen Johann Gerhard, Meditationes sacrae, eifrig unter seinen Gläubigen verbreitet habe.

zuheben und die gefährdeten und sich ernstlich bedroht fühlenden Protestanten im Reiche des den Ausländern nicht holden Zaren Peter II. zu schützen. Die ersten Schreiben scheinen von Baron Huyssen in Moskau an Jablonski gelangt zu sein, einmal — es war im Sommer 1731 — nicht weniger wie sechs ausführliche Briefe von ihm in dieser Angelegenheit binnen sieben Wochen. Seit länger wie einem Vierteljahrhundert (seit 1702) war der deutsche Baron in Rußland und im Dienste des Zaren. Peter der Große hatte ihn herangezogen in erster Linie, um mit seiner Feder zu Gunsten Rußlands zu wirken. Er war es, der unter dem angenommenen Namen Petersen die weitverbreitete, leidenschaftliche, höhnende Flugschrift*) von Neugebauer, des 1702 entlassenen Erziehers des Zarewitsch Alexei, die fast in ganz Europa häßlichen Staub wider den großen Zaren aufgewirbelt, zu widerlegen hatte. Nach der Entlassung Neugebauers war Huyssen, der das volle Vertrauen Peter des Großen sich erworben, Erzieher des unglücklichen Zarewitsch geworden; zu spät wohl, um einen günstigen Einfluß auf seinen Zögling ausüben und die früh eingetretene Spannung zwischen Vater und Sohn ausgleichen zu können. Schon 1705 wurde die Erziehung russischen Händen anvertraut; der deutsche Baron aber, wie er in der Gunst des Zaren blieb, so auch in der eifrigen Tätigkeit, im Ausland eine wohlwollende Gesinnung für Rußland und seinen Zaren zu wecken. Selbstverständlich, daß er das Verbot der Drucklegung der Jaworskischen Schrift gut hieß, daß er aber auch von ihrer Veröffentlichung durch den Sohn seines einstigen kaiserlichen Zöglings schmerzlichst berührt wurde. Sie war ein deutliches Zeichen von der verhängnisvollen Wendung der zarischen Politik gegenüber Westeuropa und den Evangelischen. Auch der lutherische Pastor an der Moskauer neuen Kirche (die heutige Peter-Paulskirche), der aus Quedlinburg gebürtige Pastor Reichmuth, wandte sich mit dringender Bitte an den bewährten reisigen Kämpen in Berlin.

Trotz seines hohen Alters entschloß sich Jablonski, die Bitten zu erfüllen. Unter den deutschen Theologen war er wohl der einzige, der nicht auf immerhin mangelhafte Auszüge und Übersetzungen der argen Brandschrift angewiesen, sondern das ganze Buch in der Urschrift zu lesen im stande war. Ebenso konnte kaum einer derselben sich einer gleichen genauen Bekanntschaft mit der Kirche rühmen, aus deren Mitte der An-

*) Der Titel lautet: Vertrautes Schreiben eines vornehmen deutschen Offiziers an einen gewissen hohen Potentates Geheimen Rath wegen der üblen Handthierung der fremden Offiziere so die Moscowitter in ihre Dienste locken. Ohne Druckort 1704. (Vergl. Minzloff, Pierre le Grand dans la littérature étrangère. 1872). Die Gegenschrift von Huyssen hat den Titel: „Ausführliche Beantwortung des freventlichen Pasquils: Vertrautes Schreiben u. s. w." Ebenfalls ohne Druckort 1706.

griff wider die lutherische und reformierte Kirche kam. Zwei weitere Beweggründe zur Übernahme der Arbeit teilt Jablonski vertraulich einem Freunde mit. Die bis dahin erschienenen Widerlegungen, namentlich die des Buddeus, die sich nur auf den letzten Teil des Buches inbetreff der Ketzer und ihrer Bestrafung beschränkten, berücksichtigten ausschließlich die wider die Lutheraner geführten Schläge, die damals durch die dem Reiche einverleibten Ostseeprovinzen die Mehrzahl der Evangelischen in Rußland bildeten und auch einen nicht geringen Einfluß bei Hofe gewonnen hatten. Jaworski aber wütete gleichermaßen wider die Anhänger des neuen Phygellus und Hermogenes, und so fühlte sich der Hofprediger der Hohenzollern verpflichtet, nun auch für den schwächeren der angegriffenen Teile, seine reformierten Glaubensgenossen, eine Lanze einzulegen. Ein weiteres kam hinzu. Der siebenzigjährige Greis hatte eben eine lange, schwere Krankheit bestanden. „Die wunderbare Providenz des allgütigen Gottes — so meldet er dem Freunde — gönnt mir nach letztüberstandner Krankheit gleichsam neuen Mut und Kräfte Leibes und Gemütes, also daß ich meine ordinären und extraordinären Arbeiten mit mehrerer Lebhaftigkeit als etwa vorhin verrichten kann. Ich weiß zwar nicht, ob es bloß die auflodernde Flamme einer jetzt verlöschenden Lampe sei oder ob der Herr des Lebens wirklich ein paar Tropfen neuen Öles in die alte Lampe gegossen habe. Dem sei aber wie ihm wolle, ob zwar meine Sonne am Untergang ist, jedoch weil es noch Tag ist, will ich gerne arbeiten, ehe es Nacht wird. Gott gönnt mir auch einige Erquickungen dabei, wodurch ich mich nach der Tageslast wieder erholen kann."

Mit jugendlichem Eifer machte sich der Greis an die Widerlegung. Sie sollte sich nicht nur auf den letzten, von Buddeus und Mosheim allein berücksichtigten Teil beschränken, sondern das ganze Werk als eine bedeutsame Stimme aus der morgenländischen Kirche ins Auge fassen, zu deren Erwiderung seine ausgedehnten Studien der slavischen Kirche ihm reichen Stoff boten. Welch gründliche und auch weit ausgedehnte Vorstudien der Gelehrte machte, ist dem zu entnehmen, daß er selbst des Ussierius answer to the challenge durcharbeitete. Freilich mag darin auch ein Grund zu suchen sein, warum er nicht zu einem zeitigen Abschluß der Gegenschrift kam. Im Frühjahr 1731, als er mitten in der übernommenen Arbeit war, kehrte der württembergische Professor Bülfinger, der für fünf Jahre von Tübingen an die Petersburger Akademie der Wissenschaften „geliehen" worden war, auf der Rückreise in die Heimat bei ihm, dem Vorsitzenden der Berliner Akademie, ein. Die Beiden hatten eifrige Unterhaltungen über die Lage der Protestanten in Rußland und über das Jaworskische Buch. Bülfinger hatte seinen Aufenthalt in Petersburg auch dazu benutzt, den 12. Ab-

schnitt des Buches über die Bestrafung der Ketzer ins Lateinische zu übersetzen. Mit sehr gehaltvollen Anmerkungen von ihm versehen, erschien seine Arbeit 1735 in Tübingen, wo er seit seiner Heimkehr Professor der Theologie geworden, im Druck.*) Jablonski konnte seinem Gast mitteilen, daß er seiner Widerlegung eine längere Einleitung zum Verständnis des Jaworskischen Werkes vorausgehen lasse, dieselbe bereits fertiggestellt, sie auch Pastor Reichmuth zur Begutachtung nach Moskau gesandt, da in derselben eingehend auf Moskauer Verhältnisse bezug genommen werde, über welche bei so weiter Entfernung (Jablonski war nie in Moskau gewesen) leicht Irrtum einschleichen könne. Die dortigen Freunde hatten nichts in dieser Einleitung zu berichtigen, waren auch über die dialogistische Art der ganzen Behandlung wohl zufrieden. Die sich je mit der Geschichte unsrer evangelischen Glaubensgenossen in Rußland beschäftigt, werden bei den ungemein kärglich fließenden Quellen der damaligen Zeit den Verlust dieser Einleitung bitter beklagen.

Mit Ungeduld sah man der Veröffentlichung der Jablonskischen Widerlegung entgegen.**) Die allseitige Erwartung wurde getäuscht; die Entgegnung erschien nicht. Ist Jablonski nicht zum Abschluß der nun doch wohl zu groß angelegten Abwehr gelangt? Oder aber hat er zu lange mit der Veröffentlichung gezögert, daß die Teilnahme an dem ganzen Handel früher erlosch und jene vereinzelte Stimme recht hat, die meint, daß Jablonski für seinen Spätling keinen Verleger mehr gefunden? In Deutschland waren auch damals schon Druckherrn ängstlich, die Herausgabe eines wissenschaftlichen Buches zu wagen, mit dem voraussichtlich kein „Geschäft" zu machen war. Es ist nicht ratsam, zwischen Angriff und Abwehr eine zu lange Zeit verstreichen zu lassen, zumal wenn, wie in diesem Falle, die Zeit selbst es eilig hat, den schnöden Angriff wohlverdientem Vergessen auszuliefern.

---

*) Die vor mir liegende Schrift hat den langen Titel: Stephani Javorskii, metropolitae Resanensis et Muromensis, discursus de poena hereticorum, noviter ab ecclesia se avellentium, ex opere illius polemico, quod non ita pridem Ruthenico sermone prodiit, in latinum idioma translatus et notulis adauctus opera Georgii Bernhardi Bülfingeri, S. S. Theol. prof. publ. ord. et illustris stip. superattendentis.

**) Der Vater der neueren Kirchengeschichte, der Helmstedter und Göttinger Professor Mosheim schließt seine 1733 erschienene Abhandlung (in s. Syntagma dissertationum) mit den Worten: „Des ehrwürdigen Dan. E. Jablonski Arbeit, in welcher er das vollständige Machwerk des Jaworski gelehrt und gründlich widerlegt, ist, wie ich höre, fertig und wird demnächst erscheinen (propediem publici juris fiet). Ich bitte Gott von Herzen, daß es sich so uns allen, zumeist aber den Ruthenen, deren Sache und Wohl ganz besonders darin vertreten wird, glückbringend und heilsam verhalten möge."

20. Der Heimgang.

Nun war, erst 52 Jahre alt, am 31. Mai 1740 auch König Friedrich Wilhelm I. in Potsdam entschlafen, der dritte Herrscher in Preußen, seitdem unser Hofprediger ein geistliches Amt bekleidete. Bei der Geburt des Königs, ein Vierteljahr nach dem Tode des Großen Kurfürsten, war Jablonski bereits seit fünf Jahren Pastor. Weder hat er seinen König zum Tode vorbereitet, noch auch ihm die Grabrede gehalten. Wir haben bereits erwähnt, daß damals einem Oberhofprediger nicht ausschließlich die Amtshandlungen im königlichen Hause zufielen. Die Hofprediger standen sich in dieser Beziehung gleich; der nun erst aufgekommene neue Titel war an die Stelle des früheren „ältester Hofprediger" getreten. Da der leidende König seit einem Monat die Hauptstadt mit dem ihm lieberen Aufenthalt in Potsdam vertauscht hatte, wurde der dortige Hofprediger Cochius, ein Sohn des Hofpredigers und Nachfolgers Jablonskis in Königsberg, an das Sterbelager gerufen; er vollzog auch die kirchliche Handlung, als die Leiche in der Gruft der Garnisonkirche beigesetzt wurde. Des Königs Tod wirkte auf die Bevölkerung wie Befreiung von einer immer drückender empfundenen Last. Mit den Jahren und auch bei zunehmender Eigenwilligkeit war Friedrich Wilhelm argwöhnischer geworden, wenn es galt, neu sich aufdrängende, von der Zeit gebieterisch geforderte Fragen zu entscheiden. In einem vertraulichen Schreiben Jablonskis vom 4. Juni 1740 (also fünf Tage nach dem Tode des Königs geschrieben) stoße ich auf die vorsichtig erwogene Stelle: „Hier (in Berlin) erscheint alles wie aufgelebt und man hört und sieht lauter heitere Stimmen und fröhliche Angesichter (etliche wenige ausgenommen). Und dies nicht ohne Grund, weil Majestät den ersten Antritt der Regierung mit so vielen herrlichen Kennzeichen königlicher Güte und Generosität signalisiert haben, daß man notwendig eine glückliche Regierung ominieren muß." In dem gleichen Schreiben ist auch eine Andeutung, warum des Vorsitzenden der Akademie, unseres Jablonski, Angesicht fröhlich gewesen. Friedrich II. hatte in den paar Tagen seit seiner Thronbesteigung bereits von wesentlich günstigen Änderungen in der Umgestaltung der durch seinen Vater zu einem Zustand des Nichtlebens und Nichtsterbens verurteilten Akademie gesprochen.

Ganz besonders war unser Hofprediger durch die Absicht des Königs erfreut, den ersten Sonntag nach dem Ableben des Vaters in die Hauptstadt zu kommen, um dem Gottesdienst in seinem Dome beizuwohnen. Allgemein hatte man sich von dem Kronprinzen, dem Weltweisen von Rheinsberg, eines anderen versehen, als daß ein Kirchgang Anlaß sein würde, Berlin zum ersten Mal als König zu betreten. In dem von dem Kronprinzen während der schönen Tage in Rheinsberg gestifteten „Geheimen

Ritterbund" befand sich zwar unter den zwölf auserwählten Gliedern auch der frühere reformierte Prediger von Prenzlau; aber Jordan hatte seine Stelle als Pastor niedergelegt, ein geistreicher Büchergelehrter, der auf seinem Sterbebett bereute, mit dem Kronprinzen so oft über die Religion gewitzelt zu haben. Durch seinen Kabinettsrat Schumacher hatte der König für die Vormittagspredigt im Dom Jablonski bestimmt; am Nachmittag besuchte er dann noch den Gottesdienst des Propstes an St. Petri, Reinbeck. Die Huldigungsfeier für den neuen König fand erst zwei Monate nach dem Tode Friedrich Wilhelms am 31. Juli statt. Friedrich II. war zunächst nach Königsberg zur Erb-Huldigung gefahren und hielt sich von da auf der Durchreise zur weiteren Huldigung am Rhein einige Tage in Berlin auf. Für Ausrichtung des Gottesdienstes war der achtzigjährige Oberhofprediger erkoren; die Kur- und Mark-Brandenburgischen Stände haben seine Predigt (über 1 Kön. 10, 9) veröffentlichen lassen. Bei einem Vergleich mit der vierzig Jahre früher bei der Königskrönung gehaltenen, bietet sie einen fesselnden Beleg, welch bedeutende Fortschritte Jablonski in seiner Predigtweise gemacht. Die Predigt von 1701 noch in der schweren Gewandung, wie die damals herrschende Predigtkunst sie anzulegen forderte, als ob sie zu einem Vortrag vor Gelehrten im künstlich verschnörkelten Stil der Zeit bestimmt wäre; die von 1740 eine schlichte, allgemeinverständliche Auslegung des Wortes Gottes, die mehr Erbauung als Belehrung bezweckt. Nahe lag es, im Eingang der Predigt die Gemeinde darauf hinzuweisen, daß der Name Salomo, von dem das Schriftwort handelt, unserem deutschen Friedrich entspreche. Der Glückwunsch der Königin aus Arabien zeige Dreifaches an, einmal daß Gott der Urheber der Regierung Salomos sei und ihn auf den Thron gesetzt, zum anderen, seine Regierung habe darauf hinzuzielen Gericht und Recht zu halten; und dann, daß Gott dafür Lob und Preis gebühre sowohl seitens des Königs als auch der Untertanen. Auch was die Kürze betrifft, unterscheidet sich die Predigt vorteilhaft von denen der früheren Zeit; das Drängen Friedrich Wilhelms war nicht vergeblich gewesen. Eine Stelle verdient angemerkt zu werden. Als ein Zeichen, daß Gott dies Volk lieb habe wie einst Israel, führt der Prediger an, daß er ihm ein Herrscherhaus vorgesetzt, das nun bereits im vierten Jahrhundert in vierzehn Geschlechtern blühe. Allzeit sei der Sohn ohne Vormundschaft dem Vater gefolgt, somit in der Regierungskunst nachdrücklich und aus eigener Erfahrung von ihm unterwiesen worden. Besonders merkwürdig sei, daß Einer der Vorfahren*) vor anderthalb Jahrhundert Vater, Großvater und Urgroßvater gesehen.

*) Gemeint ist der Ahne Friedrich des Großen, des Großen Kurfürsten Vater Georg Wilhelm, der bei dem Tode seines Urgroßvaters, des Kurfürsten Johann Georg († 1598), drei Jahre alt war, genau so alt demnach als unser

Was würde wohl Jablonski dazu gesagt haben, daß anderthalb Jahrhundert später Gott dem Volke das größere Schauspiel gewähret: vier einander folgende Herrscher aus dem blühenden Hohenzollernhaus auf einem Lichtbilde und diese vier nicht zu Kurfürsten, sondern zu deutschen Kaisern und Königen von Preußen berufen! Noch eine andere Stelle sei der Predigt entnommen. Dem anwesenden König legte der Pastor im zweiten Teil warm und entschieden ans Herz, daß die Liebe des Herrschers zu Gott seine Liebe zu den Untertanen nach sich ziehe. In der Ausführung des Gedankens erzählte er von einem vornehmen Fürsten in Deutschland, der im Anfang des 17. Jahrhunderts seine Räte einst um ein Sinnbild gebeten, bei welchem er sich seiner hohen Pflichten gegen seine Untertanen jederzeit erinnern könne. Da habe einer der Räte ein Herz gezeichnet und in demselben ein ruhig schlafendes Schäflein und habe darüber geschrieben: cubiculum gregis, das Fürstenherz der Herde Schlafkammer.*)

Die Huldigungspredigt ist nicht die letzte auch im Druck veröffentlichte Festpredigt des nun einundachtzigjährigen Oberhofpredigers. Am 20. Oktober 1740 war unerwartet Kaiser Karl VI. gestorben. Mit seine letzte Regierungshandlung war, in einer geharnischten Anklageschrift wegen der oranischen Baronie Herstall Preußen den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen. Die europäischen Mächte, zumal die Habsburger, glaubten dem emporstrebenden Reich des Großen Kurfürsten in mißgünstiger Laune jede Art Demütigung bieten zu dürfen. Der junge König hob den Handschuh auf; es galt für lange ertragene Unbill abzurechnen. Daß er es wagen konnte, ist nicht das geringste Verdienst seines Vaters. Darum hatte König Friedrich Wilhelm gespart und die zerrütteten Kassen wieder gefüllt, darum hatte er Jahrzehnte hindurch die tüchtigste Truppe geschaffen und geschult, darum gelassen den Spott der Mächte ertragen, daß die Preußen „den Hahn nur spannen, aber nicht losdrücken", daß sein genialer Sohn alsbald und in geordneter Weise in Schlesien einbrechen und jenen jahrelangen Ringkampf mit Östreich beginnen konnte, aus dem Friedrich der Große als Sieger hervorgegangen. Mitten im Winter war der König kampfesfröhlich und hoffnungsvoll mit 20000

---

gegenwärtiger Kronprinz zur Zeit, da das prächtige „Vierkaiserbild" im Lichtdruck angefertigt wurde, er zusammen mit Kaiser Wilhelm I. im Wagen, Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II. zur Seite reitend.

*) Ein Zuhörer der Predigt (vergl. Moser, Beitrag zu e. Lexikon. Züllichau 1740) berichtet: „Als ich ihn 1740 die Huldigungspredigt vor Friedrich II. ablegen hörte, auch ihn nachmals bei einer solennen Ovation im Joachimsthalschen Gymnasium sah, ist er mir in allem ohne Veränderung und Abnahme der Kräfte vorgekommen, wie er vor 20 Jahren ausgesehen. Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen (5 Mos. 34, 7)."

Mann über die schlesische Grenze marschiert, am 3. Januar in Breslau eingezogen. Zwei Monate später hatte der Erbprinz von Dessau die starke Festung Glogau erstürmt, „die schönste Aktion, die in diesem Seculo geschehen," wie der junge Hohenzoller heim meldete. Vier Wochen später, am 10. April, standen sich bei Mollwitz die feindlichen Heerscharen, zusammen etwa 40000 Mann, zum entscheidungsvollen Waffengang gegenüber, ein überaus blutiges Ringen mit dem Ausgang, daß Feldmarschall Neipperg mit seinen geschlagenen Truppen sich nach Neisse zurückziehen mußte, der König aber mit seiner siegreichen Armee nach Glogau vorrückte.

Bereits am 16. April, dem zweiten Sonntag nach Ostern, war die Kunde des Sieges nach Berlin gelangt. In allen Kirchen wurde ein Dankfestgottesdienst gefeiert. Sämtliche Kanonen auf den Wällen — wir folgen dem Berichte der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (Haude und Spener) vom 18. April 1741 — wurden dreimal gelöset; auf dem großen Paradefeld (Lustgarten) gab das Dohnasche Regiment ein dreifaches Lauffeuer ab. Die Königin Elisabeth, die Königin-Witwe Sophie, der ganze Hofstaat wohnten dem Gottesdienst im Dom bei und „hörten daselbst die auf solche höchst erfreuliche Begebenheit eingerichtete ausbündig schöne Predigt des berühmten Jablonski mit an." Die Predigt erschien wenige Tage vor dem Heimgang des Pastors im Druck; sie gab den Anlaß, daß Leopold Frisch eine mir vorliegende Abhandlung veröffentlichte: „Schriftmäßige Betrachtung der Heere und Waffen Gottes, wozu die vortreffliche und trostreiche Predigt des Herrn Konsistorial- und Kirchenrats wie auch ältesten Hofpredigers (also hier noch nicht die bereits gang und gäbe gewordne Bezeichnung Oberhofprediger) Herrn Jablonski Anlaß gegeben, welche derselbe nach erhaltenem Schlesischen Sieg am Dankfest in hiesiger Domkirche gehalten."

Ein Hohenzollern-Prinz war bei Mollwitz gefallen, Markgraf Friedrich, des Markgrafen Albrecht, eines Sohnes des Großen Kurfürsten, 1710 geborner Sohn. Die Leiche des Helden und Johanniterorden-Ritters hatte man zu seiner verwitweten Mutter Dorothea, einer Tochter des Herzogs Friedrich Kasimir von Kurland, nach Friedrichsfelde gebracht. Dort mag wohl Jablonski, der seit Jahrzehnten im befreundeten Schlosse aus- und einging, und dessen nun so schwer betroffne Herrin grade vor drei Jahren bei dem jüngsten Enkel Jablonskis Taufmutter gewesen, ein Trostwort gesprochen haben; denn als am 27. April der Sarg in feierlichem Zug von dort nach Berlin zur Beisetzung in der Domgruft gebracht wurde, ist in den mir vorliegenden Beschreibungen von einer gottesdienstlichen Handlung im Dom keine Rede. Zwei Bataillone des Dohnaschen Regiments, die Staatsminister u. s. w. nahmen den Sarg am äußersten Tor der Königstadt in Empfang, und geleiteten den Zug unter dem Geläute aller Glocken durch die Lands-

berger- und Königstraße, von da auf einem Umweg durch die Spandauerstraße über den Molkenmarkt, Mühlendamm längs der Breitenstraße nach dem Dom. Sollte das Standbild des Großen Kurfürsten nicht den Trauerzug des Enkels zu sehen bekommen? Unter dreimaliger Abfeuerung von zwölf Kanonen und einem dreifachen Ehrenschuß des auf dem nahegelegenen Paradefeld aufgestellten Regiments fand die Einsenkung des Sarges in die markgräfliche Gruft des Domes statt.

Nun zählte das Leben unseres hochbetagten Hofpredigers nur noch nach wenigen Wochen. Er war hoch hinaufgekommen in Jahren, hatte auch die Grenze überschreiten dürfen, die der Psalmsänger unserem Leben setzet. Bis zuletzt hatte ihm Gott geistige Rüstigkeit bewahret. Wo Altersgenossen lange schon Feierabend gemacht, stand er noch in voller Tätigkeit auf dem Posten, den ihm sein Herr angewiesen, wie er seinem Sohne einst geschrieben, gleich einem Soldaten, der treu ausdauert, bis der Feldherr die Ablösung sendet. Ihn hielt nicht eine grade bei Geistlichen oft zu beobachtende, dem verantwortungsvollen Amte nicht zum Segen gereichende Täuschung über eine noch vorhandene Leistungsfähigkeit zurück, die seit Jahren schon geschwunden sein mag. Jablonski hatte sich bis in ein hohes Alter geistige Rüstigkeit bewahrt; er gehörte zu den begnadeten Naturen, denen der Herr den Mund fröhlich macht und sie wieder jung werden läßt wie ein Adler. Es liegen mir Zeugnisse von urteilsfähigen Zeitgenossen vor, die auch in den Predigten des achtzigjährigen Greises keine Abnahme der geistigen Kräfte bemerken konnten. Wie er, so oft die Reihe ihn traf, bis zuletzt seine geliebte Domkanzel bestieg, so hat er sich auch den andern Arbeiten des köstlichen Amtes nicht entzogen. In Gegenwart des Königs hat er — ein paar Tage vor seinem achtzigsten Geburtstag — einen Sohn des Grafen Dönhoff getauft, in dessen Haus schon sein Vater vor mehr als achtzig Jahren Geistlicher gewesen. Die beiden letzten Taufhandlungen vor seinem Ende vollzog er am Tage des Dankgottesdienstes nach der Schlacht von Mollwitz an einem Türken, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig in der Schlacht von Ossaco gefangen genommen hatte; am 25. April noch an einem Sohne des Geheimrats Schmettau, eines alten Bekannten von Jablonski, der mit der einzigen Tochter von Paul v. Fuchs verheiratet war. Aus dem Jahre 1737 ist mir eine Briefstelle bekannt, daß er trotz seiner hohen Jahre sich nicht entschließen könne, den Konfirmandenunterricht aufzugeben. Bis in dieses Jahr hat er das Armenwesen in der Domgemeinde geleitet; noch drei Jahre länger stand er seit 1695 an der Spitze der großen Waisenanstalt in Potsdam. Und was derartiger beruflicher Nebenarbeiten mehr sind, die man auch in dem damaligen Preußen bereits auf willige Schultern pflichttreuer Männer bis zur Überbürdung zu legen liebte.

Mit der ungewöhnlichen geistigen Gesundheit hielt bis in das hohe Alter ziemlich gleichen Schritt großes körperliches Wohlbefinden; eine mens sana hatte sich bei ihm in corpore sano eingelebet. Was seine Zeit zur Bewahrung der Gesundheit vorschrieb, hat er gewissenhaft eingehalten: in jedem Frühjahr und Herbst ein stärkerer oder geringerer Aderlaß, schweißtreibende Tees aus heimischen Pflanzen und dazu Magenreinigungen, wie sie der Jünger Äskulaps bei Molières „eingebildeten Kranken" regelmäßig ausführen läßt. Die gefahrvolle Reise mitten im strengsten Winter 1708—09 (vergl. S. 372) hatte dem bis dahin rüstigen Manne ein Leiden zugezogen, das lange nicht weichen wollte und von Zeit zu Zeit in Schwächezuständen wiederkehrte. Erholung, Schonung, die unsere nervöse Zeit beansprucht, kannte man damals noch nicht; am allerwenigsten unser von allen Seiten „angelaufener" Hofprediger. Reisen boten keine Erholung wie heutzutage und forderten Mittel, über welche der Domprediger bei seiner zahlreichen Familie nicht verfügte. In späteren Jahren hat sich Jablonski in den heißen Sommertagen für kurze Zeit wie in ein Tuskulum auf das Landgütchen seines Schwiegersohnes bei Köpenick zurückgezogen; aber gar oft ward er da aus der ihm nötigen Ruhe aufgestört und mußte zur Stadt und zu früh in das vielbewegte, aufreibende Berufsleben zurück. Ein paar Mal, zumal im letzten Jahrzehnt, reiste er auf Anordnung des Hausarztes nach Freienwalde, dem damals von Berlinern stark besuchten, so schön gelegenen märkischen Badeort. 1684 hatte man herausgebracht, daß des Ortes Quelle heilkräftige Bestandteile enthalte. In der Tat hatte der von der Gicht übel geplagte Kurfürst Friedrich Wilhelm an dem Gesundbrunnen Linderung gefunden. Das Glück des lieblichen Bergstädtchens war für eine Weile gemacht; die Berliner Leidensgefährten zogen ihrem Kurfürsten nach und tranken ein paar Wochen lang an Ort und Stelle das gepriesene Wasser. Aber auch solche Liebhaberei ist der Mode unterworfen. Freienwalde geriet in Vergessenheit, bis 1737 ein paar der Riesengrenadiere dort Heilung fanden und dem verlassenen Städtchen neuen Aufschwung brachten. Unter der wieder wachsenden Zahl der Gäste war ein paar Mal unser Domprediger. Im letzten Winter scheinen aber doch die Gebrechen des Alters sich bemerkbar gemacht zu haben. Ende Februar 1741 meldet der hochbetagte Greis seinem Sohne nach Frankfurt: „Wir sind alle bei leidlicher Gesundheit, außer daß das gute Christlieschen einen ziemlich harten Stand gehabt, woran sie jedoch durch Gottes Gnade völlig rekolligiert ist;" vier Wochen später schreibt er ihm: „Mit mir bleibt es in einerlei Umständen, die doch Gott sei Dank erträglich sind." Und doch dürfen diese körperlichen Umstände die Schaffensfreudigkeit nicht mindern. In dem gleichen Schreiben der Satz: wir wünschen, daß der Schlesische Krieg bald ein Ende nehme (die Schlacht bei Mollwitz war noch nicht geschlagen),

damit auch wir einmal unseres Königs Gegenwart zu genießen haben, welche viele geistliche und weltliche Angelegenheiten sehnlich erwarten."

Als unser Jablonski auf Himmelfahrt 1741 (in jenem Jahre der 11. Mai) den Gottesdienst im Dom leitete, ahnte niemand in der Gemeinde, daß sie ihren ehrwürdigen Pastor, seit 46 Jahren ihren treu und fromm erfundenen Seelsorger zum letzten Male auf der Kanzel sehen, seine letzte erbauliche Predigt hören würde. Auch Jablonski nicht. Oder hat die Wahl des freien Schriftwortes als ein leises Vorgefühl zu gelten? Mit kraftvoller, klarer Stimme, in seiner gewohnten herzandringenden Weise predigte er über das Wort des Herrn, dem er nun seit fast 60 Jahren gedient: „Nun aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat" (Joh. 16, 5). Keiner der zahlreichen Zuhörer will bemerkt haben, daß schon während der Predigt ein leiser Fieberanfall den Greis ergriffen. Auch in seinen hohen Jahren war er zumal auf der Kanzel — es ist das keine selten vorkommende Gunst eines evangelischen Predigers — so sehr Herr über sich selbst, war er so völlig in das versenkt, was er aus tiefer Überzeugung verkündete, daß leichte Unpäßlichkeiten, körperliche Gebrechen seinen Geist, das freudige Zeugnisablegen nicht anfechten durften. Nach Schluß des Gottesdienstes konnte er noch, wenn auch mühsam, heimgehen. Zu Hause angekommen, brach das gewaltsam zurückgehaltene Fieber mit verstärkter Kraft durch. Er mußte sich legen; lebend hat er das Bett nicht mehr verlassen, um das sich aus der Nähe und Ferne die Seinen sammelten. Manchmal schien es, als ob doch noch der Körper Widerstandskraft genug besäße, die Anfälle zu überwinden. Die Seinigen, die Gemeinde schöpften in solchen Stunden Hoffnung, daß der Herr über Leben und Tod den Vater, den Seelsorger noch eine Weile lassen werde. Jablonski selbst scheint die Hoffnung nicht geteilt zu haben. Er hatte Lust, abzuscheiden und bei seinem Herrn zu sein. Er durfte seine Seele in die Gnadenarme seines Herrn Jesu befehlen, von sich bezeugen, was Paulus am Ende seines Lebens dem Timotheus schreibt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten" (2 Tim. 4, 7). So vergingen in Hoffen und auch Harren die Exaudi-Woche, so auch die drei Pfingstfeiertage.

Am Donnerstag in der Pfingstwoche, den 25. Mai, gerade vierzehn Tage nachdem er seiner geliebten Gemeinde zum letzten Male das Wort Gottes verkündigt, ist der getreue und fromme Knecht zur Freude seines Herrn heimgerufen worden. Um die Mitternachtstunde ist er friedlich und still, wie wohl ein müdes Kind auf den Armen seiner Mutter einschlummert, entschlafen. Ein paar Tage später wurde die nun abgelegte sterbliche Hülle auf dem Gottesacker, der die Parochialkirche heute noch umgibt, in die Erde gesenkt, ein „Weizenkorn zu reifen am Tage der Garben". Am

ersten Sonntag nach Trinitatis, am 4. Juni, fand im Dom die Gedächtnisfeier für den Verstorbenen statt. Hofprediger Steinberg, auch schon ein Greis von 73 Jahren, der seit 1709 von Halle aus nach Berlin berufen war und noch um acht Jahre seinen Amtsbruder überlebte, hielt die Gedächtnispredigt über das Wort des Propheten: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich" (Dan. 12, 3). Die Predigt scheint nicht, wie nach damaliger Gepflogenheit wohl anzunehmen wäre, im Druck erschienen zu sein; wenigstens habe ich keine Spur von ihr auffinden können. Der Tod des angesehensten und ältesten Berliner Predigers rief allgemeine Teilnahme hervor. Die beiden einzigen Zeitungen der Hauptstadt, die wöchentlich dreimal in kleinem Umfang erschienen und über Vorgänge in Berlin nur sehr karge Mitteilungen brachten, die „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen" (Spener) und die „Berlinische privilegierte Zeitung" (Voß), gingen nicht schweigend an dem Ereignis vorüber. „Onkel Spener" gibt die Mitteilung von dem Hinscheiden mit den Worten „der hochwürdige, hochgelahrte Herr D. Jablonski, dessen evangelischer Wandel ebenso erbaulich war als sein geistreicher Vortrag u. s. w." „Tante Voß" bot ihren Lesern schon zwei Tage nach dem Tode einen kurzen Lebenslauf des „weltberühmten, sanft im Herrn entschlafenen, großen Lehrers der evangelisch-reformierten Kirchen." Auch Potsdam hatte bereits sein Blättchen, die „Potsdamische Quintessenz", die ihren Lesern die Kunde mit dem Zusatze mitteilte: „Die gelehrte Welt in Berlin hat einen berühmten Mann verloren; der königliche Hof vermisset den ältesten Hofprediger, das Konsistorium ein vortreffliches Mitglied, das Kirchendirektorium einen erfahrenen Beisitzer, das Sonett (?) der Wissenschaften einen würdigen Präsidenten." Von Berlin drang die Trauerkunde rasch durch Deutschland und über seine Grenzen in die ganze evangelische Kirche, überall herzliche Teilnahme weckend. Es ist unmöglich, auch nur einen Teil der Nachrufe hier verlauten zu lassen.[38])

Dort auf dem nun geschlossenen, trotz des nahen Straßenverkehrs gar stillen Friedhof der Parochialkirche, dicht an der südlichen Kirchenmauer und neben dem Grabe seiner treuen, ihm um zwei Jahrzehnte im Tode vorangegangenen Lebensgefährtin, ruht seit mehr wie 160 Jahren die sterbliche Hülle unsres Jablonski. Als 1767 sein liebes Dorchen starb, die Pastorin Hoffham, hat man ihre Leiche noch neben die von Vater und Mutter betten können. Längst ist der Grabhügel eingesunken. In die Kirchenmauer ist hochaufgerichtet der Gedenkstein eingelassen, der in redseliger Weise kommenden Geschlechtern verkünden will, wem sie da die Schlafkammer bereitet. Die hastigen Geschlechter des Tages haben den einst berühmten Mann und gefeierten Prediger lange

schon vergessen. Schon beginnt auch die alles wandelnde Zeit dem alten verwitterten Denkstein den Mund zu schließen. Wind und Wetter bröckeln die Worte von seiner harten Fläche ab und lassen nur noch zusammenhanglose Bruchstücke der einstigen Lobrede entziffern. Und doch haben die Jahre noch nicht alles an dem stillen Orte verwandelt. In jedem Frühjahr von neuem breitet über dem Grabe der Fliederstrauch seinen Blätterschmuck und Blütenduft aus, wie er einst das Auge des blumenliebenden Hofpredigers gegenüber in seinem Pastorate erfreut; noch in jeder Stunde tagsüber und bei Nacht läßt das einzige Glockenspiel, das Berlin in dem hochragenden Turm der Parochialkirche seit den Tagen König Friedrich Wilhelm I. besitzt, so feierlich und traut einen Choral über den Friedhof und seine Grabhügel und weit hinaus in das lärmige Straßengetriebe wie einen friedvollen Heimatklang aus einer andern Welt mitten in der hastenden Flucht der Zeit ertönen, dem Jablonski bereits mit den Seinen gar oft in stiller Andacht gelauscht haben mag!

Auch auf anderes noch, was unseres Entschlafenen Leben in Mühen und Arbeiten erfüllet, durfte die alles wandelnde Zeit ihre unerbittliche Bettlerfaust nicht legen. Woran Jablonski hoffnungsvoll wie ein Seher geglaubt, wofür er gebetet, gefastet, gerungen und gelitten, das ist zum Teil in schöne Erfüllung gegangen. Wie noch vor zweihundert Jahren die beiden Kirchen der Reformation in unserem Vaterlande einander gegenüber standen, das gehört heute nun doch einer überwundenen Zeit an. Wolle das unsichtbare Haupt der evangelischen Kirche, daß sie für alle Folge überwunden und auch ihre letzten Spuren aus dem Leben der lauteren Söhne und Töchter der Reformation verschwinden. Nicht dadurch ist die arge, böse Haderzeit überwunden, daß man die ewigen „Artikel göttlicher Majestät," die unseren Vätern des Glaubens als eiserner Bestand der evangelischen Kirche anvertrauet wurden, preisgegeben und um eines eitlen Friedens willen über Bord geworfen. Gott Lob, nein! Vielmehr völlig im Geiste Jablonskis und im Verfolg seines Wahlspruches des *ἀληθευειν ἐν ἀγαπῃ* dadurch, daß an der Schwelle des abgelaufenen Jahrhunderts in schwerer, ernster Zeit, in der das Wort Gottes teuer war im Land und ein Hunger nach demselben in unserem Volke aufkam, der heilige Geist, der uns in alle Wahrheit führet, Glaubensmänner in unserer Mitte erweckte, welche die Gotteskraft des Evangeliums erfahren und erkannt, daß jene „Artikel göttlicher Majestät" gemeinsames Erbgut der evangelischen Kirchen der Reformation in allen Landen seien. Die wir zu dieser Überzeugung uns durchgerungen und durchgebetet, wenn wir dankbar der Männer gedenken, die schon vor zweihundert Jahren der Herr sich zu auserwählten Rüstzeugen und Vorkämpfern solcher Überzeugung erkoren, dann richten sich unsere Blicke je und je nach dem stillen Orte dort an der Kirchenmauer, wo die Gebeine unseres Jablonski

ruhen, und jene Lichtgestalt, deren Umrisse wir zu zeichnen versucht, steigt vor uns auf, die uns noch auf manchem unserer evangelischen Kirche befohlenen Gange das Geleite geben möchte, wenn wir allen evangelischen Kirchen der Reformation eine Bruderhand reichen zum vereinten Schutz und Trutz wider die mancherlei Mächte in unseren Tagen, die zur Rechten und zur Linken unsere Heilsgüter der Reformation an irgend einem Teile unserer evangelischen Glaubensgenossen und Brüder anzutasten wagen.

Magnum voluisse magnum.

Anmerkungen.

[1]) S. 11. In dem Kirchenbuch der Lissaer Johannisgemeinde ist bei dem Aufgebot des Sohnes 1688, wahrscheinlich von ihm selbst als damaligem Pastor der Gemeinde, dem Namen des Bräutigams beigefügt: „Sohn des Weiland in Gott ruhenden Hochehrwürdigen, Großachtbaren und Wohlgelehrten Herrn Petri Figuli, dem Geschlecht und seinen Vorfahren nach Jablonski, gewesenen kurfürstlichen Hofpredigers in der Festung Memel, auch derer christlichen Gemeinde in der Unität wohlverdienten Senioris." Das Wappen der heute noch lebenden Familie soll nach Simon Okolsky (Orb. Pol. I 308) mit dem alten hochadligen Wappen der Jablonski ziemlich genau übereinstimmen. Der älteste Bruder des obigen Bräutigams, Joh. Theodor, hat in späteren Jahren mit großem Fleiße die Stammtafel seiner Familie Jablonski aufgestellt; bei seinem Tode 1733 fand man trotz eifrigen Nachspürens in den hinterlassenen Papieren das wertvolle Blatt nicht mehr vor. In der Universitätsmatrikel von Frankfurt a. d. Oder (vergl. Friedländer, ältere Universitätsmatrikel I. 1673 u. 1677) sind beide Brüder noch als Figulus eingetragen. Zuerst fand ich den alten wieder aufgenommenen Familiennamen in dem Taufbuch der deutsch-reformierten Gemeinde in Magdeburg, wo ein Eintrag vom 16. Februar 1685 unter den Paten verzeichnet: „Daniel Ernest Jablonski bei Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg dero herzgeliebtesten Gemahl Leibregiment Feldprediger." Bei der Hochzeit dieses Daniel am 7. Febr. 1688 überreichte ihm sein Pflegevater Hartmann das Gedicht: Dicier is primum a fictili Figulus urna — Gaudebat. Magno hunc ab avo illustrique nepotem — Ipse Deus natum voluit. Commenius olim — Matris erat celebris pater, a quo surculus iste — Descendit, scholae decus atque cathedrae — Gloria; nunc novum dedit ipsi ecclesia nomen, — Jussit et a nostro Pomonae nomine dici — Jablonski, antiquae fuit haec quia stirpis origo (vergl. Ziegler im Schulprogramm des Gymnasiums zu Lyssa 1855 S. XXXV). Dem mag sich hier anreihen, was vierzig Jahre früher ein Freund in Elbing dem Vater über seinen Namen Figulus ins Stammbuch geschrieben: Non frustra Figuli te nomine dia beavit — Gratia. Nam Figulus figitur arte Dei. — Ille tuum pectus finxit amatque suum. — Quid superest? Petri processus talia monstrat, — Ut Figulus Christo sis maneasque tuo. Wenn Dan. Jablonski in seiner Abhandlung „de ordine et successione episcopali in Unitate fratrum conservato" den Vater nennt Petrus Jablonski, in exilio Figulus dictus, so fordert der Wortlaut nicht, daß zuerst der Vater den Namensumtausch vollzogen; ebenso zutreffend ist die Umschreibung, daß der Jablonskiname in dem Exil (und aus Anlaß desselben) mit Figulus vertauscht worden sei. Nachweisbar hat der Großvater bereits den andren Namen angenommen, damals vielleicht, als nach dem schmalkaldischen Kriege so viele Brüderprediger in die Verbannung ziehen mußten. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind mir vier nicht mit einander verwandte

römische Priester und Mönche aus der Gegend des Rheins mit dem latinisierten Namen Figulus bekannt geworden, deren deutscher Familiennamen Töpfer lautete.

[2]) S. 21. Der älteste Enkel, Joh. Theodor, hat den Großvater noch einmal in Amsterdam besucht und scheint fast ein ganzes Jahr bei ihm zugebracht zu haben. Beim Abschied entging Comenius dem damals unvermeidlichen Geschick nicht, nun auch ein paar Zeilen dem fünfzehnjährigen Großsohn ins Stammbuch zu schreiben. Das Blatt liegt vor mir. Mit fester klarer Schrift, die bezeugt, daß noch kein Zittern über die alte, abgearbeite Hand gekommen, schreibt der hochbetagte Patriarch: Etiamne cum tua Philoteca (so wurden die Stammbücher genannt) me accedis, dilecte nepos (quem patri tuo filia mea Elisabeth primogenitum tulit), et a me abiturus nec me forte in hac mortali vita conspecturus amplius, manus et mentis meae monumentum aliquod auferes: fiat in nomine Domini. Relinquo tibi benedictionem, qualem Jacob senex moribundus dilectissimo inter filios suos Josefo, dicens: benedictiones patris tui validae sunt prae benedictionibus progenitorum meorum usque ad fines collium seculi (Gen. 49, 26); et admonitionem, qualem Timotheo, ex fide filio suo, dedit Paulus: juveniles cupiditates fuge, sed sectare justitiam, fidem, charitatem pacemque cum omnibus qui invocant Christum ex corde puro (2 Tim. 2, 22). Haec fac, dilecte nepostule, et vives propitio tibi aeterno patri Deo propter Christum Dominum nostrum, cujus S. Spiritui te commendo. Ita habes avitum votum, avita senili manu expressum, Joh. A. Comenii, Moravi Amsterd. hospitio. 1. Junii 1669, aetatis 78.

[3]) S. 24. Längere Zeit war der Geburtstag strittig; die Herzogsche N. E. gibt noch in ihrer ersten und zweiten Auflage, auf älteren Angaben fußend, den 20. November an. Bedürfte es noch eines weiteren Beleges für den nun allgemein als richtig angenommenen 26. November, so bietet ihn eine mir in der schönen Handschrift des Jablonski vorliegende Briefstelle. In einem Briefe an seinen ältesten Sohn, den Professor in Frankfurt a. d. Oder, fügt er dem angegebenen Tage, dem 26. November 1728, in Klammern bei: „an dem Tage, da ich die Bestallung zu meinem letzten Amt in dieser Welt empfing und eben meinen 69. Geburtstag begehe nach abgelegtem 68. Jahre meines irdischen Lebens. Bittet Gott für mich." Die erwähnte Bestallung war die zum Kirchenrat beim reformierten Kirchendirektorium (vergl. S. 425).

[4]) S. 32. An den noch aus dem 13. Jahrhundert stammenden drei lutherischen Kirchen Memels (die älteste litauische Nikolaus-, die Johannes- und Marienkirche) traf F. als Pastore: an St. Nikolai Lehmann, wo von 1638—1722 Vater, Sohn und Großsohn sich im Amte folgten, an St. Johann Praetorius; von der bischöflichen Kathedrale St. Marien im Burghof gibt Sembritzki kein Verzeichnis der Pastore. Sollte an ihr der im Stammbuch des jungen Figulus eingetragene D. Lubiewski angestellt gewesen sein? Aus dem vorhandnen, freilich erst 1675 beginnenden ältesten Taufbuch der reformierten Gemeinde würde es nicht schwer fallen (auch mit Zuhilfenahme der im lutherischen Taufbuch eingetragenen Paten), die hier erwähnten 13 schottische Familien mit Namen zu nennen, von denen ein paar noch heute in Nachkommen Glieder der Gemeinde sind. Bei einer flüchtigen Durchsicht merkte ich mir an: Barclay, Ramsay, Fadringham, Connaught, Crichton, Durham, Muttray, Irving, Ogilvie, Simson, Fenton, Murray, Jackson und andre. Auch in der in der Festung liegenden kurfürstlichen Truppe bin ich auf Schotten gestoßen, die mit dem Figulusschen Haus befreundet waren, so Patrik Hamilton, „S. kurfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg bestallter Kommandant und Kapitän der Garde." Auf Hugenotten lassen Namen schließen wie René Carracioli de Nicastre (Lieute-

nant des gardes Prussiennes, wie er sich auf einem mir vorliegenden Blatt unterschreibt), Alex. René, Marie Coren. Das obengenannte Gemeindeglied Simson ist Stammvater des jetzt ausgestorbnen berühmten Geschlechts, das auf Georgenburg bei Insterburg sein ausgedehntes Rittergut besaß. Zu diesen ausländischen Namen kommen eine Reihe deutscher Gemeindeglieder aus dem benachbarten Kurland und Litauen, die teils in der Nähe begütert waren, teils zum Abendmahl nach Memel kamen, wie die Tiesenhausen, Dönhoff, Puttkammer, Maydel, eine weitere Reihe in Memel ansässiger deutscher Kaufleute und Handwerker; unter letzteren aller Wahrscheinlichkeit nach (siehe die Angabe in der Altpreuß. Monatsschrift XXXVI H. 5 u. 6) Immanuel Kants Großvater Hans, seines Zeichens ein Riemer.

[5]) S. 46. Brucker beginnt in seiner Pinacotheca scriptorum nostra aetate literis illustrium den kurzen Lebensabriß von Jablonski mit einem Lobgesang auf die Theologie, den wir um des willen, dem der Preis vorgesetzet wird, hier wenigstens nicht unterdrücken möchten: Esse theologiam scientiarum omnium suo jure principem vel ex solo, circa quod versatur et quod accurato contemplatur studio, objecto divino intelligitur, nec erit forte, qui hanc ei praerogativam denegaverit. Ast ut sua dignitate corruscat, ita plura, quam humanae disciplinae omnes requirere solent, de eo postulat, qui justis ad ejus culmina passibus grassari et veneranda theologiae appelatione dignus videri cupit. Nam et intellectus alte penetrantis acies et imaginationis suis limitibus coercitae fecunditas, et vastae quoque memoriae fidelitas, juncta porro indefessa laboris industria et experientia patientia incredibili suffulta, quae omnem quidem disciplinarum reliquarum circulum occupant, in hoc divinioris scientiae genere ominum maxime desiderantur. Quis enim sine his adminiculis vel sacrorum librorum veritatumque, quae in iis revelatae sunt, divinarum sensum intelligere, vel quae nobis de salute nostra consilia suppeditaverit divina sapientia, rite assequi, vel doctrinam salutarem justis fulcire rationibus audeat? Nec haec sola sunt, quibus divinioris sapientiae alumnus ad hanc perficiendam disciplinam utitur, sed et alia rei sanctitas praescribit, eo magis necessaria, quo magis ad divina, coelestia et tremenda mysteria cognoscenda comparata esse debent. Nempe animum purum rectumque et in coelestis sophiae schola exercitatum, pectus quoque veritatis in caritate atque pace amans et fidem certam non otiosis speculationibus sed actione seria corruscantem afferat necesse est, qui coelitus se mysteria salutis edoctum esse dixerit.

[6]) S. 50. In späteren Jahren hatte der Sohn von Jablonski die Doppelstellung eines Gemeindepastors und Professors inne. Sie war ihm lästig geworden, er willig, die Stellung eines Pastors der Gemeinde dran zu geben, um völlig frei und unbehelligt seinen wissenschaftlichen Studien als Professor obzuliegen. Da schreibt dem 40jährigen Sohn der 77jährige Vater als wohlbedachtes, unparteiisches Urteil: „Durch solch präcipitierte Niederlegung des Predigtamts leiden

1. Conscientia. Ihr seid durch ordentlichen Beruf in das heilige Amt eingetreten und könnt nicht mit unverletztem Gewissen aus Passion oder nicht sattsam gegründeter Ursache daraus scheiden, wie ein weltlicher Kriegsmann seinen Posten nicht ohne ordres seines Befehlshabers verlassen darf. Und da Gott mit uns nicht unmittelbar redet, hätten doch in dieser wichtigen Sache die, welche uns an Gottes Statt sind, billig konsultiert und die Sache mit ihnen überlegt werden sollen, da das Urteil von seinen eignen Sachen öfters parteiisch zu sein pflegt. Das pflegt in talibus casibus der evangelischen Theologen, sonderlich der lutherischen, lobwürdige praxis zu sein;

2. fama, wenn nämlich die Abdankung praecise nunc bei Einführung der Inspektionen geschieht. Denn die meisten Menschen werden es eben dieser Ursache zuschreiben und Euch dadurch eines verborgenen Hochmuts be-

schuldigen, daß Ihr einer heilsamen obrigkeitlichen Einrichtung Euch nicht submittieren wollt. Sie werden sagen: Ihr habt bisher sehr erbaulich die Gelassenheit gepredigt, beweiset aber in praxi contrarium;

3. oeconomia (hier deutet der Vater zart den kinderreichen Sohn auf die fortwährende Geldklemme hin, die ihn abhalten solle, den Predigergehalt dranzugeben)".

Die väterliche Mahnung war nicht vergeblich. Der Professor entschließt sich, das Pfarramt beizubehalten, nur die lästigen Amtshandlungen will er gegen eine Entschädigung von 75 Talern dem Amtsbruder übertragen. Mit diesem Übereinkommen ist der Vorsitzende des reformierten Kirchendirektoriums (v. Reichenbach) einverstanden. Nach ein paar Wochen schon meldet der Vater nach Frankfurt: Gaude ergo mecum, dilectissime, ego tecum gaudeo. Sic conscientia, fama, res familiares, cuncta sunt in salvo. Tu vero novas resume vires.

[7]) S. 60. Als Reisebegleiter hatte Hartmann den Schwager des Comenius, Cyrill, bei sich. Im erzbischöflichen Lambethpalast fand ich in den inhaltreichen Gibson papers (Nr. 31) handschriftlich eine ausführliche Schilderung der Zerstörung Lissas, unterschrieben von Hartmann und wahrscheinlich auch von ihm verfaßt. So viel ich weiß, ist sie nicht veröffentlicht.

[8]) S. 66. Paul H. muß längere Zeit in Christ Church studiert haben; in der Regel konnte man Master of arts (M. A) erst drei Jahre nach erlangtem Bacchelor of arts werden, welche Würde auch wieder eine dreijährige Studienzeit voraussetzt. Seine Berufung zum petty canon (heutzutage minor canon) an der Kathedrale zeigt, daß er sich — vielleicht schon bei dem Eintritt in Christ Church C. — in die Kirche von England förmlich hatte aufnehmen lassen, in ihr auch die bischöfliche Weihe zum Amt erhalten. Die niederen Domherrn (petty canons) helfen nur bei dem musikalischen Teil des Gottesdienstes. Zu der Pfarrstelle in Schellingford ist er durch Rob. Packer gelangt. Viele Arbeit legte ihm die Pfarrei nicht auf; sie zählt, obgleich gewachsen, heute nur etwa 300 Seelen. Bis an sein Ende (1694) blieb er in Schellingford. Nur von einem Kinde von ihm weiß ich, einem im Herbst 1679 gebornen Knaben, der nach seinem Oheim Samuel hieß, bereits 1695 in Christ Church eintrat, 1703 M. A. wurde, dann ebenfalls wie sein Vater petty canon an der Chr. Ch. Kathedrale und bereits 1716 als Geistlicher von Badby starb. (Die Nachrichten sind dem Kirchenbuch in Schellingford und Foster, Alumni Oxonienses [London 1891] II, 793 entnommen.)

[9]) S. 69. Auch Cromwell interessierte sich als Kanzler von Oxford lebhaft für die Herausgabe der Polyglotte, deren erster Band noch ihm gewidmet ist. Carlyle (in Ol. Cromwells Letters and Speeches II, 573) gibt eine Randbemerkung des Protektors (1653) zu Anträgen, die Herausgabe der Polyglotte betreffend: I think fit that this work of printing the Bible in the Original and other languages go on without any let or interruption. Kein Geringerer als John Lighfoot hat als Vizekanzler von Cambridge 1655 eine Lobrede auf Cromwell gehalten, daß er ihn und andere ermuntert, die große Polyglotte zu vollenden.

[10]) S. 78. Die betreffende Briefstelle (abgedruckt in Relation des mesures, qui furent prises 1711—13 pour introduire la liturgie Anglaise dans le royaume de Prusse) lautet: maxima pars (seiner Vorliebe für die Liturgie) in beato vestro Oxonio atque ex venerabilissimi vestri Beverigi concione de Liturgia Anglicana 1681 Londini habita hausta est. Die königliche Bibliothek in Berlin besitzt kein Exemplar der Jablonskischen Übersetzung; auch sonstwo habe ich sie nicht gefunden. Predigt möchte ich die Beveridgesche Rede kaum nennen, eher eine Abhandlung über die

Schönheit und den Nutzen des Allgemeinen Gebetbuches. In verschiedenen, mir im British Museum vorgelegenen Auflagen hat sie eine Länge von 24 Seiten engsten Druckes. Sie machte großes und lange währendes Aufsehen. Vielleicht gibt es keine zweite Predigt, die außer den wiederholten Auflagen in den Gesamtwerken von Beveridge so oft und in Zeit von über einem Jahrhundert in Sonderausgaben aufgelegt wurde. Ein paar Auflagen noch im 17. Jahrhundert, dann verstrich im 18. Jahrhundert kaum ein Jahrzehnt ohne wiederholte Auflagen; noch 133 Jahre nach dem ersten Erscheinen kam 1824 die 42. Auflage heraus; ich weiß nicht, ob es die letzte gewesen. Bei den in unsren Tagen sich mehrenden Gebetsversammlungen ist folgende Stelle der Einleitung beachtenswert: ... It is plain, that to our sedification a set form of prayer is an extraordinary help to us: for if I hear an other pray and know not before-hand, what he will say, I must first listen to what he will say next, then I am to consider, whether what he saith be agreeable to found doctrine and whether it be proper and lawful for me to join with him in the petitions he puts up to God almighty, and if I think it is so, then I am to do it; but before I can well do that, he is gone to another thing. By which means it is very difficult, if not morally impossible, to join with him in every thing so regularly as I ought to do. But by a set form of prayer all this trouble is prevented; for having the form continually in my mind, being thoroughly acquainted with it, fully approving of every thing in it and always knowing beforehand, what will come next, I have nothing else to do whilst the words are sounding in mine ears, but to move my heart and affections suitable to them, to raise up my desires of those good things which are prayed for, to fix my mind wholly upon God, whilst I am praising of him, and so to employ, quicken and lift up my whole soul in performing my devotions to him. No man that hath been accustomed to a set form for any considerable time, may easily find this to be true by his own experience and by consequence that this way of praying is a greater help to us that they can imagine, that never made trial of it.

[11]) S. 80. Der mit warmer Liebe zu den „Gesellschaften" (Societies) abgefaßte Bericht ist von dem Londoner Geistlichen an der Poplar Gemeinde, Josiah Woodward, einem der fünf Geistlichen (außer ihm in erster Linie Horneck, dann Beveridge, Smythies, und Bray, letzterer der einzige Geistliche unter jenen fünf Männern, die am 8. März 1698 die heute noch bestehende Society for promoting Christian knowledge [S. P. C. K.] gründeten), denen die Gesellschaften die größte Förderung zu danken haben. Der Bericht machte überall bedeutendes Aufsehen. Schon drei Jahre nach seinem Erscheinen war eine dritte Auflage nötig geworden. Jablonskis Übersetzung ist nach der ersten Auflage angefertigt. Nicht von ihm selbst; er war in jenem Jahre (1699) mit Arbeiten überbürdet. Wahrscheinlich seine Frau („eine gottselige, mir mit Gemüt und Geblüt verwandte Person", wie er in der Vorrede andeutet) hat die Übersetzung angefertigt. Ihr fehlen ein paar Ergänzungen, die Woodward in späteren Auflagen (so in der mir vorliegenden dritten von 1701) da und dort beigefügt. Unter andren auch der beachtenswerte Hinweis seiner Leser auf die ähnliche Bestrebung von Professor Francke in Halle, auf die er wohl erst infolge seiner Veröffentlichung aufmerksam gemacht wurde; ein Beleg, daß die gleiche Bewegung in den beiden größten protestantischen Ländern unabhängig von einander entstanden sind. Woodward weiset darauf hin, daß Francke in einem Vortrag de abusibus studii theologici den Studenten den Irrtum derer vorhielt, that seek the names of great divines by canvassing impertinent notions and opinions rather then endeavouring to attain that blessed communion with God through faith in our divine mediator, und ihnen ans Herz legte, that a sound practical sermon sensibly and experimentally

prest on the conscience of men would be of greater use to the hearers and more honour and comfort to the preacher, then all the flourishing harangues of wit and the elaborate ornaments of human rhetoric. Nahe liegt der Vergleich zwischen den Societies in ihren rein erbaulichen Anfängen und deren späterem angriffsweisem Vorgehen zur Heiligung des Wandels der Bevölkerung mit den leisen Unterschieden, die wir bei unsren Jünglingsvereinen und den christlichen Vereinen junger Männer in unsren Tagen beobachten können.

[12]) S. 92. Dies der Wortlaut des zuerst von Ziegler (in seinen leider völlig vergriffnen Beiträgen zur älteren Geschichte des Gymnasiums. Lissa 1855) veröffentlichten im U. A. noch vorhandnen Ladung: D. O. M. et victrici veritati, quam profligata rudi, crassa, servili opinionum, ignorantiae errorumque caligine bona mens, coeli aemula, et sana, pura, candida ratio quaerit, optat, desiderat, divina purioris philosophiae libertas amat, colit, asserit, defendit, evincit, triumphos et trophaea tribuit, erigit, consecrat illusre Lesnense Gymnasium. Hoc, viduata suae per annuos menses cathedrae gloria, vacante reipublicae literariae clavo, redivivum sibi vigorem, occidui nuper syderis ortum, applausu publico salutat et solemni actus inauguralis introductione verum reverendum clarissimum, juxta et doctissimum D. Danielem Ernestum Jablonski, V. D. M. ecclesiae J. C. secundum evangelium reformatae in coetu Lesnensi Polonico pastorem ordinarium, desideratum, votisque exoptatum rectorem pronuntiat, excipit, proclamat, veneratur. Ut vero ejus in haec sacraria introitum frequenti concursu, gloriosa praesentia, benevolo affectu, gratioso patrocinio felicem reddere atque Musas de scholarum communibus fatis, de doctrinae peripatheticae labe, de vero ac genuino veteris philosophiae usu, nec non universalem ecclesiae ac totius terrarum orbis vel imprimis Rom. imperii ab. u. c. ad praesens aevum enarrantes benigne, placide, gratiose audire dignentur. Luminaria mundi, illustres etc. etc. Patronos, Theologos etc., Reipublicae Lesnensis praesides etc. etc. omnium ordinum etc. viros, tandem illustrem, generosam, nobilem, virtute praestantem, literatam Lycaei Lesnensis juventam etc. invitat

Adam Samuel Hartmann
S. S. Theol. Doct. etc.

[13]) S. 94. Das sechszeilige Anagramm — mir unmöglich als ein solches in deutscher Sprache wiederzugeben — bietet einen Beleg für die hervorragende Handhabung der lateinischen Sprache Jablonskis und lautet: Domus Lescinia — Ades incolumis; — Omnis es lucida, — Manes sidus loci. — Sis columna Dei, — I, scande solium.

[14]) S. 95. Die fesselnde Persönlichkeit des vielseitigen Gelehrten Johann Johnston (Jonston), Polyhistor von seinen Zeitgenossen genannt, verdient eine eingehendere Beachtung und Beleuchtung, als sie bis jetzt gefunden. Das meist wertvolle Dictionary of National Biography geht etwas rasch über den Sohn der schottischen Hochlande hinweg, der in Groß-Polen geboren den größten Teil des Lebens außerhalb Englands verbracht; die „Geschichte der Familie von Johnston und Krögeborn" (von Max v. Johnston-Rathen. 1891, nicht im Buchhandel erschienen) erwähnt ihn nur im Zusammenhang der Familiengeschichte und berücksichtigt nicht eingehend die wissenschaftliche Bedeutung des seiner Zeit berühmten Arztes und Gelehrten. Eine eingehendere Lebensbeschreibung wäre lohnende Arbeit für einen auf dem Gebiete der Theologie, Naturwissenschaften und Geschichte bewanderten Gelehrten mit dem umfassenden Wissen etwa des Professors Zöckler in Greifswald. Die Familie Johnstons ragt hoch hinauf in der Geschichte ihrer alten schottischen Heimat. Schon im 11. Jahrhundert singt ein Barde: „Es haben die Gau von Annandale (in Süd-Schottland) — Die edlen Johns-

stons inn' — Sie wohnen dort wohl tausend Jahr — Und bleiben noch tausend drinn'." Ein paar Brüder der Familie wandern 1596 aus nach Polen; der eine von ihnen läßt sich in Samter nieder und heiratet eine Tochter des Landes, die wegen ihrer christlichen Wohltätigkeit weithin den Beinamen „Mutter der Almosen" hatte. Einer der beiden Söhne des Ehepaares ist Johannes (1603—75). Er studierte in der alten Heimat Arzneikunde, brachte Jahre auf Reisen in Europa zu, zum Teil in Begleitung von Boguslaw Leszynski, hielt sich dann dauernd in Lissa auf, wo er eifriges Mitglied der Unität wurde. In zweiter Ehe war er mit einer Tochter des polnischen Leibarztes Vechner vermählt, einer hochangesehenen Gelehrtenfamilie der Unität. Die Kriegsunruhen haben den Gelehrten aus Lissa verscheucht; er kaufte sich das Rittergut Ziebendorf bei Lüben (mehrere seiner zahlreichen Werke sind von „Cibeniacum" ausgegangen), ohne damit aber Lissa untreu zu werden; hier auch an seiner alten Wirkungsstätte ging er hochbetagt heim. Es gibt kaum ein Gebiet damaligen Wissens, in dem er sich nicht auch literarisch betätigt hätte. Einen großen Teil seiner zahlreichen Werke besitzt die Berliner Bibliothek, wenn auch nicht eine vollständige Sammlung. Unter seinen Schriften ist mir eine bedeutsam erschienen: horae subcesivae (Mußestunden?) sive rerum toto orbe ab universi exortu gestarum idea (Lesnae 1630; gewidmet: illustrissimo comitum Lesciniorum utriusque ordinis, rev. praesuli Andreae, episcopo Wendensi, gen. heroi Johanni, Palatino Brestensi, patronis suis), wohl der erste Versuch einer Philosophie der Geschichte (auf dem Titel bezeichnet er sich als philisophus et medicus Lesnensis), in der Ausführung aber weit hinter dem zurückbleibend, was wir unter einer Philosophie der Geschichte verstehen.

[15]) S. 104. Nach einem noch vorhandenen Taufbuch stellt sich die Durchschnittszahl der Taufen von 1681—1690 auf 38, von 1691—1700 auf 44 Kinder. 1691 zähle ich 32 Taufen, 1692: 51, 1693: 38 (die entsprechenden Trauungen: 13; 14; 13); in dem vollen Jahr der Amtswirksamkeit Jablonskis eine auffällige Steigerung. Von den Eltern der 121 Täuflinge tragen 40 offenkundig englische, 10 holländische, 2 französische, 1 polnischen und 68 deutsche Namen; wahrscheinlich entsprechend der Größe der 3 Brüderschaften. Der Stand der Eltern ist um jene Zeit noch nicht angemerkt; nur aus der beigefügten Adelsbezeichnung ist zu ersehen, ein wie großer Teil des Adels in Preußen sich der reformierten Kirche angeschlossen; von 1681 bis 1690 haben 24, von 1691—1700 27 adlige Eltern ihre Kinder in der Gemeinde taufen, zum Teil trauen lassen. Die Namen fesseln vielleicht einen Augenblick (in der vorgefundnen Reihenfolge): v. Fischer, v. Kochfeld, v. Dönhoff, v. Breda, v. Rauter, v. Froben, v. Schmidt, v. Sprechaus, v. Lehndorf, v. Dohna, van Laten, v. Heydersheim, de la Cave, van Hole, v. Pölnitz, v. Brecht, de Singy, van der Sluys, v. Lange, v. Oppen, de la Port, Fink v. Finkenstein, de St. Sülpis, v. Müllenheim, v. Schlieben, v. Kühnemann, Feldmarschall v. Barfuß, v. Teybe, v. Rauschki, v. Roedern. Der reformierte Adel Polens ist in dieser Liste nicht verzeichnet; die polnische Gemeinde besaß ihr eignes Kirchenbuch.

[16]) S. 113. Der Anstellungserlaß, in welchem auffälligerweise noch einmal der alte, seit mehr wie zehn Jahren abgelegte Name auftaucht, ist bereits am 17. Januar 1693 ausgefertigt und lautet nach der im Geh. St.-A. aufbewahrten Urkunde: „Wir Friedrich III. u. s. w. urkunden und bekennen hiermit, daß Wir den würdigen und wohlgelehrten, Unsren lieben und getreuen Dan. Ernst Jablonski, genannt Figulus, zu Unsrem Hof-Prediger allhier gnädigst angenommen, berufen und bestellt haben; thun solches auch hiermit und kraft dieses dergestalt und also, daß er der hiesigen Reformirten Gemeinde in der Dom-Kirche mit Lehren, Predigen, Austeilen und Administrirung der heiligen Sakramente nach Inhalt des Wortes Gottes und wie

es demselben in den reformirten Kirchen gemäß, wie auch Katechisation und Kinderlehre, Betstunden und was sonsten dieses Amtes halber von ihm erfordert wird, nach seinem besten Wissen und Gewissen treulich und also, wie er es gegen Gott vor dessen gestrengem Richterstuhl ihm zu verantworten getraut, fürstehen und sich in allem, Beides in Lehre und unsträflichem Leben und Wandel dergestalt, wie es einem getreuen reformirten Hirten und Seelsorger eignet und gebühret, verhalten, da er auch zu Kranken und Sterbenden erfordert werde, sich jedes Mal unweigerlich gestellen und ihnen kräftigen Trost und Unterricht, nachdem es eines Jeden Zustand erfordert, aus dem Worte Gottes mitteilen soll." — Dem Erlaß wird zum Schluß die Angabe des Einkommens beigefügt: 700 Taler und je 2 Wispel Roggen und Gerste. Fuchs fügte dem noch bei „12 Scheffel Roggen aus unsren Kirchengefällen zur heiligen Dreifaltigkeit." Schon vom Tage zuvor (16. Januar) liegt ein Schreiben des Geheimrat Fuchs vor: „Da der Kurfürst Herrn Figulo-Jablonski zu ihrem Hof-Prediger bestellt, derselbe eine wohlconditionirte und nicht weniger einträgliche Stelle in Königsberg nach kurfürstlichem Willen quittiret, so soll er außer den jährlichen 700 Talern aus den „Thumbkirche"-Gefällen noch 300 Taler aus der kurfürstl. Schatulle erhalten." Im Laufe der Jahre erhöhte sich das Einkommen. So erhielt Jablonski 1713 nach dem Tode des Hofpredigers Mieg aus den Gefällen des Doms einen jährlichen Zuschuß von 180 Talern „Haus- und Holz-Gelder". Einem Schriftstück (Geh. St.-A. Dom. R. 2, 46) entnehme ich, daß sich der Gehalt Jablonskis bei seinem Tode, aus verschiedenen Posten zusammengesetzt, auf 1660 Taler belief. Ob und in welcher Höhe noch ein Einkommen aus Amtshandlungen anzusetzen ist, konnte ich nicht herausbringen. Nur dies, daß in der Domgemeinde auch vor 200 Jahren schon kein sog. „Beichtschilling" an die Prediger entrichtet wurde. Als der innig fromme, vom Pietismus beeinflußte Diakonus Schade an der Nikolaikirche wider den in den lutherischen Kirchen Berlins noch vorhandnen Beichtstuhl und die dabei eingeschlichenen Mißbräuche überheftig am Ende des 17. Jahrhunderts auftrat und ein Teil seiner Amtsbrüder durch den Wegfall desselben eine Einbuße an ihren Einkünften befürchtete, ließ der Kurfürst Friedrich III., in dessen reformiertem Dom der Beichtstuhl nie Aufnahme gefunden, den lutherischen Geistlichen Berlins eine Schadloshaltung von jährlichen 200 Talern auszahlen.

[17]) S. 133. Das Geh. Staatsarchiv in Berlin bewahrt von der für die Geschichte des Doms und seiner Gemeinde wichtigen Urkunde auch die fesselnden Entwürfe (R. II, Dom 10. 11) aus denen ersichtlich, mit welch ernstem, gewissenhaftem Vorbedacht seitens des Kurfürsten diese Übereignung stattgefunden. Der Kanzler Sigismund v. Götze, die Kammergerichtsräte v. Knesebeck und Sebastian Stripe (der freilich bei der Domgemeinde nicht besonders beliebt war, weil er im Verdacht stand, ein gefügiges Werkzeug des Grafen Schwartzenberg zu sein), alle drei auch im Kirchenrat der Domgemeinde, hatten ihr Gutachten zu dem Entwurf zu geben, auch eine genaue Aufstellung aller Einkommen des Domes, sowohl der in bar als auch in Getreidegefällen. Sie liegt dem Aktenstück bei. Besonders war es der Pastor am Dom, Wolfgang Crell, der von dem Kurfürsten mit der Durchsicht des Entwurfes betraut wurde und dessen vielfachen Randbemerkungen Zeugnis ablegen, wie gewissenhaft und sorgfältig er der Aufgabe nachgekommen, zugleich auch, wie sehr der Kurfürst auf seine Bemerkungen achtete. Crell und seine beiden Amtsbrüder, die Domprediger Menzel und Apel, hebt die Urkunde mit Namensangabe hervor. Crell war aus Bremen gebürtig, ein paar Jahre Professor der Theologie in Frankfurt gewesen und 1626 mit 33 Jahren an den Dom berufen worden, drei Jahre nachdem sein Frankfurter Kollege von der Hochschule, Konrad Berg, zum Hofprediger in Berlin ernannt worden. Die bedeutsame Urkunde, um der ihr beigelegten Wichtigkeit willen mit dem großen Majestätssiegel ausgefertigt („zu Uhrkund haben Wir diesen Brief mit eigner Hand

unterschrieben und um mehrerer roborirung, auch fester haltung willen Unser großes Majestät Siegel daran zu hangen befohlen"), erschien zum erstenmal im Druck bei Hering (Beitr. zur Gesch. der Ev.-Ref. Kirche in den Preuß.-Brandenb. Ländern. Breslau 1784) I, 29—38. Mylius bietet sie ebenfalls in seinem großen Sammelwerk: Corpus constitutionum Marchicarum. Schon Hering weist darauf hin, daß auch diese Urkunde wie alle andren Vorrechte, Rechte und Freiheiten des alten Doms auf den unter Friedrich dem Großen ausgeführten Neubau (1747) übergegangen sei. Die 70 Jahre später eingeführte Union, wie sie das Sonderbekenntnis keiner evangelischen Gemeinde hat antasten wollen, hat auch an diesem feierlich verbrieften Rechtsverhältnis nichts verändert.

[18]) S. 137. Bachmann (Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher. Berlin 1856. S. 63—86) gibt eine ausführliche Beschreibung der Psalmodia sacra. Mir liegen die von Jablonski bevorworteten und auch besorgten Ausgaben von 1700 und 1704 vor. Die von 1704 führt in geistvoller Weise aus, wie die reformierte Kirche in diesem Hauptstück ihres Gottesdienstes, dem Gesang, nach Pauli Vorschrift und der alten Kirche Beispiel sich gerichtet: sie singe Psalmen, Lobgesänge, geistliche Lieder. (Kol. 3, 16.) Im Unterschied von den früheren Auflagen enthält die von 1704 auch das Neue Testament. Der Verleger hat diese Ausgabe dem Kronprinzen zu seinem sechzehnten Geburtstag, als dem Tage der Volljährigkeit, gewidmet. Neben den 150 Psalmen in der bekannten Lobwasserschen Verdeutschung bietet sie 133 Lieder, dazu dann noch, wie in sämtlichen Auflagen, das Bekenntnisbuch der Gemeinde, den Heidelberger Katechismus, und die Abendmahlsliturgie. Die erste Auflage von 1657 enthielt 319 geistliche Lieder, die von 1700 deren nur noch 260, und auch diese Zahl ist 1704 auf 133 herabgemindert. Es ist hier nicht der Ort, der sichtenden, ausmerzenden Hand im einzelnen nachzugehen; lockend wäre ein solcher Gang. Jablonski war von Kindesbeinen an und aus der Brüderunität her sangesfreudig und auch im geistlichen Lied der evangelischen Kirche von Herzen heimisch. Seine getroffne Auswahl ist vorzüglich. Wohl keine Perle unsres geistlichen Liederschatzes ist übersehen oder verworfen. Wie die ganze deutsche evangelische Kirche in ihren Liedern den schönen Boden einer Union der beiden Schwesterkirchen lange vor der Union besitzt, so sind dieselben auch Heimboden für den lebenslang nach einem Verband der Schwesterkirchen der Reformation ringenden, betenden Hohenzollernhofprediger Jablonski. Die Auflage von 1700 hat einen sinnbildreichen Titelkupferstich, den mir Winterfeld (der evang. Kirchengesang II, 170) nicht völlig zutreffend deutet; die Auflage von 1704 bringt einen schönen Stich des jungen Kronprinzen. Trotz mühsamer Umfragen bei allen hervorragenden Antiquaren Deutschlands seit drei bis vier Jahren ist es mir nicht gelungen, noch ein Exemplar dieser beiden Ausgaben für meine Bücherei zu erwerben. So können Bücher, die in Tausenden von Exemplaren erschienen, in allen Familien einer Gemeinde durch Jahrzehnte verbreitet waren, völlig vom Büchermarkt verschwinden.

[19]) S. 143. Da über Eisenberg sowohl bei Hering (Beitr. zur Gesch. der ref. Kirche in Brandenburg, Breslau 1785 II, 100), als auch bei dem ungemein sorgfältig arbeitenden Fechner (Chronik der Evang. Gemeinden in Moskau, Moskau 1876 II, 724 und II, 734) ungenaue und dürftige Nachrichten mitgeteilt sind, sei als Ergänzung dessen, was ich vor ein paar Jahrzehnten über E. zu sagen wußte (vergl. meine Gesch. d. reform. Kirche in Rußland, Gotha 1865. S. 127), hier nachträglich einzelnes angemerkt. Peter Marselis, dessen Vater bereits 1619 sich um die Befreiung Philarets verdient gemacht, hatte 1644 mit seinem niederländischen Landsmann Lus Akema vom Zaren die Erlaubnis zur Anlage von Bergwerken und Eisenfabriken etwa hundert Kilometer von Moskau erhalten und wahrscheinlich einen Teil der Arbeiter aus der Heimat kommen lassen. An zwei

Orten bildeten sich nämlich ein paar kleine reformierte Gemeinden. Zum Prediger berief um 1671 Marselis den dreißigjährigen Christian Eisenberg aus Dessau, der während seiner Studienzeit in Frankfurt und Königsberg dem Kurfürsten und seiner an den Herzog Kasimir von Kurland vermählten Schwester bekannt geworden war. Nur acht Jahre blieb E. bei der kleinen, entlegenen Gemeinde und hielt sich dann in Moskau bis 1682 als Gehilfe des dortigen reformierten Predigers Schonderwoert auf, dem als Holländer ein der deutschen Sprache mächtiger Amtsbruder erwünscht sein mochte. Am 30. Jan. 1683 wandte sich der Herzog von Kurland an seinen Schwager, um in Preußen für E. ein „employment" zu erlangen. „E. hat mich um Befürwortung gebeten und in Ansehung seiner Qualitäten und daß er mit gutem Lob anhero (Mitau) gekommen, auch zu meiner vielgeliebten Gemahlin sonderbarem Vergnügen zum öftern allhier im Predigen sich hören lassen, so bitte ich demütigst, Sie wollen geruhen, demselben hierin Gnaden widerfahren zu lassen und ihn bei einer Vakanz berücksichtigen." (Geh. St.-A. Rep. II. Dom 46.) Der Große Kurfürst erfüllte die Bitte seines Schwagers und machte E. zum überzähligen Predigergehilfen am Dom, als welcher er in der Krankenseelsorge und in Vertretung eines kranken Hofpredigers, aber nur des Sonntag nachmittags und bei den Wochenpredigten aushelfen durfte. Kurfürst Friedrich III. bestätigte 1689 E. in diesem Dienste. Beliebt war E. bei der Gemeinde nicht. Noch 1699 erklärte Jablonski dem Minister Fuchs, der sich über die Vertretung beklagte, daß nach dem Tode von Cochius und bei ständiger Abwesenheit von Ursin E. während 16 Wochen nur viermal geprediget habe, er aber und Sturm je zwölfmal. Am 23. Mai 1702 starb E. und hat Jablonski ihn beerdigt.

[20]) S. 160. Dieser meines Wissens zuerst auch zum Missionar ausgesandte deutsche Geistliche kann nicht anders als die Aufmerksamkeit eines Missionsfreundes fesseln. Hier der weitere spärliche Ertrag eingehender Nachforschungen. Bei der Seltenheit des Namens vermute ich, daß Eßkuch entweder der 1743 als Metropolitan von Kassel verstorbene Ludwig E. ist, der Vater des 1710 in Kassel gebornen späteren reformierten Predigers und Professors der griechischen Sprache in Rinteln (vrgl. Neubauer, Nachrichten von den jetzt lebenden luther. und reform. Theologen. Züllichau 1743, II, 495) oder wenigstens mit ihm nahe verwandt. Wie der Hesse nach Berlin und zu der Anstellung gekommen, welches seine Vorbereitung für den Missionsposten gewesen, ist mir unbekannt geblieben. Am 18. Mai 1694 ward er in der Wohnung des ältesten Hofpredigers Schmettau und in Gegenwart der beiden Dompredigter Ursin und Jablonski zum Behufe der Ordination geprüft. Die erste Frage lautete: über die Art der Heidenbekehrung und ob dieselbe auf Grund der Gotteskunde (wahrscheinlich wohl mit Bezug auf Röm. 1, 19. 20.) aus der natürlichen Religion (ex religione naturali) heilsam unterrichtet werden könnte? Der Kandidat verneinte dieselbe und lehnte ausführlich eine dahin zielende Ansicht Zwinglis ab. Seine von dem Freiherrn von Cnyphausen als dem Vorsitzenden der brandenb.-afrikan. Kompagnie und Raulé, dem Generaldirektor der Marine, ausgestellte Berufungsurkunde lautete nur, daß er die christliche Gemeinde zu Groß-Friedrichsburg zu bedienen habe; mündlich aber teilten ihm die beiden Männer mit, daß er sich auch die Bekehrung der Ungläubigen müsse angelegen sein lassen. Als Gehalt wurden ihm monatlich 75 Mark zugesagt, außerdem freier Tisch bei dem dortigen Gouverneur. — Noch eine Nebenbemerkung hier. Einige Wochen später (am 6. Juni) befand sich Jablonski draußen auf dem prächtigen Landsitz seines Gemeindegliedes Raulé in Rosenfeld (heute Friedrichsfeld, dem nun mit Berlin räumlich verbundnen Vorort) zum Besuch. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um den fernen Kolonialbesitz Brandenburgs, von dessen reichen Gewinn bringendem Erfolg der Generaldirektor fest überzeugt war. Ein paar Jahre später

büßte Raulé bei seinem unerwarteten Sturz auch den schönen Landsitz ein, in dessen ausgedehnten, nun etwas vernachlässigten Parkanlagen ich noch die in der Gartenbaukunst geübte, damals, ehe die französische Weise aufkam, tonangebende Hand eines Holländers, des einstigen Schöffen von Middelburg, glaube vermuten zu dürfen. Denn Raulé hatte aus seiner Heimat Gärtner kommen lassen, das von ihm errichtete Lusthaus mit einem großen Park zu umgeben. Der Landsitz fiel nach ihm dem Kurfürsten zu. Zwanzig Jahre blieb er unbewohnt; 1717 schenkte der König das Schloßgut seinem Stiefonkel, dem Markgrafen Albrecht, Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg, der gern auf dem prächtigen Landsitz wohnte, da auch 1731 starb. Jablonski kam nun wieder häufig hinaus; er stand dem markgräflichen Hause recht nahe; nicht selten ist er draußen zu Gast. Als der zweite Sohn, Friedrich Wilhelm, seine Studien beendigt, wünschte der Markgraf ihn zu einer Gastpredigt nach Friedrichsfelde (30. Juli 1728); der Vater lehnte für ihn ab, da er vom Kirchendirektorium noch nicht die Predigterlaubnis erhalten.

[21]) S. 163. Wie schon der Name andeutet, ist Malchow ein altes, wendisches Dorf; dem Landeskundigen verrät den Ursprung gleich bei dem Betreten seine Anlage. Die Kirche steht nicht wie bei den deutschen Ansiedelungen in der Mark in der Mitte der Dorfstraße auf freiem, viereckigem Platz, in der Nähe das Pastorat und die unumgängliche Dorfschmiede, sondern längs der Landstraße in der Dorfzeile. Hundert Jahre vor Fuchs war Sigismund Barfuß Gutsherr, die Familie, aus welcher der berühmte Feldmarschall hervorging. Gegenwärtig ist das schöne Anwesen städtisches Rieselgut. Der Magistrat als Eigentümer hat auf dem Hofe eine Lungenheilstätte errichtet; in den alten Parkanlagen, unter den prächtigen Bäumen finden die Wiedergenesenden vorzügliche Erholung. Ein Eintrag in dem Kirchenbuch mit der schönen Handschrift von Porst, dem späteren Propst von Berlin und Herausgeber des berühmten Gesangbuches, ist um des Schreibers willen, mit dem der Pietismus in das märkische Dorf einzog, wert hier wiedergegeben zu werden. „Als ich am XX. p. Trin. 1698 das Seelenhirtenamt antrat, befand ich, daß der Verfall des Christentums unter andrem auch mit herrührte aus dem Mangel der nötigen Bücher, welche zur Erbauung erfordert werden, neue Testamente, Gesangbücher, noch andre zur Übung des Christentums nötige Bücher. Daher war ich alsbald darauf bedacht, daß der Mangel in diesen Stücken ersetzt werden möchte. Und weil die Meisten von den Untertanen in größter Armut stehen, hatte ich kein Bedenken, aus den Kirchengeldern ihnen an die Hand zu gehen und dies aus folgenden Gründen: 1) ist die Seele des Menschen in den Augen Gottes unendlich höher geachtet als der Leib. Da man nun zu einem Kirchenhaus, in welchem die Menschen wöchentlich einmal zusammen kommen, große Kosten anwendet, warum soll man nicht zu derselben täglichen Seelenerbauung etwas anwenden?; 2) versagt man nicht leicht einem Untertanen etwas von Kirchengeldern, wenn er dergleichen zu seinem leiblichen Behufe nötig hat; man gibt auch jährlich an fremde Armen etliche Taler von den Kirchengeldern; warum soll man denn ein Bedenken haben, einem Glied der Gemeinde zum Heil seiner Seele etwas zu einem Buche vorzustrecken? —; (es folgen noch zwei weitere Gründe). So begründet hat Porst in den sechs Jahren seiner Amtierung in Malchow (nach dem Tode des Gutsherrn kam P. zunächst an die Friedrich-Werder Gemeinde) eine Reihe von Bibeln, Gesangbüchern, Erbauungsbüchern (Arndts Wahres Christentum, Luthers Kirchenpostille, Katechismus und andre) teils für die Kirche oder Schule, teils für Gemeindeglieder angeschafft und verteilt. 1783 merkt ein Nachfolger im Amte an, daß von all diesen Anschaffungen nichts mehr vorhanden. — Der dreißigjährige Krieg hatte die Zahl der Bewohner auf ein Drittel ihres früheren Bestandes herabgemindert. 1699 sind sechs Kindertaufen eingetragen, 1799: 17; 1899: 27.

[22]) S. 191. Den späten Einblick in die vor mehr als anderthalb Jahrhundert in alle Welt zerstreute Bücherei des Dompredigers ermöglicht heute noch das zum Behufe der Versteigerung im Druck erschienene Verzeichnis (Catalogus librorum . . . D. E. Jablonski . . . publicae auctionis lege in aedibus defuncti distrahendorum . . . ejus initium erit 12. II. 1742. Berolini prostat in officina libraria Rudigeriana). Die Berliner Königl. Bibliothek besitzt das fesselnde Exemplar, in welchem bei jedem Buche der erzielte Versteigerungspreis eingetragen ist.

[23]) S. 206. Die kurzen Angaben Jablonskis (Gesch. d. Akad. d. Wissensch. in Berlin, II, 3) sind ungenügend und scheinen auf spätem Hörensagen nach 33 Jahren zu beruhen. Besser unterrichtet darüber erweist sich Oelrichs in seinem auch heute noch lesenswerten Schriftchen Consilium Frid. Wilhelmi Magni condendi universitatem ominum gentium, scientiarum et artium (Berolini 1751). Aus ihm ist ersichtlich, daß selbst die von dem Kurfürsten bereits unterzeichneten Stiftungsgesetze (Cöln an der Spree 12. 4. 1667) in 17 Absätzen ausgearbeitet vorlagen, ferner ein Plan von 21 zu errichtenden Gebäuden der Hochschule, für welche auch schon Tangermünde in Aussicht gestellt war, auch ein Entwurf des Skytte, aus dem zu ersehen, daß der Schwede nicht blöde gewesen, für sich und die Seinen Vorteile aus dem Unternehmen zu schlagen und daß gerade an diesem Punkte der ganze, weit gediehene Plan scheiterte. Oelrichs hat die gesunden Gedanken darin nach fast einem Jahrhundert in einem Vorschlag wieder aufleben lassen, den er in 21 Leitsätzen am Schlusse des Büchleins macht. Für eine Geschichte der Akademie bleibt der Vorschlag immerhin beachtenswert; ich entsinne mich nicht, ob Harnack auf ihn aufmerksam gemacht.

[24]) S. 214. Bereits während der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 202 n. Chr.) waren Juden in China eingewandert; seit dem 16. Jahrhundert zumeist in Kai-feng-fu, der Hauptstadt der Provinz Ho-nan, angesiedelt. Marco Polo hat im 13. Jahrhundert etliche von ihnen in Peking angetroffen. Ausführlichen Bericht über die Juden in Kai-feng-fu gab 1704 der portugiesische Jesuit Josef Gozany in einem Schreiben an seinen Freund Josef Suarez. Er sah die auf dickem chinesischem Papier geschriebnen, in 13 Kasten sorgfältig aufbewahrten 5 Bücher Mosis. Das lange Schreiben des Jesuiten ist sehr lesenswert. Die letzte mir bekannt gewordne Schilderung der zusammengeschmolzenen, einer baldigen Auflösung entgegengehenden jüdischen Gemeinde in Kai-feng-fu ist von einem Dr. Martin 1866; er vergleicht sie einem Fels, der, losgerissen von dem Berge Zion durch irgend eine große nationale Katastrophe und hineingeschleudert in die chinesische Ebene, dastand im Laufe der Jahrhunderte, erhaben in seinem Alter und in seiner Isoliertheit.

[25]) S. 243. Unter den Gibson Papers im Lambethpalast in London fand ich ein meines Wissens noch nicht veröffentlichtes Schreiben Jablonskis an Gatford vom 4. Juli 1699, in welchem Jablonski dem Freunde in England so fesselnde Aufklärungen über seine Unionsbestrebungen damaliger Zeit gibt, daß ich nicht umhin kann, einzelne Sätze hier wiederzugeben. Jablonski erzählt zunächst, daß 1697 Spanheim mit Leibniz einen Briefwechsel de pace ecclesiastica geführet, den sie ihren beiden Kurfürsten mitteilten und dessen Inhalt von ihnen gutgeheißen wurde. Auf Befehl Friedrichs III. seien im Oktober 1697 diese Briefe Fuchs und den Berliner Hofpredigern zur Beratung, quo pacto pax iniri posset, übergeben worden. Ergebnis dieser Beratung sei die Abfassung einer Denkschrift gewesen, in welcher bei jedem Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses die Übereinstimmung und vorkommenden Falles auch der Unterschied der beiden Kirchen angegeben wurde mit dem Nachweis, daß die Unterscheidung weder eine fundamentale sei noch eine Vereinigung der beiden Kirchen hindere. Diese Denkschrift habe Spanheim dann auf seiner Reise nach Paris mit nach Hannover ge-

nommen und habe sie den Beifall sowohl des Kurfürsten als auch von Leibniz, Molanus und den Helmstedtern gefunden (in seiner Bescheidenheit erwähnt Jablonski nicht, daß er die Denkschrift abgefaßt). Jablonski fährt dann fort: Scias igitur velim me una cum unione eclesiarum protestantium Epanorthosin simul rerum ecclesiasticarum quae a prima reformatione variis adhuc inter nos defectibus laborant et cumprimis conformationem ut regiminis et disciplinae sic liturgiae nostrae ad exemplar ecclesiae Anglicanae moliri, quamvis consilium istuc profundo usque pectore premam tantisper possumus. Nachdem Jablonski dann erzählt, daß er auf Wunsch des Kurfürsten damals zur weiteren Beratung nach Hannover gereist, sei dies die Hauptsache der dortigen Verhandlung gewesen:

1) non de tolerantia mutua ecclesiarum, sed de plenaria unione cogitandum esse (an einer gegenseitigen Duldsamkeit wollten sich die beiden Hannoveraner anfänglich genügen lassen, dagegen vertrat Jablonski von Anfang an die Forderung einer plenaria unio);

2) cum geminus sit dissensus, alter circa doctrinam, circa ritus alter, sic commode tolli posse, ut controversiae doctrinales utrinque habeantur pro problematibus seu fundamentum fidei minime afficientes quaeque certo in utramque partem salva ecclesiarum unione modeste disputari queunt. Ritus vero omnes utrinque quasi simul seponantur et utrinque ad arbitrum neutri parti addictum quamque neutri adversum possit recurrere, nempe ecclesiam quarti seculi, cujus interpretem ecclesia Anglicana (illius viva imago) agat, quam ambas ecclesias dissentes pari venerationis et amoris affectu colere notum est. Die Hannoveraner hätten diese seine Vorschläge mit großem Beifall aufgenommen und beschlossen, ihre Glaubensgenossen, auch die in Sachsen, dafür zu gewinnen, während er bezw. der brandenburgische Kurfürst es sich angedeihen lassen wolle, Hessen, die Schweiz und Holland dafür zu überreden. Seinem Kurfürsten (pio et ecclesiae pacis studiosissimo viro) leuchten seine Vorschläge ganz besonders ein, auch was er de externa ecclessiae facie des 3. und 4. Jahrhunderts eilig auf das Papier geworfen. Dies habe ihn zu der Bitte an Grabe veranlaßt, die englische Liturgie ins Deutsche zu übersetzen, die er dann mit einer Widmung des Kurfürsten habe drucken lassen.

[26]) S. 253. Daniel Scultetus lebte als Lutheraner in unabhängiger Stellung seinen gelehrten theologischen Studien in Hamburg. Ob er der schlesischen Familie angehörte, die der deutschen reformierten Kirche eine Reihe von Pastoren gegeben, ist mir fraglich. Mehr wie ein Schultz hat in den Tagen des Humanismus der Mode gehuldigt, seinen ehrlichen deutschen Namen in der damals herrschenden Muttersprache der Gelehrten in einen Scultetus zu wandeln. Unter den reformierten Scultetus ist der hervorragendste jener aus Grünberg gebürtige Abraham S., Professor in Heidelberg und kurpfälzische Hofprediger, der 1614 auf ein paar Monate nach Berlin beurlaubt und „verliehen" wurde, um den eben zur reformierten Kirche übergetretnen Kurfürst Johann Sigismund in der Lehre zu festigen und gottesdienstliche Ordnung in der Kirche des Kurfürsten herzurichten. Außer diesem Abraham sind mir aus jener Zeit noch zwei Scultetus als reformierte Pastore aus Schlesien im Brandenburgischen bekannt geworden, der aus Freystadt gebürtige Joachim S., erster reformierter Prediger in Joachimsthal, und ein David S., der 46 Jahre lang reformierter Pastor in Spandau gewesen.

[27]) S. 260. Eine Reihe fesselnder Briefe von Bonnet an den König (eine Zeitlang mit jeder Post) bewahrt das Geh. Staatsarchiv. Auch mit Jablonski stand er in regem Briefwechsel. Durch ihn zumeist bewerkstelligte der Hofprediger die reichen Geldsammlungen für Polen und Ungarn. Auch die Frage wegen der Union und englischen Liturgie beschäftigte die

beiden Männer lebhaft. Noch im Jahre 1718 setzte sich der Gedankenaustausch darüber fort. Ein Teil dieser Briefe befindet sich im Posener Archiv. So schreibt B. an J. am 19. September 1718: „Inbetreff einer Union (réunion entre les deux communions) liegt die Schwierigkeit darin, zwei Fürsten zu finden, denen die Sache ernstlich am Herzen liegt. Oberflächliche Geister werden durch den Gedanken einer Vereinigung aufgeregt; deshalb kommt man besser zum Ziel, wenn man mittelbar vorgeht, daß es den Anschein habe, als ob man nicht mehr daran denke und nur für die gemeindliche Erbauung arbeite, eine an sich schon ausgezeichnete Sache. Deshalb wünsche ich, daß ernstgesinnte Theologen beider Gemeinden in Berlin sich fänden, die in einer Eingabe an den König auseinandersetzten, wie mangelhaft der Gottesdienst in den beiden Gemeinden sich vollziehe. Während unser Heiland sein Haus ein Haus des Gebetes nennt, hat man daraus ein Haus der Predigt und des Gesanges gemacht, darin weder genügend Weihe (onction) noch Erbauung ist. Diese Theologen sollten den König bitten, eine Kommission aus beiden Kirchen zu veranlassen und eine neue Gottesdienstordnung auszuarbeiten für Sonn- und Werktage. In dieser Ordnung führe man ein, was in der anglikanischen Kirche gut ist und sich für unser Volk eignet. Aus der neuenburgischen Gottesdienstordnung entlehne man die Aufstellung des Bibellesens. Diese Bearbeitung reiche man andren zur Begutachtung ein und wenn man sie so vervollkommnet und die Völker darauf vorbereitet, so gelangt man friedlich zu ihrer Einführung zuerst in den Städten und dann auf dem Lande. Gelingt dies, dann hat man die beiden Kirchen einander genähert (das deckt sich fast vollständig mit dem, was vor mehr wie einem Jahrzehnt Jablonski erstrebt).

Bonnet erzählt dann weiter: Drei Sonntage hintereinander war ich in der deutsch-lutherischen Kirche in Hampton Court, wo die Fürstin Münster (la duchesse de Münster), Frau v. Kielmannsegge, Herr v. Bernstorff, Bothmer, Hornstein, Ilten und der deutsche Hof dem Gottesdienst beizuwohnen pflegen. Man hat darin die englische Liturgie, um die Hälfte gekürzt, eingeführt. In zwei Punkten unterscheidet sie sich von der englischen: 1. ihr Geistlicher ist nicht von einem Bischof ordiniert (ce que Mylord Nottingham a trouvé fort mal), 2. jeder bleibt bei den Gebeten sitzen.

[28]) S. 263. Graf Alexander Dohna, ein Sprosse der berühmten, in Preußen alteingesessenen Familie, ein Urgroßneffe des berühmten Oberburggrafen Fabian Dohna, dessen Büste mit wohlverdientem Rechte das Standbild des Kurfürsten Johann Sigismund in der Siegesallee umgibt, war mit seinem kurprinzlichen Zögling, wenn auch weitläufig, verwandt. Seine Großmutter Ursula, eine Tochter des Oberhofmarschalls Johann Albrecht Graf Solms-Braunfels, war Schwester der Urgroßmutter des jungen Kurprinzen. Diese Urgroßmutter Amalie war vermählt mit dem Fürsten Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, deren Tochter, Luise Henriette, Gemahlin des Großen Kurfürsten wurde. Mehrfach waren die Dohna mit den Dönhoffs verwandt. So hatte der Reichsgraf Ernst Magnus v. Dönhoff Katharina Dohna geheiratet, eine Tochter des Burggrafen Friedrich II. Dohna. Der oben erwähnte Graf Alexander Dohna hatte Gräfin Amalie geheiratet, die Tochter von Friedrich Dönhoff, eines Sohnes der Gräfin Katharina Dönhoff geb. Gräfin Dohna (vergl. das als Handschrift gedruckte, nicht in den Handel gelangte sechsbändige Werk „Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna"). Graf Alexander Dohna war auf dem elterlichen Schlosse Coppet am Genfersee 1661 geboren und hatte seine Erziehung zu Haus erhalten; zu seinen Lehrern zählte auch der berühmte Bayle. Der Vater war Gouverneur von Orange (Arausiacus); nach dem Tode des Herzogs Friedrich Heinrich von Nassau (1641) ging der Besitz des Fürstentums Orange zunächst auf seine Witwe über, von ihr dann auf die Tochter, die Gemahlin

des Großen Kurfürsten. Daher die Beziehungen sowohl der Hohenzollern als auch der Dohna zu dem fernen Fürstentum, die dann bei den kirchlichen Unionsbestrebungen, wie wir gesehen, sich geltend machten. Die übernommene Aufgabe, den jungen Kurprinzen zu erziehen, war keine leichte. Seine Mutter, Sophie Charlotte, überwachte dieselbe aufs Genaueste; Kurfürst Friedrich III. hatte in der Bestallungsurkunde bis in die Einzelheiten dem Grafen die Grundsätze und Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben, nach denen der Kurprinz erzogen werden solle; Förster teilt sie in seinem Werke „Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, mit: I, S. 77 flg. Das sei hier beiläufig erwähnt, daß die Taufe des Prinzen zwei Wochen nach seiner Geburt am 11. Sonntag nach Trinitatis (12./22. August 1688) im Anschluß an den Gottesdienst vor versammelter Gemeinde im Dom stattfand. Die Taufe vollzog nicht, wie Förster angibt, Konrad Berg, sondern der erst vor Jahresfrist aus Wesel zum Domprediger nach Berlin berufene Christian Cochius. Die Taufrede liegt mir im Drucke vor; sie ist auch ein Beleg dafür, wie wünschenswert bei manchem Domprediger die Einrichtung einer Sanduhr gewesen wäre. Die Rede nimmt nicht weniger als 68 Druckseiten ein (es ist nicht angegeben, ob der Täufling so lange still gehalten); dazu kommen noch sechs Seiten der Widmung an die Eltern des Kindes. Damit noch nicht genug, hat auch der Leibarzt, Garlieb v. d. Mühlen, ein zwei Seiten langes Gedicht beigefügt, eine Zusammenfassung der Predigt in gebundner Rede, und auch der Sohn des Predigers, Friedericus C., hat ein lateinisches Chromodistichon, hoffentlich auch nur im Druck, angereiht. Ob wohl die Mutter des Täuflings dem Domprediger den bedeutsamen Text (Hes. 17, 22—24) an die Hand gegeben, wie 109 Jahre später Königin Luise den Hofprediger Sack gebeten, bei der Taufe unsres ersten deutschen Kaisers aus dem Hohenzollernhause über das Wort Luk. 1, 66. die Ansprache zu halten?

[29]) S. 269. John Robinson ist ein bedeutsamer Beleg, wie wenig man in jenen Tagen Anstand nahm, hervorragende evangelische Geistliche, wenn sie die Befähigung dafür zeigten, auch zu staatlichen Dienstleistungen heranzuziehen, ohne dafür das Opfer der Drangabe ihres geistlichen Berufes zu fordern. In jüngeren Jahren (geb. 1650) war er (wie ich vermute als Gesandtschaftsprediger ähnlich wie Ayerst in Berlin) längere Zeit in Stockholm und wurde bald mit Karl XII. innig befreundet; Marlborough rühmte der Königin Anna den guten Einfluß, welchen er durch seine persönliche Stellung zum König auf den ganzen Hof ausgeübt. 1696 verlieh ihm der Erzbischof von Canterbury die Würde eines Doktors der Theologie. 1708 hielt er sich, von der Königin entsandt, auf einer außerordentlichen Handelsmission (special commercial mission) in Hamburg auf; da trat er in regen brieflichen Verkehr mit Raby, der seine Begabung schätzen lernte (den Briefwechsel bewahrt noch das britische Museum). Auch bei der Königin stand er in hoher Gunst. 1710 wurde er Bischof von Bristol mit dem Rechte, seine Wohnung im Sommersethaus in London zu behalten. Die Königin wollte den bewährten Ratsherrn in ihrer Nähe haben. Neben seinem Bistum war er Gouverneur des berühmten Charterhauses mit seinen umfangreichen Stiftungen an Kirchen und Schulen, Dekan der königlichen Kapelle (chapel Royal), beauftragt mit dem Bau von 50 neuen Kirchen in London und als ihm dies geglückt, mit der Fertigstellung der Paulskirche. 1712 war er erster Bevollmächtigter Englands bei dem Friedenskongreß in Utrecht, zwei Jahre später, nach dem Tode von Compton, wurde er zum Bischof von London und damit an seinen ihm gelassenen Wohnsitz berufen.

[30]) S. 318. Archivrat Dr. Prümers in Posen, der kürzlich in einer Sonderausgabe das fesselnde Tagebuch Samuel Hartmanns von seiner Sammelreise 1657—59 veröffentlichte (Posen 1900), hat auch Arnolds Tagebuch einer gleichen Reise 1708 in der Zeitschrift der hist. Ges. für die Pro-

vinz Posen (XII, 2. H.) zum Abdruck gebracht, ebenfalls ein für den Geschichtsforscher jener Tage wertvoller Bericht. Besonders ergiebig waren die Erträge in der Schweiz. Ich kann nicht umhin, hier zum Vergleich mit heutigen Tellersammlungen in unsren Kirchen anzugeben, was am Sonntag Rogate 1708 in den vier reformierten Kirchen Zürichs für die heimgesuchten fernen Glaubensgenossen einging. Im Großmünster (auf dessen Kanzel einst Zwingli das Evangelium verkündigt) 4200 Mk.*); im Fraumünster 1824 Mk.; in St. Peter 2412 Mk.; in der Predigerkirche 2767 Mk. Dazu kamen noch die Sammlungen in je zwei Kapellen und Spitalkirchen, so daß sich der Gesamtertrag auf 12324 Mk. belief (was 1900 die sämtlichen evangelischen Gemeinden der alten Provinzen Preußens in der Tellersammlung eines Sonntages für die deutsche Seemannsmission einlegten, betrug nur etwas mehr als das Doppelte dessen, was die kleine Bevölkerung Zürichs zur Linderung einer fernen Not beisteuerte, oder vielmehr betrug bedeutend weniger, wenn der Unterschied des Geldwertes in diesen zwei Jahrhunderten in Anschlag gebracht wird). Die Züricher hatten die Beckensammlung gut eingerichtet. Acht Tage vorher ließ der Antistes durch die Geistlichen den Kirchengängern die Not der fernen Glaubensgenossen warm ans Herz legen; an dem betreffenden Sonntag stand an jeder Kirchtüre ein Geistlicher mit dem Becken, im Großmünster die „Herren Chorherren". Hier fand sich in einem Umschlag eine Sondergabe von 360 Mk. (24 Dublonen); Arnold bemerkt in seinem Tagebuch, daß die Einlage wohl von dem Bürgermeister stamme. Er ist in seinem Berichte des Lobes der Schweizer voll. Ein paar seiner Worte seien den heutigen Schweizern zum Gedächtnis an ihre Väter mitgeteilt: Redeo ex Helvetia, quam peculiari quodam jure nominare me posse puto terram sanctam et civitatem dei. Non hic dico de soli et coeli clementia, qua regiones alias multas antecellit Helvetia, eandem non impedientibus sed promoventibus jucundis montium jugis, sed memorabo tantum sanctam ecclesiarum disciplinam gravissimosque ad pietatem formatos incolarum mores. Dedere me ista in admirationem et summa perfudere voluptate; inveni enim et Genevae et in Helvetia eam disciplinam, quam in unitatis nostrae ordine delineatam legi. Viget sane ibi „cana fides pietas, candor doctrinaque multa." Non tenentur incolae istis vanitatibus, quibus immersus totus fere alius est orbis. Nulla in victu luxuria, nulla in amictu cernitur superbia, nullus in conversatione tumor, sed ubique eminet sinceritas et modesta morum gravitas. His virtutum vereque christianae vitae exercitus certant cum Helvetis Genevenses; inveni omnes candore et pietate pares, nulli inferiores christianae genti, qui, fateor, ingenue nobis ipsis insigni et raro praelucent exemplo.

[31]) S. 395. Friedberg hat in der historischen Zeitschrift (62. Bd. S. 385 bis 465) auf Grundlage der im Geh. St.-Arch. aufbewahrten Akten den wichtigen Kriminalprozeß wider Klement zum ersten Male in erwünschter Ausführlichkeit behandelt. Den Rechtsgelehrten fesselte bei diesem langwierigen und äußerst verwickelten Prozeß besonders, daß bei ihm zuerst die 1717 ins Leben getretene Reform zur Verbesserung der Strafrechtspflege in Anwendung kam. Daß und inwieweit der Hofprediger in die Untersuchung gezogen ward, war ihm nur von nebensächlicher Bedeutung. Darum blieb dem Lebensbeschreiber Jablonskis unumgänglich, eine erneute Durchsicht des bis zu 6000 Seiten angeschwollenen Aktenbündels vorzunehmen. Weber (Aus 4 Jahrhunderten. I, 239) bietet für das Gesamtbild wertvolle Ergänzungen aus dem Dresdener Haupt-Staatsarchiv, aber ohne Kenntnis der Berliner Akten. Darum ist seine Schilderung arg lückenhaft und inbetreff Jablonskis mit vielen Irrtümern versetzt. Arneth (Prinz Eugen v. Savoyen) hat aus den von ihm benutzten kaiserlichen Archiven für den Fall Klement nicht viel Belang-

*) Wir rechnen die angemerkte Schweizermünze in unsre heutige Münzbezeichnung um.

reiches und Neues zu Tage gefördert und sich vorzugsweise auf Weber gestützt, dessen Mitteilungen das Jahr vor dem Erscheinen seines umfangreichen Werkes (1858) erschienen waren. Die sehr fesselnden Lebenserinnerungen von Poellnitz (Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg royale de Prusse. Paris 1791) enthalten in der ausführlichen Darstellung des Klementschen Falles ebenfalls wie alle die andren Mitteilungen des schwatzhaften, charakterlosen Höflings neben manchem zutreffenden Zug doch auch vielen Klatsch, den sich der eine und andre am Hofe von der sehr geheim gehaltenen Sache zuraunte, und kann nur mit Vorsicht benutzt werden.

[82]) S. 410. Stifterin des großartigen, seit 1897 nach Groß-Lichterfelde in einen Prachtbau übergeführten Kornmesserschen Waisenhauses war die Witwe des angesehenen königlichen Hofrats und ersten Bürgermeisters von Groß-Berlin (1709 hatte König Friedrich I. die vier Städte Berlin, Köln, Dorotheenstadt und Friedrich-Werder zu einer Stadt mit einem gemeinsamen Bürgermeistir verbunden) Joachim Friedrich Kornmesser, eine Tochter von Jean Pedy, einem Glied der reichen Kaufmannsfamilie Pedy in Rotterdam. Kornmesser war 1641 in Köln an der Spree geboren (die Familiengruft befand sich in der Petrikirche), hatte in seiner Ausbildung zum Chirurgen weite Reisen gemacht, selbst bis in die neu erworbne preußische Kolonie in Afrika; seit 1668 war er Leib-Chirurg und Geheimer Kammerdiener des Großen Kurfürsten, der in seinen Armen gestorben sein soll. In dem gleichen Jahre heiratete er Marie Pedy, die einzige Tochter des Rotterdamer Großkaufmanns, den Kurfürst Friedrich Wilhelm zu seinem Kommissar in der für seine Kolonial-Unternehmungen wichtigen holländischen See- und Handelsstadt ernannt hatte. Pedy war mit Raulé innig verbunden. Als es sich für die zu bildende Kompagnie um Aufbringung eines Kapitals von 50 000 Talern handelte (1679), zeichnete Pedy alsbald 4000 Taler, neben dem kurfürstlichen Beitrag von 8000 Talern von den 12 Zeichnern die größte Summe; den Schwiegersohn finde ich auf der Liste mit 1000 Talern verzeichnet (vergl. Schück, Brandenburgs Kolonial-Politik S. 161). Das einzige Kind dieser Ehe, ein hoffnungsvoller, angehender Student, wurde achtzehnjährig am 23. Mai 1707 von den in Berlin herrschenden Pocken weggerafft; acht Jahre später starb der Vater, 1719 die fromme Mutter. Jablonski, der Hausfreund und Seelsorger, hat sein treues, gottergebnes Gemeindeglied des Domes beerdigt. Die dabei von ihm gehaltene und im Druck veröffentlichte Leichenrede liegt mir vor (sie hat den nach damaligem Geschmack langatmigen Titel: das tägliche Harren eines sterbenden Gläubigen als die weyland hochedel geborne Frau, Frau Maria Pedy, des weyland Tit. plen. Herrn, Herrn Joachim Friedrich Kornmessers, S. Königl. Majestät in Preußen ꝛc. ꝛc. gewesenen hochansehnlichen Hofrats und dieser Residenz-Städte wohlverdienten Burger-Meisters ꝛc. hinterlassene Wittib am 16. Augusti dieses Jahres selig im Herrn entschlafen war, in einer christlichen Leich-Predigt aus den Worten Hiobs 14, 14: ich harre täglich, dieweil ich streite, bis meine Veränderung komme. In der hiesigen Dom- und Ober-Parochial-Kirche vorgetragen von Daniel Ernst Jablonski D. Berlin, gedruckt bei Johann Lorentz); auch sein Amtsbruder, der wegen seiner partikularistischen Ansichten dem König gar nicht genehme Domprediger Dietrich Claeßen hielt am Grabe eine mir ebenfalls vorliegende „Trauer-Rede" über 2 Kor. 5, 1. Nach einem Bericht haben die beiden Eheleute bei der Beerdigung ihres einzigen Kindes beschlossen, zu seinem Gedächtnis ein Waisenhaus zu stiften; die gleich zu erwähnende Inschrift bezeichnet nur die Witwe als Stifterin. Es ist die erste große Waisenanstalt in Berlin, die ihr Dasein einer Bürgerin der Stadt und Mitglied des Domes dankt. Die vorangegangnen ähnlichen Stiftungen in Potsdam, Oranienburg und Berlin (das 1697 von Friedrich III. gestiftete Friedrich-Waisenhaus (vergl. S. 152) war zunächst Armenhaus und Hospital und wurde erst 1727, also nach der Kornmesserschen Stiftung, seiner

eigentlichen Bestimmung für Waisen übergeben) seitens „der vornehmsten Glieder der Domgemeinde", der Hohenzollern, sind nicht ohne Nachfolge in der Gemeinde geblieben. Die Kornmesserſche Anstalt wurde mit 14 Zöglingen — je 7 Knaben und Mädchen — in der Klosterstraße 38, dem sogenannten Weißen Schwan (also unweit dem Hause von Jablonski) genau ein Jahr nach dem Tode der Stifterin, am 16. August 1720, eröffnet. Unter dem „weißen Schwan" des Hauses war eine goldne Inschrift: „Gott zu Ehren, verlassenen Waisen zum Troste, rechtschaffenen Christen zur Ermunterung und Nachfolge hat dieses Haus willig gestiftet Frau Marie Pedy, Herrn Joachim Friedr. Kornmessers, kgl. Hofrats und Bürgermeisters allhier gewesene Ehegattin und nachgelassene Witwe im Jahre 1720. Lieber Leser, bitte Gott, daß er dergleichen Wohltäter mehr erwecke und tritt selbst in die Fußtapfen derjenigen, die löblich vorangegangen." Die Bitte blieb nicht unerhört. Während die Stifterin dieses Hauses, ein zweites in der Breitestraße (Nr. 23) und 26000 Taler bar für diesen Zweck anwies, vermachte der Freund Jablonskis und angesehne Pastor an der Parochialkirche Jacob Elsner einen großen Teil seines Vermögens dem Waisenhaus. Noch bedeutender war die Gabe eines andren Dommitgliedes, des Konsistorialrats Konrad Risselmann. Während der Studienzeit in Frankfurt hatte Jablonski bei seinem Verkehr im elterlichen Hause mit diesem Sohn des Professors der Theologie gespielt. Sie blieben dann auch innig befreundet, als sie auf ihren Berufswegen in Berlin und auch im Konsistorium zusammentrafen. Risselmann vermachte bei seinem Tode 1747 der Waisenanstalt sein Nachbarhaus (Klosterstraße 39) und eine in jüngster Zeit sehr wertvoll gewordne Wiese, aus deren Verkauf hauptsächlich der Bau in Groß-Lichterfelde bestritten wurde. Infolge davon wurde die Bitte an die Leser der goldnen Inschrift weggelassen und an ihre Stelle trat der Zusatz hinter die „Wittib" „und nach ihrem Exempel mit Schenkung dieses Hauses (Nr. 39) vermehret Herr Johann Konrad Risselmann, Königl. Geh. Justiz Rat. Anno MDCCXLVII." Gegenwärtig hat das Waisenhaus ein Jahreseinkommen von 30000 Mark.

[33]) S. 415. Ohne sein Stammbuch machte sich damals kein Student auf den Weg; das war ihm so unentbehrlich wie vor geraumer Zeit noch ein Auslandspaß. Des jungen Jablonski Stammbuch ist noch erhalten, bei weitem nicht so fesselnd und wertvoll wie das seines Großvaters, aber immerhin ein Beitrag auch zur Kunde des Vaters. Von ihm der erste Eintrag; er mag hier in der Anmerkung einen Platz finden (vergl. dazu S. 461): Itaque, dilecte fili, Paule Erneste, in pietatis et literarum studio, quod paternis in aedibus ingressus es, alacrius decursurus ad exteros abitum paras. Abi Deo duce, angelo custode, virtute comita, metamque propositam semper ob oculos habe. Vive Deo, cui te genui, vive ecclesiae, in cujus spem te educavi, vive parentibus, qui senectutis te prospectant solatium, vive aeternitati, cui destinatus es. Tota vita duo tibi curanda esse memineris: conscientiam et famam, conscientiam propter Deum, famam propter homines. Juxta haec tertiam tibi curam temporis commendatam habe, cujus solius parsimonia honesta est. Quotidie vive ut cras moriturus, morere tandem ut aeternum victurus. Ego te abeuntem piis votis comitabor, rediturum flagrante affectu opperiar, reducem paternis complectar ulnis, aut si D. V. priusquam id contingat terras reliquero apud caelites tibi junctus gratiam optimi numinis utrique nostrum exhibitam una tecum laudabo. Vale! Berolini, ipso abitus die 23. Oct. 1716 Parens tui amantissimus Daniel Ernestus Jablonski D. — Die ersten Eintragungen sind noch aus Berlin, so die von Jer. Sterky, Pastor an der Parochialkirche, die seines Rektors am Joachimsthaler Gymnasium Volckmann. An der Hand der Eintragungen können wir die Studienreise verfolgen. Nach kurzem Aufenthalt in Helmstedt und Wolfenbüttel (Guelpherbyti) bleibt der Student vom Frühling 1717 bis Juni 1718

in Utrecht und Leiden, ein Jahr in Oxford; die Heimreise wird dann über Paris gemacht; im Frühling 1719 trifft er wieder in Berlin ein. Das hohe Ansehen des Vaters hat dem Sohn überall die Wege gebahnt. Dafür sind einzelne Eintragungen fesselnde Belege. So schreibt Volckmann: optimi patris optimo filio; Fabricius in Helmstedt, des Calixt Gesinnungsgenosse: celeberrimi parentis filio optimo; der berühmte Orientalist van Alphen in Utrecht: viri omnigenae eruditionis laude conspicui et celebratissimi Dan. E. Jablonski filio doctissimo (bei ihm hat Paul eingehende arabische Studien gemacht; darum ist auch seine Eintragung in arabischer Sprache, während die des dortigen Professor Mill in hebräischer); der Orientalist Gagnier in Oxford (ebenfalls mit arabischer und hebräischer Eintragung): magni parentis filio; der Erzbischof von Canterbury: magni parentis filio. Dies noch: der Leidener Professor Alben klagt: quantum est, quod nescimus! Der berühmte Paschasius Quesnel, dessen erbauliche Anmerkungen zum neuen Testament dem ränkesüchtigen Jesuiten und Beichtvater Ludwig XIV., Letellier, Anlaß gaben, Klemens XI. zur berüchtigten Konstitution Unigenitus zu drängen, schrieb ein: quaerite primum regnum Dei et haec omnia adjiciuntur vobis.

[34]) S. 416. Die Familie Berg, alteingesessen in Kolberg, hat eine Reihe hervorragender Geistlichen der Kirche gegeben. Schon der Großvater des oben erwähnten Konrad, ebenfalls ein Konrad B., war von 1588 bis zu seinem Tode 1592 Pastor an der Marienkirche zu Stettin, wegen seiner Vorliebe für die Reformierten (er hatte in Heidelberg 1604 studiert) von seinen Amtsbrüdern übel angesehen. Am berühmtesten wurde sein Sohn Johann, Schwiegersohn des Hofpredigers Füßel, der am Weihnachtstage 1613 dem Kurfürsten Johann Sigismund das heilige Abendmahl nach reformierter Weise gereicht. Zuerst Professor in Frankfurt, kam er als Hofprediger 1624 nach Berlin und hatte den Posten noch unter dem Großen Kurfürst inne, von diesem wie von dem Vorgänger hochgeschätzt. Jablonski faßt einmal sein Urteil über ihn in den zutreffenden Worten zusammen: er war ein Theologus von allen Qualitäten, unerschöpfter Erudition, großer Beredsamkeit, vernünftiger Conduite. Kaum einem Anderen in der langen Reihe Berliner Hofprediger gleicht Jablonski so wie diesem berühmten, 1658 verstorbenen Vorgänger. Auch das war ein starker Zug der Ähnlichkeit, die Milde seines theologischen Standpunktes, die große Friedfertigkeit im Verkehr mit lutherischen Amtsgenossen. Selbst eine Persönlichkeit wie Hülsemann, der ihn bei dem Thorner Religionsgespräch näher kennen gelernt, äußerte von ihm: virtus et in hoste laudanda. Bereits 1664 wurde sein Sohn Konrad ebenfalls aus seiner Professur in Königsberg im Alter von 42 Jahren zum Hofprediger nach Berlin berufen, in welcher Stellung er in dem Jahre starb, in welchem Jablonski nach Königsberg kam. Neben seiner Hofpredigerstelle war er jahrelang Professor der Theologie am Joachimsthaler Gymnasium. Das mag hier noch erwähnt werden, daß sowohl Professor Risselmann (Hedwig), als auch Professor Simonis (Sophie) Schwestern des jüngeren Konrad B. zu Frauen hatte, während eine Tochter Risselmanns mit Jablonskis Amtsbruder Hofprediger Selig verheiratet war. Der Professor Jablonski starb 1757. Bei seinem Tode war er Kurator der von Risselmann gegründeten Friedrich-Schule. Ein Jahr nach seinem Tode vermachte ein Glied der Frankfurter reformierten Gemeinde, Westermann, der Schule 3000 Taler, mit der Bestimmung jedoch, daß die Witwe Jablonskis bis zu ihrem Tode von dieser Stiftung jährlich 60 Taler erhalten solle.

[35]) S. 423. Aus den Verhandlungen in Oxford ist ersichtlich, daß die großen Unkosten einer solchen Reise die Hochschule von der Entsendung eigener Botschafter abschreckten. Wir können verraten, daß dieselben mit 14000 Mark berechnet wurden. Heutzutage käme eine Gesandtschaft billiger

zu stehen trotz der geringeren Kaufkraft des Geldes. Cambridge hatte nach Frankfurt zur Feier abgeordnet den Professor der Theologie Andreas Snape, den der Philosophie (L. L. D.) Rudolf Penrick, den der Heilkunde Henry Plumptre, in Berlin hatte sich ein Vierter angeschlossen als Ersatz für den unterwegs verstorbenen Abgeordneten William Krigg. Cambridge war, so viel ich sehe, die einzige bei der Feier vertretene ausländische Hochschule; unter den inländischen finde ich Vertreter von Wittenberg, Königsberg, Helmstedt, Rinteln, Halle, außerdem noch von dem Joachimsthalschen und dem Zerbster Gymnasium. Rektor der Hochschule war in dem Jubeljahr Herzog Ulrich von Württemberg, Prorektor Professor Strimesius, der auch die Jubelpredigt über Ps. 118, 1—4 hielt. Die erste Begrüßung hielt Cambridge. In seiner Erwiderung erwähnte der Prorektor, daß er einst im St. Magdalenen-College zu Cambridge studiert habe. Am Schluß der Feier wurden 13 Theologen und Geistliche (7 reformierte und 6 lutherische) mit der Würde eines Doktors der hl. Schrift bedacht, unter ihnen auch der durch seine Förderung der äußeren Mission, sowie durch seine bis zum heutigen Tage noch nicht völlig außer Gebrauch gekommenen Erbauungsbücher bekannte Kurhesse Konrad Mel, der kurze Zeit reformierter Hofprediger in Mitau gewesen und mit Jablonski innig befreundet war. Der Titel der Oxforder Jubelschrift lautet: Academiae Francofurtanae ad Viadrum encaenia secularia Oxonii in Theatro Sheldoniano Apr. 26, anno fundationis 201. annoque Domini 1706 celebrata. Oxonii e theatro Sheldoniano MDCCVI. — In dem 1891 (London, Packer) von Foster herausgegebenen Verzeichnis: alumni Oxonienses ist eingetragen (II, 793): Jablonski, Dan. Ernst, created D. D. 26. April 1706, Regi Borussae a sacris et Unitatis per Poloniam et Borussiam senior.

[36]) S. 437. Nach der Zeit ihrer Einweihung wurden unter Friedrich I. gebaut: 1695 die Sebastiankirche (nach dem um den Bau der Kirche verdienten Oberkirchenvorsteher Sebastian Nethe genannt; seit 1802 wurde ihr der Name Luisenstadt-Kirche gegeben, weil in dem Stadtteil gelegen, der nach der Königin Luise genannt ist); 1701 Friedrich-Werder (bis dahin hatte sich die kleine Gemeinde an einem Saal des Werderschen Rathauses müssen genügen lassen); 1703 die reformierte (und deshalb nicht wie die andern unter den beiden Königen errichteten neuen Kirchen als eine beiden Bekenntnissen gemeinsam überwiesene) Parochialkirche, deren Bau sich lange verzögerte, da bereits acht Jahre zuvor der Grundstein gelegt worden war; in demselben Jahre 1703 die Garnisonkirche, da für die vermehrte Truppenzahl in der Hauptstadt die bis dahin benutzte, nahe gelegene Heiligegeistkirche nicht mehr ausreichte; 1705 der französische Dom auf der Friedrichstadt; 1708 die neue Kirche auf der Friedrichstadt, an dem Vorplan (Esplanade) des dem schönen alten Leipziger Tore vorgelagerten Ravelins, in der Nähe des französischen Domes. Bischof Ursin hat die neue Kirche eingeweiht. Außerdem wurde unter Friedrich I. die sehr kleine Georgenkirche (auf dem bekannten Stadtplan von Schultz 1688 ist sie deutlich eingetragen) zwei Mal erweitert: 1693 und 1703, und auch die ebenfalls außerhalb der Festung gelegene Jerusalems-Kapelle, die Kurfürst Friedrich Wilhelm 1671 dem Magistrat von Friedrichs-Werder geschenkt, erhielt 1693 eine erneute Erweiterung, nur fünf Jahre nachdem sie bereits etwas vergrößert worden war. — Nach der Zeit ihrer Einweihung wurden unter Friedrich Wilhelm I. gebaut: 1715 die Sophien-Kirche, deren Sprengel von St. Georgen abgezweigt worden war; sie erhielt den Namen von ihrer Stifterin, der Königin Sophie, dritten Gemahlin Friedrich I. (wie Friedrich Wilhelm I. nicht duldete, daß nach seinem oder des Vaters Namen die Dreifaltigkeitskirche genannt werde, so forderte er auch hier 1716 die Umänderung des Namens in den „Spandauische Kirche"; erst Friedrich II. gab ihr den ursprünglichen Namen zurück); 1716 die Kirche des Friedrich-Waisenhauses (mit einem reformierten und lutherischen Geistlichen, aber ohne einen besonderen Sprengel;

1726 die französische Klosterkirche, hauptsächlich für die in der Königs- und Stralauer Vorstadt wohnenden Gemeindeglieder; 1727 wurde bei der von dem König dem Berliner Armendirektorium geschenkten Charité ein lutherischer Geistlicher angestellt, seit 1738 durch eine Stiftung des Geheimrats Risselmann, der seine große Wohltätigkeit auch bei dem Kornmesserschen Waisenhaus bewährt hat, ein reformierter; eine eigene Kirche aber wurde erst 1800 gebaut, zur Zeit als Schleiermacher (von 1796—1802) reformierter Geistlicher der Hausgemeinde war; 1733 die französische Hospitalkirche auf dem heutzutage so prächtigen und wertvollen Hospitalgrundstück, das die Kurfürstin Sophie Dorothea den Franzosen geschenkt; 1737 die Bethlehemskirche für die um ihres Glaubens willen aus Böhmen flüchtigen und von dem König aufgenommenen lutherischen und reformierten Brüder; 1739 die Dreifaltigkeitskirche. Diesen unter Friedrich Wilhelm I. eingeweihten Kirchen müssen noch hinzugefügt werden: die 1739 fast von Grund auf neugebaute Gertraud-Kirche; der völlige Neubau 1728 der Jerusalemkirche, die fortan bis zur Union Lutheranern und Reformierten gemeinsam gehörte und mit der Neuen Kirche einen Sprengel bildete; der völlige Neubau der Petrikirche 1733, nachdem 1730 ein Blitz die alte, eben erst im Innern ausgebaute Kirche zerstört hatte; 1722 der völlige Neubau der erst 1703 aufgeführten Garnisonkirche. Ihr gegenüber am Spandauertor war 1720 ein Pulverturm aufgeflogen und hatte auch die Kirche in Trümmer gelegt.

[37]) S. 441. Stefan Jaworski, als Sohn ehrbarer Eltern in Kleinrußland 1658 geboren, studierte mit Unterstützung des Metropoliten Barlaam von Kijew Theologie in Kijew, Lemberg und Posen. Bei seiner Heimkehr nach Kijew (damals noch zum Großfürtentum Litauen und damit dem polnischen Reiche gehörig) wurde er Mönch, Lehrer und bald darauf Rektor der dortigen geistlichen Akademie. 1700 kam er nach Moskau und zog durch eine Predigt bei der Beerdigung des Feldmarschalls Schein die Aufmerksamkeit Peter des Großen so sehr auf sich, daß der Zar ihn in seiner Hauptstadt zurückbehielt und zum Bischof von Rjäsan und Murom machte, ihn mit der Leitung der geistlichen Akademie in Moskau betraute, ja ihn 1702 zum Verweser des unbesetzten Patriarchats berief, welche Stelle er bis zum Eingehen desselben und der Stiftung des Synods (1721), dessen erster Vorsitzender er wurde, inne hatte. Unstreitig war er der gelehrteste und begabteste Geistliche der griechischen Kirche seiner Zeit. Der schon bei dem Jüngling bemerkbaren hohen Begabung konnte die griechische Kirche nicht die entsprechende gelehrte Ausbildung geben; er ging in seinen Studien bei der römischen Kirche in die Schule. Auch sein „Fels des Glaubens“ ist fast in allen Teilen ein Beleg, welch' ein gelehriger und befähigter Schüler er daselbst gewesen. Von seinen Lehrmeistern hat er in vollen Zügen den grimmigen Haß wider die Kirche der Reformation und ihre geistigen Väter, Luther und Calvin, eingesogen. Was er wider die Ketzer der evangelischen Kirche vorgebracht, erinnerte mich oft an die erwähnte Schrift Ancutas in Wilna, wider den Jablonski auch geschrieben, beide, der Kleinrusse und auch der Litauer, völlig gleichen Gepräges in ihrem verwegenen Grimm wider die Protestanten. Äußeren Anlaß zur Abfassung der Schmähschrift hatte eine unter den Russen in Moskau damals sich regende Gärung wider einzelne Lehren ihrer Kirche gegeben. Ein russischer Arzt — so wird erzählt — Dmitri Jewdokimowitsch Tweritinow war mit einem deutschen Arzt in Moskau befreundet und hatte in ernsten eingehenden Gesprächen mit ihm Zweifel über Anrufung der Heiligen, Verehrung der Heiligenbilder, des Kreuzes und der Reliquien, Gebet für die Toten usw. gefaßt. Er hielt damit nicht zurück; Gleichgesinnte scharten sich um ihn. Einer unter denselben ging so weit, daß er am Tage des hl. Alexius das Bild der Maria und des Alexius mit einem Beil zerschlug. Für diesen nach Anschauung der morgenländischen Kirche schwersten Frevel wurde der Übeltäter auf Befehl des Kaisers hingerichtet und eine weitere Untersuchung eingeleitet, deren Entscheidung im Juni 1714 in Petersburg gefällt wurde. Der

Verweser des Patriarchenstuhls war mit dem in der neuen Hauptstadt gefällten milden Urteil so unzufrieden, daß er noch im selben Jahre eine Art geistlichen Konzils nach Moskau berief, welches den Tweritinow und seine Anhänger für Ketzer erklärte. Damit nicht zufrieden, arbeitete der ergrimmte Patriarchatsverweser seine Schrift aus, deren Druck aber, wie erwähnt wurde, Peter der Große untersagte. Jaworski hatte schon geraume Zeit die Gunst des Zaren eingebüßt. Ihm waren solche Fanatiker nicht recht; er hatte mit seinem scharfen, großen Auge die Protestanten von einer andren und besseren Seite kennen gelernt. Weiteres kam hinzu, das Mißfallen Peter des Großen auf sich zu ziehen. Der augendienerische Jaworski hatte sich auf seite des Thronfolgers Alexei gestellt und 1712 bei einer Festpredigt den heiligen Alexius im Gebet um seinen Schutz des Zarewitsch angefleht, den er als „unsere einzige Hoffnung" bezeichnete. Die Predigt machte großes Aufsehen und auch Aergernis. Der Kirchenfürst hatte sich vor dem Zaren zu rechtfertigen; es gelang dem gewandten Mann und Schüler der Jesuiten, den zu befürchtenden kaiserlichen Zorn von sich abzulenken. Die arge Schrift blieb im Pulte des Kirchenfürsten bis zu seinem Tode, bis zum späteren Tode des Zaren (1725) und auch dem seiner Gemahlin und Nachfolgerin auf dem Thron, Katharina I. (1727), der einstigen Pflegetochter (Martha Skawronska) des lutherischen Pastors und Propstes des Kokenhusenschen Sprengels in Livland, Ernst Glück. Erst unter Peter II. Alexejewitsch, bei dessen Geburt seine Mutter, Prinzessin Charlotte von Wolfenbüttel, gestorben war, gelangte das verbotene Buch zum Druck. Der Vater Peter II., der einzige Sohn Peter des Großen, war so ganz anders geartet wie sein Vater, zumal auf kirchlichem Gebiet, und was Jaworski allmählich die Gunst des Zaren verlieren ließ, das machte ihn dem Sohne wert. Von ihm ging die Wertschätzung als Erbe auf Peter II. über.

[38]) S. 457. Aus dem noch nicht bekannt gewordnen Schreiben des jungen Theophilus Elsner, eines Sohnes des von Jablonski ins Amt eingeführten, gefeiertsten Predigers der Parochialkirche,*) das der Student am 6. Juni 1741 (VIII. Jd. Jun.) von seiner Studienreise in Leiden an den ältesten Sohn Jablonskis, den Frankfurter Professor, gerichtet, ein paar Sätze: Jam variis summo sic dirigente numine perquam tristibus memet subjicere debui casibus, sed tamen vix ullus tanto me affecit occupavitque dolore quam ille quem ex lugubri summe venerandi nostri antistitis, parentis tui exoptatissimi, obitu percipio. Et quis quaeso tantum in ecclesia Dei non doleret casum, tantam vero longe celeberrimi atque optime meriti jacturam, quis non sermones ejus publicos atque sacros, consilia saluberrima, monita suavissima, fidelissima sibi in memoriam revocans pleno ingimisceret pectore, ut silentio premam morum suavitatem, vitam pie semper actam necnon exempla gregi sibi commisso praebita vere christiana, quibus omnibus effectum est, ut desiderium sui flagrantissimum excitaverit, conservaverit conservaturusque sit perpetuo. Videor mihi itaque videre totam quae Deo Berolini colligitur ecclesiam lacrymarum quasi flumine inundatam, ejusque fideles Pastores ob collegam sincerissimum sibi ereptum alta trahere suspiria; lugent atque squalore tecta sunt scientiarum membra, praesidem suum atque solertem ducem acerbe deplorantia. Plangit pectoraque ferit illud, quod a consiliis ecclesiasticis est, concilium consiliaque prudentissima ore pie defuncti consiliarii sui proferri solita admirando, eum si humana sufficeret voluntas mortaliumve vires, vitae restituere allaboraret. Quid vero dicam de illa quam vulgo vocant fratrum Bohemorum unitatem, de ecclesiis quae sub affligentium jugo in majori Polonia Borussiaque sudant, vix reperio quo immensum earum et alte fixum

*) Lisco gibt an, daß unter ihm (1729—50) die Beckensammlung sonntäglich im Durchschnitt bis über 750 Mark (?) gestiegen, eine Höhe, welche sie anderthalb Jahrhundert später auch in der besuchtesten Kirche Berlins nicht erreicht hat.

delineare sustineam tristitiae sensum. Hae enim non tantum optimum pariter ac sapientem amiserunt ducem atque antistitem, verum etiam fidelissimo tranquillitatis suae et pacis qualiscunque orbatae sunt statore, propugnatore. Ea quae Deo dicata est et in exteris oris literis delectatur juventus de fidelissimo aeque ac promtissimo sibi ademto conqueritur curatore atque promotore vixque ullas semet erigendi invenit rationes . . . . Vixit, bene vixit. Domini sui opus fideliter peregit atque sic cursum suum aliter decurrendo metam propositam felicissime adigit, beata nunc aeternitate indesinenter fruiturus. . . .

Die Grabschrift an der Mauer der Parochialkirche lautet:

„Hier ruht nach 81jähriger Wallfahrt und 58jähriger Amtslast in segensvollem Gedächtnis der weyland hochwürdige Herr, Herr Daniel Ernst Jablonski, S. S. Theol. D., kgl. preuß. Oberhofprediger, Konsistorial- und Kirchenrat, der polnischen Kirche Senior und Präsident der Sozietät der Wissenschaften. Er war ein friedliebender Gottesgelahrter, ein bewährter Knecht Gottes, ein großmütiger Christ, ein liebreicher Vater, ein redlicher Menschenfreund, ein gründlicher Sprachgelehrter, ein unparteiischer Geschichtschreiber, gebohren zu Danzig (?) 26. November 1660. Er ward als Prediger beruffen nach Magdeburg 1683, nach Lissa 1685, nach Königsberg in Preußen 1691, nach Berlin als Hoff-Prediger 1693; hatte während dem 48jährigen Amte 18 Collegen, überlebte 14 derselben und entschlief als der 30. und letzte verstorbne bei der alten reformirten Schloß- und Domkirche den 25. Mai 1741. Mit seiner neben ihm ruhenden geliebten Ehegattin Frauen Barbara Fergushill hat er 16 Kinder erzeugt. Symbolum: Liebet Wahrheit und Friede. Eph. 4, 15.

Der Grabstein nebenan meldet, daß auch der Schwiegersohn Hoffham, Hofprediger in Küstrin, hier beerdigt wurde, ohne die Beisetzung der Tochter Jablonskis an dieser Stelle zu erwähnen, von der an verschiedenen Stellen zwei Kosenamen vorkommen „Dorchen" und „Linchen". Von 1826—39 war ein Urgroßsohn Jablonskis, L. H. Jablonski — wohl ein Sohn des als Sohn des Professors in Frankfurt an der Oder geborenen Daniel Siegfried J., der früher in Minden Pastor gewesen, seit 1767 aber in Alt-Landsberg als Schloßprediger angestellt war — Pastor an der Parochialkirche; er starb 1840, fast 100 Jahre nach dem Tode des Urgroßvaters.

Namensverzeichnis.*)

Agricola, Christian 31. 102
Akema, Lus 468
Alba, Ferdinand 358
Alben, Peter 478
Alberoni, Julius 396
Albinus, Leibarzt 207
Albrecht v. Mainz 131
d'Albret, Johanna 180
Alexis, Willibald 125
Allestree, Richard 65
Almeloven, von ? Gesandter 367
Almeloven, ? Pastor 36
Alphen, Daniel von 478
Alsted, Heinrich 12
Amyraut, Moses 251
Anaximenes 315.
Ancillon, David 144. 254. 377
Ancuta, Bischof 351
Ancuta, Kasimir 352. 353. 355
Andreae, Ernst 432
Andreae, Jakob 353
Andreae, Valentin 205
Apel, Johann 467
Arndt, Johann 172
Arnold, Martin 91
Arnold, Samuel 96. 319. 475
Arnold, Simon 45
Athias, ? Buchdrucker 195
Augusta, Johann 3. 5
Ayerst, ? Pastor 262. 269. 278

Bach, Sebastian 438
Bachmann, Friedrich 468
Balbi, ? Jesuit 10
Baer, ? Oberingenieur 211
Barfuß, Sigismund von 470
Bartoldi, Friedrich v. 245
Basnage, Jakob 432
Baxter, Richard 64
Bayle, Peter 474
Beausobre, Isaak 145
Becanus Martin 446
Bel, Matthias 402
Bellarmin Robert 446
Bentley, Richard 192
Berchem, ? Staatsrat 153
Berg, Hedwig 478
Berg, Johann 40
Berg, Konrad 108. 113. 416. 468
Berg, Sophie 478
Berge, von ? 52.
Bernstorff, Graf Andreas 473
Besser, Joh. von 187. 257
Bethlen, Gabriel 132. 360. 363
Beveridge, Wilhelm 77. 463
Beza, Theodor 274. 353
Bielewicz, Johann 345
Biron Ernst, Herzog 444
Blaspiel, Lukas 105. 112. 117
Bödiker, ? Gymnasiast 203
Boeckh, August 215
Bomberg, Daniel 196. 201
Bonnet, Friedrich 201. 260. 271. 341.
Borchward, ? Postmeister 385 [473
Borck, Bernhard von 299
Börstel, Heinrich von 85. 87. 423
Bossuet, Jakob 238. 264. 432
Both, Karl 390
Bothmer, ? von 473
Böttcher, ? Leibarzt 140. 157
Boyle, Heinrich 373
Boyle, Robert 192
Brand, Christian 416
Brand, Christoph 416
Brand, Eusebius 416

*) Den Familiennamen ist der Rufname beigefügt. Bei einzelnen Namen ist das mühsame Suchen des Rufnamens vergeblich gewesen; dann wurde, soweit möglich, der Beruf angegeben. Erschwert wurde die Angabe des Rufnamens durch die Sitte — oder soll man sagen Unsitte? —, mit mehreren Vornamen den Träger zu belasten und dann nach ein paar Jahrhunderten dem Geschichtsforscher die Wahl des Rufnamens zu überlassen. In ein paar Fällen stimmt die Schreibweise des Namens nicht genau mit der im Text angegebenen. Selbst bei den Namensträgern schwankte in früheren Zeiten die Schreibweise; einige Male wurden im Verzeichnis übersehene Druckfehler im Texte (die zweite Lesung war andren Augen überlassen) richtig gestellt. — Ein irreführendes Versehen sei hier zurechtgestellt. Seite 325, Zeile 9 von unten ist zwischen Starost und Obornick (ein damals bedeutendes Städtchen an der Warthe) das Wörtchen „von" ausgefallen. Den Familiennamen des damaligen Landvogtes habe ich nicht ausfindig machen können.

Bray, ? Pastor 464
Breithaupt, Joachim 195
Brenner, ? Abbé 376. 378
Briesmann, Johann 101
Brockes, Heinrich 28
Brockhausen, Anna von 344
Brome, ? 273
Brucker, Jakob 85
Brunsenius, Anton 137. 143
Bucer, Martin 14. 100
Buch, Philipp 52
Buchholzer, Georg 424
Buddeus, Franz 191. 445 448.
Bülfinger, Bernhard 449
Buntschuh, Kunz 124
Bunyan, Johann 64
Burchardt, ? Gesandter 400
Burnet, Gilbert 285
Büsching, Anton 135
Bythner, Johann 17. 90. 313
Bythner, Samuel 345. 347. 349

Cadelan, ? Lehrerin 414
Calixt, Georg 40. 236. 240
Calixt, Ulrich 240
Calov, Abraham 235
Calvin, Johannes 14. 233. 293. 305.
Camerarius, Joachim 47 [446
Caraffa, Anton 7. 358
Cardonel 371
Carlyle, Thomas 463
Cassius, David 181. 318. 322. 332.
Cassius, Paul 391 [336. 403
Chamberlain, ? 377
Charlotte v. Wolfenbüttel 481
Chauvin, Stefan 192. 211.
Christian, Paul 200
Chrysostomus, Johannes 167
Chwalkowski, ? Geheimrat 242
Claessen, Dietrich 432. 476
Clericus, Johann 291
Cnyphausen, Friedr. von 183. 318. 322. 332. 336. 403
Cocceji, Samuel von 424
Cochius, Christian 116. 143. 179. 188.
Cochius, Christian 450 [426
Cochius, Friedrich 474
Coligny, Kaspar 180
Comenius, Amos 5. 8. 19. 25. 34. 38. 61. 90. 205. 301. 342. 359. 384
Comenius, Daniel 36. 205
Comenius, Elisabeth 13
Compton, Heinrich 73. 77. 390. 474
Condé, Ludwig, Prinz 180
Cook, Jakob 24
Cooper, Antonius 373
Cramer, Friedrich 430
Cranmer, Thomas 63. 276
Crell, Wolfgang 467
Crespin, ? 358
Creutz, Bogislaw v. 226
Cromwell, Oliver 59. 63. 65. 342. 463
la Croze, Maturin 417. 418
Cruciger, Kaspar 3
Crüger, Johann 137
Cyprian, Cäcilius 70. 167
Cyprian, Ernst 297
Cyrillus, Johannes 10
Cyrillus, Maria 10
Cyrillus, Paul 13. 40. 463
Czartoryski 351
Czerwenka, Matthias 14

Dabrowka 37
Dankelmann, Daniel v. 199
Dankelmann, Eberhard v. 89. 150. 185. 207. 233. 311. 345. 364. 430. 441
Dankelmann, Ludolf v. 245. 263. 424
Dankelmann, Sylvester v. 233. 424
David, Christian 161. 386
David, Levi 192. 195
Deglarius, ? Pastor 31
Dober Leonhard 161. 392
Dobrzenski, ? 206
Dodwell, Heinrich 71
Dohna, Abraham, Graf 131
Dohna, Alexander, Graf 207. 241. 253. 263. 408. 430. 473
Dohna, Fabian, Graf 101. 473
Dohna, Katharina, Gräfin 473
Dolben, Johann 65
Dönhoff, Amalie, Gräfin 188
Dönhoff, Dorothea, Gräfin 14. 15
Dönhoff, Friedrich, Graf 32. 473
Dönhoff, Gerhard, Graf 14
Dönhoff, Magnus, Graf 14. 473
Dorner, August 228
Drabik, Nikolaus 361
Droysen, Gustav 292. 304
Duhram, ? Generalfiskal 142. 155
Dury, Johann 12. 34. 61. 107. 206. 232

Edzardi, Esdras 294
Edzardi, Sebastian 294
Eisenberg, Christian 187. 468
Eisenmenger, Andreas 69. 199
Elsner, Jakob 418. 425. 477
Elsner, Theophilus 481
Endter, ? Buchhändler. 26
Epenet, ? 58
Erdödy, Gabriel 382
Eßkuch, Ludwig 160. 214. 469
Esterhazy, Paul, Graf 365
Eugen v. Savoyen, Prinz 368. 375. 379. 381. 395. 400

Fabricius, Johann 262. 478
Fabritius, ? Pastor 22
Falkenstein, Albrecht, Graf 432
Farver, Dietrich 105
Faßmann, David 226
Fechner, Wilhelm 468
Fehr, Richard 58. 345
Felinus, ? Konrektor 40
Fell, Johann 65. 67. 70. 74
Fergushill, Barbara 94. 413
Fergushill, Christine 422
Fergushill, Marianne 422
Fergushill, Samuel 95. 422
Fétizon, Franz 145
Figulus, Theodor 21. 36. 45
Figulus, Peter 11. 17. 21. 35. 107. 359. 420. 460
Finch, Wilhelm 390
Finck, Salomo 131
Flemming, Heinrich, Graf 221. 351. 395. 396
Forçade, Johann 397. 402
Forest de la, ? 253
Forster, Georg 24
Foxe, Johann 358
Francke, A. Hermann 148. 464
Freylinghausen, Anastasius 174
Frideswide 67
Friedeborn, Jakob 158. 162
Frisch, Leopold 453
Frommel, Emil 410

Gagnier, Johann 478
Gajusow, Johanna 13
Galloway, ? Graf 253
Gatford, Lionel 258. 471
Geer, Lorenz 20
Geer, Ludwig 20
Gehr, ? Holzkämmerer 103
Gerbet, ? Kriminalrat 394
Gerhard, Johann 446
Gerriston, Wibrand 141
Gertichius, Elisabeth 95
Gertichius, Martin 90
Gibbon, Eduard 69
Glück, Ernst 481
Gnapheus, Wilhelm 100
Godolfin, Sidney 373. 377
Goethe, Wolfgang 216
Göthe, Eosander von 129
Götz, Anna 344
Götze, Sigismund v. 467
Gozany, Josef 471
Grabe, Ernst 258. 274. 313
Grebenitz, Elias 52
Grillo, ? Professor 201
Grimm, Jakob 216
Groddeck, Gabriel 196
Grotius, Hugo 274
Grünberg, Martin 217
Güldenstern ? Freiherr 17
Gülich, Joachim 45. 60. 98. 142. 310
Gumpert, ? Bankier 402
Gundling, Paul 226
Guy Fawkes 75
Gyula, Georg 245

Hales, ? Pastor 271
Halton, ? Vizekanzler 74
Hamilton, Patrik 461
Hanisius, David 86
Harnack, Adolf 208. 219. 221. 225
Hartlib, Samuel 61. 205
Hartmann, ? Oberjägermeister 140
Hartmann, Paul 66. 463
Hartmann, Samuel 40. 55. 59. 74. 91. 95. 97. 311. 359. 422. 460. 465
Hase, Karl v. 71
Haude, Ambrosius 335
Hay, Francis 118
Heiler, ? Superintendent 149
Heinsius, Nikolaus 164
Heinsius, ? Pastor 47
Heinsius, ? Staatspensionär 374
Heinson, Theodor 294
Heister, ? General 369
Hering, Daniel 468
Herlin, ? 51
Hermogenes 448
Hertefeld, Samuel v. 415
Herzog Albrecht Friedrich 101
— Albrecht v. Preußen 100
— Anton v. Braunschweig 235. 262. 282. 286. 454
— August v. Anhalt 97
— August v. Holstein 89
— v. Aumont 164
— Christian von Sachsen 366
— Christian v. Liegnitz 143
— Georg Wilhelm 278
— Heinrich v. Nassau 473
— Johann Friedrich 237
— Johann v. Liegnitz 14
— Kasimir v. Kurland 469
— Ulrich v. Württemberg 479
Herzogin Luise Charlotte 36
— v. Nemours 256
Hide, Thomas 70
Hoë v. Höenegg, Matthias 304. 305
Hoffham, Christian 421. 457
Holbein, Hans 66
Hooper, Johann 63
Horneck, Anton 78. 464
Hosius, Stanislaus 321
Hülsemann, Johannes 245. 478
Humboldt, Alexander v. 24. 142

Hunnius, Nikolai 245
Hus, Johann 4. 61. 385
Huyſen ? Baron 447

Jablonski, Charlotte 420
Jablonski, Daniel 482
Jablonski, Eliſabeth 421. 454
Jablonski, Fr. Wilhelm 301. 418. 470
Jablonski, Gottlieb 417. 422
Jablonski, Dorothea Karoline 421
Jablonski, Katharina 414
Jablonski, Ludwig 85
Jablonski, Marie 414. 420
Jablonski, Paul 175. 414
Jablonski, Peter 423
Jablonski, Samuel 95. 423
Jablonski, Theodor 142. 196. 218. 461
Jaegwitz, ? Leibarzt 211. 234
Jaworski, Stefan 191. 444. 480
Jean Paul 25
Ignatius v. Antiochien 415
Ilgen, Rüdiger v. 245. 297. 315. 323. 335. 367. 377. 380. 397. 399. 401
Johnſton, Johann 95. 465
Jonas, Juſtus 3
Irving, Wilhelm v. 420. 422
Israel, Georg 3
St. Julien ? 377

Kaiſer Ferdinand II 7. 361. 384
— Ferdinand III 361
— Friedrich III 452
— Joſef I 377
— Karl V 100. 305. 378
— Karl VI 223. 377. 452
— Konſtantin 276
— Leopold I 236. 346. 375
— Maximilian I 50
— Peter I 122. 223. 317. 327. 348. 368. 447. 481
— Peter II 444. 481
— Wilhelm I 452
— Wilhelm II 452
Kaiſerin Anna 444
— Katharina I 481
Kalkſtein, Wilhelm 432
Kant, Immanuel 462
Kardinal v. Sachſen ſiehe Herzog Chriſtian v. Sachſen
Karoly, Alexander Graf 372. 375
Keller, Ludwig 205
Kemnitz ? von Konſ.-Rat 424
Kielmannsegge, Darlington Gräfin 473
Kirch, Gottfried 213. 216
Kirch, Margareta 213
Klement, Michael v. 370. 376. 395
Klemm, Konrad 288
Knebel, Heinrich 195
Kneſebeck, ? v. Kammergerichtsrat 467
Kneſebeck, Thomas von der 424
Kolbe, Caſimir Graf v. Wartenberg 185. 207. 311. 371
Kollonich, Leopold 365
König Alexander d. Gr. 315
— Auguſt 304. 314. 319. 348
— Ferdinand II 6. 10. 358
— Friedrich I 129. 135. 145. 180. 224. 226. 256. 271. 275. 278. 326. 376. 429. 436. 476
— Friedrich II 145. 152. 174. 216. 219. 348. 441. 450. 452. 468
— Friedrich V 7
— Fr. Wilhelm I 133. 174. 216. 219. 224. 271. 279. 284. 295. 336. 350. 385. 390. 395. 427. 433. 437. 450. 452
— Fr. Wilhelm III 283
— Georg I 73. 237. 280. 283
— Guſtav Adolf 20. 31. 47. 133. 242. 315. 347. 375
— Heinrich IV 180
— Heinrich VIII 63. 67
— Heinrich v. Anjou 321.
— Jakob II 64. 73
— Karl II 60. 63. 65
— Karl X Guſtaf 39
— Karl XII 17. 56. 315. 318. 331. 347. 368. 375. 474
— Kaſimir 310
— Ludwig XIV 110. 256. 291.
— Mieczyslaw 37 [307. 368
— Philipp IV 238
— Sigismund Auguſt 343
— Sobieski 310
— Stanislaus 319
— Stefan Bathori 16. 311. 361
— Wilhelm I 159
— Wilhelm III 64. 73. 256
— Wladislaw IV 14. 310
Königin Anna 256. 260. 271. 278. 369
— Eliſabeth (v. Böhmen) 280
— Eliſabeth (v. England) 63
— Eliſabeth (v. Preußen) 453
— Luiſe 34. 474
— Maria 73
— Maria (die blutige) 67
— Sophie 453
— Sophie Charlotte 222
— Sophie Dorothea 280
Kornmeſſer, Friedrich 418. 477
Kornmeſſer, Marie 410. 477
Koſſuth, Ludwig 395
Krasinski, Valerian, Graf 351
Krigg, Wilhelm 479
Krosniewicki, Daniel 245
Krzyczewski, ? Senior 56

Kunckel, ? Kammerdiener 153
Kuno, Johann 158. 206. 211. 217. 220. 239
Kurfürst August d. Starke 235. 290.
— Ernst August 236. 241 [307
— Friedrich III 106. 108. 117. 137. 151. 160. 178. 216. 235. 257. 302. 311. 407. 419
— Friedrich III v. d. Pfalz 47. 137. 177. 235. 291
— Friedrich IV 47
— Friedrich V 7
— Friedrich d. Weise 221. 289
— Fr. Wilhelm 29. 32. 106. 108. 110. 112. 121. 132. 157. 159. 177. 205. 236. 303. 305. 311. 344. 429. 436. 455
— Georg Ludwig 264. 300
— Georg Wilhelm 86. 101. 102. 132. 134. 150. 205. 282. 360. 451
— Joachim Friedrich 131
— Joachim I Nestor 49. 196
— Joachim II Hector 126. 130. 156
— Johann Georg 198. 343. 451
— Johann Georg I 305
— Joh. Sigismund 50. 101. 108. 156. 230. 303. 360. 421. 433
— Karl Philipp 291
— Philipp Wilhelm 290
Kurfürstin Dorothea 145. 480
— Elisabeth Charlotte 47
— Luise Henriette 124. 125. 127. 137. 150. 178. 256. 473
— Sophie 236. 280
— Sophie Charlotte 193. 209. 226.
Kurprinz Karl Emil 151 [236
— Georg Ludwig 278. 280
Kurnatowski, Bogislaw 326
Kvacsala, Johann 55. 162

Labadie, Johannes 36. 147. 252
Lampe, Adolf 51. 104. 171
Lampe, Heinrich 104
Landgraf Karl von Hessen 369
-- Wilhelm von Hessen-Kassel 204
Lasci, Johannes 63 101. 186. 233.
Laud, Wilhelm 65 [323. 373
Lehmann, Johann 461
Lehndorf, von 103
Leibniz, Gottfried 205. 207. 208. 214. 218. 225. 239. 241. 242. 281. 300
Leiningen, Alexandrine, Fürstin 369
Lely, Peter 65
Lenfant, Jakob 127. 145
Lenôtre, Andreas 203
Leopold v. Dessau, Fürst 404
Lessing, Gotthold 193
Leszcinski, Grafen 15. 37. 94
Leszcinski, Bogislaw 37. 466
Leszcinski, Rafael IV 11
Leszcinski, Stanislaus 37. 94. 315. 396
Leszcinski, Wladislaw 94
Letellier, Michael 478
Leusden, Johannes 195
Liberda, Johann 385
Lichtscheid, Helfreich 441
Liebmann, Jobst 198
Lightfoot, Johann 69. 463
Lindholz, Christian 140
Lindscheid siehe Lichtscheid
Linger, ? General 398
Linteln, ? Baron 270
Lippold ben Chluchim 142. 198
Lith, Tido von 52
Littleson, ? 31
Loescher, Ernst 196. 293. 294
Lohelius, Johannes 7
Lommatzsch, Siegfried 420
Lopatinski, Theophilakt 444
Lorantfi, Susanna 359
Lubiewski, ? Pastor 36. 461
de Luca, ? Jesuit 353
Lüdinghausen, Friedr. von 262
Ludwig v. Anhalt, Prinz 205
Ludwig v. Nassau, Prinz 180
Lukas von Prag, Senior 3.
Lürsen, Sylvester 117
Luther, Martin 3. 101. 228. 234. 287. 289. 293. 305. 424. 445
Lütkens, Julius 243. 245. 441
Lynar, Rudolf v. 124

Mailath, Franz 362
Maimonides, Moses 191
Makowski, Jakob 45
Marco Polo 471
Mardefeld, Gustav v. 332
Markgraf Albrecht 453. 470
— Christian 132
— Ernst 131
— Friedrich 458
— Joh. Georg 131
— Karl Wilhelm 186
— Ludwig 104. 346
— Philipp Wilhelm 186
Markgräfin Dorothea 453
— Elise Sophie 104
— Katharina 132. 360
Marlborough, Johann, Herzog 269. 278. 368. 372. 374. 377. 474
Marlborough, Sarah 372
Marschall Aug. v. Biberstein 202. 397. 399. 418
Marselis, Peter 469
Martyr, Katharina 67
Martyr, Peter 67

Maucler, Emil v. 299. 339. 354
Mel, Konrad 172. 214. 479
Melac, ? Graf 307
Melanchthon, Philipp 3. 47. 101. 229
Memhard, Gregor 122. 126. 407
Menzel, Joachim 141. 467
Merian, Matthias 128
Metternich, Ernst v. 291. 293. 296.
Metternich, Reinhard v. 291 [367
Meyer, ? Subrektor 192
Michel Angelo 407
Mieg, Heinrich 467
Mill, David 478
Minwid, Stanislaus 55. 344
Molanus, Gerhard 191. 237. 243. 292
Molière, Franz 455
Montanus, Arias 196
Montclas, ? Pfalzverwüster 307
Mordaunt, Georg 390
Morus, Thomas 205
Mosheim, Lorenz v. 445. 449
Motestin, ? Pastor 305
v. d. Mühlen, Garlieb 474
Münster, ? Fürstin 473
Musculus, Andreas 49

Natzmer, Gundomar 174
Naudé, ? Professor 192. 211
Neipperg, Wilhelm, Graf 453
Nering, Arnold 106. 153. 407
Nethe, Sebastian 479
Neugebauer, ? 447
Neumeister, Erdmann 294. 295. 338
Newton, Isaak 192
Nichols, Wilhelm 71
Nicholson, Franz 75
Nitschmann, David 161. 392. 393
Nitzsch, Immanuel 339
Noël, Franz 440
Noltenius, Arnold 419

Oettingen, Alexander v. 410
Okolski, Simon 460
d'Olbreuse, Eleonore 253. 278
Olivier, ? 409
Opalinski, ? Graf 39
Opalinski, ? Gräfin 14
Opitz, ? Professor 196
Opitz, Salomon 391
Osterwald, Friedrich 252. 256. 265

Packer, Robert 463
Paget, ? Lord 367
Palffy, Johann, Graf 381
Papaj, Paritz 364
Papst Gregor XIII 204
— Julius II 50
— Klemens XI 375. 478
Paterson, Johann 58
Patkul, Reinhard v. 348
Pearson, Johann 71
Pedy, Johann 477
Pedy, Marie 477
Pelargus, Christoph 131
Pembrocke, Thomas 373
Penrick, Rudolf 479
Pfaff, Christian 288. 291
Pfalzgraf Karl III 58
— Karl Gustav 17
— Karl v. Neuburg 346
Pfalzgräfin Luise Charlotte 191
Philaret, ? Erzbischof 445
Phygellus 448
Pictet, Benedikt 252. 255. 265
Piotrowski, ? 331. 352. 353
Plumptre, Heinrich 479
Plütschau, Heinrich 160
Pococke, Johann 69
Poellnitz, Karl v. 434
Pole, Reginald 67
Polentz, Georg 101
Porst, Johann 163. 176. 470
Possart, Friedrich 441
Potocki, Theodor Graf 334
Potter, Johann 391
Potworowski, ? 98. 309
Prebendowski, Kronschatzmeister 315
Pregizer, Ulrich 53
Printzen, Ludwig v. 222. 224. 226.
245. 261. 266. 269. 284.
296. 323. 333. 424
Proenen, Christoph v. 21
Proenen, Gerhard v. 17
Prückmann, Friedrich 131
Prümers, Rodgero 475
Puttkammer 462

Queensberry, Douglas 373
Queiß, Erhard 101
Quesnel, Pasaschius 478

Rabener, Gebhard 206. 211. 217
Raby, Thomas 269. 370. 474
Radziwil, Barbara 342
Radziwil, Bogislaw 55. 104. 307. 343
Radziwil, Charlotte 55. 58. 344
Radziwil, Christoph 57
Radziwil, ? geb. Fürstin v. Dessau 218
Radziwil, Janusz 343. 345
Radziwil, Nikolai 56. 345
Ragoczi, Charlotte 369
Ragoczi, Franz I 361
Ragoczi, Franz II 362—383
Ragoczi, Georg I 359. 361. 369
Ragoczi, Georg II 13. 359
Ragoczi, Sigmund 361

Rahden, Lucius v. 157
Rajski 57
Ramsay, Karl 118
Ranke, Leopold v. 76. 146. 396
Ransleben, ? Pastor 423
Raschi, Salomon 194
Raulé, Benjamin 159. 162. 185. 199.
Raumer, Karl v. 25 [470. 476
Rawlinson, ? 273
Rebeur, ? Erzieher 430
Regel, Anna Gräfin 293
Reichel, Friedrich 282
Reichenbach, ? Kirchendirektor 425
Reichmuth, Johann 447. 449
Reimann, ? Gelehrter 196
Reinbeck, Gustav 175. 392. 425. 434.
Rekucz, Georg 347. 354 [451
Rémusat, Karl 250
Renn, Michael 33
Reuß, Eduard 69. 293
Rhode, Markus 45
Riedel, ? 388
Ries, Abraham 198
Rißelmann, Johann 50. 51. 477
Rißelmann, Konrad 477. 480
Ritschl, Albrecht 389
Robinson, Johann 269. 283. 474
Rochow, Dietrich v. 157. 424
Rodem, Wendelin v. 31
Roloff, Michael 392. 421
Rosenau siehe Klement
Ruthuen, Franz 31

Sabinus, Georg 50
Sack, Gottfried 474
Sadowski, ? Freiherr 10
Sagittarius, Christoph 140
Salmasius, Claudius 164
Salmour, ? Marquise 186
Sanden, Bernhard v. 257
Santini, ? Nuntius 328
Sapieha, Kasimir 351
Sartorius, ? Pastor 350
Saurin, Jakob 109. 173
Schade, Kaspar 149. 467
Schade, ? Rektor 33
Schein, ? Feldmarschall 480
Schiller, Friedrich 86. 216
Schleiermacher, Daniel 422 480
Schlieben, Adam v. 131
Schlüter, Andreas 106. 124. 128. 151. 203. 407
Schmettau, Heinrich 113. 133. 141. 143. 235. 425. 469
Schmettau, Wolfgang v. 454
Schmidt, ? Professor 262
Schmidtmann, Daniel 425
Schnaase, David 16
Schneider, Samuel 284
Scholtz, Christian 420
Schönaich-Carolath, ? Freiherr 51
Schonderwoert, Theodor 469
Schrodberg Jakob 191
Schumacher, Elias 451
Schwartzenberg, Adam v. 128. 132.
Schwartzmeier, Adolf 422 [424. 467
Schwerin, Otto v. 111. 127. 140. 178.
Scriver, Christian 87. 172. [424
Scultetus, Abraham 274. 472
Scultetus, Daniel 253. 472
Scultetus, David 472
Scultetus, Joachim 134. 346. 472
Seidel, August 414
Seidel, Erasmus v. 190
Selig, Moritz 51. 140. 478
Semedo, ? Jesuit 214
Sharp, Johann 73. 269
Sheldon, Gilbert 70
Simonis, Johann 52. 478
Sitkov, Christian 392. 393
Skawronska, Martha 481
Skytte, Benedikt 206. 471
Skytte, Johann 206
Smythies, Richard 79. 464
Snape, Andreas 479
Solms-Braunfels, Albrecht Graf 473
Solms-Braunfels, Ursula Gräfin 473
Sommer, ? Musiklehrer 414
Sommers, Johannes 373
Spanheim, Ezechiel v. 164. 194. 241.
Spanheim, Friedrich 78 [471
Specht, ? Superintendent 262
Spener, Jakob 147. 163. 169. 178. 182. 233. 245. 247. 252. 313. 386
Speratus, Paul 101
Sperlette, Johann 193
Spinola, Royas v. 238. 264
Spurgeon, Karl 78
Starck, Gottfried 194
Stark, ? Professor 197
Steffens, Markus 420
Steinberg, Heinrich 457
Sterky, Jeremias 245. 253. 474
Stillingfleet, Eduard 193
Storch, Ferdinand 244
Stosch, Bartholomäus 89. 296
Stosch, Christoph 134. 420
Stosch, Ferdinand 415
Strack, Hermann 203
Straßen, Christof v. 47
Strimesius, Samuel 50. 243. 260. 337.
Stripe, Sebastian 467 [479
Stüler, Peter 132
Sturm, Friedrich 149. 467
Sturm, ? Kammerger.-Präsid. 199
Suarez, Josef 471

Süßmilch, Peter 410
Schwitrigail, Großfürst 342
Szaniawski, Felician 227. 328. 351
Szegedi, Franz 358
Szelepcsenyi, Georg 358
Szembeck, Stanislaus 327. 334. 353
Szymandi, ? Professor 365

Talfy s. Pallfy
Tenison, Thomas 261. 283
Tertullian, Septimus 70. 167. 415
Tetenius, Christian 294
Theiß, Kaspar 124
Thiers, ? Priester 167
Thomas a Kempis 64
Thomasius, Christian 248
Thurneißen, Leonhard 126
Tiesenhausen, von 462
Tillotson, Johann 78. 261
Tilly, Tserclaes 47
Tököly, Emerich, Graf 362
Toland, Johann 193
Toorenenbergen, van, Professor 19
Tornau, ? Lehnssekretär 157
Torstenson, Lennart, Graf 362
Tossanus, Paul 164
Totleben, Eduard, Graf 345
Trochin, Ludwig 255. 293
Turretini, Alphons 252. 254. 285.
Twardowski, Nikolai 311 [287. 298
Tweritinof, Demetrius 480
Tyndale, Wilhelm 66

Ulitz von Lossenbach 412
Unruh, Sigmund v. 96
Ursin, Benjamin 18
Ursinus, Benjamin 99. 104. 135. 138. 141. 143. 153. 158. 188. 245. 257. 261. 281. 425
Utenhoven, Johann 233

Varennes, Jakob, Marquis 189
Vechner, Georg 282. 466
Vechner, Gerson 141. 157
Vehlen, Isabella, Gräfin 189
Veit, Benedikt 198
Veit, Isaak 199
Vetes, Ladislaus 370. 378
Viereck, Otto 226
Viëtor, ? 206
Vigilantius, ? Senior 85. 95
Villars, ? General 375
Vitringa, Campegius 44
Volckmann, Paul 44. 51. 478
Voltaire, Arouet 417
Vorstius, ? Rat 187

Wake, Wilhelm 72. 261. 283. 287. 338.
Wallenstein, Albrecht 47 [391
Walton, Bryan 68. 194. 214
Wankius, ? Prorektor 40
Wartenberg s. Kolbe
Wedel, Moritz v. 211. 215. 217. 423
Wegner, ? Professor 107
Weigel, Erhard 211
Wellington, Arthur, Herzog 374
Welz, Justinian v. 214
Wengierski, Andreas 191. 443
Wentworth s. Raby
Werenfels, Samuel 252
Westermann, ? 478
Westphal, Joachim 294
Weys, Michael 28
Whitworth, ? 332
Wiclif, Johann 4. 61
Wiedekind, Melchior 414. 421
Wilkins, ? Dr. 165
Winkler, Joseph 245. 249. 263
Winterfeld, Karl v. 469
Wolden, v., Hofmarschall 432
Wolff, Christian 175
Wolff, s. Lüdinghausen
Wolsey, Thomas 66
Wood, Anthony 75
Woodward, Josiah 80. 464
Woyde, Philipp 98
Wrangel, Gustav v. 123
Wren, Christopher 66

Zalanyi, Balthasar 364
Zarnowiec, Christoph 55
Zerotin, Karl v. 9
Ziegenbalg, Bartholomäus 160
Zinzendorf, Ludwig, Graf 161. 299.
Zoeckler, Otto 466 [386 flg.
Zollikofer, Gabriel 420
Zrinyi, Helene 362
Zrinyi, Peter 362
Zugehör, Johann 99. 105. 311
Zwingli, Ulrich 228. 243. 469. 475

Orts- und Sachverzeichnis.

Alt-Ruppin 308
Altona 295
Amsterdam 19. 60. 195. 399. 461
Annandale 465
Arnau 100
Artikel, die neununddreißig 72
Augsburger Bekenntnis 299

Bacharach 78
Badby 463
Barby 218
Baruth 397
Basel 252
Belgrad 382
Belz 11
Berlin 112. 121. 243. 255. 277. 300.
Berliner Kirchen: [344
Bethlehem 480
Charité 480
Dorotheenstadt 147
Dreifaltigkeit 166. 419. 480
franz. Dom 153. 479
franz. Hospital 480
franz. Kloster 153. 480
Friedrich Werder 147. 479
Garnison 479
Georgen 479
Gertrauden 147
Heiligegeist 436. 479
Jerusalem 479
Kloster 146. 152
Luisenstadt 439. 479
Marien 146
Nikolai 147
Parochial 153. 166. 458. 479
Petri 146. 413. 480
Sophien 480
Berliner Kirchenbauten 436
Berliner Konsistorium 424
„Berliner Reden" 390
Berthelsdorf 386
Beuthen 18
Bilice 347
Birsen 54. 347
Bordehnen 100
Brandenburg 130
Braunschweig, Kongreß in 332
Bremen 51. 89. 104. 143. 421
Breslau 229. 453
Brieg 14
Bristol 474
Britz 298
Bütow 326

Calais 380
Cambridge 65. 271. 423. 463. 479
Capharsalama 205
Cardinal College 66
Celle 253
Champrond 167
Charenton 253
Charlottenburg 203. 280. 284. 433
Charwell 61
Chester 71
China 214
Christ Church College 66. 72
Cleve 31. 399. 426. 433
Colloquium charitativum 40
Common Prayer book 259
Coppet 475
Corpus Evangelicorum 210. 288.
Cremmen 307 [293
Crossen s. Krossen

Dange 34
Danzig 14. 16. 18. 33. 117. 172. 286. 310. 370. 376. 380
Danzig, Generalsynode 329. 330.
Dessau 143. 496 [336. 349
Doberschütz 305
Dom Armenkasse 138
— Besitz 467
— Gesangbuch 137
— Kandidatenstift 140
— Kirchendirektorium 134
— Kirchhof 408
— Pastorat 140
— Umbau 408
Dordrecht 19. 82
Dresden 221. 304
Dubinki 347
Duisburg 111. 206. 419
Düven 399

Elbing 12. 29. 107
Emden 186
Emmerich 399
Eperies 357
Episkopalsystem 248
Erlau 372
Eton 66

Finspong 20
Franecker 12. 44
Frankfurt a. Main 172. 195. 200. 255
Frankfurt a. Oder 45. 107. 181. 201. 300. 344. 417. 478
Freienwalde 455
Freystadt 472
Friedrichsfelde 421. 453. 470
Fulneck 9. 386
Fünfkirchen 365

Gallipoli 381
Gebetbuch, allgemeines 73
Geldern 426
Genf 64. 252. 274. 287
Gesellschaften 79
Gespanschaft Borsod 368
— Hont 366
— Kronstadt 371
— Neograd 372
— Saros 359
— Sohl 395
— Szatmar 375
— Unterweißenburg 364
Glogau 453
Gnesen 334
Göhrde 284
Gröningen 12
Gros-bois 380
Groß-Friedrichsburg 160. 469
Groß-Hennersdorf 386
Groß-Lichterfelde 476
Guben 213
Guinea 214
Gutten 307

Haag 100. 173. 371. 374. 398
Haff, kurisches 34
Halberstadt 414
Halle 151. 300. 386. 464. 479
Hamburg 19. 89. 195. 294. 472. 474
Hannover 236. 241. 285. 292
Havelberg 185
Heddernheim 195
Heidelberg 12. 199. 291. 472. 478
Heidelberger Katechismus 138. 177. 179. 291. 329. 432
Heiligelinde 370.
Helmstedt 236. 478. 479
Herborn 12
Herford 300
Herrnhut 299. 386. 388
Herstall 452
Hochzeit 21
Hrodlo, Union von 342
Hull 380

Jena 229
Insterburg 462
Invariata 299
Joachimsthaler Gymnasium 141.
Jungferndorf 100 [156. 341

Kai-feng-fu 471
Karthago 70
Kassel 61. 292. 469
Keidany 345. 350
Kevelaer 426
Kidderminster 64
Kijew 480
Kirchendirektorium, reform. 425
Klostergrab 7
Kokenhusen 481
Kolberg 422. 478
Köln 195. 369
Königsberg 30. 98. 100. 116. 172. 202. 286. 344. 347. 376. 418. 451. 478
Königsberg (Neumark) 52
Königsberg, reform. Adlige in 466
Königslutter 240
Kopenhagen 299
Koepenik 162. 419
Kopyl 347
Kopys 347
Koydanow 347
Krossen 19. 300
Kunewald 4
Kurland 350
Kurmärkisches Kirchengesetz 424
Küstrin 414. 421

Lampsacus 315
Landskron 386
Lauenburg 326
Lausanne 253
Lehnin 307
Leiden 82. 415. 478
Leipzig 297
Leitomischl 3. 386
Lemberg 376. 480
Liebenberg 415
Liegnitz 143
Lietzenburg 203
Lindow 52. 307
Lingen 426
Lissa 11. 37. 90. 143. 202. 309. 315. Loccum 237 [317. 359. 392. 466
London 61. 65. 76. 201. 257. 372. Lübben 397 [415. 463. 474
Lübeck 89
Luck 94
Lüdersdorf 308
Lützen 133

Magdeburg 85. 229. 245. 255. 460
Magdeburger Recht 91
Majestätsbrief 6
Malchow 163. 234. 470
Malplaquet 375
Marburg 419
Marienburg 21
Maros-Vasarhely 367
Meaux 238
Memel 30. 97. 312. 461
Memel, ref. Ausländer in 461
Merton College 65
Metz 144
Middelburg 470
Minden-Ravensberg 426
Mission, äußere 70. 160. 213
Mission, innere 79. 151
Missouri 229
Mitau 36. 479
Mollwitz 453. 454
Mömpelgard 353
Mons pietatis 155
Mörs 426
Moskau 444. 469. 479. 480
Müggenhahl 22
Mühlberg 6
Munkacs 362
Münster 335
Murom 480
Muranyer Bund 362
Mutterstrantz 21

Nachod 4
Nagy-Enged 364
Nantes, Edikt von 59. 241
Narwa 56. 347
Nassenhuben 17. 21
Neiße 453
Neuenburg 252. 256. 374
Neuendorf 307
Neuenhuben 21
Neugarten 16
Neusohl 395
Neustadt-Eberswalde 307
Neutra 372
Nowogrodek 346
Nürnberg 26. 205. 244

Oenod 368
Oliva 29. 333. 377
Oranienburg 150. 211. 307
Orbis pictus 26
Orden de la générosité 398
— des Hosenbands 196
— des Schwarzen Adlers 196
Ossaco 454
Ostrorog 15
Oxford 61. 143. 165. 194. 313. 390. 423. 463. 478

Pankow 203
Paris 12. 164. 241. 327
Paris, Synode zu 180
Passarowitz 382
Patak siehe Saros-Patak
Patras 191
Petersburg 57. 125. 332. 448. 481
Podlachien 346
Poltawa 319. 348. 375
Pomerellen 14
Posen 95. 475. 480
Potsdam 151. 168. 300. 310. 433. 450
Potsdam'sche Quintessenz 457
Preston 281
Preßburg 402
Przygodzice 316

Quedlinburg 447

Ragoczy-Marsch 363
Ragosto 382
Reform. Inspektionsordnung 427
Regensburg 210. 293. 295
Regensburger Reichstag 289
Rheims 257
Rheinsberg 419. 450
Rjäsan 444
Riga 57
Rinteln 469. 479
Ritterbund, Geheimer 451
Rixdorf 385
Rom 64. 191
Rosenau 371
Rosenfeld siehe Friedrichsfelde
Rotterdam 97. 372. 476
Rudowken 307
Ruppin 307
Ryswicker Friede 162. 240
Ryswicker Klausel 240

Samogitien 346
Sarepta 387
Saros-Patak 13. 359
Saumur 12
Schemnitz 366
Schmargendorf 307
Schoenhausen 163. 203
Schulzendorf 308
Schwedt 186. 300
Sebastopol 345
Sendomir 15
Sendomirer Vergleich 231. 282. 299. [337. 393
Senftenberg 4
Sheldonian Rundbau 74. 76
Shellingford 463

Simultankirchen 436
Soest 189
Sonnenburg 470
Spandau 185. 400. 421. 472
Spoleto 67
Stargard 414
Stendal 87
Stettin 19. 111. 122. 339. 421. 478
Stockholm 333. 474
Stolp 422
Stralsund 389
Straßburg 14. 100. 206
Szetschin 372
Sziget 362

Tangermünde 471
Tauerlacken 33
Tecklenburg 426
Territorialsystem 248
St. Thomas 392
Thorner Blutbad 333
Thorner Generalsynode 324
Thorner Religionsgespräch 40. 243. [282. 310. 478
Tilsit 36. 420
Tockay 378
Transwilna 346
Trautenau 10
Trentschin 369
Trident, Konzil zu 204
Tschernigow 445
Tübingen 53. 287. 389. 448. 479
Turin 186
Twer 444
Tyrnau 367

Uniaten 326
Upita 56
Upsala 206
Utrecht 36. 82. 415. 478
Utrechter Friede 279. 378

Valenciennes 51
Variata 299
Venedig 196

Waldau 100
Waldheim 385
Warschau 328. 331. 423
Warschau, Vertrag von 351
Wehlau, Vertrag von 103. 310. 335
Weimar 229
Weißenburg 372
Weißensee 163
Weißrußland 346
Wien 223. 367. 372
Wienerisch-Neustadt 238
Wilna 57. 342. 346. 351
Wilnaer Konföderation 325
Wittenberg 3. 229. 289
Wittenberger Konkordie 3
Wolfenbüttel 212. 284. 478
Worcester 192

Yealing 77

Zabludow 347
Zauchenthal 384
Zehlendorf 307
Zeitung (Spener) 457
— (Voß) 457
Zerbst 52
Ziebendorf 466
Zieten 421
Zoppot 29
Züllichau 323
Zülsdorf 307
Zürich 475
Zweibrücken 396

Erwähnte Schriften Jablonskis.

Seite

Betrachtungen von dem göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift . . 181
Biblia hebraica 1699 194
Das betrübte Thorn 333
Denkschriften und Gutachten:
a) Kurze Vorstellung der Einigkeit und des Unterschiedes im Glauben bei den Protestierenden 235
b) De decreto absoluto 242
c) Jetzige Bewandtnis der Kirchen-Friedenshandlung 244
d) Über evangelische Kirchendisziplin 267
e) Gutachten über Bonnets Denkschrift an den König wegen der englischen Liturgie 273
f) Entwurf inbetreff Einführung des Bischofamtes 276
g) Unvorgreifl. Gedanken von der Union 281
h) de successione ordinis episcopalis 391
Epistola apologetica 339
Historia consensus Sendomiriensis 337
Historia slavonica 442
Jura et libertates dissidentium 319
Libellus supplex 329
Predigten:
a) Christliche Predigten 1—8 Zehend 169
b) Königsberger Abzugspredigt 115
c) Berliner Anzugspredigt 114
d) Huldigungspredigt bei der Thronbesteigung Friedrich d. Gr. 450
e) Festpredigt nach dem Sieg bei Mollwitz 452
f) Rede bei der Beerdigung von Marie Kornmesser 476
Prodromus 354
Übersetzungen:
a) Bericht von dem Ursprung der „Gesellschaften“ 80
b) Bentleys Torheit des Atheismus 192
c) Predigt von Beveridge 77. 464
Wider Jaworski 444

B:99